DAS SPIEL UM DEUTSCHLAND

FRITZ HESSE

DAS SPIEL UM DEUTSCHLAND

DAS SPIEL UM DEUTSCHLAND

FRITZ HESSE

DAS SPIEL UM DEUTSCHLAND

PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN

(1953)

Umschlag- und Einbandzeichnung von Professor H. Hussmann

Alle Rechte vorbehalten · Copyright 1953 by Paul List Verlag München.
Printed in Germany · Schrift: Garamond Antiqua · Satz und Druck: E. C. Baumann KG., Kulmbach · Bindearbeit: G. Gebhardt, Ansbach.

INHALT

Vorwort 7

I. Zur Einführung 11

II. Ribbentrop in England 31

III. München und Prag 108

IV. Der letzte Versuch 163

V. Polenfeldzug und Malaise de Guerre . . 219

VI. Hitler und das englische Problem . . . 248

VII. Wie Hitler den Krieg gegen Rußland verlor . 278

VIII. 20. Juli 1944 330

IX. Das Ende 373

Anmerkungen 432

Register 440

VORWORT

Die bisherige Memoirenliteratur über die jüngste Vergangenheit zeichnet sich entweder durch einseitige Schwarz-Weiß-Malerei oder durch Selbstverteidigung aus. Das gilt insbesondere für alles, was auf dem Gebiete der Außenpolitik dargelegt worden ist. Es fehlt hier vor allem an Werken, die einen Einblick in die Motive Hitlers oder Ribbentrops gewähren. Auch das, was das Ausland hierüber bisher geschrieben hat, ist einseitig, ja verfälschend, und wird den deutschen Gesichtspunkten nicht gerecht. Insbesondere haben die Nürnberger Verfahren völlig irreführende und sachlich unrichtige Darstellungen aufkommen lassen, die es vermeiden, die richtigen Zusammenhänge aufzuzeigen und damit eine plausible Erklärung für die Geschehnisse zu geben. Das Publikum hat mit Recht derartige Memoiren satt.

Ich habe mich deshalb bemüht, in dieser Zeitbetrachtung den Versuch einer Darstellung zu machen, die möglichst objektiv an die Tatsachen herangeht, sich der Schwarz-Weiß-Malerei enthält, dem Standpunkt beider Seiten gerecht zu werden versucht und die vor allem die Sequenz der Ereignisse wiederherstellt. Hierzu ist zumindest erforderlich, daß man die wichtigsten Zusammenhänge kennt, also insbesondere auch die Geheimberichte, die Hitler zum Handeln veranlaßt haben. Diese Geheimberichte sind fast ausnahmslos verlorengegangen; Hitler hat den größten Teil dieser Dokumente vor seinem Ende durch seinen Adjutanten Schaub in der Reichskanzlei in Berlin vernichten lassen. Die vom Gegner publizierten Akten des Auswärtigen Amtes sind für die hier aufgeworfene Frage kein Ersatz. Sie belegen in der Hauptsache seine Ansichten, die von den deutschen Diplomaten korrekt wiedergegeben worden sind. Sie besagen aber nichts darüber, wie sie von Hitler aufgenommen wurden und welche Reaktion sie bei ihm ausgelöst haben.

Es liegt auf der Hand, daß hier eine sehr wesentliche Lücke für die Geschichtsschreibung gegeben ist. Da Hitler, anders als Napoleon, keine Memoiren hinterlassen hat, wird sich ein völlig korrektes Bild seiner Motive, das so wichtig für die Erkenntnis seiner Fehler wäre, wohl kaum jemals gewinnen lassen.

Ein eigentümliches Lebensschicksal hat es gefügt, daß ich wenigstens für einen sehr wichtigen Sektor, den der englisch-deutschen

Beziehungen und einige der wichtigsten Kriegsentscheidungen Hitlers, in der Lage bin, einen Teil dieses fehlenden Materials durch meine eigenen Beobachtungen zu ersetzen.

Nachdem ich als Chefredakteur der Telegraphen-Union und des DNB wichtige innen- und außenpolitische Erfahrungen habe machen können, war ich von 1935 bis 1939 DNB-Vertreter und Pressebeirat in London und von 1939 bis 1945 als Vortragender Legationsrat und England-Spezialist im Hauptquartier tätig. In dieser Eigenschaft habe ich eine Fülle geheimen Materials zu Gesicht bekommen, vorgetragen, verarbeitet und beurteilen müssen. Das Schema „Aktion, Reaktion, Gegenreaktion" usw. habe ich also auf dem Gebiet der englisch-deutschen Beziehungen laufend festzustellen gehabt. Die mir gemachten Mitteilungen stammen entweder aus dem Munde Ribbentrops selbst, aus dem des Botschafters Hewel (Ribbentrops ständigem Vertreter bei Hitler) oder von Staatssekretären des Auswärtigen Amtes, von Generälen und anderen hohen Beamten und Offizieren. Ich selbst habe in die Ereignisse vor München, die Vorgänge beim Kriegsausbruch, das Ausstrecken der Friedensfühler während des Krieges und die Übergabeverhandlungen bei Ende des Krieges handelnd eingegriffen.

In den nachfolgenden Aufzeichnungen habe ich eine Reihe von Unterredungen in direkter Rede wiedergegeben. Ich hoffe, daß meine Darstellung der Wahrheit damit so nahe als möglich kommt. Ein völlig exaktes Bild würden naturgemäß nur Tonbandaufnahmen der betreffenden Unterredungen zu geben vermögen. Als Journalist bin ich Jahre hindurch jedoch gewöhnt gewesen, Berichte über wichtige Unterredungen, Interviews und sonstige Geschehnisse schriftlich niederzulegen, ohne dabei das wörtliche Stenogramm des gesamten Vorganges wiederzugeben. Diese Berichte sind in ganz Deutschland, ja in der ganzen Welt veröffentlicht worden, weil sie einen zutreffenden Ausschnitt des Wesentlichen boten. Dies bitte ich auch für die hier in direkter Rede wiedergegebenen Äußerungen in Anspruch nehmen zu dürfen. Nur dort, wo ich keine Unterlagen mehr besaß, habe ich Unterredungen in indirekter Rede wiedergegeben.

Und noch ein Wort der Warnung: Ich habe in dem Buch eine Reihe von Fehlern, die Hitler gemacht hat, geschildert. Der „kleine Moritz", der ja wohl vielleicht nie ausstirbt, könnte nun vielleicht meinen, daß, wenn diese Fehler nicht gemacht worden wären, Hitler dann den Krieg gewonnen hätte. Von einer so primitiven Auffassung möchte ich auf das dringendste abraten. Historiker und Memoirenschreiber können, ja sollen immer wie-

der feststellen: Hier wurde der Fehler gemacht, der zur Katastrophe führte. Ob nun aber, wenn der Fehler vermieden worden wäre, die Geschichte einen anderen Verlauf genommen hätte, das vermag der Schriftsteller nicht zu sagen. Es hätte sein können — gewiß; sicher ist wohl aber, daß der Verlierende, wenn er die genannten Fehler nicht gemacht hätte, dann eben infolge anderer Fehler gescheitert wäre. Beides ist aber im Grunde genommen müßige Spekulation, nicht mehr Geschichtsschreibung. In beiden Fällen verläßt der Urteilende den sicheren Boden unter den Füßen, der allein zu einem gesunden Urteil zu führen vermag.

Ferner möchte ich endlich auch vor der Auffassung warnen, die ich mich nicht etwa bemüht habe, besonders zu widerlegen: daß das Eingreifen der Opposition am 20. Juli 1944 eine Verständigung zwischen Hitler und Stalin verhindert hat. Nach allen vorliegenden Daten muß man annehmen, daß es eine solche Verständigung nie gegeben haben würde. Auch ohne die von mir geschilderten Vorgänge wäre Hitler wohl kaum auf ein russisches Angebot, zu verhandeln, eingegangen, wie das spätere Ereignisse beweisen.

Ich habe mich bemüht, die Wahrheit zu schreiben und neue Gesichtspunkte zu erschließen, und ich bin sicher, daß ich in den Hauptlinien der geschichtlichen Wahrheit näher gekommen bin, als dies in den bisherigen häufig unfreiwillig tendenziösen Darstellungen der Fall war.

Ein Teil meiner Berichte ist in den gegnerischen Publikationen veröffentlicht worden, und zwar sowohl von russischer wie von englisch-amerikanischer Seite. Die englisch-amerikanische Presse und Zeitschriftenliteratur hat meine Berichte als zuverlässige Berichterstattung bezeichnet. Ich glaube daher, ein von dem bisherigen in wesentlichen Punkten abweichendes korrektes Bild wichtiger Vorgänge für die Zeit von 1933 bis 1945 geben zu können.

Fritz Hesse

I. Kapitel

ZUR EINFÜHRUNG

Als Hitler die Macht in Deutschland übernahm, war die außenpolitische Lage des Deutschen Reiches keineswegs so glänzend, wie das die Kritiker Hitlers jetzt nachträglich hinstellen wollen. Richtig ist, daß es in diesem geschichtlichen Augenblick gelungen war, dem Gedanken der friedlichen Revision des Versailler Vertrags im Ausland Gehör zu verschaffen. Brüning, Papen und Schleicher hatten die Reparationszahlungen beseitigt. Auf der Genfer Abrüstungskonferenz waren Zusagen gegeben worden, die Deutschland in der Frage der Rüstung die Gleichberechtigung zugestanden. Aber in vielen anderen Punkten bestand der Versailler Vertrag nach wie vor fort. In der österreichischen Frage hatte Brüning eine eklatante Niederlage erlitten; der Schutz der deutschen Minderheiten in Polen und in der Tschechoslowakei war alles andere als gesichert, die Rückgabe der Kolonien und der verlorengegangenen deutschen Gebiete war nicht einmal in Aussicht genommen. Wenn man also das Gesamtprogramm einer Revision der Versailler Bestimmungen überblickt, so war gewiß im Augenblick der Regierungsübernahme durch Hitler ganz zweifellos noch ungeheuer viel zu leisten, um so mehr als der Grundsatz der friedlichen Revision lediglich von den Angelsachsen angenommen worden war, während Frankreich und seine Bundesgenossen auf das schärfste jeder derartigen Aktion entgegenstanden.

Allein in den Beziehungen zu Sowjet-Rußland hatte sich eine Art neutralisierenden Wohlwollens entwickelt. Die Wirtschaftsbeziehungen zwischen den beiden Ländern waren ausgezeichnet, und im übrigen waren die Geheimabkommen der Reichswehr mit den sowjetischen Militärstellen eine gewisse Gewähr dafür, daß Deutschland und Rußland sich nicht feindlich gegenüberstehen würden. Ich zögere aber, dieses Verhältnis als ein positives anzusprechen. Es ist sehr die Frage, ob sich die Sowjets im Falle einer kriegerischen Verwicklung auf die deutsche Seite geschlagen oder auch nur für eine deutsche Verteidigung positive Beiträge geleistet haben würden.

Völlig negativ muß man die damalige Stellung Deutschlands im

europäischen Bündnissystem bewerten: Die Weimarer Republik war gänzlich vereinsamt. Weder Frankreich noch England dachten auch nur im entferntesten daran, sich mit dem besiegten Deutschland zu verbünden. Italien fühlte sich Deutschland durch nichts verpflichtet. Die Balkanländer waren Mitglieder des französischen, gegen Deutschland gerichteten Sicherheitssystems. Die kleinen Neutralen blieben samt und sonders lediglich auf die Wahrung ihrer eigenen Interessen bedacht und suchten alle woanders Anlehnung als ausgerechnet in Berlin. Weder die Schweiz noch Holland noch Belgien noch die skandinavischen Staaten konnten als besonders deutschfreundlich bezeichnet werden. Auch in Schweden herrschte Deutschland gegenüber eine laue Stimmung, die ganz etwas anderes war als die offene Deutsch-Freundlichkeit, die Schweden noch im Weltkriege uns gegenüber bekundet hatte.

Das alles ist durchaus verständlich, wenn man sich klarmacht, daß Deutschland im europäischen Raume ja keine Macht mehr darstellte. Die kleine Reichswehr, deren Bedeutung im Auslande bei weitem unterschätzt wurde (erst später ist man dazu übergegangen, die Möglichkeiten zu erkennen, welche die Reichswehr in wehrpolitischer Hinsicht bot, um sie dann heute überzubewerten), die wirtschaftliche Schwäche Deutschlands, das alles trug dazu bei, daß wir uns einer geschlossenen Front der Großmächte allein gegenübersahen.

Auch die Vereinigten Staaten machten bei dieser neutralen, abwartenden Haltung Deutschland gegenüber keine Ausnahme, nachdem die weitgehend deutsch-freundliche Republikanische Partei in den Vereinigten Staaten durch die traditionell deutschfeindliche Demokratische Partei mit dem Präsidenten Roosevelt an der Spitze in der Macht abgelöst worden war.

Angesichts dieser Lage beruhten alle Erfolge der deutschen Außenpolitik vor Hitler auf einem klugen Ausnutzen der jeweils in der internationalen Diplomatie oder im Völkerbund gegebenen Zwistigkeiten der anderen. Deutschland konnte immer nur dann den Versuch machen, Vorteile für sich zu erringen, wenn eine andere Macht bereit war, auf die deutsche Linie einzuschwenken, weil sie im eigenen Interesse Dinge durchzusetzen versuchte, die sie für richtig hielt.

Ich muß dies besonders hervorheben, weil im Ausland vielfach der Eindruck geherrscht hat, als ob dies für die englische Politik gegenüber Deutschland in jener Zeit nicht zutrifft. Es besteht natürlich kein Zweifel darüber, daß es insbesondere die englische Politik gewesen ist, der die Weimarer Republik im wesentlichen

ihre außenpolitischen Erfolge zu verdanken hatte. Wenn man sich aber die Motive für das englische Verhalten an Hand der gehaltenen Reden und Zeitungsartikel der damaligen Zeit rückblickend klarzumachen versucht, so ist eindeutig zu erkennen, daß es nicht auf eine Deutsch-Freundlichkeit zurückzuführen war, sondern auf gewisse Grundsätze der englischen Politik, die England in seinem eigenen Interesse zu vertreten für richtig hielt. Klafften die deutschen und die englischen Ansichten auseinander, so wurde das Ausmaß dessen, was Deutschland zu erreichen vermochte, durch den Umfang des englischen Entgegenkommens begrenzt. Das Reich konnte immer nur insoweit Erfolge erreichen, als sie auch im englischen Interesse gelegen waren, darüber hinaus ist dies Deutschland nicht ein einziges Mal möglich gewesen. Wo aber ein englisches Interesse fehlte, wie z. B. in der Minderheitenfrage oder in den Fragen der französischen Ostverträge, stand die Außenpolitik der Weimarer Republik immer wieder vor einem unüberwindlichen Hindernis; wenn die Engländer nicht mitspielten, hatte die Weimarer Republik nichts zu gewinnen.

Trotz allem ist die Bedeutung der englischen Politik in der Weimarer Zeit für Deutschland nicht hoch genug einzuschätzen. Die Engländer wünschten die Erhaltung des Friedens in Europa. Daher war ihre Politik gegen jede kriegerische und aggressive Handlung anderer Mächte gerichtet. Und damit hielten sie die Franzosen und ihre Verbündeten gegenüber Deutschland im Zaum, die mehr als einmal sich über diese englische Politik hinwegzusetzen versuchten, wie z. B. im Ruhreinfall.

Die Engländer waren ferner bestrebt, Deutschland in die europäische Gemeinschaft zurückzuführen, d. h. sie waren gegen den sinnlosen, unpsychologischen, schwer verletzenden Ausschluß Deutschlands aus dem Völkerbund; sie wünschten, daß dieser Zustand möglichst bald beendet würde. Sie sahen klugerweise ein, daß jede Kooperation besser war als irgendein Zwang. Sie wünschten des weiteren die Gleichberechtigung Deutschlands auf einer ganzen Reihe von Gebieten, womit sie sich bewußt in Gegensatz zur französischen Politik setzten, die diese möglichst lange hinauszuschieben oder gar völlig zu verhindern suchte.

Es waren auch die Engländer, die bereits frühzeitig als einziges europäisches Land sich gegen die diskriminierenden Bestimmungen des Versailler Vertrags in der Bewaffnungsfrage wandten, weil sie sich dessen bewußt waren, daß kein stolzes Volk derartig demütigende Bestimmungen auf die Dauer hinnehmen würde.

Es waren endlich die Engländer, die, wenn auch unter amerikanischem Einfluß, die Beendigung der Reparationen wünschten,

weil sie als erste erkannten, daß die Reparationen den europäischen und den Weltmarkt zerrütteten und damit mehr schadeten als nützten. John Maynard Keynes, Sir Josiah Stamp und Gilbert Layton können als die Vorkämpfer der wirtschaftlichen Vernunft auf diesem Gebiete angesprochen werden.

Auch in der Kriegsschuldfrage sind es englische und amerikanische Staatsmänner und Publizisten gewesen, die mutig in dieser Frage ein offenes Wort riskierten und den Anlaß dazu gaben, daß auch seitens der Alliierten die Archive geöffnet wurden, so daß allmählich ein objektives Bild über die Ursachen des Kriegsausbruchs von 1914 in der Welt entstand.[1])

England hat also lange vor Hitler eine Art Befriedungspolitik betrieben, eine Politik, die aber hundertprozentig im englischen Interesse lag und deren Zweckmäßigkeit niemand bestreiten kann, der sich in die englischen Probleme vertieft hat.

Als Hitler an die Macht kam, wurde jedoch mit einem Schlage das geschilderte System der Außenpolitik der Weimarer Republik völlig umgeworfen.

Hitlers Machtergreifung bedeutete zunächst, und zwar eindeutig, die völlige Unterbrechung der deutschen Beziehungen mit Sowjet-Rußland. Die Tatsache, daß Hitler den Kampf gegen den Bolschewismus auf seine Fahne schrieb, hatte außenpolitische Folgen. Die Abberufung der deutschen Wehrmission in Moskau, die Hitler sehr bald nach seiner Machtübernahme verfügte, zerschnitt sofort das Band, das jahrelang die wohlwollende Neutralität der Sowjets für Deutschland gesichert hatte.

Noch schlimmer wirkte sich aber Hitlers neue Politik — weil er ja von vornherein in seinen vielen Wahlreden verkündet hatte, daß er die Fesseln des Versailler Vertrages notfalls mit Gewalt abstreifen werde — auf das Verhältnis zu England aus. Sie bedeutete einen Schlag in das Gesicht derjenigen englischen Politik, die jede Unruhe in Europa verhindern und alles auf die Bahn des allmählichen Ausgleichs lenken wollte.

Wenn Hitler, aus einer völligen Verkennung der englischen Mentalität und aus einer merkwürdigen Haßliebe gegen die Engländer heraus, sich dieser Dinge nicht bewußt war, so lag das daran, daß er von einem ideologischen Irrglauben beherrscht war. Er glaubte an die ideelle Gemeinschaft der germanischen Völker gleicher Rasse und meinte, daß dieses ideologische Band stark genug sein würde, um Deutschland und England zu verbünden. Außerdem war er gewillt, eine englandfreundliche Politik zu treiben, wenn auch eine solche nach eigenem Ermessen. Er wollte nicht

mehr von England „gegängelt" sein. Der Ausdruck, daß die Engländer sich Deutschland gegenüber wie eine alte Tante gegenüber einem ungezogenen Neffen betrügen, den Hitler so häufig mit Bezug auf das deutsch-englische Verhältnis gebraucht hat, stammt bereits aus der Zeit vor seiner Machtergreifung. Er glaubte, daß er durchaus seine eigenständige Politik treiben könne, wenn die Engländer nur grundsätzlich davon zu überzeugen sein würden, daß er gegen sie nichts im Schilde führe. Es galt für ihn daher, wie er das selbst in meiner Gegenwart ausgesprochen hat, die „Fehler der Bismarckschen und der kaiserlichen Politik zu vermeiden". Das war der Grund, warum Hitler in der Flottenfrage kurz trat (er gab Tirpitz die Hauptschuld an der Verschlechterung des deutsch-englischen Verhältnisses und am Weltkriegsausbruch) und warum er auf Kolonien verzichtete; dies konnte die Engländer seiner Ansicht nach nur irritieren. Ebenso hielt Hitler nichts von der Förderung des Welthandels. Er glaubte, durch eine Einteilung der Welt in wirtschaftliche Interessensphären: „England — die ganze Welt, Deutschland dafür den gesamten europäischen Osten", den Schlüssel für eine Vermeidung des deutsch-englischen Wettkampfes auf wirtschaftlichem Gebiet gefunden zu haben. Gerade für diese Politik glaubte er die Engländer gewinnen und dafür die freie Hand im Osten eintauschen zu können. Weil die Engländer in ihrem Widerstand gegen die Hitlersche Politik lange nicht bis zur letzten Konsequenz gingen, glaubte er auf ein stillschweigendes Einverständnis schließen zu können. So verfiel er in den tragischen Irrtum, der ihn nach Vollendung der Revision des Versailler Vertrags veranlaßte, die Ostfragen anzupacken . . .

Um Hitler zu verstehen, muß man sich darüber klar sein, daß er seinem ganzen Wesen nach durchdrungen war von den Anschauungen und Erfahrungen, die er in seiner Jugend in Wien gesammelt hatte. Aus seinen ersten Reden läßt sich eindeutig nachweisen, daß er sich mehr als einmal auf das schärfste gegen das Preußentum wandte, während er später vermied, das zu tun. Er konnte sich aber mit den preußischen Traditionen niemals befreunden, da er sie für spießig und ärmlich hielt. Dagegen bewunderte er die habsburgische Politik. Metternich erschien ihm als der größte aller Staatsmänner, die es in Deutschland gegeben habe. Die Tatsache, daß Bismarck nach 1870 Österreich hatte bestehen lassen und nicht sämtliche Deutschen in einem Reiche vereinigte, hielt er für den größten Fehler der deutschen Geschichte. Diese Ansichten, die er in internem Kreise äußerte, zeigen, wie wenig er in den großdeutschen Ideen seiner Jugendzeit festhielt. Sein Judenhaß entsprach gewissen Erlebnissen, die er in Wien gehabt hatte. In

Deutschland und insbesondere in Preußen hat es hingegen bekanntlich niemals eine anti-semitische Partei von Bedeutung gegeben.

Ebenso waren seine Vorstellungen von der Bedeutung eines Staatsoberhauptes, von den Funktionen der Beamten, der Bedeutung der Polizei und vieles andere typisch österreichisch-habsburgisch und nicht deutsch.

Die eigentümlich schwierige und zugleich vorteilhafte Lage, in der sich das Bismarcksche Deutsche Reich befand, hat Hitler daher niemals verstanden. Als Österreicher sah er die Slawen mit ihren „zersetzenden" Tendenzen als die Erzfeinde der Germanen an. Bismarck hingegen ist bekanntlich der Auffassung gewesen, daß die Freundschaft mit Rußland eines der Axiome der deutschen Politik sein müsse. Er war der Ansicht, daß die Mischung zwischen Deutschen und Slawen äußerst gesund sei und die Intelligenz fördere, wie ja Bismarck überhaupt Mischehen nicht abgeneigt war und auch solchen zwischen Juden und Christen durchaus positiv gegenüberstand.

Hitler dagegen hatte, wohl aus der Konzeption des Kampfes der Nationalitäten im zerfallenden Habsburgerreich heraus, den Abscheu vor Mischehen übernommen und betonte aus diesem merkwürdigen Grunde das Nationale sehr viel stärker, als dies in Deutschland üblich war. Während Bismarck also keinerlei Vorurteile gegenüber dem gesamten Osten hatte, war Hitler mit ihnen sozusagen bis zum Rand gefüllt. Sein merkwürdiges Verhalten bei verschiedenen späteren Gelegenheiten, ja, insbesondere auch die Anschauung, daß Lug und Trug gegenüber fremden Völkern erlaubt wäre, läßt sich nur aus dieser überhitzten Sphäre des Nationalitätenkampfes im Spät-Österreich heraus erklären.

Aber auch seine Arbeitsweise wich von der bisher üblichen ab. Während außenpolitische Entscheidungen zur Zeit der Weimarer Republik im wesentlichen vom Außenminister getroffen wurden, der diese Entscheidungen, wenn sie grundsätzlicher Art waren, dem Kabinett vorlegte, gab es bei Hitler bald keinerlei Kabinettssitzungen über Außenpolitik mehr. An den Kabinettssitzungen der Weimarer Republik nahmen die höheren Beamten des Auswärtigen Amtes teil, wenn es sich um ihr Ressort betreffende Fragen handelte. Bei Hitler ist dies niemals vorgekommen. Er lehnte es grundsätzlich ab, Beamte des Auswärtigen Amtes zu empfangen. Wenn es gelegentlich doch geschah, so war das eine ganz besondere Auszeichnung oder diente lediglich dem Zweck, sein Mißtrauen zu erschüttern, das er stets gegen den hergebrachten diplo-

matischen Dienst hatte. Dies mißlang jedoch meistens. Während unter Neurath wenigstens noch der Versuch gemacht wurde, die herkömmlichen Formen für außenpolitische Entscheidungen zu wahren, verschwanden sie unter Ribbentrop vollständig. Hitler fällte alle außenpolitischen Entscheidungen lediglich auf Vortrag von Ribbentrop hin, der hierzu bestellte Unterlagen mitzuliefern hatte. Das geschah aber keineswegs regelmäßig, sondern völlig willkürlich, ohne daß man sagen könnte, daß ein bestimmtes Schema hierbei gewahrt worden wäre. Je nach Laune wurde Ribbentrop zur Behandlung irgendwelcher belangloser Protokollfragen befohlen oder bei der Entscheidung wichtigster Fragen glatt übergangen; er erhielt sie einfach mitgeteilt und hatte sie dann nachträglich auszuführen.

Hitler unterrichtete sich im wesentlichen aus den Pressetelegrammen des DNB. Diese wurden für ihn verhältnismäßig sachlich auf knappste Form zurechtgemacht. Das genügte zu seiner Unterrichtung. Zusätzliche Berichte der Botschafter kamen meist zu spät, um Bedeutung zu erlangen, oder wurden dann nur inhaltlich vorgetragen, so daß sie also nicht im einzelnen studiert und gelesen wurden. Berichte von Botschaftern, die seitenlang mit Marginalien versehen waren, wie das bei Kaiser Wilhelm II. der Fall war, hat es bei Hitler nie gegeben. Das einzige, was allenfalls existierte, war eine Bemerkung des vortragenden Beamten zu Berichten, wie z. B. „Interessiert den Führer nicht" — oder „der Führer bemerkte hierzu folgenden Satz". Ich habe selbst Hunderte derartiger Vorlagen mit dem „Hemdchen" (dem beigefügten Blatt) in meinem Besitz gehabt, auf das die Personen, die Hitler die Angelegenheit vorgetragen hatten, dessen häufig treffende, häufig aber auch völlig unsachliche, doch immer knappe Bemerkungen verzeichnet hatten. Es fehlte also bei ihm das sorgfältige, sachliche Studium, das man benötigt, um einen außenpolitischen Komplex zu verstehen. Er glaubte aus dem Handgelenk heraus entscheiden zu können. Gründlichere Ausführungen langweilten ihn, Widerspruch konnte er nicht vertragen. Er thronte wie Jupiter auf einem imaginären Thron, von dem aus er Blitz und Donner in die Wolken versandte, die seiner Phantasie entsprungen waren und die ihm die Erde meistens verhüllten.

Begreiflicherweise hat diese Arbeitsweise dazu geführt, daß Hitler lediglich in den Gesprächen mit Ribbentrop nähere Begründungen für seine Weisungen gab. Allein aus der Rekonstruktion dieser Gespräche, denen meist Ribbentrops Verbindungsmann, der Botschafter Hewel, beiwohnte, ist es möglich, festzustellen, was er eigentlich wollte und was er für Vorstellungen hatte.

Allerdings hatte diese Arbeitsweise auch einen „Vorteil". Es konnte eben passieren, daß Hitler ganz plötzlich große und entscheidende Entschlüsse faßte — wie ein Blitz aus heiterem Himmel —, auf die niemand, insbesondere nicht die Beamten des Auswärtigen Amtes oder der Außenminister, vorbereitet waren. Das erklärt, warum viele Weisungen Hitlers etwas derartig Beunruhigendes und Irrationales hatten und warum diese Arbeitsweise schließlich zu katastrophalen Ergebnissen führte: Sie bedeutete, daß der Fachmann völlig ausgeschaltet und durch die jeweilige Laune und Stimmung des Führers ersetzt war. Die Gründe, warum die Ein-Mann-Diktatur als die schlimmste aller Regierungsformen anzusehen ist, würden sich meiner Überzeugung nach allein schon dann gewinnen lassen, wenn es gelänge, den wahren Vorgang bei gewissen außenpolitischen Entscheidungen Hitlers im einzelnen wieder aufzudecken. Leider dürften aber wohl die meisten seiner persönlichen Akten verlorengegangen sein, während seine persönliche Arbeitsweise selbstverständlich aus den normalen Akten des Auswärtigen Amtes kaum oder überhaupt nicht ersichtlich ist.*

Hitlers Machtübernahme hätte eigentlich einen ungeheuren Schock für die Engländer bedeuten müssen. Mit dem typischen Phlegma, das die englische Politik auszeichnet, reagierten die Engländer jedoch auf die neue Lage sehr langsam. Ihr Grundsatz des Abwartens, des sich Hindurchlavierens („wait and see, muddle through"), dazu der Wunsch, so lange als möglich von dem gegenwärtigen wirtschaftlichen Wohlstand zu profitieren, die Furcht und, ich möchte sagen, der Widerwille gegen den Krieg, ja, auch gegen Kriegsdrohungen, auf der anderen Seite das Bewußtsein

* Aus keiner der bisherigen Veröffentlichungen ist ersichtlich:

a) welche Telegramme Hitler vorgelegen haben (ein Punkt, der in Nürnberg geflissentlich übergangen worden ist);

b) in welchem textlichen Umfange dies geschehen ist;

c) welches sonstige Material ihm an Pressetelegrammen, Pressestimmen, Geheimberichten der Geheimdienste (SD, Abwehr, Abhörberichte und Entschlüsselungen fremder Telegramme usw.), Berichten von Sonderbeauftragten und Gelegenheitsberichterstattern jeweils vorgelegen hat. In der gegnerischen Aktenpublikation „Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik 1918—1945" (Imprimerie Nationale, Baden-Baden 1951) äußern die Herausgeber sich kritisch über das unter c) genannte, offenbar noch bei den Akten befindliche Material, das sie anscheinend unfähig waren, richtig zu verwerten, und begründen damit die Nichtveröffentlichung dieses Materials! Damit wird diese wertvollste Quelle zur Aufklärung der Vergangenheit dem Urteil der Gegenwart willkürlich entzogen, ein sehr merkwürdiges Verfahren, das durch die auf Seite XIII der Einleitung erhobenen Vorstellungen keineswegs ausreichend begründet wird.

ihres eigenen Gewichts und ihrer weltpolitischen Bedeutung, ließen sie glauben, daß die Dinge nicht so heiß gegessen würden, wie sie gekocht waren, und daß Hitler allmählich sehr wohl dazu gebracht werden könnte, zu jener Politik der friedlichen Revision zurückzukehren, die so sehr in das englisch-europäische Spiel gepaßt hatte. In einigen Jahren, so kalkulierte man in London, werden sich die Nazis ausgetobt haben, und dann wird es möglich sein, sie zu einer vernünftigen Linie zurückzubringen. Man stellte dabei in London von vornherein in Rechnung, daß dies einige Zugeständnisse kosten würde, aber da man ohnehin eine allmähliche Revision des Versailler Vertrags in Aussicht genommen hatte, sah man dem mit verhältnismäßiger Ruhe und in dem Bewußtsein, abwarten zu können, entgegen.

Es waren aber zu viele Faktoren im europäischen Spiel vorhanden, als daß sich dieser allmähliche Ausgleich zwischen den deutschen und den englischen Interessen hätte vollziehen können; störende Faktoren, die so gewichtig waren, daß sie am Ende auch zu einer Umkehr der englischen Politik und schließlich zum großen deutsch-englischen Konflikt geführt haben.

Diese Faktoren müssen vor allen Dingen in der Politik Frankreichs und Italiens gesucht werden.

Frankreich hat seine Militärverträge mit den Oststaaten, das kann von niemandem bestritten werden, ganz ausschließlich zu dem Zwecke geschlossen, um Deutschland niederzuhalten und bei passender Gelegenheit mit überlegener Waffengewalt niederzuwerfen und ihm jenen karthagischen Frieden zu diktieren, von dem die französischen Politiker der Rechten in Tausenden von Wahlreden während der ganzen Weimarer Republik geschwärmt haben. Es ist kindlich, derartige Kundgebungen einfach mit einem Achselzucken abzutun und zu behaupten, daß sie keine Bedeutung gehabt hätten, da die offizielle Politik der Franzosen vorsichtiger gewesen sei. Wenn Frankreich sich darüber beklagt, daß die deutsch-französische Gegnerschaft nicht eingeschlafen ist, so trägt hieran in erster Linie das Übermaß an Haß und Vernichtungswillen die Schuld, das aus den Reden seiner Politiker über ein Jahrzehnt hindurch gesprochen hat, die natürlicherweise nach Deutschland berichtet wurden und dort ebenfalls Furcht, Empörung und Haß wieder hervorriefen.

Die Äeußerungen der chauvinistischen Politiker in Polen und in der Tschechoslowakei gaben denen der Franzosen nichts nach. Der Ruf „Germaniam esse delendam", Deutschland muß zerstört werden, klang so laut in den deutschen Ohren, daß man schon ver-

stehen muß, wenn der gemeine Mann in Deutschland von Haß und Furcht gepackt wurde, während diese Reden den gemäßigten Politikern Deutschlands kummervolle Nächte bereiteten. Es bestand tatsächlich nach deutscher Ansicht die Gefahr, daß irgendeine Provokation das französische Bündnissystem gegen Deutschland in Gang setzen könnte, zumal wir keinerlei Abwehr gegen solche Möglichkeiten besaßen. Deutschland war ein Jahrzehnt lang jedem einzelnen seiner Nachbarn militärisch unterlegen. Hatte doch die Tschechoslowakei z. B. allein mehr Divisionen als die Weimarer Republik . . .

Der damalige Wunsch der Deutschen, sich wieder zu bewaffnen, in Sicherheit vor der ständig drohenden Gefahr des Auslandes zu leben und sich im Notfalle verteidigen zu können, ist daher wohl begreiflich. Es ist lächerlich, wenn jetzt nachträglich versucht wird, diese Lage als ein Hirngespinst hinzustellen. Der Cauchemar des französisch-polnisch-tschechischen Einmarsches hat ein Jahrzehnt in den Amtsstuben des Auswärtigen Amtes und des Reichswehrministeriums, wie ich aus Hunderten von Gesprächen bezeugen könnte, sein Dauerheim gehabt. Es gab kaum eine größere deutsche Krise, keinen inneren Aufstand, keinen größeren Zwischenfall, der diese Gefahr nicht beschwor. Wenn vernünftigere und gemäßigtere Personen, wie Stresemann, Brüning, Curtius, die gemäßigten Sozialdemokraten, die führenden Demokraten und die Zentrumsleute, in diesem Punkt die gleiche Ansicht gehabt haben, so hatte das also seinen guten Grund.

Es galt, die Gefahr zu beseitigen, die darin bestand, daß es für Deutschland in der ganzen Zeit der Weimarer Republik keine außenpolitische Sicherheit gegeben hatte. Das deutsche Sicherheitsverlangen war gewiß mehr berechtigt als das französische. Das wird jedenfalls, so glaube ich, eines Tages das Urteil der Geschichte sein, wenn erst sämtliche Akten offenliegen.

Daß Hitler in der Hauptsache durch die Wucht der Wirtschaftskrise an die Macht gekommen ist, halte ich für absolut sicher. Bestimmt hat dabei aber auch das Sicherheitsbedürfnis des deutschen Volkes nach innen und außen eine fast gleich große Rolle gespielt. Der Kleinbürger wollte nicht mehr bedroht sein, wollte in Sicherheit leben. Das war der Grund, warum Hitlers Versprechen, daß er Deutschland wieder aufrüsten und Deutschland wieder stark machen werde, die Popularität bei der breiten Masse gefunden hat. In einer Zeit der größten Wirtschaftskrisen, in der das Reich zugleich von zum Einfall bereiten ausländischen Mächten bedroht war — das war jedenfalls das Bild, das der

Kleinbürger hatte —, jubelte er dem Manne zu, der diesem Zustand ein Ende zu machen versprach. Denn das war eben das teuflisch Verlockende an dem Aufrüstungsprogramm Hitlers: Es diente nicht nur dazu, die Arbeitslosigkeit und damit die Furcht vor dem Kommunismus im Innern zu beseitigen, sondern es schuf ebenfalls die Sicherheit vor dem äußeren Einfall, vor dem das deutsche Volk über ein Jahrzehnt lang gezittert hatte. Die Wiederaufrüstung erschien als das Allheilmittel, das der psychologischen Situation eines zerrütteten Staatswesens nach innen und außen entsprach, eines Staatswesens, das keinerlei Bundesgenossen und keinerlei schützende Freunde hatte, sondern auf seine eigene Tüchtigkeit allein angewiesen war.

Wie stark diese Vorstellungen Hitler beeinflußt haben, zeigte sich bereits sehr bald nach seiner Machtübernahme. Diese hatte im Ausland die schlechteste Presse, die man sich vorstellen kann. Verschiedene Persönlichkeiten der Umgebung Hitlers, die ich nach dem Eindruck der überaus feindlichen Stellungnahme der Auslandspresse befragen konnte — die in mehr oder weniger unverhüllter Form zum militärischen Einschreiten gegen Deutschland anläßlich der Übernahme der Regierung durch Hitler aufforderte —, berichteten mir, daß Hitler tief erschrocken gewesen sei über das Ausmaß an Feindseligkeit, mit dem er begrüßt wurde.

„Er ist", so erklärte mir z. B. sein Stellvertreter Rudolf Heß, „durch die Pressestimmen davon überzeugt worden, daß das Ausland nur darauf wartet, um über Deutschland herfallen zu können, und daß es daher seine erste Pflicht sein muß, Deutschland wieder eine Rüstung zu verschaffen." „Was habe ich denn", so habe Hitler gefragt, „diesen Leuten schließlich getan? Die Stellungnahme des Auslands, das Deutschland mit Krieg überziehen will, nur weil ich an die Macht gekommen bin, ist die unverschämteste Einmischung in innerdeutsche Angelegenheiten, die es je gegeben hat. Aber ich weiß, was ich zu tun habe. Ich werde von jetzt ab rüsten, rüsten und nochmals rüsten, so lange, bis wir so stark sind, daß uns niemand mehr in unsere eigenen Angelegenheiten hineinreden kann!"

Albrecht Haushofer* versicherte mir ebenfalls, daß Hitler auf das tiefste beunruhigt sei. „Was soll aus all dem werden, wenn bereits die bloße Tatsache meiner Regierungsübernahme mit der-

* Professor Dr. Albrecht Haushofer, der Sohn des bekannten Geopolitikers General a. D. Professor Dr. Karl Haushofer. Ich war Schüler Haushofers und habe mit Albrecht Haushofer in München studiert. Albrecht Haushofer ist bekanntlich im Frühjahr 1945 von der Gestapo ermordet worden.

artiger Feindseligkeit begrüßt wird?" so hätte er gesagt. Und Haushofer warnte mich damals: „Die Panik in der Reichskanzlei", so erklärte er mir, „kann noch die bitterbösesten Folgen haben. Hitler und seine Umgebung haben das Gefühl, als befänden sie sich bereits jetzt mit der Welt im Kriege."

Das war im Februar 1933!

Diese Besorgnisse der neuen deutschen Regierung sollten in der Tat sehr bald eine Bestätigung finden. Bereits im Februar 1933 setzten, von Warschau ausgehend, und zwar auf besondere Veranlassung des polnischen Kriegsministers Feldmarschall Pilsudsky, Bemühungen ein, Paris und London zu einem sofortigen Losschlagen gegen Deutschland zu bewegen. Das Auftreten der bewaffneten SA wurde von Polen als eine offene Aufrüstung und damit als ein Bruch des Versailler Friedensvertrages bezeichnet. Das gäbe den Großmächten das Recht, auf Grund des Versailler Vertrages gegen Deutschland einzuschreiten. Die ersten Berichte, die hierüber in Berlin eintrafen und die mir der Staatssekretär im Auswärtigen Amt v. Bülow zeigte, klangen so unwahrscheinlich, daß Bülow zunächst einmal geneigt war, diese Berichte als bestellte Mache von nationalsozialistischer Seite abzutun. Aber im März bereits hatte er seine Ansicht von Grund auf geändert. Die Nachrichten der deutschen Spionage, die bekanntlich in Polen besonders gut funktionierte (wie auch umgekehrt die polnische Spionage in Deutschland besondere Erfolge zu verzeichnen hatte!), waren einwandfrei; sie bewiesen, daß Polen sich auf einen Einfall in Ostpreußen vorbereitete. Die gewaltsame Besetzung der Westerplatte bei Danzig durch die Polen bewies, daß die Polen auf eine offene Provokation aus waren. In Berlin wurden daher die ersten Mobilmachungsmaßnahmen im Osten angeordnet, die auch noch längere Zeit nach dem Abklingen der Krise bestehen blieben.

Bereits die ersten Monate des Hitler-Regimes hatten also die Gefahr eines Krieges heraufbeschworen.

Allerdings zeigte es sich auch, daß man im Westen doch noch ruhiger dachte, als zu erwarten war. Das französische Kabinett lehnte, wenn auch unter englischem Druck, die Vorschläge Pilsudskys ab, und als er sie nach vier Wochen noch einmal wiederholte, gab der französische Ministerpräsident Daladier überhaupt keine Antwort mehr. Die Polen waren daraufhin so mißgestimmt, daß sie es für klüger hielten, aus der Fanfare in die Schamade umzufallen. Sie streckten erst vorsichtige Fühler in Berlin aus, ob Hitler einer Wiederaussöhnung geneigt sei, und als sie hierauf eine positive Antwort erhielten, kam es dann auf polnische Initiative

hin (woran hauptsächlich der polnische Botschafter in Berlin, Lipsky, ein Verdienst hatte) zu dem deutsch-polnischen Freundschaftsvertrag Hitlers, der das deutsch-polnische Verhältnis auf längere Zeit stabilisierte und entspannte.

Die Folge dieses deutsch-polnischen Zwischenspiels war übrigens auch die endgültige Abberufung der deutschen Militärmission aus Moskau, nachdem es dem Außenminister v. Neurath vorübergehend gelungen gewesen war, Hitler davon zu überzeugen, daß diese Verbindung aufrechterhalten werden müsse.

Selbstverständlich waren das aber nur die Rückwirkungen dieser Angelegenheit nach außen hin. Viel stärker und von viel größerer Tragweite war die Wirkung im Innern. Hitler war nunmehr überzeugt, daß er, heimlich oder offen, rüsten müsse und daß er die Pflicht habe, Deutschland durch eine ausreichende Armee vor derartigen Überfällen zu sichern. „Wie kann ich im Innern aufbauen", so erklärte er z. B. seinem Berater Keppler* mehrfach, „wenn mir jeder östliche Zwergstaat durch einen uns aufgezwungenen Krieg das Programm des Wiederaufbaues zerschlagen kann! Es darf nicht mehr vorkommen, daß wir je wieder in eine derartige Lage versetzt werden."

Wurde Hitler so durch das polnische Abenteuer überstürzt in die eigenmächtige Aufrüstung hineingetrieben, so geschah das aber auch nicht weniger durch die Entwicklung der Abrüstungsfrage selbst.

Am 11. Dezember 1932 hatte die deutsche Delegation auf der internationalen Abrüstungskonferenz eine Formel erzielt, wonach Deutschland eine Gleichheit der Rechte innerhalb eines Systems zugestanden wurde, das Sicherheit für alle Nationen vorsah. Hitler gab sich also zu Recht zunächst der Hoffnung hin, daß der Weg zur Revision der Entwaffnungsbestimmungen des Versailler Vertrags mit friedlichen Mitteln hier gesichert sei. Deshalb hielt er es für richtig, wiederholt in Reden seinen Friedenswillen zu betonen, so z. B. in den langen außenpolitischen Erklärungen seiner Rede vom 21. März, die im wesentlichen von Neurath und Bülow verfaßt war. Eine ähnliche Rede hielt Hitler dann am 17. Mai 1933, in der er erklärte, daß er keinen Krieg wolle und daß ein solcher Wahnsinn wie ein neuer Krieg den Zusammenbruch der gesamten sozialen Ordnung in Europa mit sich bringen würde. Er wiederholte hierbei noch einmal, daß er bereit sei, für Deutschland alle Verpflichtungen zu über-

* Wilhelm Keppler, der Wirtschaftsberater des Führers.

nehmen, die alle anderen Völker auf sich nähmen. Er ging hierbei sogar so weit, zu erklären, Deutschland sei bereit, seine militärischen Streitkräfte aufzulösen und alle Waffen zu vernichten, wenn die anderen Völker das gleiche täten. Wenn die anderen Völker jedoch die Abrüstungsbestimmungen des Versailler Vertrags nicht durchzuführen beabsichtigten, so müsse Deutschland seinen Anspruch auf Gleichberechtigung in der Rüstungsfrage aufrechterhalten.

Die günstige Aufnahme dieser Rede veranlaßte Hitler, alle Einwendungen gegen die bisherigen Entwürfe für eine Abrüstungskonvention fallen zu lassen und den Vertragsentwurf anzunehmen, den die britische Regierung am 16. März in Genf auf der Abrüstungskonferenz vorgelegt hatte. Wie stark damals der Eindruck der Erklärungen Hitlers war, geht daraus hervor, daß es im Juni zu dem berühmten Vorschlag eines Vier-Mächte-Vertrages zwischen Großbritannien, Deutschland, Frankreich und Italien kam, der nicht nur einen Erfolg der Abrüstungskonferenz sichern, sondern auch zur Wiedererrichtung des sogenannten „europäischen Konzerts" der Großmächte führen sollte.

Man hat später dieses Verhalten Hitlers als ein verlogenes Spiel bezeichnet und behauptet, das Ganze habe er nur zur Tarnung der heimlichen deutschen Aufrüstung getan. Die Schriftsteller, welche diese Behauptung aufstellten, können jedoch keinerlei Beweise für ihre Ansichten anführen als die, daß Hitler später seine Meinung geändert hat.*

Der Eindruck, den ich selbst damals unmittelbar aus den Äußerungen Bülows und anderer Herren gewann, läßt mich glauben, daß Hitlers Absichten durchaus ehrlich waren und daß erst die spätere Entwicklung diesen Ansatz zu einer vernünftigen Außenpolitik zerstört hat. Auch von Neurath weiß ich aus mehreren Unterhaltungen, daß er damals so dachte.

Erst jetzt setzte im Ausland unter französischer und amerikanischer Führung jene Kampagne gegen die nationalsozia-

*) John W. Wheeler-Bennett, „Munich Prologue to Tragedy", verlegt von Duell, Sloan und Pearce New York 1948, sucht auf Seite 206 ff. zu beweisen, ebenso wie auch eine Reihe anderer angelsächsischer Schriftsteller, daß es sich um ein betrügerisches Manöver Hitlers gehandelt habe. Bei solchen und ähnlichen Behauptungen handelt es sich jedoch um nachträglich erfundene Interpretationen, die dem Nachweis der „Großen Verschwörung" im Sinne der Nürnberger Prozesse dienen sollen. Eine objektive Nachprüfung ergibt, daß die von Wheeler-Bennett aufgestellte Behauptung durch keinerlei irgendwie geartetes Akten- oder Urkundenmaterial stützbar ist.

listische Herrschaft in Deutschland ein, die zweifellos jedes Maß und jede Grenze überschritt. Sie war von den Mächten diktiert, die das Gelingen der Abrüstungskonferenz nicht wünschten, weil sie an die Notwendigkeit der weiteren Niederhaltung Deutschlands glaubten — oder weil sie hofften, einen größeren Vorteil für ihre Länder davonzutragen, wenn es zu keinerlei Abrüstungskonvention käme, wie das z. B. damals die Überzeugung Mussolinis war. Es kann nicht bestritten werden, daß — außer dem damaligen Außenminister der Tschechoslowakei, Benesch — französische Politiker die Haupttreiber bei dieser Kampagne gewesen sind und daß nicht nur der Außenminister Barthou, sondern auch der etwas friedlichere Ministerpräsident Paul Boncour zwar nach außen hin den Engländern Gefolgschaft zusagten, in Wirklichkeit aber durch jedes Mittel einen Erfolg der Abrüstungskonferenz zu sabotieren versuchten.

Es ist allerdings auch nicht zu leugnen, daß in dieser Zeit die Revisionisten in England weiter die Führung behielten, da nicht nur die Round-Table-Gruppe unter dem Vorsitz Lord Lothians, sondern auch die „Times" und die Beaverbrook-Presse sich offen für eine Revision zugunsten Deutschlands einsetzten. Die Arbeiten der Abrüstungskonferenz liefen sich jedoch trotzdem sehr bald wieder fest. Die Rede des Premierministers Daladier vom Oktober 1933 kündete für alle Wissenden an, daß die Abrüstungskonferenz zu nichts führen würde; und so glaubten die Franzosen, dieser Konferenz den entscheidenden Todesstoß versetzen zu können: Sie brachten einen Vorschlag ein, der nicht weniger besagte, als daß Deutschland die Gleichberechtigung während einer Bewährungszeit von weiteren 5 Jahren nicht gewährt werden dürfe!

Der geschickten französischen Diplomatie gelang es, für diesen Plan Großbritannien, Italien und die Vereinigten Staaten zu gewinnen, so daß, als der Antrag in Genf bekannt wurde, es klar war, daß alle Bemühungen der Hitlerschen Diplomatie, die zweimal zugesagte Gleichberechtigung endgültig zu erhalten, in nichts zerfallen würden. Daß dieses Verhalten der Großmächte nichts anderes als ein Bruch von Treu und Glauben war und Hitler das Recht gab, zu handeln, wie er es dann tat, wurde zwar nachträglich von den Engländern und der maßgeblichen amerikanischen Presse anerkannt, aber als dies geschah, war das Kind bereits in den Brunnen gefallen:

Hitler schlug sofort zurück und verließ nicht nur formell die Abrüstungskonferenz, sondern trat auch aus dem Völkerbund aus!

Die Motive für den Entschluß Hitlers zu diesem Verhalten sind bisher keineswegs genügend untersucht worden. Die Behauptung, daß es sich um einen wohlüberlegten Akt gehandelt habe, scheint mir jedoch nicht richtig zu sein. Nach den Mitteilungen, die mir Staatssekretär v. Bülow, Ribbentrop und Haushofer über die internen Besprechungen in dieser Frage gemacht haben, hat Hitler diesen Entschluß spontan, d. h. aus der Eingebung des Augenblicks heraus gefaßt, weil er sah, daß er in eine verhängnisvolle Zwickmühle geraten war.

Hitler hatte, im Vertrauen darauf, daß die sogenannte Abrüstungskonferenz Deutschland in absehbarer Zeit eine stärkere Rüstung als bisher zugestehen würde, eine Reihe von Aufrüstungsmaßnahmen insgeheim befohlen. Er hatte dafür, obwohl dies nur unter der Hand geschehen war, die Zustimmung der Engländer erhalten (jedenfalls war man in Hitlers Umgebung auf Grund des Verhaltens der englischen Waffenattachés der Auffassung, daß die Engländer diese heimliche Aufrüstung durchaus billigten und nichts gegen sie einzuwenden hatten!). Wenn nun plötzlich alle diese Maßnahmen auf weitere 5 Jahre verboten und damit als Bruch der Versailler Bestimmungen hingestellt werden konnten, so war klar, daß er damit dem Ausland den legalen Grund zum Einmarsch in Deutschland gegeben haben würde.

Da Hitler auf der anderen Seite aus den Erfahrungen der polnischen Einmarsch-Absichten heraus jedoch die Sicherung der deutschen Grenzen vor jedem feindlichen Einfall für notwendig hielt, blieb ihm nichts anderes übrig, als nunmehr mit offenen Karten zu spielen, um die Gegner zu demaskieren. Das konnte er logischerweise aber nur, wenn er den Genfer Verhandlungen offen den Rücken kehrte, ja, es überhaupt ablehnte, weiter dem Völkerbund anzugehören; denn nur auf diese Weise konnte er hoffen, die Alliierten auf einer neuen Grundlage zu Abrüstungsverhandlungen zu zwingen. Diese Logik mag uns heute vielleicht nicht ganz zwingend erscheinen; angesichts der gesamten Lage, der Panikstimmung, in der sich Hitler befand, und der Wut darüber, daß die Engländer ihr gegebenes Wort in der Abrüstungsfrage anscheinend gebrochen hatten (Hitler bezeichnete bei dieser Gelegenheit den englischen Botschafter Phipps als den verlogensten Burschen, den es je gegeben habe), erscheint mir jedoch sein Verhalten verständlich, und besonders, wenn man berücksichtigt, daß er den Völkerbund bis zum äußersten haßte und als eines der Institute zur „Versklavung" Deutschlands ansah.

Hitler verfolgte mit diesem Schlag vom 14. Oktober 1933 aber noch ein anderes Ziel. „Wenn sie mich überfallen wollen", so erklärte er z. B. Keppler und Heß, „dann sollen sie es jetzt tun. Es ist besser, jetzt in Ehren unterzugehen, als daß ich in dieser Lebensfrage Deutschlands, ohne die es keine aktive Politik geben kann, zurückweiche." Das propagandistische Getöse (wozu ich auch die Wahlen in Deutschland rechne), mit dem man den Völkerbund-Austritt begleitete, verhüllte also in Wirklichkeit nichts anderes als die Befürchtung, daß es zum Kriege kommen könnte. Augenzeugen der Stunden, die Hitler nach seinem „großen Entschluß" verlebte, u. a. Albrecht Haushofer, schilderten mir, wie sehr dieser von Ängsten geschüttelt gewesen sei und welche fieberhaften Besprechungen er mit seinen intimen Beratern gehabt habe, um sich zu überlegen, was man tun würde, wenn der Coup fehlschlagen und tatsächlich zu einem militärischen Einschreiten der Westmächte führen sollte.

Jedoch die Uneinigkeit der großen Mächte rettete Hitler.

Sei es, daß Sir John Simons, der damalige englische Außenminister, sich vielleicht doch geschämt hat, daß England sein gegebenes Wort in der geschilderten Weise brach, sei es auch, daß England keinen Krieg wünschte: Hitlers Handlung führte zu einer erbitterten Auseinandersetzung zwischen Engländern und Franzosen, bei der die Engländer eindeutig zu verstehen gaben, daß sie den Bündnisfall mit Frankreich als nicht gegeben ansähen, wenn dieses nunmehr marschieren sollte. Und damit fiel zunächst einmal auch den französischen Politikern das Herz in die Hose. Barthou und die kriegsfreundlichen Mitglieder des französischen Kabinetts wagten es nicht, gegen den erhobenen Zeigefinger Englands anzugehen. Sie begriffen, daß sie falsch spekuliert und daß sie Hitler eine nicht vorausgesehene Chance gegeben hatten.

In Frankreich bahnte sich im übrigen eine neue Entwicklung an. Es setzte der Kampf zwischen zwei Gruppen ein, von denen die eine bürgerlich und anti-kommunistisch war und die andere in der Volksfront-Bewegung ihr Heil sah, d. h. in einem Bündnis zwischen Kommunisten und Sozialisten und damit in einem Zusammengehen mit Moskau. Es war selbstverständlich, daß die bürgerlichen Politiker keinen Krieg gegen Hitler, den Anti-Bolschewiken, wollten, während die andere Gruppe um so schärfer anti-hitlerisch und damit für den Krieg eintrat. Nach der Ermordung Barthous in Marseille* war daher die französische Poli-

* Wheeler-Bennett versteigt sich auf Seite 242 zu der Behauptung, daß die Ermordung Barthous auf deutsche Veranlassung erfolgt sei. Er

tik durch ein lähmendes Hin und Her gekennzeichnet. Es endete damit, daß die Franzosen den Anschluß Moskaus an ihr Paktsystem billigten, dafür aber das aktive Eingreifen in Deutschland in den Hintergrund treten ließen. Der französische Generalstab stellte sich dazu auf den Standpunkt, daß Frankreich allein zu einer kriegerischen Aktion gegen Deutschland nicht imstande wäre. Er bestand darauf, ohne Unterstützung der Italiener und Engländer sei die Armee nicht aktionsfähig, und fiel damit der eigenen Regierung in die Arme.

Der Ausweg des Quay d'Orsay aus diesem ganzen Dilemma, nämlich der Versuch, die Ostverträge zu verstärken und Rußland in das französische Sicherheitssystem mit einzubeziehen, sollte jedoch verhängnisvolle Folgen für die Reste des Sicherheitssystems haben, das Frankreich in Europa aufgebaut hatte, wie sich später erweisen sollte.

Dieses sich aus den Anfangszügen herausschälende Bild der Hitlerschen Politik ist allerdings seinerzeit wohl kaum vielen Personen deutlich geworden, da eine Reihe aufregender Ereignisse einen täuschenden Schleier über das Ganze breitete.

Da war insbesondere das deutsch-italienische Verhältnis, das ursprünglich keineswegs als positiv angesprochen werden konnte. Eine erste Begegnung zwischen Hitler und Mussolini verlief völlig negativ. Die Äußerungen, die Hitler über Mussolini machte: „Ein lächerlicher Schauspieler", und das, was Mussolini über Hitler sagte: „Ein schwatzender und gefährlicher Korporal", sprachen ursprünglich keineswegs dafür, daß es zu einer deutsch-italienischen Annäherung kommen würde. Es besteht kein Zweifel darüber, daß ein Teil der ursprünglichen Schwierigkeiten der Außenpolitik Adolf Hitlers auf italienische Machenschaften zurückzuführen war, wie wir denn auch in Berlin den Eindruck gehabt haben, daß das Fiasko der Abrüstungskonferenz und das Umfallen Englands in Genf im Oktober 1933 stärkstens unter italienischem Einfluß erfolgte, obwohl wir keine direkten Beweise hierfür hatten.

Der Grund hierfür lag in dem österreichischen Problem. Von allen Mächten, die nach dem Versailler Frieden die Aufrecht-

macht dies in Form eines freien Berichtes: bei der Reise durch Österreich sei am 19. Juli 1934 von den Nazis ein Sprengstoffanschlag gegen den Sonderzug des Ministers gemacht worden. Am 9. Oktober seien dann König Alexander von Jugoslawien und Ludwig Barthou von kroatischen Terroristen ermordet worden mit Waffen, die angeblich Deutschland geliefert habe. Auch hierfür bleibt Wheeler-Bennett jeden Beweis schuldig.

erhaltung der Unabhängigkeit Österreichs verlangten, war Italien diejenige Macht, die einen Anschluß am schärfsten bekämpfte. Die Gründe hierfür lagen in der italienischen Balkanpolitik. Mussolini und sein späterer Schwiegersohn Ciano betrachteten den Balkan als eine italienische Domäne und wünschten, den deutschen Einfluß in diesem Gebiet möglichst klein zu halten. Sie glaubten, dies am ehesten dadurch zu sichern, daß sie Deutschland den direkten Zutritt zum Balkan verwehrten, indem sie ein ausschließlich von Italien abhängiges Österreich schufen. Der Anschluß Österreichs an Deutschland, so glaubten ursprünglich Mussolini und Ciano, würde Deutschland den Weg zum Balkan freimachen, das dort die italienischen Pläne stören konnte.

So kam es, daß die innerpolitische Entwicklung in Österreich auf das stärkste durch den deutsch-italienischen Gegensatz bestimmt wurde. Die in Österreich immer sehr lebhafte und wohl die Mehrheit des Volkes umfassende Anschlußbewegung — sie war in Österreich immer viel stärker als in Deutschland! — wandelte sich unter dem Eindruck der Ereignisse in Deutschland zu einer pronazistischen Bewegung, während umgekehrt die Gegner dieser Entwicklung von Italien finanziert und italienisch dirigiert waren. Dollfuß und Schuschnigg waren Puppen Mussolinis. Ihre anti-nationalsozialistische Politik war zugleich pro-italienisch und anti-deutsch.

Wer die ungeheure wirtschaftliche Not der Österreicher der damaligen Zeit kennengelernt hat, die Hungergehälter der Beamtenschaft, die ständige Arbeitslosigkeit und das Elend der Arbeitermassen, der wird verstehen, daß die Österreicher pro-deutscher Einstellung mit der Errichtung des nationalsozialistischen Regimes in Deutschland alle ihre Hoffnung auf diese Bewegung und den Anschluß setzten. Allein der Anschluß Österreichs an Deutschland konnte die dauernde wirtschaftliche Stärkung für Österreich bringen, die ein Abgleiten in den Radikalismus, d. h. in das kommunistische Fahrwasser, zu verhindern vermochte.

Das waren jedenfalls die Ursachen, die zum sogenannten Dollfuß-Putsch geführt haben. Hitler selbst hat diesen Dingen jedoch durchaus ferngestanden.* Unter dem Druck der außenpolitischen Lage hat er, als seinerzeit „die Sicherungen in Österreich durchbrannten" und es zum Putsch kam, dieses Ereignis, wie ich aus seiner unmittelbaren Umgebung und aus Äußerun-

* Alfred Ingemar Berndt, der DNB-Verbindungsmann zu Hitler, berichtete mir, Hitler sei auf die vorgelegten Nachrichten über den Putsch in Österreich fuchsteufelswild gewesen und habe gebrüllt: „Welcher Idiot hat mir hier ins Handwerk gepfuscht?!"

gen, die er auf von mir vorgelegte Nachrichten machte, weiß, keineswegs begrüßt. Der für die österreichischen Vorgänge verantwortliche spätere Unterstaatssekretär Habicht hat mir versichert, daß Hitler zwar die stärkste Förderung der Nazi-Bewegung in Österreich und des Anschlußgedankens gewünscht, daß er aber dem eigentlichen Putsch ferngestanden habe. Ich habe also Anlaß, zu glauben, daß dieses Ereignis, das um ein Haar den Krieg mit Italien entfesselt hätte, tatsächlich ohne ausdrückliche Weisung Hitlers erfolgt ist.

Angesichts solcher Vorkommnisse verstärkte sich naturgemäß zunächst die italienische Gegnerschaft gegen das nationalsozialistische Regime. Die italienische Politik, die es auf die Wahrung ihrer eigenen Interessen abgesehen hatte und damit die englische Politik der Revision störte, war in den ersten zwei Jahren des Hitler-Regimes somit keineswegs als Hitler-freundlich zu bezeichnen, im Gegenteil, auch sie trug das Ihre dazu bei, die Befürchtung Berlins, es werde eine kriegerische Entwicklung einsetzen, zu erhöhen.

Angesichts aller dieser Ereignisse begann auch der Kreml aus seiner Inaktivität zu erwachen und in die europäische Politik einzugreifen. Man wird verstehen, daß gerade diese Tatsache ein weiteres Moment war, um die Furcht in Berlin zu verstärken. Einen Ausgleich zwischen Hitler und Stalin hielt man aber in Berlin für völlig ausgeschlossen.

Wenn man dies alles zusammenfaßt, so wird man vielleicht verstehen, warum Hitler damals alle Hoffnungen auf England setzte. Das war das einzige Land, das nicht behauptete, durch Deutschland bedroht zu sein, und das bereit war, durch eine „Befriedungspolitik" Deutschland in die Gesellschaft der Völker zurückzuführen.

II. Kapitel

RIBBENTROP IN ENGLAND

Als ich in den Märztagen des Jahres 1935 die weißen Klippen der englischen Küste vor mir auftauchen sah, war ich geneigt, mich in die Rolle der französischen Emigranten aus dem 18. Jahrhundert versetzt zu fühlen, die, von politischen Freunden befreit, nach England kamen und beim Anblick der Küste ausriefen: „Das hier ist England, und das ist die Freiheit!"

Ich war in einer wenig rosigen Stimmung. Die letzten Ereignisse in Deutschland hatten mir gezeigt, daß meine liberalen Gesinnungsgenossen und auch ich früher oder später alle ihr Amt verlieren würden. Deutschland war in die Hand von brutalen Abenteurern geraten, die zu bändigen kaum gelingen würde; ich fürchtete bereits damals, daß das Ganze ein Ende mit Schrecken nehmen würde . . .

Die Kriegsgefahr, die den Anfang des Regimes Hitler gekennzeichnet hatte, war nach der Ansicht unserer deutschen Fachleute nur wenig vermindert. Der sowjetisch-französische Militärpakt war soeben in Moskau unterzeichnet worden. Es war allerdings nicht sicher, ob ihn die französische Kammer ratifizieren würde. Man fragte sich unwillkürlich: Wann wird der Vorwand für den nächsten Krieg gefunden sein, und wann wird es dazu kommen, daß wir wieder allein der ganzen Welt gegenüberstehen werden?

Daß diese Sorge insbesondere das Auswärtige Amt erfüllte, ist verständlich. Ich wußte aus meiner letzten Besprechung mit General Beck*, daß Herr v. Bülow** mit seinen Besorgnissen keineswegs allein dastand. Auch die Militärs befürchteten, daß der Krieg auf die Dauer unvermeidlich sein werde und daß es nur eines Zünd-

* Der spätere Generaloberst Beck. Ich sprach außer ihm eine ganze Reihe von Persönlichkeiten aus dem Reichswehrministerium, da ich gebeten worden war, dem Kriegsminister, Generalfeldmarschall v. Blomberg, laufend politische Berichte zu liefern. Ich mußte dies ablehnen, da mein Dienstvertrag und meine diplomatische Stellung in England dies untersagten. Jedoch haben mich eine Reihe von Herren der Reichswehr in London regelmäßig besucht, z. B. der Leiter der Abteilung Fremde Heere West, der damalige Oberstleutnant List.

** Bernhard Wilhelm v. Bülow, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes.

holzes bedurfte, um das Feuer anzufachen. Als ich mich nach meinem Abschied von Bülow auch von Beck verabschiedete, sagte mir dieser: „Wenn Sie nach England gehen, so wird Ihre erste Aufgabe darin bestehen, uns zu warnen, wenn die Kriegsgefahr wirklich droht. Sie sind in diesem Fall ermächtigt, mich persönlich und direkt anzurufen. Die Tatsache, daß Sie versuchen, bei mir anzurufen, wird für mich genügen, um zu wissen, was die Glocke geschlagen hat."

Zu meinen negativen Ansichten über das Hitler-Regime hatte zuletzt ein merkwürdiges Erlebnis in Berlin das Seinige beigetragen. Ich hatte nämlich anläßlich meiner Versetzung nach England einen persönlichen Konflikt mit Herrn v. Ribbentrop, der einen bitterbösen Nachgeschmack auf meiner Zunge hinterließ. Dazu war es wie folgt gekommen:

Ich hatte Ribbentrop beim Röhm-Putsch kennengelernt und wurde etwas später auch bei ihm gesellschaftlich eingeführt. Ich gefiel Ribbentrop. In den Unterhaltungen, die wir geführt hatten, kam ein gewisses gegenseitiges Verstehen auf, etwas, was Ribbentrop offenbar sehr selten passiert ist. Meist fand er keinerlei Kontakt zu den ihm begegnenden Menschen, sondern ließ zwischen sich und ihnen eine Barriere eisigen Hochmuts bestehen, die jedes wirkliche gegenseitige Verstehen unmöglich machte.

Ich hatte damals den Eindruck von ihm, daß er ein charmanter, überaus gewandter, aber auch sehr ehrgeiziger Geschäftsmann war, den die Politik reizte und der an diesem Spiel Gefallen gefunden hatte. Es ist heutzutage üblich, Ribbentrop alle möglichen negativen Eigenschaften anzudichten. Er soll brutal, hochmütig, taktlos, dumm und verlogen gewesen sein. Mehr schlechte Eigenschaften kann man kaum jemandem auf einmal nachsagen. Ich bin geneigt, es zu bestreiten, daß er diese Eigenschaften in dem Maße besessen hat, in dem dies behauptet worden ist. Ich habe nicht nur damals in Berlin, sondern auch in London beobachten können, welchen Charme er und seine Frau zu entwickeln vermochten und wie sehr sie es verstanden, Personen zu gewinnen und für bestimmte Zwecke nutzbar zu machen. Vielleicht war es das letztere Moment, das bei den Betroffenen dann später die Erinnerung an ihre guten Seiten verdrängt hat. Sicher ist jedenfalls, daß ich einen gepflegten Gesellschaftston und eine liebenswürdige Konversation in ihrem Verkehr mit In- und Ausländern beobachten konnte. Das vorbildliche Familienleben, das Ribbentrop führte, der Reichtum seiner Frau, die Tatsache, daß sie beide Englisch und Französisch perfekt beherrschten, gab dem ihren vor manchen anderen deutschen Häusern sehr viel voraus. Es war kein Wunder, daß auch Ausländer

den Verkehr im Hause Ribbentrop suchten, weil es sich frühzeitig herumgesprochen hatte, daß Herr v. Ribbentrop zu den kommenden Männern des Dritten Reiches gehören würde und daß insbesondere Hitler sehr viel von ihm hielt. Später verbitterte Ribbentrop, und sein Charakter und Gebaren änderten sich.

Wie leicht und geschickt Ribbentrop Schwierigkeiten zu lösen verstand, konnte ich z. B. bei einer Einladung beobachten, die meine Frau und mich in seine Dahlemer Villa führte. Außer einer Reihe von Personen, deren Namen ich vergessen habe, waren auch der französische Botschafter François-Poncet, Jules Sauerwein und der berühmte englische Journalist von der „Daily Mail", Mr. Ward Price, geladen. Wie gemütlich dieser Abend wurde, mag daraus entnommen werden, daß während seines Verlaufes Jules Sauerwein am Klavier aus einer Wagner-Oper spielte (wenn ich nicht irre, war es aus der „Walküre"), während François-Poncet in der Damenrolle und Ribbentrop in der Männerrolle ihn hierzu gesanglich begleiteten, eine Szene, die jedenfalls unmöglich gewesen wäre, wenn Ribbentrop die Beteiligten taktlos oder hochmütig behandelt hätte.

Als ich mich von Ribbentrop verabschiedete, um ihm mitzuteilen, daß ich nach England ging, war er über das Verhalten von Dr. Goebbels mir gegenüber aufrichtig empört. Er stellte mir die Frage, ob ich in seine Dienste treten wollte.

Ich war hierauf nicht gefaßt und bat um 24 Stunden Bedenkzeit, da er verstehen müsse, daß ich sämtliche Arrangements für meine Abreise bereits getroffen hätte, also nicht von heute auf morgen einfach umsatteln könne.

Als ich nach 24 Stunden wieder bei ihm erschien in der Absicht, ihm eine Absage zu geben, kam er mir damit zuvor. „Ich bedaure", so erklärte er mir, „daß ich Sie nicht einstellen kann. Ich habe nicht gewußt, wie verschrien Sie bei der Partei sind; sie gelten ja dort als einer der übelsten Reaktionäre und Feinde des Regimes. Wie war das nur möglich, daß Sie mir das verheimlicht haben!"

Ich erwiderte ihm schroff, daß es sich dann ja wohl erübrige, daß wir das Gespräch fortsetzten, und verließ das Zimmer ohne weiteren Abschied.

Wie ich später hörte, hatte Alfred Ingemar Berndt, der DNB-Verbindungsmann zum Führer, Ribbentrop die obige Information gegeben. Es hätte Berndt nämlich wenig gepaßt, wenn ich nach meinem Ausscheiden als Chefredakteur des DNB in einem anderen wichtigen Amt in Berlin geblieben wäre. Aus diesem Grunde hatte er mit den damals bei der Partei üblichen Mitteln der persönlichen

Verleumdung und Verdächtigung als „Reaktionär" gegen mich „geschossen".

Meine neue Aufgabe in London war eine doppelte. Ich hatte das Deutsche Nachrichtenbüro zu leiten, war also für die gesamte tägliche Presseberichterstattung verantwortlich. Darüber hinaus war ich Pressebeirat der Botschaft, d. h. ich hatte den Botschafter täglich über die Berichte der englischen Presse zu informieren. In dieser Eigenschaft mußte ich täglich die Pressekonferenzen im englischen Außenamt und beim Premierminister in No. 10 Downing Street besuchen, um das Pressematerial, das bei dieser Gelegenheit ausgegeben wurde, oder sonstige Informationen bei der Botschaft abzuliefern. D. h. also, ich war auf der einen Seite eine der wichtigsten Informationsquellen der Botschaft, eine Art „go-between" zwischen den britischen Ämtern und der deutschen Botschaft, und hatte auf der anderen Seite die Last einer eigenen Verantwortung mit der Berichterstattung, die nach Deutschland ging.

Über diese Berichterstattung eines Pressenachrichtendienstleiters zu Hitlers Zeiten herrschte und herrscht viel Unklarheit. Einige naive Personen glauben, daß die Schwierigkeit dieser Aufgabe darin bestanden habe, Hitler nach dem Munde zu reden. Ich setze dabei als bekannt voraus, daß die täglich einlaufenden DNB-Telegramme die wichtigste tägliche Lektüre Hitlers darstellten, da er regelmäßig, solange es seine Augen zuließen, hunderte derartige Telegramme zu lesen pflegte. Hitler wünschte jedoch keine Färbung der Nachrichten, er verlangte absolute Genauigkeit und absolute Objektivität, ja, auch Vollständigkeit der Nachrichten. Hier lagen aber die Schwierigkeiten. Bei dem Bedürfnis aller möglichen Nachrichtenjäger, sich wichtig zu machen, wurden ihm laufend auch unwichtige und unrichtige Nachrichten zugetragen, über die er dann sofort und umgehend Näheres berichtet zu haben wünschte. Das waren manchmal so abstruse Angelegenheiten, daß man sich darüber nur wundern konnte. Hitler war aber geneigt, jeden einigermaßen interessanten Klatsch zunächst einmal zu glauben, und war von vorgefaßten Meinungen, auch in kleinen Dingen, häufig nicht abzubringen. Widersprach die eingeholte Information seiner vorgefaßten Meinung, so taugte eben der Berichterstatter nichts, und das bekam der Unglückliche dann gehörig zu spüren. An diese kleinen Aufregungen des täglichen Lebens gewöhnte man sich jedoch sehr bald, da es sich nach einiger Zeit herausstellte, daß Rückfragen, die von Hitler selber kamen, trotz ihres oft groben Tones relativ ungefährlich waren.

Unangenehmer war es hingegen, wenn Nachrichten gelegentlich

unteren Parteidienststellen nicht paßten. Berichte über Angriffe gegen Goebbels, die natürlich mit dem allgemeinen Material an Hitler gingen, betrachtete dieser als persönliche Verbrechen des Berichterstatters. Am allerempfindlichsten aber waren drittklassige Persönlichkeiten wie Ley oder andere kleine Parteigrößen, die, wenn sie in der ausländischen Presse angegriffen oder bestimmter Dinge beschuldigt wurden, ständig den Versuch machten, den Berichterstatter für das Berichten derartiger Dinge mit Entlassung bestrafen zu lassen, wofür Goebbels immer ein williges Ohr hatte. Denn Goebbels stand nach dem Beispiel Hitlers auf dem Standpunkt, daß er Personen erst dann gebrauchen könne, „wenn er ihnen zweimal das Rückgrat gebrochen habe. Erst dann funktionieren die Kanaillen richtig!" sagte er einem meiner Bekannten.

Wenn ich ursprünglich geglaubt hatte, daß ich von diesen Dingen in London relativ distanziert sein würde, so hatte ich mich getäuscht. Es stellte sich heraus, daß London der Schlüsselpunkt für das Verstehen der politischen Vorgänge in der Welt überhaupt war. Je mehr sich das aber herausschälte, desto mehr wurde natürlich auch auf mich und mein Büro „geschossen". Die sicherste Abwehr hiergegen war für uns äußerste Genauigkeit und Zuverlässigkeit. Meine Mitarbeiter zeichneten sich durch Zivilcourage vor dem allerhöchsten Zorn und persönliche Gewissenhaftigkeit in der Berichterstattung in hohem Maße aus. Ich konnte mich in diesem Punkt auf sie verlassen. Ich darf hier sagen, daß der Mut, mit dem schließlich meine Redakteure auch die unangenehmsten Dinge den Herren zu Hause durch das Telefon übermittelten, noch heute Anerkennung verdient.

Als ganz besonders schwierig erwies sich dabei die Berichterstattung aus dem Foreign Office. Chef der Presseabteilung des Foreign Office war damals Rex Leeper, ein Australier, der alle Deutschen haßte und seiner Verachtung und Feindschaft gegen alles Deutsche in jeder Weise Ausdruck gab. Ich habe mich manchmal amüsiert, wenn Kollegen sich als Nazifeinde tarnten, weil sie hofften, bei Mr. Leeper so besser wegzukommen, während dieser sich in solchen Fällen nur um so niederträchtiger betrug und in seinen Äußerungen noch schärfer als sonst war. Leeper hielt auf strikte Disziplin und gestattete seinen Beamten kein Abweichen von seiner Linie. Infolgedessen waren die Informationen, die wir Deutschen erhielten, im allgemeinen ständig mit moralischen Ohrfeigen und Fußtritten durchsetzt. Die Höflichkeit, mit der z. B. mein Freund in Berlin, der Gesandte Aschmann, die ausländische Presse behandelte, würde im Foreign Office sprachloses Erstaunen erregt haben. Man wurde als Deutscher im Foreign Office nicht nur als Dümmling,

ondern gleichzeitig als Lügner, Hetzer und moralisch minderwertiger Charakter behandelt und mußte das alles einstecken, weil schließlich die Information, die man nach Hause zu bringen hatte, wichtiger war als die unerquicklichen Begleitumstände. Versuche, dieses „Eis", mit dem sich das englische Auswärtige Amt umpanzerte, zu durchbrechen, erwiesen sich immer mehr als aussichtslos. Zwar kamen später einige freundlichere Beamte in die Presseabteilung, aber die Atmosphäre feindlichen Mißtrauens, das Mr. Leeper gesät hatte, und die Art, wie er in intimem Kreise ständig für die Niederhaltung und Bestrafung Deutschlands plädierte, ist das Foreign Office bis zum Kriegsausbruch nicht losgeworden. Man wird es daher verstehen, daß ich Freundschaft dort nicht gesucht und diese schließlich auch in anderen Lagern als denen der „Snobs" vom Foreign Office gefunden habe.

Tatsächlich hatte ich sehr bald und sehr schnell eine andere Persönlichkeit zum Freunde gewonnen, die, wie sich herausstellte, sehr viel wichtiger als die genannten Herren war. Das war vor allem der Pressechef des Premierministers, Mr. George Steward, ein warmherziger und überaus kluger Engländer, der sicher an Verschlagenheit und diplomatischen Fähigkeiten den Herren vom Foreign Office nicht nachstand, der aber begriff, daß man auch mit einem „Feinde" leichter verkehrt, wenn man ihn gut und anständig behandelt. Ihn zeichnete vor allen Dingen der hohe Sinn für Fairneß aus, die man den Engländern im allgemeinen zuzuschreiben geneigt ist, die aber, wie ich fand, verhältnismäßig selten in der englischen Praxis geübt wird. Daß Steward darum nicht weniger auf die Wahrung der englischen Interessen aus und nicht weniger nationalstolz war als die anderen Herren, brauche ich wohl kaum hervorzuheben. Jemand, der Pressechef unter McDonald, Baldwin, Chamberlain und Churchill gewesen ist (Steward ist erst 1942 aus seinem Amte geschieden), muß ja wohl auch ungewöhnliche Qualitäten für sein Amt mitgebracht haben.

Es gelang mir bald, sein Vertrauen zu gewinnen, und ich glaube, er hat verstanden, in welcher schwierigen psychologischen Lage ich mehr als einmal war, da ich es als meine Aufgabe betrachtete, mich für die Erhaltung des Friedens einzusetzen, und bereit war, dafür alles zu tun. Seine Wertschätzung und seine Freundschaft sind mir bis über den Krieg hinaus erhalten geblieben. Daß die Intimität unserer Beziehungen aber zu meinen ängstlich behüteten Geheimnissen gehört hat, muß ich am Rande erwähnen. Bei meiner Vernehmung in England nach dem Kriege konnte ich feststellen, daß diese Beziehungen selbst dem englischen Secret Service nicht bekannt waren. Dieser hatte naiverweise ge-

glaubt, ich hätte ein Heer von Agenten zu meiner Verfügung gehabt, war aber nie auf die Idee gekommen, daß ich ja die Dinge, die ich wußte, vielleicht auch ganz einfach offiziell erfuhr . . .

Schwierig war anfangs auch mein Verhältnis zur Botschaft. Chef der Botschaft war damals Leopold v. Hoesch, einer der fähigsten Diplomaten, die wir im Auswärtigen Amt hatten, und sicherlich von allen seinen Kollegen in London der gesellschaftlich gewandteste. Herr v. Hoesch hatte in England eine beispiellose Stellung. Er kannte einen großen Teil der führenden Politiker von Jugend auf, war mit dem Königshause befreundet und galt bei seinen Kollegen als ein Superdiplomat, dessen Urteil mit Gold aufgewogen wurde. Er war bei der Presse ebenso beliebt wie bei den Damen der Gesellschaft; bei ihm eingeladen zu werden, galt als ein Vorzug, dessen man sich selbst im diplomatischen Kreise rühmte. Seine Berichte waren Meisterwerke des Stils. Wenn er eine schwierige Situation zu schildern hatte, verstand er es, die Dinge so zu analysieren, daß man in der Heimat es einfach hätte verstehen müssen, worum es ging.

Hoesch hatte nur einen „Fehler", er war kein Nazi, sondern stammte aus der Ära Stresemann. Er war vorher Botschafter in Paris gewesen, wo er sich die größten Verdienste um eine Verständigung der beiden Völker erworben hatte, trotz der Schwierigkeiten, die gerade das Verhalten der Franzosen in psychologischer Hinsicht bereitete. Daß er sich gegenüber dem neuen deutschen Regime loyal verhielt, brauche ich nicht besonders zu betonen.

Obwohl ich ein persönliches Handschreiben von Bülow an Hoesch mit nach London brachte, in dem mich dieser besonders warm empfohlen hatte, empfing mich Hoesch sehr distanziert. Er glaubte zunächst, die Partei habe ihm hier einen Aufpasser herübergeschickt, und zwar deswegen, weil mein Vorgänger, Herr v. Ustinow, auf eine merkwürdige Art und Weise ausgeschieden war. Das Propagandaministerium hatte nämlich auch Herrn v. Ustinow aufgefordert, seinen arischen Nachweis einzureichen. Aus welchen Gründen auch immer, er nahm das jedenfalls übel und schrieb zurück: „Herr Dr. Goebbels möge erst einmal selbst seinen arischen Nachweis erbringen, dann werde er dasselbe tun!" Vom Ministerium war daraufhin einfach die Entlassung Ustinows verfügt worden.

Wir vom Deutschen Nachrichtenbüro waren an dieser Angelegenheit nicht beteiligt, im Gegenteil, mein Direktor Otto Mejer hatte versucht, Herrn v. Ustinow trotz seines Faux-pas zu halten. Ustinow stand ja in intimsten Beziehungen zum Foreign Office und zu allen möglichen englischen Kreisen und war sehr beliebt.

Sein Hinauswurf hatte daher sehr viele wichtige Fäden der Botschaft abgeschnitten. Man wird somit verstehen, daß man in England den Nachfolger dieses Mannes mit Mißtrauen, ja mit Feindschaft empfing. Und dieser Nachfolger war eben ich.

Es bedurfte einer mehrmonatigen Einarbeitung, ehe ich mit Hoesch in ein vertrauensvolles Verhältnis kam, das sich zuletzt in offene Freundschaft verwandelte, nachdem Bülow bei einem Berliner Besuch den Botschafter über mich aufgeklärt hatte. Hoesch begriff, daß er mich verkannt hatte und daß er sich auf meine Loyalität schon deswegen verlassen könnte, weil wir politisch am gleichen Strang zogen.

Ungeachtet all dieser Schwierigkeiten war es selbstverständlich mein Hauptbestreben, mich möglichst schnell in die englischen Verhältnisse einzuarbeiten und verstehen zu lernen, wie in England gearbeitet wurde und wer die maßgeblichen Kräfte und Persönlichkeiten waren. Ich fand hierbei hilfreiche Unterstützung bei meinen Kollegen vom Reuter-Büro, die in mir den alten Nachrichtenhasen respektierten und sehr bald Vertrauen zu mir gewannen. Insbesondere der Chefredakteur des Reuter-Büros, Mr. Richatson-Hat, begegnete mir aufs kameradschaftlichste, während sein Chef, Sir Roderick Jones, mir in jeder Weise behilflich war, den Dienst richtig einzurichten.

Ich erstickte zunächst in allen möglichen technischen Problemen, gewann aber dabei doch allmählich ein klares politisches Bild, das durch einige persönliche Erlebnisse noch besonders geformt wurde.

Eins dieser Erlebnisse war meine erste Begegnung mit Sir Robert Vansittard. Sir Robert war damals Unterstaatssekretär, d. h. also der ständige führende Beamte des Foreign Office. Ich hatte eine Empfehlung meines alten Freundes Dufour-Feronce an ihn, die mir in der Tat eine Audienz bei ihm verschaffte.

Sir Robert empfing mich freundlich, aber distanziert. Er fragte mich, ob er mir in irgendeiner Weise behilflich sein könne.

Ich erwiderte ihm, ich sähe es als meine Aufgabe an, für die Verständigung zwischen Deutschland und England zu arbeiten und mit zu verhindern, daß es je wieder zu einem Kriege käme, denn ich verdankte der englischen Pflege nach meiner Verwundung im Jahre 1917 mein Leben und hoffte, meine Dankespflicht damit abzustatten.

Vansittard sah mich auf diese für englische Verhältnisse etwas bombastische Erklärung etwas erstaunt an und sagte dann lächelnd: „Aber mein lieber Herr Hesse, den Krieg zwischen Deutschland und England werden Sie nicht verhindern können. Sehen Sie,

Herr Hitler will Deutschland zur ersten Macht in Europa machen, und ich glaube, unsere Informationen hierüber sind richtig. Sehen Sie, und das werden wir nicht erlauben können. Wir werden zwar versuchen, ihn von dieser falschen Politik abzubringen, aber ich fürchte, das wird uns nicht gelingen. Immerhin werde ich mich freuen, wenn Sie uns hierbei helfen wollen . . ."

In dieser Erklärung, die mir überaus aufschlußreich zu sein schien, weil Vansittard in ihr seine persönliche Haltung in der Tat sehr gut präzisiert hatte, glaubte ich etwas besonders Berichterstattenswertes gefunden zu haben. Ich ging daher zu Hoesch, um ihm über dieses Gespräch zu berichten. Hoesch schlug jedoch die Hände über dem Kopf zusammen: „Wie kommen Sie dazu, zu meinem Vis-à-vis zu gehen, das steht Ihnen doch gar nicht zu!" So sagte er zu mir. „Und im übrigen, sind Sie viel zu kurze Zeit in England, um die Dinge richtig zu verstehen. Erst wenn Sie ein Jahr hier gewesen sind, werden Sie begreifen, welche Rolle Sir Robert spielt und welche Bedeutung seinen Worten in Wirklichkeit zukommt. Tun Sie mir den Gefallen, berichten Sie hierüber nicht nach Berlin . . ."

Ich sollte Herrn v. Hoesch jedoch noch ärgeren Kummer machen, denn ich traf ihn, zusammen mit Botschaftsrat Fürst Bismarck, einige Tage später in einer Gesellschaft, in die ich „erst recht nicht hineingehörte". Prof. Jaeckh von der Rockefeller-Peace-Foundation hatte mich nämlich zu einem Diskussionsabend in dieser Gesellschaft eingeladen. Informationsbedürftig, wie ich war, ging ich selbstverständlich hin, obwohl es mir zeitlich Schwierigkeiten machte, mich in den Smoking zu werfen, wie das für derartige Zusammenkünfte in England damals üblich war.

Und hier war tatsächlich alles beisammen, was in England gut und teuer war. Selbstverständlich Sir Robert Vansittard, Mr. Wickham Steed, Winston Churchill, Sir John Simons, Sir Archibald Sinclair, Ernest Bevin, und viele, viele andere, die in der englischen Politik von führender Bedeutung waren.

Als ich etwas verspätet in den Saal trat und Platz nahm, sagte Mr. Steed gerade: „Wir haben das letzte Mal die Frage der deutschen Gefahr besprochen. Vielleicht ist Mr. Churchill so freundlich, zu wiederholen, was er damals ausgeführt hat."

Churchill, mit der Zigarre im Mund und den Händen in den Hosentaschen, erhob sich und begann zunächst undeutlich — Churchill lispelt bekanntlich —, dann klarer werdend, zu sprechen. „Nun", sagte er, „was ich zu sagen habe, kann ich eigentlich in wenigen Worten wiederholen. Wenn ein verrückter Hund mir an die Hose will, dann knalle ich ihn nieder — bevor er beißen

kann!" Worauf sich ein allgemeines „Hear! hear!"-Gemurmel erhob, das ich zunächst nicht verstand, weil ich nicht wußte, daß man in England auf diese Weise seinem Beifall Ausdruck gibt.

Und so wurde der Abend eine Aussprache, in der nicht mehr und nicht weniger als die Frage des Präventivkrieges gegen Deutschland besprochen wurde, wobei es allerdings deutlich zu merken war, daß die maßgeblichen Persönlichkeiten und die Mehrheit hierfür nicht zu haben waren, daß es aber auch damals schon eine Minderheit gab, die fest entschlossen war, Deutschland durch einen neuen Krieg niederzuschlagen und dies nicht nur für moralisch gerechtfertigt, sondern auch für die einzig richtige Politik hielt! Besonders fiel mir damals auf, daß auch einige Amerikaner, deren Namen ich vergessen habe — aber darunter war auch der Botschafter —, diese Ansicht sehr lebhaft unterstrichen.

Als ich mit heißem Kopf diese Versammlung verließ, wurde Hoesch auf mich aufmerksam und rief mir entsetzt zu: „Ja, mein Gott, wie kommen Sie denn hierher?" worauf er mir, ohne Rücksicht auf das anwesende Publikum, eine kleine Szene machte, die er dann am nächsten Tage in der Botschaft wiederholte.

Erst später erfuhr ich, Hoesch habe befürchtet, daß Berichte über derartige Pläne und Ansichten in England, wenn sie Hitler nahegebracht wurden, diesen dazu veranlassen könnten, zu einer aggressiven Politik überzugehen. Damals war eben noch eine psychologische Situation gegeben, in der selbst ein erfahrener Diplomat wie Hoesch glauben konnte, daß das Vorenthalten derartiger Berichte die Entwicklung der deutschen Außenpolitik wesentlich beeinflussen könne. Er übersah dabei nur zwei Dinge, nämlich, daß die Berichte, völlig unabhängig von uns, doch nach Deutschland kamen, und daß umgekehrt die Minderheitengruppe in England, die für einen Krieg gegen Deutschland war, unter der „bewährten" Führerschaft Winston Churchills nach wenigen Monaten so laut werden würde, daß sie vor Berlin nicht mehr verschwiegen werden konnte.

Zur Erläuterung dieser meiner ersten Erlebnisse muß ich bemerken, daß bei meinem Eintreffen in London die britische Aufrüstungsdebatte mitten im Gange war.

Die britische Regierung hatte am 4. März 1935 ein Weißbuch über die Reichsverteidigung erscheinen lassen und in diesem zum ersten Male seit dem Weltkrieg Aufrüstungsmaßnahmen verlangt, die mit den geheimen deutschen Aufrüstungsmaßnahmen begründet wurden. Diese, wie mir schien, durchaus vernünftige Argumentation des britischen Weißbuches gab der Opposition im Lande zu scharfer Kritik Anlaß. Vor allem Winston Churchill bezeichnete die für

die britische Luftaufrüstung ausgeworfenen Summen als gänzlich unzureichend und griff die Regierung wegen der Vernachlässigung der Rüstung auf das allerschärfste an.

Auf das Erscheinen des britischen Weißbuches hin hatte Hitler einen weiteren Schritt von größter Tragweite in der Rüstungsfrage vollzogen. Bedeutete doch diese Erklärung, daß die Westmächte nunmehr offiziell die Abrüstungsverpflichtungen der Völkerbundssatzung und des Versailler Vertrages verleugneten. Das gäbe ihm, so erklärte Hitler seinen Beratern, das Recht, das gleiche zu tun. Er kündigte den Teil V — die Abrüstungsbestimmungen — der Versailler Vertrages ebenfalls auf, führte die allgemeine Wehrpflicht ein und gab amtlich die Existenz der deutschen Luftwaffe bekannt.

Das bereitete der bisherigen vorsichtigen Taktik der englischen Regierung das Ende und leitete die Debatte über die künftig von England zu verfolgende Politik mit aller Schärfe ein.

Das aber bedeutete den endgültigen Triumph Hitlers in der Rüstungsfrage. Es gab keine gemeinsame Front der Westmächte mehr . . .

Da die Lage sich folgerichtig weiterentwickelte, kam es auch zu den bereits im Februar angebahnten deutsch-englischen Flottenverhandlungen, zu deren Abschluß Herr v. Ribbentrop nach London entsandt wurde.

Über den Verlauf dieser Verhandlungen ist einiges Falsche berichtet worden. Insbesondere hat man später aus dem Verhalten Ribbentrops auf dieser Konferenz die Schlußfolgerung gezogen, er habe sich undiplomatisch und ungeschickt benommen, obwohl der Erfolg der Verhandlungen hiergegen spricht. Tatsächlich ereignete sich folgendes:

Der deutsche Marine-Attaché in London, Kapitän zur See Waßner, hatte es verstanden, ein so ausgezeichnetes Verhältnis zur britischen Admiralität herzustellen, daß er des Erfolgs von vornherein sicher war. Er hatte mit seinem Vis-à-vis von der Admiralität, Sir John Craigie, den Vertrag bis in alle Einzelheiten hinein praktisch abgesprochen, als Ribbentrop in London eintraf. Verständlicherweise war die britische Admiralität auf das äußerste daran interessiert, die 35prozentige Begrenzung der deutschen Flotte festzulegen, weil dies für die Wiederaufrüstung der britischen Flotte von größter Bedeutung war. Damals mangelte es der britischen Flotte vor allen Dingen an Ausrüstung und Munition, so daß also der britischen Admiralität zunächst weniger an Flottenneubauten als vielmehr an der Beschaffung des notwendigen Nach-

schubs im ganzen liegen mußte. Die zur Verfügung stehenden Gelder konnten für Nachschub und Munitionsbeschaffungen aber zweifellos nur verwandt werden, wenn größere Flottenneubauten erst später in Angriff genommen wurden. Größere Flottenneubauten konnten aber nur unterbleiben, wenn die deutsche Flotte auf 35 v. H. der britischen Tonnage begrenzt blieb! Es hätte ja mindestens 5 Jahre gedauert, bis Deutschland diese 35 Prozent erreichen konnte. Schwierigkeiten gab es deshalb nur auf dem Gebiete des U-Boot-Baues, aber auch hier hatte Waßner sehr bald die Formel gefunden, die der britischen Admiralität akzeptabel erschien.

Demgegenüber vertrat das englische Auswärtige Amt unter der Führung von Sir Samuel Hoare einen anderen Standpunkt. Hoare dürfte damals die Absicht gehabt haben, in den Verhandlungen den Deutschen einen Erfolg möglichst schwer zu machen, schon um bei dieser Gelegenheit Ribbentrop das Unerhörte der bisherigen einseitigen deutschen Maßnahmen einzureiben und Hitler nach Möglichkeit künftig von derartigen Schritten abzubringen.

Mit dieser Taktik hatte Hoare in der ersten Konferenz, in der Ribbentrop auf Grund der Informationen von Waßner seine Karten offen auf den Tisch legte und die sofortige Annahme der 35-Prozent-Formel vorschlug, zunächst Erfolg. Das englische Außenamt lehnte es zufolge der beschlossenen Taktik ab, diese Formel sofort zu akzeptieren, so daß es eine kurze Zeit so schien, als ob Ribbentrop durch seine Übereile und sein „undiplomatisches Vorgehen" die Konferenz bereits im Anfangsstadium festgefahren habe.

Waßner — auf dessen Mitteilungen meine Darstellung beruht — erwies sich jedoch als ein guter Ratgeber. Er hatte ja Ribbentrop zu diesem Schritt nur geraten, nachdem er sich des Einverständnisses des wichtigeren der Gegenpartner, nämlich der britischen Admiralität, versichert hatte. Er vertraute darauf, daß sich die Admiralität durchsetzen würde. Waßner spielte somit ein ganz sicheres Spiel, als er Ribbentrop zu diesem Vorgehen geraten hatte.

In der Tat zeigte es sich sehr bald, daß er mit seiner Beurteilung der Lage recht hatte. Die britische Admiralität setzte in einer sehr heftigen Auseinandersetzung mit dem englischen Außenamt ihre Ansicht durch und zwang das Foreign Office, die geforderte Konzession sofort zuzugestehen, so daß das Schwergewicht auf die technische Seite verschoben und damit der Sieg der Abmachungen der beiden Waffenressorts sichergestellt wurde. Es gelang deshalb Ribbentrop mühelos, das englische Außenamt zu überspielen und den deutschen Standpunkt durchzusetzen.

Der Erfolg, den Ribbentrop auf diese Weise auf Grund der überlegenen Kenntnis der internen Verhältnisse in England, die er Waßner verdankte, erringen konnte, sollte jedoch unangenehme Folgen haben. Das englische Außenamt schob diesen Erfolg der „niederträchtigen Kunst einer deutschen Intrige" zu, deren sich Ribbentrop bedient habe, und erklärte diese Taktik als eine noch nie dagewesene, unerhörte Einmischung in innerpolitische englische Verhältnisse. Der Haß des Foreign Office gegen Ribbentrop datiert wohl von diesem Zeitpunkt an, so daß der allzuleicht errungene Sieg und Ribbentrops bei dieser Gelegenheit gezeigtes höfliches, aber arrogantes Verhalten ihm in London nicht vergessen wurde.

Ich entsinne mich noch eines Gespräches, das ich mit dem Pressechef des Foreign Office, Rex Leeper, nach diesen Verhandlungen hatte, in dem mir dieser unverblümt erklärte: „Sie haben zwar einen Erfolg gehabt, aber wir werden derartige Methoden in Zukunft nicht dulden; sie sind unverzeihlich."

Von dieser Information des Pressechefs der englischen Regierung machte ich Ribbentrop selbstverständlich Mitteilung, der mich daraufhin nach Abschluß der Verhandlungen zu sich bat. Ribbentrop hatte am gleichen Nachmittag den englischen Außenminister Sir Samuel Hoare besucht; ich erwartete also auch umgekehrt interessante Mitteilungen über die allgemeine politische Lage von ihm, da Ribbentrop mir vorher versichert hatte, er werde versuchen, die Frage eines deutsch-englischen Bündnisses in dem Gespräch mit Sir Samuel Hoare aufzuwerfen.

Ich weiß leider nicht, inwieweit Ribbentrop in seinem Gespräch mit Sir Samuel Hoare diese Lieblingsidee Hitlers, die hier zum ersten Male in der deutsch-englischen Politik auftauchte, tatsächlich besprochen hat. Nach den Mitteilungen, die mir Ribbentrop gemacht hat, hatte er von Hitler die Weisung erhalten, in einer persönlichen Aussprache mit Sir Samuel Hoare diesem zu versichern, daß Deutschland keinerlei kriegerische Absichten gegen England habe und daß Deutschland zum Beweise dessen bereit sei, ein militärisches Bündnis mit England abzuschließen. In diesem wollte Hitler im Kriegsfalle jede gewünschte militärische Hilfe mit Landtruppen und Flugzeugen zusagen, während er sich allein mit einer Neutralität der Engländer im Falle eines Konflikts im Osten (also wohl mit Sowjet-Rußland) begnügen wollte. Hitler wollte also bereits damals für das Bündnis die freie Hand im Osten eintauschen, die in den folgenden Besprechungen zwischen Deutschland und England eine so große Rolle spielen sollte.

Ob Ribbentrop diese Frage vorgebracht und wie sie Sir Samuel

Hoare aufgenommen hat, falls dies der Fall sein sollte, ist mir jedoch nicht bekannt geworden. Das Gespräch verlief offenbar völlig anders, als es Ribbentrop erwartet hatte. Die „direkte" Methode, mit der er auch hier vorzugehen versuchte, scheiterte daran, daß er ja soeben in der Taktik der Flottenbesprechungen dem sehr eitlen und hochmütigen Sir Samuel Hoare eine Niederlage im Kabinett zugefügt hatte, die dieser nicht so leicht vergaß.

Als mich Ribbentrop am späten Nachmittag im Carlton-Hotel empfing, wurde ich zunächst dadurch aufgehalten, daß mir der Herzog Karl Eduard von Sachsen-Coburg-und-Gotha im Hotel begegnete, der mir von früher her bekannt war. Der Herzog wünschte meine Ansicht über die Lage kennenzulernen. Der Herzog — ein Enkel der Königin Viktoria —, der sich übrigens selbst als Engländer fühlte und ein leicht englisch akzentuiertes Deutsch sprach, war über meine Mitteilungen hinsichtlich der höchst prekären Lage geradezu entrüstet. Er schob die Schuld an der Stimmungsmache in England auf eine „gewisse Clique" und auf die „Schwäche König Georgs V.", der sich seinen privaten Neigungen ergäbe und darüber Politik Politik sein ließe. Er, der Herzog, habe sich daher den Thronfolger, den Prinzen von Wales, bestellt, um diesem als sein Onkel einmal gründlich seine Meinung darüber zu sagen, welch klägliche Rolle das englische Königshaus spiele.

„Hat das Haus Windsor", so erklärte mir der Herzog, „vergessen, daß es deutschen Ursprungs ist und daß Großbritannien und meine hochselige Großmutter Viktoria das Empire der Hilfe Bismarcks zu verdanken haben? Will man uns in Deutschland jetzt daran hindern, uns unsere selbstverständlichen Rechte zurückzunehmen, die England jedem Negerstamm zugesteht?"

In diesem Augenblick betrat der Prince of Wales das Zimmer. Ich wurde ihm vorgestellt, hielt es aber für richtig, mich umgehend zu empfehlen, da ich ja wohl kaum als Zeuge einer onkelhaften Belehrung gegenüber dem königlichen Neffen erwünscht sein konnte.

Ich kam so erst mit einer dreiviertelstündigen Verspätung zu Ribbentrop, der bereits mehrfach nach mir hatte fragen lassen. Nach den Mitteilungen des Adjutanten war er übelster Laune. Ich befürchtete daher, daß er auf die alten Verleumdungen Berndts zurückkommen würde, die zu unserem letzten schroffen Abschied in Berlin geführt hatten.

Als ich das Zimmer im Carlton-Hotel betrat, saß Ribbentrop allein im völlig verdunkelten Zimmer am Kamin, nur eine einzige elektrische Birne verbreitete ein trübes Licht in dem luxu-

riösen Appartement. Ich sollte später lernen, daß Ribbentrops Laune zumeist an den Beleuchtungseffekten zu erkennen war, in denen er den jeweiligen Besucher empfing; strahlendes Licht bedeutete gute Laune, verdunkeltes Zimmer, daß er sich in gefährlicher Stimmung befand.

Ohne sich zu erheben, deutete Ribbentrop mit müder Geste auf den Stuhl neben sich und forderte mich auf, Platz zu nehmen. Er ging zunächst auf sein Verhalten in Berlin ein. „Ich habe Ihnen", so sagte er, „in Berlin unrecht getan. Ich hoffe, daß Sie mich entschuldigen werden. Ich habe nicht gewußt, was für eine Kanaille Berndt ist. Ich möchte mit Ihnen über ein merkwürdiges Erlebnis sprechen, das ich soeben gehabt habe, und ich verlasse mich hierbei auf Ihre Diskretion."

Ich erwiderte kurz und trocken: „Ich stehe zu Ihrer Verfügung!" worauf mir Ribbentrop etwa folgendes berichtete:

„Ich war soeben bei Sir Samuel Hoare und habe den Versuch gemacht, den Vorschlag des Führers wegen einer deutsch-englischen Allianz bei ihm vorzubringen. Aber Sir Samuel hat diese Gelegenheit benutzt, um mich und den Führer mit Vorwürfen zu überschütten, von denen ich nicht weiß, ob ich sie dem Führer überhaupt berichten kann."

Ich war aufrichtig verblüfft und fragte mich in diesem Augenblick, ob dies vielleicht am Ungeschick Ribbentrops gelegen habe, oder was sonst passiert sein könnte?

Ribbentrop fuhr fort: „Er hat mir erklärt, daß die Dinge so nicht weitergehen könnten; die ständigen einseitigen Aktionen in der Außenpolitik Hitlers müßten aufhören, England könne das nicht länger erlauben. Wenn wir weiter so fortführen, sei ein europäischer Krieg sicher, und er, Sir Samuel Hoare, habe keinen Zweifel daran, daß England dann gegen Deutschland stehen werde. Ich sollte mir nichts auf den Erfolg in der Flottenfrage einbilden; ich hätte lediglich Glück gehabt, daß eine der Regierungsabteilungen ihm, dem Außenminister, in den Rücken gefallen sei. Er, Sir Samuel, werde aber dafür Sorge tragen, daß das nicht wieder vorkomme ..."

Er, Ribbentrop, habe nun versucht, die Politik des Führers zu verteidigen und habe Hoare gesagt, was für ein einziger und einmaliger Mensch Hitler sei und daß England von Glück sagen könne, daß Hitler so englandfreundlich sei und sich mit England gut stellen wolle. Wenn Deutschland und England sich völlig verständigten, so würden die beiden Völker gemeinsam der Welt einen dauernden Frieden geben können und den Fortschritt der Menschheit auf viele Jahrzehnte sichern.

Hoare habe ihm jedoch erwidert, daß es eine Verständigung zwischen einer Demokratie und einer totalitären Diktatur, wie sie Hitlers Regime darstelle, wohl niemals geben könne. Er, Herr v. Ribbentrop solle sich hüten, an so einen Unsinn zu glauben. Im übrigen teile er nicht die Ansicht Ribbentrops über Hitler. Die ungeheuerliche Verfolgung der Religionen, insbesondere der Juden, der deutschen Opposition, die Gewaltmaßnahmen der SA und das Schandregime der SS, das Hitler in Deutschland aufgerichtet habe, seien ihm, Sir Samuel Hoare, ein Zeichen dafür, daß Hitler niemand anderes als der Beelzebub sei, der auf die Welt gekommen wäre, „um uns für unsere Sünden zu züchtigen".

Ribbentrop habe es daraufhin für richtig gehalten, das Gespräch abzubrechen und sich zu verabschieden.

Was ich davon hielte, wollte er wissen. Sei das englische Volk wirklich der gleichen Ansicht, daß Hitler der Beelzebub wäre? Oder leide nur Sir Samuel Hoare an diesen religiösen Verfolgungsideen? „Was soll ich", so fragte mich Ribbentrop, „nur dem Führer berichten? Wenn ich ihm das sage, wirft er ja seine ganze englische Politik um!"

In dem darauf folgenden, sich bis in die späten Nachtstunden fortsetzenden Gespräch versuchte ich, Ribbentrop auseinanderzusetzen, daß ich zwar erst kurze Zeit in England sei, daß ich aber nicht glaube, daß Sir Samuels persönliche religiöse Überzeugung von der breiten Masse geteilt würde. Man müsse aber die bisherigen Fehler der deutschen Politik künftig meiden, wenn man wolle, daß die Vernunft in England siege und damit derartig extreme Ansichten, wie sie Sir Samuel Hoare äußere, sich nicht allgemein durchsetzten.

Ich berichtete ihm dann von der Begegnung, die ich soeben mit dem Herzog von Sachsen-Coburg hatte und von den vielen Möglichkeiten, die wir meiner Meinung nach hätten, in England Freunde zu gewinnen und derartigen Tendenzen entgegenzuwirken. Nur dann, wenn wir die groben Fehler der bisherigen Politik fortsetzten, würden der Haß und die Kriegspartei in England die Oberhand gewinnen. Ich riet ihm daher, dem Führer ruhig offen zu berichten, was er erlebt habe und ihm anzuraten, die Stimme der Oppositionellen in England sorgfältiger als bisher zu beachten.

(Daß ich auf diese Weise hoffte, mäßigend auf Hitler einzuwirken, brauche ich kaum zu betonen. Ich hoffte, daß die Gefahr eines Umschwungs der Stimmung in England ihn zu einer Änderung seiner Politik veranlassen würde.)

Im übrigen sei ich der Ansicht, daß man tatsächlich nun mit

einseitigen Aktionen allmählich aufhören müsse, da diese immer wieder einen Schock für das englische Publikum darstellten und keineswegs die Position unserer Freunde stärkten.

Ribbentrop zeigte sich vernünftig. Er stimmte meinen Ansichten schließlich zu und versicherte mir, er werde sie Hitler vortragen.

Er erkundigte sich bei dieser Gelegenheit noch nach der Stellung des Botschafters v. Hoesch. Angesichts der Aversion Ribbentrops gegen Bülow und dessen Freunde benutzte ich die Gelegenheit, um Herrn v. Hoesch über den grünen Klee zu loben, etwas, was sichtlichen Eindruck auf Ribbentrop machte. Er versicherte mir daher, er werde dafür sorgen, daß Hoesch, den Hitler habe abberufen wollen, auf seinem Posten bleibe und bat mich zum Schluß, ihm auf dem Amtswege weiter zu berichten, wenn ich wichtige Beobachtungen machen sollte.

Als Ribbentrop sich am nächsten Tage von England verabschiedete, war von dem erschütternden Erlebnis der letzten Nacht bei ihm nichts mehr zu spüren. Er lächelte und verließ den britischen Boden wie ein Triumphator, der einen entscheidenden Erfolg davongetragen hatte.

Ich habe oft an diese erste Unterredung mit Ribbentrop in London zurückdenken müssen, weil mir eigentlich aus ihr erst so recht klar geworden ist, wie ungeheuer diffizil und schwierig Unterhandlungen mit Engländern sind. Die Neigung zum Formalismus, das Festhalten an alten Formeln und Traditionen und die Einbürgerung gewisser Taktiken, die sie für Diplomatie hielten, sitzen ihnen offenbar so sehr in Fleisch und Blut, daß man einen Fehler begeht, wenn man sie nicht beachtet. Und diesen Fehler hatte Ribbentrop anscheinend begangen; nur ein Zufall hatte ihm trotzdem den Erfolg beschert. Aber wer wußte das? Hitler würde es nie erfahren ...

In der Entwicklung der deutsch-englischen Beziehungen trat nunmehr jedoch eine Pause ein, in der ein anderes Ereignis zunächst alles andere überschattete, so daß infolgedessen Deutschland nicht mehr den fast ausschließlichen Neuigkeitsstoff bot, von dem die Zeitungen lebten. Das war der Ausbruch des italienisch-abessinischen Krieges.

Es besteht kein Zweifel darüber, daß bereits auf der Konferenz von Stresa in Gesprächen zwischen Laval und Mussolini eine Art Einverständnis erzielt wurde, in dem die Italiener von den Franzosen freie Hand in Abessinien zugesichert erhielten. Frankreich lockte also um seiner antideutschen Ziele willen die Italiener in

das abessinische Abenteuer. Selbstverständlich bedurfte es hierzu keiner sehr großen Verführungskünste, da die Italiener darauf brannten, die Schlappe von Adua auszumerzen und das abessinische Kaiserreich zum „italienischen Imperium" zu erklären . . .

Die Italiener begannen deshalb unter nichtigen Vorwänden den Krieg mit Abessinien, den sie auch dank ihrer technischen Überlegenheit nach verhältnismäßig kurzer Zeit gewannen. Dem Kaiser von Abessinien, Haile Selassie, blieb nichts anderes übrig, als zu flüchten. Er begab sich dorthin, wo er glaubte, die meiste Unterstützung zu finden — nach London.

Mit der militärischen Eroberung Abessiniens durch die Italiener war es jedoch nicht getan.

Denn im Gegensatz zu Frankreich, wo zunächst ein wilder Streit um die Behandlung der abessinischen Frage entbrannte, war man in England, wo soeben die Friedensabstimmung* den Wunsch des englischen Volkes dokumentiert hatte, daß der Völkerbund als Instrument der Friedenshaltung verstärkt und weiter ausgebaut werden sollte, von dem italienischen Vorgehen bei allen Parteien in gleicher Weise empört. Man empfand den italienischen Angriff auf Abessinien als einen Schlag gegen die Stellung des Völkerbundes und fühlte sich mit Recht in der traditionellen Rolle als Beschützer der Selbständigkeit der kleinen Staaten angesprochen. Die Wogen des echten Zornes gingen daher hoch, und die Regierung sah sich gezwungen, mit aller Schärfe den Versuch zu machen, die Autorität des Völkerbundes aufrechtzuerhalten. Ja, die Stimmung in England geriet so sehr ins Kochen, daß die Gefahr eines kriegerischen Zusammenstoßes zwischen England und Italien entstand. Das englische Publikum erwartete, daß Großbritannien mit seiner überlegenen Flotte die weitere Entsendung von italienischen Streitkräften nach Abessinien unterband. Genügte doch nach Ansicht des Mannes auf der Straße eine bloße Demonstration der englischen Mittelmerflotte, um Italien mit seinen lächerlichen Flottenstreitkräften an der weiteren Durchführung seiner „Aggression" zu hindern.

Entsprechend groß war auch der diplomatische Druck der Engländer auf Frankreich. Hier ergab sich jedoch fast ein Jahr hindurch das groteske Schauspiel, daß die französische Regierung zwischen den Parteien lavierte und sichtlich bestrebt blieb, es nicht zum Äußersten kommen zu lassen, während das französische Volk allmählich ganz auf die Linie der englischen Stellungnahme im Abessinienkonflikt einschwenkte.

* Eine von der Völkerbundsliga durchgeführte Abstimmung über die künftige Außenpolitik des Landes.

Daß das wiederum Mussolini mit Besorgnis gesehen hat, ist sehr wohl verständlich. Das Ergebnis der englischen Drohung und des französischen Schwankens im Abessinienkonflikt war daher eine Annäherung zwischen Deutschland und Italien, die nach kurzer Zeit zu einem Einverständnis, ja, später zu einer formellen Bündnisabrede zwischen den beiden Diktatoren führte.

Dieses diplomatische Spiel wäre nicht möglich gewesen, wenn sich bei dieser Krise nicht zum ersten Male eklatant die ungeheure militärische Schwäche Großbritanniens herausgestellt hätte. Die englische Regierung wagte es nämlich nicht, entsprechend den populären Erwartungen, mit ihrer Flotte im Mittelmeer Ernst zu machen. Nach Informationen, die ich damals in London bekam, spielte sich der Vorgang so ab, daß zwar der Außenminister Hoare auf schärfste Maßnahmen der Flotte drängte und hierfür auch die Billigung des Kabinetts erhielt, daß aber die Admiralität dieser Politik der Regierung nicht entsprechen zu können glaubte. Die britische Admiralität weigerte sich, im Mittelmeer eine Situation herbeizuführen, die zu einem Zusammenstoß zwischen der englischen und der italienischen Flotte geführt hätte, weil sie den Standpunkt vertrat, daß die britische Flotte nicht kriegsbereit sei.

Ob es wahr ist, daß für die großen britischen Schlachtschiffe damals tatsächlich nur genügend Munition vorhanden war, um die schweren Geschütze für eine einmalige Aktion einsetzen zu können, und daß sie vor allen Dingen keine Flak-Munition besaßen, weil das Parlament ein Jahrzehnt hindurch die Erneuerung der Munition nicht rechtzeitig bewilligt hatte, lasse ich dahingestellt. Es war jedenfalls das Tagesgespräch in London, daß die Engländer zwar eine Flotte besäßen, daß diese aber keine Munition zum Schießen habe . . .

Die politische Schlußfolgerung lag für Baldwin und Hoare auf der Hand. Sie mußten den Versuch machen, sich aus einer unbequemen Position herauszumanövrieren, um sich nicht gleichzeitig zwischen den französischen, den italienischen und den deutschen Stuhl zu setzen. Nachdem die britische Regierung zunächst bis zum äußersten in der Angelegenheit scharf gemacht hatte, trat sie kürzer und beauftragte nunmehr ihren Außenminister, Sir Samuel Hoare, einen Ausgleich, wenn nicht mit Italien, so doch wenigstens mit Frankreich zu suchen.

Ich persönlich hege keinen Zweifel — auf Grund der mir damals in London zuteil gewordenen Informationen —, daß Sir Samuel diese Aufgabe im Grunde genommen nur deswegen so lebhaft ergriff, weil er sich der Hoffnung hingab, daß es mit

Hilfe eines englisch-französischen Kompromisses gelingen würde, den Konflikt beizulegen und so gleichzeitig zu einer äußersten Stärkung des Völkerbundes zu kommen. Daß ein solcher Triumph des Völkerbundes nicht nur für Italien, sondern auch für Deutschland eine Lehre gewesen sein würde, scheint mir außer Zweifel zu stehen.

Bezeichnend hierfür war ein Vorfall im Unterhause, den ich selbst erlebte. Der Abessinienkonflikt hatte die Gemüter in England so erregt, daß jeder bedeutende Staatsmann gezwungen war, zu diesem Problem Stellung zu nehmen. Und so bemühte sich auch der älteste Staatsmann Englands, der Weltkriegspremier David Lloyd George, anläßlich einer Abessinien-Debatte im Unterhaus, den englischen Standpunkt zu vertreten. Lloyd George, als der Schöpfer der Friedensverträge, war für die öffentliche Meinung der Mann, der durch die Autorität seines Urteils dem englischen Standpunkte in Italien Gehör zu verschaffen in der Lage war.

Aber wer beschreibt das Erstaunen der Unterhausmitglieder, als Lloyd George nach einer Einleitung, in der er grundsätzlich jede „Aggression" verdammte, plötzlich fortfuhr: „In einer nicht zu beschreibenden brutalen Weise hat Deutschland Abessinien überfallen, hat Deutschland jeden Grundsatz des Völkerrechts verletzt, hat Deutschland eine Aggression begonnen, hat Deutschland sogar völkerrechtswidrig Giftgas zur Niederwerfung der Abessinier benutzt . . ."

Bis Sir Archibald Sinclair aufsprang und Lloyd George entgegenhielt: „Aber der sehr ehrenwerte Gentleman meint doch bestimmt nicht Deutschland, sondern Italien!"

Worauf Lloyd George die Hand vor den Mund nahm und erschrocken sagte: „Habe ich Deutschland gesagt? Ich meine doch natürlich Italien!" und daraufhin seine Rede im Wortlaut noch einmal hielt und nun unter stürmischem Beifall des Hauses Mussolini das ganze Sündenregister vorhielt, das er noch wenige Minuten zuvor Deutschland zugemessen hatte.

Man wird vielleicht sagen, daß es sich hier um eine gestellte Szene gehandelt hat oder daß Lloyd George infolge seines hohen Alters die Zunge davongelaufen ist. Für alle Anwesenden war es jedenfalls ein Beweis, wie sehr die Engländer bei ihrer Völkerbundspolitik Italien sagten und Deutschland meinten.

Herr v. Hoesch, der die Angelegenheit im übrigen in seinen amtlichen Berichten behandelt hat, sagte mir, als ich ihm den ganzen Vorfall schilderte: „Man hält in Wirklichkeit uns für den Angreifer und macht uns für die Dinge verantwortlich, die Italien tut. Italien hält man eben für ungefährlich, uns aber leider nicht!"

Sir Samuel Hoare glaubte daher, den Konflikt mit Italien im Interesse der Stärkung der englischen Politik gegenüber Deutschland beilegen zu müssen. Er begab sich nach der Schweiz in Urlaub und schloß bei seiner Durchreise in Paris mit dem französischen Außenminister Laval das „berüchtigte" Hoare-Laval-Abkommen, das eine Beilegung des Konflikts mit Italien auf einer Grundlage vorsah, die den Italienern eine Rückkehr zum Völkerbund, aber auch den Besitz Abessiniens garantiert hätte.

Dieser Plan wurde vorzeitig durch Mme. Tabouis veröffentlicht. Sein Bekanntwerden erregte einen Sturm der Entrüstung in Frankreich und in England und das allgemeine Verlangen, daß Hoare zurücktreten müsse. Diese Volksmeinung war so stark, daß der Premierminister Baldwin, der ja an die öffentliche Meinung wie an einen Fetisch glaubte, nicht umhin konnte, seinen Außenminister fallen zu lassen und an seiner Stelle den bisherigen Völkerbundsminister Eden zum Außenminister zu ernennen. Obwohl kein Zweifel darüber besteht, daß Hoare auf Grund von Beschlüssen des britischen Kabinetts gehandelt und sich durchaus im Rahmen der ihm gesetzten Richtlinien gehalten hatte!

So erlebte ich denn im Unterhaus jene großartige Szene, die mir als Ausdruck echtester Demokratie lange im Gedächtnis geblieben ist, jene Szene, in der Sir Samuel Hoare in Cut und Zylinder öffentlich der Volksmeinung Abbitte tat und sich selbst beschuldigte, unrecht getan zu haben. Es war eine Demütigung vor der Gewalt des Völkerbundsgedankens, wie man sie sich stärker nicht denken konnte, und ein Sieg der Friedensidee, den man sich eindrucksvoller kaum vorstellen kann. Aber er hatte natürlich außenpolitisch einen Nachteil: Der Abessinienkonflikt glimmte weiter und verschärfte sich um ein beträchtliches Maß, um so mehr, als nicht nur Hoare, sondern auch Laval zurücktreten mußte. An die Stelle des bürgerlichen Kabinetts trat in Frankreich nunmehr eine Volksfrontregierung, welche die Gefahr eines italienisch-französischen Konfliktes immer deutlicher werden ließ.

Wie nahe Europa damals bereits vor dem Ausbruch eines allgemeinen Krieges gestanden hat, ist später vergessen worden, weil letzten Endes der Abessinienkonflikt ein Jahr später doch noch friedlich beigelegt wurde. Aber vorübergehend gingen die Wogen in England und Frankreich so hoch, daß das Äußerste befürchtet werden mußte.

Ich muß dies insbesondere deswegen erwähnen, weil man später geneigt gewesen ist, diese Situation glatt zu bestreiten. Ich weiß aber, daß in Berlin damals Informationen des italienischen Nachrichtendienstes vorgelegen haben, in denen diese Gefahr des Kon-

flikts unmittelbar an die Wand gemalt worden ist. Das war jedenfalls der Hintergrund, der Hitlers Entschluß zum Vorgehen in der Rheinlandfrage erklärt. Hitler glaubte damals, daß der große europäische Konflikt zwischen den Westmächten bevorstünde und daß er daher auch selbst entsprechende „Sicherungsmaßnahmen zur Verteidigung des Reiches" ergreifen müsse. Bekanntlich haben ihm hierin Neurath und in einer persönlichen Besprechung auch v. Bülow auf das schärfste widersprochen. Blomberg und Fritsch setzten gleichzeitig Hitler auseinander, daß Deutschland militärisch nicht bereit zum Kriege wäre, so daß vor dem Abenteuer der Rheinlandbesetzung zu warnen sei. Sie wußten aber nicht, daß Hitler damals auf Grund eines persönlichen Briefes Mussolinis handelte, dem er mehr glaubte als seinen Beratern.

Wenn es aber damals möglich war, Hitler davon abzubringen, Maßnahmen ins Auge zu fassen, die einen Krieg heraufbeschworen hätten, so war es doch nicht möglich, ihm umgekehrt einzureden, daß sich eine europäische Situation entwickelt habe, in der er sein Programm einseitiger Revision des Versailler Vertrags nicht fortsetzen könnte. Und so ergriff Hitler diese Gelegenheit, um, bevor die abessinische Situation bereinigt worden war, einen Akt zu vollziehen, den er seit einem Jahr unaufhörlich mit seinen außenpolitischen Beratern diskutiert hatte, nämlich: das Rheinland zu besetzen und den Locarno-Vertrag zu zerreißen.

Wenn die machtpolitische Situation in Hitlers Augen die besondere Chance hierzu bot, so hatte umgekehrt in bezug auf die Rheinland-Frage sich auch moralisch eine neue Lage entwickelt, die ihm seiner Ansicht nach das Recht zum Eingreifen gab. Das war die Tatsache, daß die französische Kammer nach einjährigem Hin und Her — und obwohl die französische Regierung Hitler zugesichert hatte, daß dies nicht geschehen würde — die sowjetisch-französische Militärallianz ratifizierte.*

Was bedeutete dieser sowjetrussisch-französische Vertrag?

Im Locarno-Vertrag war ausdrücklich vorgesehen worden, daß im Falle einer Aggression Deutschlands der Völkerbund angerufen werden sollte. Dieser sollte dann entscheiden, was zu geschehen habe, und sämtliche Unterzeichner des Vertrags, d. h. auch Deutschland, hatten sich verpflichtet, sich in einem solchen Falle der Völkerbundsentscheidung zu fügen. Es war also eindeutig und einwandfrei festgestellt worden, daß der Völkerbund das letzte Wort haben sollte und daß es neben der Entscheidung des

* Die Ratifikation des französisch-sowjetischen gegenseitigen Beistandsvertrages erfolgte am 27. Februar 1936 in Paris. Die Unterzeichnung war bereits ein Jahr vorher, am 2. Mai 1935, erfolgt.

Völkerbundes keine selbständige Aktion anderer Mächte geben dürfe. Diese Bestimmungen waren u. a. einer der Gründe, warum Stresemann diesen Vertrag seinerzeit vorgeschlagen hatte.

Die französischen Unterhändler hatten jedoch unter dem Druck der sowjet-russischen Diplomatie in diesem neuen Vertrag, der insbesondere die gesamten östlichen Militärverträge Frankreichs mit umfassen sollte und ihnen eigentlich erst das richtige Rückgrat verlieh, eine neue Bestimmung aufgenommen: Es wurde ausdrücklich vorgesehen, daß Frankreich und Rußland im Falle einer Entscheidung des Völkerbundes gegen ihre Standpunkte *sich freie Hand vorbehielten, um das zu tun, was sie für richtig hielten.*

Daß diese Bestimmungen ganz selbstverständlich den Kernpunkt des Locarno-Vertrages, nämlich die Sicherheit Deutschlands gegen ein einseitiges Vorgehen Frankreichs, beseitigten, liegt auf der Hand. Denn was für eine Bedeutung sollte die Völkerbundsentscheidung noch haben, wenn Frankreich und Rußland sich das Recht anmaßten, über die Völkerbundsentscheidung hinweg, ja, gegen sie, selbständig zu den Waffen zu greifen? Man kann die Dinge daher drehen, wie man will, es besteht kein Zweifel darüber, daß der sowjetisch-französische Militärallianz-Vertrag den Locarno-Vertrag in seinem wesentlichsten Teile aufhob und zerstörte.

Hitler argumentierte daher wie folgt — nach den Mitteilungen Bülows an mich —: „Wenn die freiwillige Selbstbeschränkung Deutschlands und die Unterwerfung seines Willens unter eine Völkerbundsentscheidung in einer so wichtigen Frage wie der von Krieg und Frieden durchbrochen wird, dann habe ich auch das Recht, dieses Instrument ganz zu beseitigen." Er ließ sich deshalb auch nicht ausreden, daß er hier ein klares Recht zum Handeln habe, und bagatellisierte sämtliche Einwände, die ihm von fachkundigen Kräften des Auswärtigen Amtes entgegengehalten wurden.

Auf die Frage: „Was tun Sie aber, wenn die Franzosen daraufhin marschieren?" antwortete er: „Das weiß ich besser. Die Franzosen werden keinen Mann in Bewegung setzen! Sie werden sehen, daß die Welt die vollzogene Tatsache der Rheinlandbesetzung akzeptiert."

Wie ich später erfuhr, gab den allerletzten Anstoß zum endgültigen Entschluß Hitlers, das Rheinland zu besetzen und die Entmilitarisierungsbestimmungen des Versailler Vertrags für das Rheinland aufzukündigen, allerdings nicht nur die Ratifizierung des sowjetrussisch-französischen Bündnispaktes durch die französische Kammer, sondern auch ein Ereignis, das den Beobachtern im allgemeinen völlig entgangen ist.

Anläßlich des Begräbnisses König Georgs V. von England im

Januar 1936 besuchte der französische Außenminister Flandin London und hatte hier eine eingehende Besprechung mit dem Premierminister Baldwin und Außenminister Eden. In diesen Besprechungen wurde die Frage erörtert, was für eine Haltung England und Frankreich einnehmen sollten, falls Hitler tatsächlich den Locarno-Pakt verletzen würde. Diese Besprechung war an sich nichts Überraschendes. Da Hitler wiederholt in seinen Gesprächen mit englischen und französischen Staatsmännern eine drastische Maßnahme im Rheinland angekündigt hatte, falls die französische Kammer den Pakt mit den Sowjets ratifizieren sollte, waren sowohl England wie auch Frankreich seit langem über Hitlers Absichten unterrichtet. Beide Länder wußten also, was geschehen würde, wenn die französische Kammer tatsächlich ratifizieren sollte. Hitler hatte dies oft genug in seinen diplomatischen Besprechungen gesagt, wenn auch die Weltöffentlichkeit hierüber nicht unterrichtet war.

Über die Londoner Besprechungen Flandins mit Eden wurden zwar nur verhältnismäßig inhaltslose Kommuniqués herausgegeben, es war aber ersichtlich, daß die französische Diplomatie bemüht war, Großbritannien auf ihre Linie zu bringen.

Es ist daher verständlich, daß Hitler sich bis zum Äußersten bemühte, ein klares Bild darüber zu gewinnen, was in London zwischen den Engländern und der französischen Regierung abgemacht worden war. Sowohl die Londoner wie die Pariser Botschaft erhielten deshalb entsprechende Anweisungen und lieferten nun Berichte, welche verständlicherweise die Situation als ernst, aber durchaus noch nicht als verloren bezeichneten. Jedenfalls hatten wir in London bereits im Januar 1936 den Eindruck, daß es den Franzosen möglicherweise noch vor der Ratifizierung des Militärvertrages mit Rußland gelingen könnte, eine feste englisch-französische Front gegen einen eventuellen Schritt Hitlers in der Locarno-Frage zu erzielen.

In den weiteren Besprechungen, die Flandin dann bei der Völkerbundssitzung im Februar 1936 in der gleichen Frage mit Eden hatte, teilte er dem englischen Außenminister mit, daß Frankreich bereit sei, dem Völkerbund seine gesamte Militärmacht zur Verfügung zu stellen, um im Falle der Verletzung des Locarno-Vertrages gegen Deutschland einzuschreiten. Flandin ersuchte England, das gleiche zu tun. Hierauf versuchte er, Italien für das gleiche Abkommen zu gewinnen.

Infolge der Schwatzhaftigkeit der Italiener wurden diese Verhandlungen in Berlin bekannt.

Die Franzosen waren der Ansicht, sie hätten das Abkommen

gegen eine Rheinlandbesetzung Hitlers fest in der Tasche. Auf diese englische Zusicherung hin erfolgte sofort die Ratifizierung des sowjetisch-französischen Bündnisses Ende Februar in der Kammer.

Hitler befürchtete, daß er, wie schon einmal in Genf anläßlich der Aufrüstungsfrage, von den Engländern betrogen werden würde, entnahm aber dem erwähnten italienischen Bericht vor allem die Tatsache, daß das englisch-französische Abkommen eben noch nicht perfekt sei. Er befürchtete also, bei einem weiteren Zögern das Spiel zu verlieren. Entsprechend seiner Neigung, bei drohenden Gefahren das Prävenire zu spielen, entschloß er sich daher nunmehr zum Handeln, ehe es zu spät geworden wäre. Er argumentierte, bei einem weiteren Zuwarten müsse er damit rechnen, daß Frankreich und England sich gegen ihn zusammenschließen würden. Bei einem sofortigen Eingreifen könne er dies verhindern, ja, die beiden Mächte von einem gemeinsamen Vorgehen abhalten!

Zur Abmilderung seines Vorgehens beschloß Hitler, gleichzeitig mit dem Rheinland-Einmarsch einen 25jährigen Friedensvertrag vorzuschlagen. Dieser sollte eine paritätische Demilitarisierung einer Zone beiderseits der deutschen und der französischen Grenze, eine Beschränkung der Luftwaffen und den Abschluß eines neuen Nichtangriffspaktes zwischen den Westmächten vorsehen.

Daß dieser Vorschlag hauptsächlich an die englische Adresse gerichtet war, brauche ich nicht hervorzuheben. Hitler glaubte, durch ihn die Stimmung in England zumindest neutralisieren zu können. Es ist später behauptet worden, daß es sich bei diesem Vorschlag Hitlers lediglich um ein taktisches Manöver gehandelt habe. Aus den Mitteilungen, die mir Rudolf Heß* und Keppler wie auch Bülow machten, geht für mich jedoch hervor, daß dies ursprünglich nicht der Fall gewesen ist. Die sehr sorgfältigen, unparteiischen, auf Aktionen von Neuraths und Bülows zurückgehenden Vorschläge für ein neues West-Locarno sind Hitler in langen, mühevollen Beratungen vom Auswärtigen Amt abgerungen worden. Hitler wurde durch sie so sehr von der Gefährlichkeit seiner Maßnahme überzeugt, daß er eine Verhandlungsbasis für den Fall eines Mißglückens seines Rheinland-Coups zu schaffen gestattete.

Diese Vorsicht war auch der Grund, warum er nur die an sich lächerlich kleine Truppe von 35 000 Mann ins Rheinland einrükken ließ: ja, er gab dieser den Befehl mit auf den Weg, sich sofort

* Der „Stellvertreter des Führers", mit dem ich in München studiert hatte; Keppler war Wirtschaftsberater Hitlers.

hinter den Rhein zurückzuziehen, falls eine militärische Gegenaktion der Franzosen erfolgen sollte! Während der folgenden Krise hat Hitler tatsächlich auch mehr als einmal ganz kurz vor dem Entschluß gestanden, seine Truppen wieder zurückzurufen. Er hat also keineswegs die feste Absicht gehabt, dieses Gebiet unter allen Umständen gegen einen feindlichen Angriff zu halten. Er wünschte lediglich, das ihm gefährlich erscheinende alte Locarno-System durch ein anderes Sicherheitssystem zu ersetzen. Erst später, als er sah, daß er mit seiner tollkühnen Aktion Glück gehabt hatte, änderte er seinen Entschluß dahingehend, das Rheinland zu halten und damit ein vollendetes Fait accompli zu schaffen.

Diese Vorgänge zeigen jedenfalls, wie stark Hitler durch die Gegenvorstellungen des Auswärtigen Amtes beeindruckt war und wie wenig richtig es ist, seine im Zusammenhang mit dem Rheinland stehende Aktion als eine „planmäßig durchgeführte Angelegenheit" anzusehen.

Der Einmarsch der deutschen Truppen in das Rheinland löste denn auch zunächst einen beispiellosen Schock in Frankreich aus. Die Wellen der Empörung gingen hoch, die französische Regierung erwog die sofortige allgemeine Mobilisierung und verlangte von dem Generalstab die Vorbereitung und Durchführung einer entsprechenden militärischen Gegenaktion. Wie wir heute wissen, erklärte der französische Generalstab jedoch bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal mit aller Deutlichkeit, daß er ohne ein Mithandeln Englands sich nicht in der Lage sähe, die von der Regierung verlangten Maßnahmen durchzuführen. Das Ergebnis der internen französischen Besprechungen war somit, daß die Regierung Sarraut-Flandin sich genötigt sah, London anzurufen. Auf das Telefonat des französischen Außenministers Flandin versprach die britische Regierung, den englischen Außenminister Eden innerhalb von 48 Stunden nach Paris zu entsenden.

Aber die Mitteilung, die Eden dann im Namen des englischen Kabinetts zu machen hatte, war für Frankreich enttäuschend. Entsprechend den Grundsätzen der Völkerbundspolitik (auf welche die britische Regierung infolge der Friedensabstimmung von 1935 und des Ausgangs der Wahlen von 1936 festgelegt zu sein glaubte) erklärte Eden, daß die britische Regierung die Entscheidung des Völkerbundes anzurufen gedenke und erst hiernach ihre endgültige Entscheidung fällen würde.

Die Forderung Flandins war demgegenüber auf sofortige Mobilisierung der britischen Land-, See- und Luftstreitkräfte gerichtet. Eden versprach, dies dem Kabinett vorzutragen, um eine entsprechende Aktion Großbritanniens zu erreichen. Da Eden der

Zustimmung des Kabinetts jedoch nicht sicher war, bewog er Flandin, sich mit ihm nach London zu begeben, um persönlich die französischen Ansichten vorzutragen.

Flandin traf in England auf eine unerwartete Lage. Die englische Regierung, die ursprünglich keineswegs abgeneigt gewesen war, diesen ganzen Vorfall zu einem kriegerischen Einschreiten in Deutschland zu benutzen, fiel plötzlich um und blies die gesamte Aktion, die Frankreich angeregt hatte, überraschend ab. Der Zauderer Baldwin, der von seinem Außenminister beinahe überrannt worden war, erklärte, er könne ohne psychologische Vorbereitung des britischen Publikums, das völlig auf Frieden eingestellt war, nicht zu einer so entscheidenden Aktion schreiten. Um so mehr, als eine Reihe von prominenten Führern der britischen Opposition die deutsche Aktion für berechtigt erklärt hatten. Sagte doch damals selbst Lloyd George in der „Times", daß Hitler vielleicht unrecht getan hätte, daß er aber zu seinem Vorgehen provoziert worden sei. Lord Lothian, der Führer der Round-Table-Gruppe, stellte sogar fest, daß Hitler „lediglich" in den ihm gehörenden Garten seines Hauses hineingegangen sei und daß man es ihm nicht übelnehmen könne, wenn er dies getan habe.

Flandin erhielt also keine endgültige Zusage und kehrte unverrichtetersache nach Paris zurück.

Warum Frankreich damals nicht gehandelt hat, ist vielen von uns nicht verständlich gewesen. Trotzdem glaube ich, daß es eine Erklärung für das Verhalten der Franzosen gibt, die deutlicher als alles andere zeigt, welche Gefahren falsche politische Propagandaparolen haben können. Um sich nämlich gegen die Gefahren eines deutschen Angriffskrieges zu schützen — eine völlig imaginäre und in der Sachlage durch nichts begründete Befürchtung (da Deutschland nach 1919 das einzige Land war, welches hundertprozentig abgerüstet hatte) —, hatte man seit 1926 in Frankreich begonnen, eine ungeheure Befestigungslinie, die sogenannte Maginot-Linie, zu bauen. Jahr für Jahr mußte die französische Kammer für den Ausbau dieser Befestigungslinie erneut große Summen bewilligen, was selbstverständlich nur deshalb glückte, weil die französischen Politiker, nicht zuletzt auf Veranlassung der Schwerindustrie, die deutsche Gefahr an die Wand malten. Die „deutsche Gefahr" und die angeblichen „deutschen Angriffsabsichten" waren zu einem Schlagwort geworden, das jahrelang in der französischen Kammer immer dann auftauchte, wenn neue Bewilligungen für die Armee angefordert wurden. Das hatte aber eine merkwürdige Folge. Auf der einen Seite zerstörte die Existenz der Maginot-Linie den Angriffswillen des französischen General-

stabs, andererseits brachte sie das Volk zu der Ansicht, es genüge, sich zu verteidigen, und dafür habe man die Maginot-Linie. Das französische Parlament redete sich so in einen Furchtkomplex Deutschland gegenüber hinein, der schließlich gleichmäßig vom Volk, von der Kammer und von den Generalstäblern geteilt wurde. Die in Frankreich vorhandenen östlichen Armeekorps hätte man 1936 nicht einmal zu mobilisieren brauchen, um sie ins Rheinland zu schicken, und die deutschen Truppen wären, wie ich es geschildert habe, ohne einen Schuß zu feuern, vor diesen Truppen zurückgewichen. Aber zu diesem Entschluß konnten sich Flandin und Daladier nicht aufraffen. Sie hatten sich selbst in eine solche Panik hineingeredet, daß sie sich nicht getrauten, selbständig vorzugehen. Das französische Kabinett beschloß daher, nicht ohne Großbritannien zu handeln, und begnügte sich schließlich mit dem von England vorgeschlagenen Völkerbundsentscheid.

Es war freilich selbstverständlich, daß bis zu diesem Zeitpunkt eine wilde Propaganda der französischen Freunde und der Kriegspartei in England unter Führung Churchills, Sinclairs, Duff Coopers, Lord Derbys und einer Reihe anderer Persönlichkeiten einsetzte, um auf die britische Regierung einen Druck auszuüben, doch noch im französischen Sinne zu handeln.

Wir erlebten daher ein Hin und Her in der öffentlichen Meinung und eine sich ständig steigernde Erregung, die uns schließlich davon überzeugte, daß die Kriegsgefahr unmittelbar gegeben sei und daß es den Franzosen gelingen werde, die Engländer doch noch zu einem militärischen Einschreiten an ihrer Seite zu bewegen.

Ich entsinne mich noch heute der Vorgänge, die sich in der Botschaft und in meinem Nachrichtenbüro im Reuter-Gebäude abspielten. Von allen Seiten wurden mir von deutschen, englischen und französischen Freunden Nachrichten zugetragen, aus denen ich entnehmen mußte, daß sich die Lage immer mehr verschlechtere.

Auch die Waffen-Attachés in London erhielten, wie mir insbesondere Kapitän Waßner mitteilte (mit dem ich mich inzwischen befreundet hatte), Nachrichten, aus denen hervorging, wie ernst die Lage wurde. Bekanntlich entschlossen sich die Waffen-Attachés auf Intervention Waßners hin, ein Telegramm nach Berlin zu schicken, in dem sie darauf hinwiesen, daß die Lage für Krieg oder Frieden wie 50 zu 50 stünde, eine Information, die auf Mitteilungen der entsprechenden britischen Stäbe zurückzuführen war.

Einen letzten Stoß, der uns die Überzeugung gab, daß wir nur durch eine entscheidende Aktion das Unglück eines Krieges ver-

hindern könnten, erhielten wir jedoch erst durch eine merkwürdige Mitteilung, die mir der Chefredakteur des Reuter-Büros, Mr. Richatson-Hat, persönlich machte.

Da ich viele Wochen lang gezwungen war, Nacht für Nacht eine sorgfältige Übersicht über die wichtigsten Pressestimmen zu geben, war ich während der Rheinlandkrise fast ständig im Reuter-Büro anwesend. Als mich Mr. Richatson-Hat um Mitternacht zur Entgegennahme einer Mitteilung bat, die ich persönlich und nicht durchs Telefon seinem Freund, dem Botschafter v. Hoesch, übermitteln sollte, brauchte ich mich lediglich nur zwei Treppen hinunterzubegeben. Die Mitteilung war kurz, aber präzise. Sie lautete: Er habe sichere Informationen, wonach die Generalmobilmachung in England entsprechend den französischen Forderungen unmittelbar bevorstehe. Ich solle hiervon Hoesch sofort Mitteilung machen, damit dieser durch ein entsprechendes Eingreifen in Berlin die Katastrophe zu verhindern versuche.

Als ich mich mit dieser Mitteilung bei Hoesch melden ließ, war dieser bereits in heller Aufregung, da er die gleiche Mitteilung von anderen englischen Freunden erhalten hatte, u. a. von seinem besonderen Freunde, dem Luftfahrtminister Lord Swinton.

Hoesch hatte sich für den Ernstfall noch etwas aufgespart, was er nur allein tun konnte; eine Aktion, die in diesem Kampf der Meinungen um das Eingreifen Englands das höchste Atout darstellte. Er setzte mir auseinander, daß er jetzt für den Frieden nur noch eine Chance sähe: „Er werde persönlich zum König fahren und diesen um seine Intervention bitten".

Eduard VIII., der spätere Herzog von Windsor, war mit Hoesch auf das intimste befreundet. Er kannte ihn von Jugend an und wußte, daß Hoesch der erklärte Liebling seiner Mutter, der alten Queen Mary, war. Diese jahrelange Bekanntschaft sowie die Tatsache, daß Hoesch auch über die Beziehungen Eduards zu Mrs. Simpson auf das eingehendste informiert war, hatte zwischen diesen beiden Persönlichkeiten eine Freundschaft entstehen lassen, die tatsächlich etwas Ungewöhnliches war. Natürlich konnte Hoesch normalerweise von diesen Beziehungen keinen Gebrauch machen. Das hätte jeder Tradition und jeder englischen Sitte widersprochen und hätte die Gefühle der englischen Nation auf das tiefste verletzt. Aber jetzt, angesichts der unmittelbar drohenden Kriegsgefahr, hielt Hoesch sich für berechtigt, das Ungewöhnlichste vom Ungewöhnlichen zu tun, nämlich an den König zu appellieren, den Krieg zu verhindern.

Er hatte sich hierfür einen genauen Plan zurechtgelegt, um den König davon zu überzeugen, daß ein Krieg ein nationales, ja

ein europäisches Unglück sein würde. Zwar war er bereit, durchaus zuzugeben, daß Hitler sich formal im Unrecht befinde, aber, so meinte Hoesch, man müsse doch auf die verständlichen Gründe für Hitlers Aktion hinweisen, nämlich

1. die Lahmlegung der wesentlichsten Bestimmungen des Locarno-Vertrages durch den sowjetisch-französischen Militärpakt;
2. die unerträgliche Demütigung, die für Deutschland in einer dauernden einseitigen Entwaffnung des linken Rheinufers lag;
3. daß die Wiederbesetzung keinerlei fremdes, sondern nur deutsches Gebiet betraf;
4. daß Hitler bereit war, einen neuen Locarno-Vertrag an Stelle des alten zu setzen, und
5. daß bei einer glücklichen Lösung der Rheinland-Frage mit einem Wiedereintreten Deutschlands in den Völkerbund gerechnet werden könne, eine Erklärung, zu der ihn Bülow im Auftrage Hitlers in den letzten Stunden ausdrücklich ermächtigt hatte.

Als Hoesch mir diese Punkte vortrug, hatte ich meine Zweifel, insbesondere, ob der letzte Punkt wirklich Hitlers Intentionen entsprach. Aber es war mir klar, daß Hoesch sich hier eine Reihe von Argumentationen zusammengetragen hatte, die auf einen Gutgewillten nur den allergünstigsten Eindruck machen konnten. Und gutgewillt war der König ohne Zweifel!

So fuhr denn v. Hoesch in aller Heimlichkeit nachts zum König, der auf dem Lande weilte, wurde von ihm empfangen und trug ihm sein Anliegen vor. Hoesch hat später dem Fürsten Bismarck und mir, teils gemeinsam, teils getrennt, seine Unterredung mit dem König im einzelnen geschildert. Er muß, das war jedenfalls unser Eindruck, ein Meisterstück der Diplomatie vollbracht haben, denn es gelang ihm, den König davon zu überzeugen, daß er seinen Premierminister Baldwin kommen lassen müsse, um auf ihn einzuwirken. Das hatte der König Hoesch jedenfalls bei seinem Abschied ausdrücklich versprochen.

Kann man sich vorstellen, mit welcher Spannung wir in der Botschaft warteten, welches Ergebnis dieser ungewöhnliche Schritt haben werde?

Wir brauchten nicht lange zu warten.

Unmittelbar nach Beendigung unserer Pressekonferenz klingelte das Telefon, als ich mich noch bei Hoesch befand.

Hoesch flüsterte mir zu: „Der König!" und reichte mir den zweiten Hörer, der sich am Telefon befand, so daß ich das Ge-

spräch mithören konnte. Das Gespräch war kurz. „Hallo", rief eine Stimme, „ist dort Leo? Hier spricht David." (Der König sprach Hoesch mit seinem Vornamen Leopold an, während Eduard von seinen intimen Freunden David genannt wurde.)

„Wissen Sie, wer hier spricht?"

„Jawohl, selbstverständlich", erwiderte Hoesch.

„Ich habe meinen Premier empfangen und habe ihm gehörig meine Meinung gesagt. Ich sagte diesem alten . . . , daß ich zurücktreten werde, wenn er Krieg machen sollte. Es hat eine furchtbare Szene gegeben. Sie können beruhigt sein, es gibt keinen Krieg."

Als Hoesch den Hörer hingelegt hatte, sprang er auf und tanzte im Zimmer umher. „Ich habe es geschafft, ich habe sie alle überspielt, es gibt keinen Krieg! Herr Hesse, wir haben es geschafft! Das ist großartig, ich muß gleich Berlin unterrichten."

In der Tat führte der Schritt des deutschen Botschafters beim englischen König den entscheidenden Wandel der Lage herbei.

Die Rücktrittsdrohung des Königs machte es dem Kabinett und der ganzen kriegslüsternen Gruppe unmöglich, zum Äußersten zu schreiten. Denn es war klar, daß ein Rücktritt des Königs im Augenblick der Kriegserklärung die öffentliche Meinung in England bis in alle Tiefen gespalten hätte. Der Rücktritt des Königs hätte das Kabinett gestürzt und den Anstoß zu den wildesten Meinungskämpfen im Lande gegeben, hätte also genau zum Gegenteil dessen geführt, was Baldwin erstrebte, nämlich sein Kabinett in Übereinstimmung mit der Meinung des Volkes zu führen. Daß das Volk sich damals auf die Seite des Königs gestellt hätte, darüber war kein Zweifel möglich.

Es mag sein, daß auch bereits im Hintergrund die Frage des Konfliktes zwischen Premierminister und König wegen der beabsichtigten Eheschließung Eduards mit Mrs. Simpson gespielt hat. Genannt worden ist mir dieser Grund damals allerdings nicht.

Die Wirkung der Aussprache zwischen dem König und Hoesch war sofort zu spüren. Bereits die Abendblätter verzeichneten eine gewisse Entspannung der Lage, und das britische Kabinett faßte nunmehr endgültig den Entschluß, es bei einer Verurteilung Deutschlands durch den Völkerbund bewenden zu lassen und im übrigen auf das Angebot Hitlers auf Verhandlungen über den Abschluß eines neuen Nichtangriffspaktes im Westen einzugehen. Der Botschafter v. Hoesch wurde in diese Verhandlungen eingeschaltet, so daß es ihm möglich war, die gesamte Lage für die in England Anfang April stattfindende Völker-

bundssitzung so zu beeinflussen, daß diese ohne besondere Demütigungen Deutschlands durchgehen würde.

Das englische Publikum nahm diese Lösung mit tiefer Befriedigung auf, um so mehr, als der Großteil aller wichtigen Persönlichkeiten ebenfalls der Zufriedenheit darüber Ausdruck gab, daß der Krieg vermieden war und Verständnis für Hitlers Vorgehen zeigte oder vielleicht auch nur heuchelte. Selbst die scharfe Opposition Churchills milderte sich, ebenfalls, wie man wohl annehmen darf, auf Einwirkung des Königs hin, mit dem Churchill ja besonders gut stand.

Um so empörter war man jedoch in Frankreich. Flandin empfand den Ausgang der Angelegenheit als eine diplomatische Niederlage von größtem Ausmaß. Daß er selbst diesen Ausgang dadurch verschuldet hatte, daß er nicht von vornherein mit aller Energie seinen Standpunkt vertrat, wollte er damals nicht einsehen. Frankreich fühlte sich von England im Stich gelassen. Aber der Quai d'Orsay zog aus der Angelegenheit einen durchaus richtigen Schluß. Er verlangte von England nunmehr den Abschluß eines neuen, klaren und eindeutigen Militärabkommens zwischen den beiden Ländern, um endgültige Abmachungen für den Kriegsfall mit Deutschland in einer neuen Krise bereit zu haben, so daß es den Franzosen möglich war, hier die Zusage zu erhalten, die sie bisher angesichts der Grundeinstellung des Kabinetts Baldwin nicht hatten erzwingen können. Schließlich mußte man ja in London ein Pflaster auf die französische Wunde legen...

Als Ribbentrop daher zur Völkerbundssitzung nach England kam, fand er wieder — wie in der Flottenfrage — ein gemachtes Bett vor. Er brauchte nur die Erfolge der Diplomatie Hoeschs einzuheimsen.

Ribbentrop war jedoch bei seinem Eintreffen zunächst durchaus nicht gewillt, auf die von Hoesch vorbereitete Lösung einzugehen, sondern hätte am liebsten den Völkerbund brüskiert, zweifellos weil er sich hiermit bei Hitler besonders beliebt zu machen hoffte. Hoesch hatte jedoch inzwischen gleichzeitig nach Berlin berichtet. Es gelang dem Außenminister v. Neurath, bei Hitler durchzudrücken, daß Ribbentrop die von Hoesch vorbereitete Kompromißlösung zu akzeptieren habe. Zugleich vermochten wir Ribbentrop in London zu überreden, daß es ein Glück sei, wenn es bei dem formalen Einspruch durch den Völkerbund verbliebe. Trotzdem hätte Ribbentrop sehr gerne diese Gelegenheit benutzt, um sofort „große Politik" zu machen und das „neue Locarno" abzuschließen; die Atmosphäre war jedoch so schlecht, daß er schließlich unsere Ansicht teilte, es sei das klügste jetzt,

England sobald als möglich wieder zu verlassen und sich damit zu begnügen, daß der Krieg verhindert war.

Herr v. Hoesch hat, wie er mir noch vor seinem Tode mitteilen konnte, in einer sehr langen und gründlichen Aussprache Herrn v. Ribbentrop davon überzeugen können, wie ernst die Lage gewesen war. Er legte es ihm nahe, Hitler zu bewegen, von jetzt ab auf einseitige Aktionen zu verzichten. Er wies darauf hin, daß andernfalls die für Deutschland doch immerhin noch günstige Lage in England völlig umgeworfen werden könne und daß man mit dem Erreichten zufrieden sein müsse. Was den von Hitler geplanten großen Friedensplan im Westen beträfe, so empfehle er, kurz zu treten und den Abschluß dieses Paktes der Diplomatie zu überlassen.

Ribbentrop hat mir später einmal gesagt, er bedaure es, daß er sich damals auf diesen Ratschlag des Botschafters v. Hoesch eingelassen habe. Man hätte sofort als Antwort auf die Demonstration des Völkerbundes die neuen Nichtangriffspakte im Westen abschließen müssen. Damals in England allerdings hat er der sehr wohl begründeten Ansicht v. Hoeschs beigepflichtet.

Die Fama hat aus diesem letzten Gespräch zwischen Hoesch und Ribbentrop einen wilden, erbitterten Streit gemacht, der damit geendet haben soll, daß Ribbentrop v. Hoesch die Rache des Führers angekündigt habe. Das ist alles andere als wahr. Die langen Gespräche zwischen den beiden Männern haben damals zu ihrer vollen Übereinstimmung in allen Gesichtspunkten geführt. Sie schieden, wie mir sowohl Hoesch wie Ribbentrop versicherten, in voller Harmonie. Als Ribbentrop England verließ, sagte er mir: „Wir haben Hoesch unrecht getan. Er hat hier eine großartige Arbeit geleistet."

Bekanntlich ist Hoesch keine 48 Stunden nach der Abreise Ribbentrops aus England gestorben. Ich habe ihn selbst auf seinem Totenbett, keine Stunde nach Eintritt des Todes, gesehen und weiß aus dem Munde des Arztes, der ihn behandelt hat, daß er nicht vergiftet worden ist oder Selbstmord begangen hat, sondern daß ein Herzschlag die Todesursache war. Die maßlosen Aufregungen der vorhergegangenen Wochen hatten ihn, der seit Jahren an Angina Pectoris litt, so sehr überanstrengt, daß er die Krise nicht überstand.

Seine Leiche wurde nach Deutschland überführt. Die Engländer bereiteten ihm einen großartigen Abschied. Sein Sarg wurde mit allem militärischen Pomp nach Dover gebracht; er wurde, wohl nicht zuletzt auf Veranlassung des Königs, wie ein Souverän geehrt. Die Wissenden waren sich darin einig, daß dieser Mann,

dessen ganze Arbeit dem Frieden gedient hatte, diese Ehrung wohl verdiente.

Einige Wochen nach der Abreise Ribbentrops hatte ich Gelegenheit, mit Albrecht Haushofer* zu sprechen, der, wenn ich mich recht entsinne, damals nach England kam, um Lloyd George einzuladen, Hitler zu besuchen, und zu hören, wie sich die Krise in England abgespielt hatte. Als mir Haushofer in der Botschaft begegnete, lachte er und sagte: „Na, Sie haben ja schön geschossen."

Ich erwiderte: „Warum? War denn an meiner Berichterstattung etwas auszusetzen?"

„Nein", sagte Haushofer. „Sie war im Gegenteil ganz ausgezeichnet. Aber Sie hätten einmal die Wirkung bei Adolf sehen sollen. Ich war ja die ganze Zeit dabei. Na, ich sage Ihnen: Niemals wieder Großaktion eines Diktators. Da geht es einem wie den Franzosen, die sich über die Helden in Unterhosen mokieren."

Ich fragte ihn: „Dann haben unsere Berichte also doch ihre Schuldigkeit getan und Hitler davon überzeugt, was für ein verteufeltes Spiel er da gespielt hat?"

„Jawohl", erwiderte Haushofer, „ich habe nie eine derartige hysterische Angst und derartige Szenen für möglich gehalten, wie ich sie erlebt habe. Wenn nicht Neurath Hitler immer wieder beruhigt hätte, Hitler wäre längst aus dem Rheinland wieder heraus und hätte Rheinland Rheinland sein lassen."

„Nun", sagte ich, „das ist ja nicht schlecht, dann wird er ja hoffentlich derartige einseitige Aktionen, mit denen er sich den Krieg auf den Hals laden kann, in Zukunft unterlassen."

Haushofer bestätigte das: „Es war gut, daß Sie auch Ribbentrop dahin gebracht haben, daß er Hitler von einer Fortsetzung seiner Coups gewarnt hat. Hitler wird jetzt eine Zeitlang Ruhe halten. Aber vergessen Sie nicht seine Mentalität. In einem Jahr wird er nur noch den Erfolg sehen und alle Warnungen als dumm, feige und erbärmlich bezeichnen und alle Warner als Lumpen. Er verträgt es nicht, sich vor anderen schwach gezeigt zu haben. Ich glaube, die Tage des alten Auswärtigen Amtes sind trotzdem — oder gerade deswegen — gezählt, weil es recht behalten hat."

„Sie meinen also, daß Hitler doch wieder etwas Neues unternehmen wird?"

Haushofer erwiderte: „Das kann ich nicht voraussagen, aber ich glaube wohl, daß der Frieden für die nächsten zwei Jahre

* Albrecht Haushofer, der Sohn des bekannten Geopolitikers Generalmajor a. D. Karl Haushofer, ebenfalls ein Studienkamerad von München her.

gesichert ist. Hoffentlich begreifen die anderen, welche Chance sie haben, das Verhältnis zu Deutschland nunmehr endgültig und für die Dauer in gute Bahnen zu lenken. Ich fürchte nur, man ist auf beiden Seiten gleich unklug. Tun Sie jedenfalls alles, was Sie können, um die Engländer zu veranlassen, auf unsere Friedensvorschläge einzugehen, vielleicht gelingt es uns, den wütenden Titanen doch noch an den Felsen zu schmieden . . ."

Aber diese Hoffnungen erwiesen sich als trügerisch.

Nach dem Tode v. Hoeschs übernahm Fürst Bismarck die Geschäfte der Botschaft, die nunmehr in der alten Tradition und Arbeit fortfuhr, d. h. auf das sorgfältigste über die Lage berichtete, die sich jetzt zu entwickeln begann.

Die Rückwirkung des Rheinland-Coups auf England war zunächst eine beispiellose Verwirrung.

Die englische Politik stand ja nunmehr an einem Scheideweg, und die öffentliche Meinung war sich alles andere als einig darüber, was nun zu geschehen habe. Infolgedessen war auch die Diplomatie Edens und Baldwins sich zunächst völlig im unklaren darüber, was zu tun sei. Erklärlicherweise richtete Eden alle seine Bestrebungen darauf, das durch die letzten Ereignisse auf das schwerste gestörte Verhältnis zu Frankreich auf eine neue solide Basis zu stellen. Er ließ die verabredeten Generalstabsbesprechungen in Gang setzen und überlegte, was für ein neues Sicherheitssystem in Europa geschaffen werden könne, nachdem das alte durch die Ereignisse dahingeschwunden war. Eden und mit ihm die Opposition der Rechten stellten sich also auf den Standpunkt, daß nunmehr ein neues Militärbündnis zwischen England und Frankreich bzw. klare Voraussetzungen für die Verwirklichung dieses Bündnisses notwendig seien, um Hitler im Zaum zu halten.

Die französische Diplomatie machte darüber hinaus den Versuch, in dieses englisch-französische Bündnis Sowjet-Rußland einzubeziehen. Aber in den monatelangen Verhandlungen hierüber spielte ein Ereignis aus Rußland selbst hinein, das diese Bemühungen zunächst abbog.

Das war nichts anderes als die in Rußland beginnenden Hochverratsprozesse und die Verfolgung der Trotzkistischen Opposition, die bekanntlich mit der Verhaftung von Zehntausenden von Offizieren und der Erschießung des Marschalls Tuchatschewsky endete. Diese Vorgänge machten in England und Frankreich in gleicher Weise einen tiefen Eindruck. Sie überzeugten nicht nur die militärischen Fachleute davon, daß Rußland als ernsthafter militärischer Faktor lange Zeit nicht in Frage kommen würde,

weil es durch diese Vorgänge allem Anschein nach auf das stärkste geschwächt wurde.

Selbstverständlich hatte diese scheinbare Schwächung Rußlands auch eine andere Folge. Nicht Rußland, sondern Deutschland erschien den Engländern als die stärkste und gefährlichste Macht auf dem Kontinent, da niemand sie davon überzeugen konnte, daß die Maßnahmen Stalins nach Ablauf einer gewissen Zeit nicht eine Schwächung, sondern eine Stärkung Rußlands bedeuteten. (Was wir heute wissen!) Damals jedenfalls wäre niemand von dieser Vorstellung zu überzeugen gewesen, und es war daher nur natürlich, daß die englische und die französische Politik sich nunmehr bemühten, das Gegengewicht gegen Hitlers wachsende Macht selbständig zu schaffen.

Aus diesem Grunde lebte in England die Rüstungskampagne und damit auch die antideutsche Propaganda auf das stärkste wieder auf, wobei die antideutsche Gruppe nunmehr in Winston Churchill einen Führer fand, der sich als ein Meister der Agitation und der Demagogie erwies und dessen flammende Beredsamkeit von immer größerem Gewicht in der weltpolitischen Lage Englands wurde.

Welche Ansichten Churchill damals vertrat, wurde uns sozusagen dokumentarisch durch das Manuskript einer Rede klar, die, obwohl sie in einer Geheimsitzung des auswärtigen Ausschusses der Konservativen im Unterhaus gehalten wurde, uns in die Hände fiel. Diese Rede, die Churchill Ende März 1936 im Unterhaus gehalten hat, wurde der Botschaft etwa 14 Tage später zugänglich, die nicht umhin konnte, sie nach Berlin zu übermitteln. Churchill hat sie selbst in seinen Memoiren veröffentlicht, und ich möchte daher die wichtigsten Sätze aus ihr zitieren, weil sie einen Wendepunkt nicht nur für die englische Politik, sondern auch für die Anschauungen Hitlers über seine Außenpolitik bedeutet hat. Die Tatsache der Übermittlung der Rede als solche ist selbstverständlich damals geheim geblieben, und daher überraschte es, daß Hitler von da ab so großes Gewicht auf alle Äußerungen Churchills legte. Wenn man diese Rede aber heute liest, so kann man nicht umhin, zuzustimmen, daß gewisse Schlußfolgerungen aus ihr auf der Hand liegen. Die Rede Churchills lautete:

„Vierhundert Jahre hindurch hat die auswärtige Politik Englands darin bestanden, der stärksten, aggressivsten und am meisten beherrschenden Macht auf dem Kontinent sich entgegenzustellen. Angesichts Philipps II. von Spanien, gegen Ludwig XIV., unter

Wilhelm III. und Marlborough, gegen Napoleon, gegen Wilhelm II. von Deutschland, würde es leicht und muß es zweifellos eine große Versuchung gewesen sein, sich mit dem Starken zu verbünden und die Frucht seiner Eroberungen zu teilen. Jedoch schlugen wir immer den anderen Kurs ein, verbündeten uns mit den weniger starken Mächten, schufen eine Zusammenfassung unter ihnen und beseitigten und vereitelten den kontinentalen Tyrannen, wer es auch immer war und welcher Nation er auch immer angehörte. So bewahrten wir die Freiheit in Europa.

Hier liegt eine wunderbare, unbewußte Tradition der britischen Außenpolitik. Alle unsere Vorstellungen beruhen heute auf dieser Tradition. Ich wüßte nicht, was sich hätte ereignen müssen, um die Richtigkeit, die Weisheit, den Mut oder die Klarheit zu ändern oder zu schwächen, mit der unsere Vorfahren gehandelt haben. Ich wage es, diese allgemeinen Vorstellungen Ihnen vor Augen zu führen, weil es mir so erscheint, daß, wenn man sie als richtig annimmt, alles andere viel einfacher wird.

Bitte beachten Sie, daß die Politik Englands keinerlei Rücksicht darauf nimmt, welche Nation gerade die Herrschaft über Europa erstrebt. Es kommt nicht darauf an, ob es Spanien, die französische Monarchie, das Deutsche Reich oder das Hitler-Regime ist; es hat nichts zu tun mit Herrschern oder Nationen: das Prinzip betrifft ausschließlich die Frage, wer der stärkste und möglicherweise beherrschende Tyrann ist. Deshalb sollen wir uns nicht scheuen, als pro-französisch oder anti-deutsch angeklagt zu werden. Es ist ein Gesetz der öffentlichen Politik, dem wir folgen, und nicht ein bloßer Notbehelf, der durch zufällige Umstände, Neigungen oder Abneigungen oder durch ein anderes Gefühl bestimmt wird.

Es erhebt sich daher die Frage, welche Macht heutzutage in Europa die stärkste ist und welche versucht, in einer gefährlichen und bedrückenden Art zu herrschen. Heutzutage, für die Dauer dieses Jahres, vielleicht auch noch für 1937, ist die französische Armee die stärkste in Europa. Aber niemand fürchtet Frankreich. Jeder weiß, daß die Franzosen ein friedliebendes Volk sind, von übermäßiger Furcht erfüllt. Deutschland andererseits fürchtet niemanden. Es bewaffnet sich in einer Weise, wie es das noch niemals in der deutschen Geschichte gegeben hat, und es wird geführt von einer Handvoll Desperados. Das Geld wird knapp, Unzufriedenheit erhebt sich unter seinen despotischen Herrschern. Sehr bald werden sie zu wählen haben, einerseits zwischen wirtschaftlichem und finanziellem Kollaps

und inneren Unruhen oder andererseits einem Krieg, welcher kein anderes Ziel haben könnte und keinen anderen Erfolg hätte als ein germanisiertes Europa unter der Nazi-Herrschaft. *Deshalb scheint es mir so wichtig, daß wir wieder einmal alle Kräfte Europas zusammenfassen, um, wenn nötig, eine deutsche Herrschaft zu vereiteln.* Denn, glauben Sie mir, wenn irgendeine dieser anderen Mächte, wie Spanien, Ludwig XIV., Kaiser Wilhelm, durch unsere Hilfe die absoluten Herren Europas geworden wären, so würden sie uns beraubt und uns am Morgen ihres Sieges zur Bedeutungslosigkeit und Armut verurteilt haben!

In diesem Stadium erweist sich die feste Konstitution und die außerordentlich vitale Organisation des Völkerbundes als ein günstiger Faktor. Der Völkerbund ist praktisch eine britische Institution und harmoniert völlig mit allen unseren früheren Methoden und Aktionen. Man darf die Kräfte nicht unterschätzen, die diese Ideale auf die modernen Briten ausüben. Deshalb glauben wir, daß wir durch die Förderung und Stärkung des Völkerbundes das beste Mittel zur Verteidigung unserer Insel gefunden haben.

Meine drei Punkte sind daher:

1. daß wir uns dem möglichen Beherrscher des Kontinents oder potentiellen Aggressor entgegenstellen müssen;
2. daß Deutschland und das gegenwärtige Nazi-Regime und seine umfangreichen Rüstungen, die sich so schnell entwickeln, unzweifelhaft diese Rolle spielen werden;
3. daß der Völkerbund viele Länder und auch unser eigenes Volk hier zu Hause in der objektivsten Weise vereinigt, um den etwaigen potentiellen Aggressor zu kontrollieren.

Ich wage es, Ihnen in Respekt dieses Hauptthema zur Erwägung zu unterbreiten. Alles andere ergibt sich aus ihm. Zunächst sollten wir für eine wirksame Verbindung mit Frankreich Sorge tragen. D. h. nicht, daß wir eine unnötig feindliche Stimmung gegen Deutschland entwickeln sollten. Wie wir, so ist Frankreich eine parlamentarische Demokratie mit ungeheurer Abneigung gegen einen Krieg, und wie wir, hat Frankreich beträchtliche Hindernisse bei der Vorbereitung der Verteidigung. Deshalb sagen wir, daß wir uns definitiv mit Frankreich befreunden sollten, alles andere muß in angemessener Unterordnung unter dieser Hauptsache angesehen werden.

Was mich anbetrifft, so bin ich für die bewaffnete Liga aller Nationen oder so vieler, als man erhalten kann, gegen den potentiellen Aggressor mit England und Frankreich als Kern."[3])

Der Bericht über die Rede Churchills wurde Hitler vorgelegt, der ihn geradezu als Sensation empfand. Die Äußerungen Churchills schienen ihm geeignet, alle seine bisherigen Konzeptionen über die Engländer umzustoßen. War diese Rede, so fragte er im Gespräch z. B. Rudolf Heß, nicht der Beweis dafür, daß England zu seiner Vorkriegspolitik, der Einkreisung Deutschlands, über kurz oder lang zurückkehren würde und daß seine, Hitlers, Konzeption von einem großen Bündnis zwischen dem Britischen und dem Deutschen Reich völlig aussichtslos war? Bedeutete diese Rede nicht, daß es früher oder später doch wieder zu einem bewaffneten Konflikt zwischen England und Deutschland kommen müsse?

„Sie haben mir", so fuhr Hitler Ribbentrop auf diese Information hin an (nach seiner späteren Mitteilung an mich in England), „ein völlig falsches Bild von der Lage gegeben. Wie wollen Sie eine Verständigung mit den Engländern erzielen, wenn Churchill ans Ruder kommt? Wenn die traditionelle Politik der Engländer tatsächlich darin besteht, sich immer gegen die stärkste Macht auf dem Kontinent zu wenden und diese durch Bündnisse mit den Schwachen einzukreisen, dann muß sich ja ihre Politik gegen uns richten.

Ich bin im übrigen überzeugt, Churchill ist der einzige wirkliche Kerl, die anderen in England sind alle Schlappschwänze, die früher oder später von diesem Burschen über den Haufen gerannt werden! Ich wette mit Ihnen, in 5 Jahren ist Churchill Premierminister — und dann haben wir den Salat! Ich kann Ihnen jedenfalls versichern, daß ich nicht warten werde, bis man mich eingekreist hat. Ich schlage zu, ehe es zu spät ist, und zerreiße die Netze, welche die englische Spinne um mich weben will."

Es sei ihm damals, so berichtete mir Ribbentrop, nur schwer gelungen, Hitler davon zu überzeugen, daß doch überhaupt erst einmal der Versuch gemacht werden müßte, eine Einigung über das deutsche Revisionsprogramm und die deutschen Pläne im Osten zustande zu bringen. Bisher habe man ja in dieser Hinsicht überhaupt noch nichts unternommen. Wer weiß, vielleicht gäbe es sogar eine Verständigung mit Churchill, man brauche womöglich dazu nur mit ihm persönlich zu sprechen.

Interessanterweise hat mir Herr v. Bülow, den ich etwa zwei Monate vor seinem Tode noch einmal gesehen habe, ähnliches erzählt. Bülow machte dabei unserer Berichterstattung den Vorwurf, daß sie durch diesen unbedachten Bericht über die Rede Churchills Hitler von seiner ruhigen Linie abgebracht hätte, und daß wir dadurch die Position des Auswärtigen Amtes ihm gegenüber auf das stärkste geschwächt hätten. Ich verteidigte unsere Londoner

Berichterstattung und wies darauf hin, daß wir ja nicht umhin könnten, ein derartig wichtiges Dokument vorzulegen. Wenn man erst dazu übergehe, ungünstige, unangenehme Nachrichten zu verschweigen, so sei schließlich auf unsere Berichterstattung überhaupt kein Verlaß mehr. Berichterstatterisch gäbe es nur eine Politik, die der vollen Wahrheit.

Bülow gab zu, daß diese Argumentation richtig sei, aber er meinte, man hätte stärker betonen müssen, daß Churchill nur ein Mitglied der Opposition und keineswegs maßgebend innerhalb der Regierung sei. Ich erwiderte ihm darauf, daß er sich nicht täuschen solle. Es sei zwar nicht unrichtig, was er sage, aber ich zweifele nicht daran, daß Churchills Denken auch der Masse der Regierungsparteimitglieder naheläge. Die Anschauungen der Konservativen und diejenigen Churchills glichen sich wie ein Ei dem anderen. Anderer Anschauung sei im Grunde genommen nur die Labour-Partei. Daß diese aber erst recht Hitler-feindlich sei und diesem keinerlei Ausdehnung der deutschen Macht zugestehen werde, liege doch wohl auf der Hand.

Ich erhielt bei meinem Berliner Besuch deshalb die Weisung, nähere Informationen über die Bedeutung Churchills einzuholen, um eine solide Unterlage für die Beurteilung seiner Position zu bekommen.

Ich wandte mich daher an den Pressechef des Premierministers, Steward, der mir mehrfach ausgezeichnete Auskünfte gegeben und mich objektiv und sorgfältig über die englischen Vorgänge unterrichtet hatte. Später habe ich noch eine weitere Reihe von Persönlichkeiten befragt, um mir ein klares Bild von der damaligen Bedeutung Churchills zu verschaffen. Dabei bin ich auch mit seinem Schwiegersohn, Ducan Sandys, bekannt geworden, der mir mehrfach Einladungen in sein Haus zukommen ließ.

Am charakteristischsten für die Antworten, die ich erhielt, blieb aber mein Gespräch mit Steward. Als ich Steward nach der Bedeutung Churchills fragte, konnte dieser ein Lächeln nicht verkneifen.

„Warum fragen Sie mich nach ihm?" wollte er zunächst wissen.

Ich machte ihm darauf offen Mitteilung von dem Eindruck, den Churchills Rede in Berlin hervorgerufen hatte, und gab meiner Befürchtung Ausdruck, daß Churchill das Haupt einer Kriegspartei sei, die früher oder später einen maßgeblichen Einfluß in England gewinnen könnte.

„Nun", sagte Steward, „Sie wollen also wissen, welche Bedeutung unser altes Kriegsroß hat? Nun ja, es wiehert eben immer laut, wenn es die Kriegstrompete blasen hört. Aber überschätzen

Sie das nicht. Sie wissen, Churchill ist eine starke Persönlichkeit und ist gewöhnt, im Kabinett diktatorisch zu regieren. Das lieben wir in England nicht. Der Premierminister soll bei uns nur ein erster unter gleichen sein, der den Kabinettswillen ausführt, aber nicht seinen eigenen Willen durchdrückt. In Friedenszeiten besteht daher keine Gefahr, daß Churchill ins Kabinett aufgenommen wird. Er ist eine zu eigenwillige Persönlichkeit, als daß er sich gutwillig einem Team einfügen würde. Etwas anderes wäre es natürlich, wenn es Krieg gibt. Da können Sie sicher sein, daß Churchill dann sofort eine große Stellung im Kabinett bekommen würde, ja, ich halte es für sicher, daß er nach kurzer Zeit Premierminister würde. Er wäre dann sicher ein ausgezeichneter Kriegs-Premierminister!

Was seine Ansichten betrifft, so müssen Sie sich klarmachen, daß die meisten Engländer im Innern Churchill zuneigen dürften. Jedoch ist es eine Frage des Temperaments und der Taktik, ob man so weit geht, wie er das tut. Solange hier eine gemäßigte Stimmung herrscht und solange nichts geschieht, um die öffentliche Meinung aufzupeitschen, solange werden Äußerungen Churchills hier keine allgemeine Zustimmung finden. Geschehen aber Dinge, die uns bis ins Letzte erregen oder unsere Sicherheit bedrohen, so können Sie sicher sein, daß ganz England ihm zustimmen wird. Es hängt also sehr weitgehend von dem ab, was in Berlin getan wird, ob Herr Churchill Erfolg hat oder nicht. Lassen Sie sich das als Warnung dienen, denn die Lage hier ist diffiziler, als Sie sich das vorstellen."

Auch die anderen Persönlichkeiten, die ich befragte, äußerten sich ähnlich, so daß also der Eindruck meiner Befragung sehr viel positiver für Churchill war, als ich erwartet hatte. Er war tatsächlich so etwas wie das „nationale Gewissen" Englands. Daß ich in meinen künftigen Berichten mit besonderer Sorgfalt das verzeichnet habe, was Churchill gesagt und getan hat, wird jedermann verständlich sein.

Wenn man die weitere Entwicklung verstehen will, muß man sich in der Tat klarmachen, daß diese Übermittlung der geheimen Rede Churchills die allergrößten Konsequenzen gehabt hat. Denn man kann es auf ihren Eindruck zurückführen, daß Hitler sich entschloß, Neurath abzulösen und durch Ribbentrop zu ersetzen. Man kann auf ihn die zweijährige Pause, die in den Großaktionen Hitlers eingetreten ist, zurückführen sowie auch den Willen zur Großaufrüstung, der erst nach 1937 in Erscheinung trat; ebenso die Rheinlandbefestigung sowie endlich eine Tatsache (die sich erst später herauskristallisierte, die aber ebenfalls von größter Bedeutung

wurde), nämlich den Entschluß Hitlers, Ribbentrop nach London zu senden, um festzustellen, ob trotz allem eine Verständigung mit den Engländern möglich sein würde . . .

Inzwischen ereignete sich eine Reihe von Vorkommnissen, die ebenfalls die Chancen einer deutsch-englischen Verständigung ungünstig beeinflußten.

Das wichtigste dieser Ereignisse war das Übereinkommen zwischen London und Paris, Hitlers Vorschlag auf Abschluß eines neuen West-Locarnos negativ zu beantworten. Der Form nach war dies zwar nicht der Fall; insbesondere die englische Note, die Hitlers Friedensangebot beantwortete, gab sich den Anschein, als ob sie auf die Absichten Hitlers positiv einginge. Aber die vielen boshaften und rhetorischen Fragen (über 100!), welche die englische Antwort enthielt, machte sie praktisch zu einem Fragebogen, den man in Deutschland nur als eine verblümte Ablehnung ansehen konnte. Man muß sich einmal vor Augen halten, was hier alles gefragt worden ist. Die Fragen stellten mehr oder minder Beleidigungen dar. Hitler war daher wütend, enttäuscht, er glaubte, daß die Engländer ihn betrügen wollten, und war lange keinerlei vernünftigen Argumenten zugänglich. Er antwortete mit einer Rede, die nichts anderes als ein Begräbnis der Pläne eines neuen West-Locarno bedeutete und dieses auf unbestimmte Zeit aufschob.

Zum ersten Mal in der Geschichte der auswärtigen Politik Hitlers machte sich um diese Zeit zudem der amerikanische Einfluß in Europa in einer wenig erfreulichen Weise bemerkbar.

Ich lasse es dahingestellt, aus welchen Motiven heraus sich Roosevelt, der Präsident der Vereinigten Staaten, in die europäische Politik einmischte. War er durch Churchill über Baruch[4]) dazu bewogen worden, die Linie der Opposition zu stützen, oder glaubte er damals bereits, die Parole „Stoppt die Diktatoren" ausgeben zu müssen? Seine Reden verhinderten jedenfalls im Effekt die deutsche Verständigung mit dem Westen, die vielleicht möglich gewesen wäre.

Wenn die englische Politik damals offensichtlich erst eine neue Festigung ihrer Position erstrebte, ehe sie sich zu endgültigen Entschlüssen aufraffen wollte, so herrschte umgekehrt auf dem Kontinent das allergrößte Mißtrauen zwischen den Völkern, das durch verschiedene Momente noch verstärkt wurde.

Hierzu trug u. a. das stillschweigende Begräbnis des abessinischen Konfliktes vor dem Völkerbund bei, ein Vorgang, den Hitler jedenfalls dahin verstanden hat, daß die Westmächte bestrebt

waren, das entstehende Bündnis zwischen Deutschland und Italien zu verhindern, um dann Italien schließlich doch noch in die westalliierte Einkreisungsfront einzubeziehen.

Das Abkommen mit Österreich, das Hitler in dieser Periode schloß, ist auf diese Befürchtungen zurückzuführen. Hitler hielt dieses Abkommen für notwendig, um eine volle Verständigung mit den Italienern zu erzielen. (Im übrigen glaubte er nach der Zerschlagung sämtlicher nationalsozialistischer Organisationen in Österreich hier erst einmal Zeit gewinnen zu müssen, eine Taktik, die er für erlaubt hielt, da er die österreichische Frage als eine innerdeutsche Frage ansah, in der es ihm nicht darauf ankam, den „innerpolitischen Gegner" zu betrügen.) Das ganze österreichische Spiel hatte aber selbstverständlich lediglich den Zweck, die Italiener zu gewinnen und zu verhindern, daß die geplante Einigung mit ihnen an Intrigen der englischen Gegenseite scheiterte.

Eine Folge der neuen Einstellung Hitlers war endlich auch sein Eingreifen in Spanien.

In Spanien brach bekanntlich Mitte Juli 1936 ein Bürgerkrieg zwischen der Volksfrontregierung und der Junta General Francos aus, in dem das deutsche Eingreifen eine entscheidende Rolle spielte. Zuerst geschah dies jedoch ohne Wissen und ohne Zustimmung Hitlers. Der Lufthansaleiter in Madrid stellte nämlich auf Veranlassung des Ortsgruppenleiters der NSDAP in Spanien dem General Franco die vorhandenen Junkers-Flugzeuge zur Verfügung, um es ihm zu ermöglichen, seine marokkanischen Truppen auf dem Luftwege nach Spanien zu werfen. Diese Aktion verhinderte eine entscheidende Niederlage der regierungsfeindlichen Truppen General Francos.

Als Hitler darüber berichtet wurde, schwankte er, ob er ärgerlich sein oder die Angelegenheit begrüßen sollte. Er erfaßte aber dann blitzschnell die Lage und sah, daß er hier die Möglichkeit fand, die französische öffentliche Meinung durch die angebliche Bedrohung mit einer faschistischen Regierung im Rücken einzuschüchtern. Er veranlaßte, daß Göring, der hell begeistert von dieser Gelegenheit war, die Luftwaffe auszuprobieren, Franco in jeder Weise unterstützte. Auch Mussolini tat ein Gleiches. Daß das deutsche und das italienische Eingreifen in Spanien zu einer weiteren ganz erheblichen Verschlechterung der internationalen Stimmung führte — denn in England und Frankreich nahm man für die Volksfrontregierung Partei —, liegt auf der Hand.

Das letzte Ereignis in dieser Periode, das zu einer Verschlechterung der deutsch-englischen Spannung führte, war endlich eine Tatsache, von der man in Berlin jedenfalls nicht erwartet

hatte, daß sie eine außenpolitische Bedeutung gewinnen könnte: die Verkündigung von Hitlers neuem Vierjahresplan.

Dieser Vierjahresplan hatte seine Ursache in den Devisenschwierigkeiten, mit denen Deutschland seit 1935 zu kämpfen gehabt hat. Deutschland mußte damals Brotgetreide in großem Umfang einführen, zu dessen Ankauf aber keine ausreichenden Devisen zur Verfügung standen. Die beteiligten Ressorts, insbesondere das Ernährungsministerium, schlugen deshalb die Einführung der Brotkarte vor. Hitler begriff, daß die Einführung der Brotkarte das Volk bis in seine Tiefen aufwühlen und die Stellung des Regimes erschüttern würde. Er verlangte daher eine systematische Planung der Wirtschaft, um eine derartige Katastrophe zu verhindern. Das war der ursprüngliche Sinn des Vierjahresplanes.* Erklärlicherweise gehörte zu den Dingen, die gesteuert werden mußten, selbstverständlich aber nicht nur die Brotwirtschaft, sonden auch die gesamte Einfuhr kriegswichtiger Materialien.

Und so verwandelte sich der Vierjahresplan sehr schnell, man konnte sagen, schon von dem Augenblick an, in dem er verkündet wurde, in ein Instrument der Aufrüstung, ja, geradezu in das Mittel, um die Aufrüstung bis zum äußersten zu beschleunigen. Da in diese Zeit auch die Verkündung der Errichtung des Westwalles, d. h. der Wiederbefestigung des Rheinlandes, fiel, nahm das Ausland es als selbstverständlich an, daß Hitlers Maßnahmen ausschließlich Rüstungszwecken dienten. Der Eindruck der Einführung des Vierjahresplanes in London war daher katastrophal.

Auf Veranlassung meines Freundes Steward, der mir auseinandersetzte, welch miserablen Eindruck die Einführung des Vierjahresplanes bei der britischen Regierung gemacht hatte, versuchte ich, die Botschaft zu bewegen, die mir gemachten Mitteilungen nach Berlin zu geben. Angesichts der von Bülow gegebenen Warnung glaubte sie jedoch, die Erklärung des Pressechefs nicht ohne weiteres durchgeben zu sollen.

Ich suchte daher noch einmal Steward auf und hatte nunmehr, auf seine Veranlassung, eine Unterredung mit dem damaligen Unterstaatssekretär im Handelsministerium, Sir Sigfried Waley, der mich auf die besondere Bitte Stewards empfing. Es war dies für mich als Journalist eine besondere Auszeichnung, da Sir Sigfried Waley im allgemeinen für die Presse nicht zugänglich war. Er empfing mich sehr kühl und erklärte mir, er gäbe mir auf Wunsch Stewards (also wohl auf Wunsch des Kabinetts) die Stellungnahme bekannt, die er selbst an das britische Kabinett ab-

* Nach der Mitteilung des Ministerialdirektors Helmut Wohlthat an mich. Auch Wilhelm Keppler war seinerzeit der gleichen Ansicht.

gegeben hätte. Sir Sigfried setzte mir dabei auseinander, daß der Vierjahresplan nach britischer Ansicht ohne Zweifel im vollen Umfang eine Kriegsmaßnahme sei, die in der Auswirkung auf das ernsteste beurteilt werden müsse. Alle meine Einwendungen lehnte er mit brüsker Handbewegung ab. Er gab mir klar zu verstehen, daß ich von den Dingen nichts verstünde, wenn ich das bestritte, und schärfte mir auf das deutlichste ein, daß es keine andere Deutung geben könne, als daß Hitler spätestens nach vier Jahren auf Grund dieses Planes Krieg zu führen in der Lage sein werde, ja, daß das britische Kabinett der Überzeugung sei, daß Hitler derartige Absichten haben müsse, weil er dem von mir geschilderten Notstand sonst durch andere Maßnahmen als einen Vierjahresplan abhelfen würde. Wie man die Argumentation auch immer drehen wolle, es bliebe für den Fachmann nichts anderes übrig als die Einsicht, daß Hitler hier den Krieg vorbereite. England werde daher aus dieser Tatsache seine Konsequenzen ziehen.

Ich gab daraufhin einen entsprechenden Bericht nach Berlin weiter, der dort erklärlicherweise bei allen beteiligten Stellen einen nicht gerade erfreulichen Eindruck machte. Hitler, nach dem mir von Haushofer übermittelten Bericht, wurde zu dem Ausruf veranlaßt: „Da ich den Krieg nicht will, ist diese Stellungnahme eben der Beweis, daß die Engländer ihn wollen!"

Hitler raffte sich aber nunmehr dazu auf, ernstlich den Versuch zu machen, sich mit England zu verständigen. Aus diesem Grunde entschloß er sich, Ribbentrop zunächst noch nicht zum Außenminister zu ernennen, sondern ihn erst einmal einfach nach London zu schicken! Hitler erklärte hierbei, Ribbentrop könnte ja nun zeigen, was er zu leisten vermöge; eine Probezeit als Botschafter werde nicht schaden, bevor er ihn zum Außenminister mache.

Ribbentrop selbst nahm diese Erklärung zuerst ärgerlich, dann aber ungnädig auf. Er sah in ihr den Erfolg einer Intrige Neuraths, zweifelte daran, ob er noch die Gnade des Führers besitze, und kämpfte wochenlang darum, nicht nach London gehen zu müssen. Hielt er doch die ihm gesetzte Aufgabe, eine Verständigung mit England herbeizuführen, auf Grund der vorhandenen Berichte für aussichtslos, so daß er in der Mission den Versuch sah, ihn auf kaltem Wege abzuservieren.

Infolgedessen verzögerte sich seine Ankunft in London bis in den Oktober hinein. Als Vorreiter des neuen Botschafterstabes erschien inzwischen Botschaftsrat Ernst Woermann, ein Beamter des alten Auswärtigen Amtes, mit dem sich eine sachliche Zusammenarbeit in jeder Hinsicht sehr bald als möglich erwies.

Die Ablösung fast des gesamten alten Stabes, die jetzt erfolgte, vergrößerte meine Verantwortung für die Berichterstattung aus London ganz außerordentlich. Zwar blieben die Wirtschaftsfachleute und die Waffenattachés auf ihren Posten, aber das nützte nichts für die politische Berichterstattung. Ich hatte nolens volens die ebenso schwierige wie undankbare Aufgabe, die neuen Herren politisch einzuweihen, und gewann dadurch auf die politische Berichterstattung der Botschaft einen stärkeren Einfluß als bisher. Es stellte sich auch heraus, daß die neuen Herren sich erst einige Vorurteile in bezug auf die Pressearbeit abzugewöhnen hatten, bis sie auf meine Informationen hörten. Aber diese unerfreuliche Periode war nur von kurzer Dauer.

Als Ribbentrop endlich Anfang Oktober in London eintraf, war die allgemeine Lage in England wieder einmal nervös und gespannt. Dazu trug nicht nur der spanische Bürgerkrieg, in den sich inzwischen fast alle Völker eingemischt hatten, sondern auch die allgemeine politische Lage in Europa ihr gut Teil bei.

Ribbentrop leitete seine Tätigkeit als Botschafter sofort mit einigen diplomatischen Fehlern ein, deren Bedeutung später erheblich übertrieben worden ist, obwohl sie nie richtig geschildert worden sind.

Der erste dieser Fehler bestand darin, daß Ribbentrop sofort bei seiner Ankunft ein Interview an die Presse gab, in dem er erklärte, er sei nach England gekommen, um die Engländer von den Gefahren des Bolschewismus zu überzeugen und ein englisch-deutsches Bündnis gegen Sowjet-Rußland herbeizuführen. Er legte also nach alter Gewohnheit sämtliche Karten gleich zu Anfang offen auf den Tisch.

Als ich das Interview las, war ich zunächst der Überzeugung, daß es sich um eine Fälschung handele. Ich eilte deshalb in die Botschaft, um dort Ribbentrops Pressechef, Dr. Böttiger, Mitteilung von diesem „Streich" zu machen. Zu meiner Überraschung aber mußte ich feststellen, daß der Text echt und von Ribbentrop so abgefaßt worden war, wie er wiedergegeben wurde. Es gelang mir, Ribbentrop zu sprechen, und ich setzte ihm auseinander, was für ein Fehler dieses Interview gewesen sei, worauf er mich wütend anfuhr und sich derartige Belehrungen verbat. Ich gab ihm daher am nächsten Morgen durch sein Büro, nicht ohne ganz besonderes Vergnügen, die scharfe Ablehnung seines Interviews seitens der englischen Presse durch, die ihm ja auf das deutlichste zeigen mußte, wie dieses Interview gewirkt hatte.

Ribbentrop versuchte auf diese Ohrfeige hin mich zu veranlassen, die Pressestimmen nicht nach Berlin zu geben, worauf es

zu einer neuerlichen erregten Szene kam, da ich ihm klipp und klar sagte, daß ich dies nicht nur für einen ungeheuren Fehler halten würde (weil dann jemand anderes hinter unserem Rücken berichten würde), sondern daß er auch grundsätzlich in dieser Frage nicht mein Vorgesetzter sei. Es entwickelte sich also eine scharfe Spannung zwischen mir und Ribbentrop, die sich um so mehr verschärfte, als er bei einer Beschwerde über mich in Berlin die Mitteilung erhielt, daß mein Standpunkt richtig sei — eine Entscheidung, die übrigens von Hitler selbst gefällt wurde.

Den zweiten Fehler beging Ribbentrop, als er vom König empfangen wurde. Bekanntlich ist dieser Begegnung nachgesagt worden, daß er hierbei den König durch Aufheben des Armes, also mit dem faschistischen Gruß, begrüßt habe, während das Hofzeremoniell nur die Kniebeuge vor dem Thron bei der Überreichung des Beglaubigungsschreibens kennt. Nach der Darstellung, die mir Ribbentrop selbst gegeben hat, hat sich die Angelegenheit wie folgt abgespielt: Er hatte sich zum Thron begeben, dort die vorgeschriebene Kniebeuge gemacht und dem König sein Beglaubigungsschreiben überreicht, sich hierauf erhoben und sich mit dem König freundlich unterhalten. Beim Verlassen des Thronsaales habe er, den höfischen Vorschriften entsprechend, rückwärts schreitend den Saal verlassen müssen. Hierbei sei er ausgerutscht. Um sich zu halten, habe er den Arm ausgestreckt und habe blitzschnell, um sein Ausgleiten zu verbergen, daraufhin den rechten Arm zum Gruß erhoben. Der König habe dies wohl bemerkt, aber den Vorfall mit einem Lächeln quittiert.

Die Angelegenheit wäre damit erledigt gewesen, wenn nicht der anwesende Chef des Protokolls beim nächsten diplomatischen Dinner diesen Vorfall einem Herrn der französischen Botschaft erzählt hätte, und zwar in der Form, daß v. Ribbentrop „beinahe" den König mit dem faschistischen Gruß gegrüßt habe. Der Franzose, der den Witz der Geschichte sah, erzählte diese natürlich nun in der Form weiter, daß Ribbentrop diesen Gruß tatsächlich erwiesen hätte. So kam die Angelegenheit in dieser Form in die Presse, wo sie einen Sturm der Entrüstung bzw. viel Spott entfachte.

Als ich Ribbentrop auch diese Pressestimmen vorlegte, erzählte er mir den tatsächlichen Vorgang, erklärte mir aber, daß er das unmöglich berichtigen könne. Er könne nur sagen, daß er dem König absichtlich, um ihn ganz besonders zu ehren, den Hitlergruß erwiesen hätte.

So kam dieses peinliche Mißgeschick in die Weltpresse und wurde als angeblich besondere Brüskierung Englands um die Welt gejagt.

Die dritte Angelegenheit, die etwas später den Zorn der Engländer erweckte, war die Unterzeichnung des deutsch-japanischen Antikominternpaktes in Berlin, wozu sich Ribbentrop dorthin begab. Man empfand es als eine besondere Taktlosigkeit, daß ein am britischen Hof akkreditierter Botschafter einen derartigen Propagandaakt gegen eine England befreundete Macht persönlich unterzeichnete und zu diesem Zweck den Posten in London auf Wochen verließ, obwohl in London die Lage durch die Nichteinmischungsfrage kritisch geworden war.

Die Tatsache endlich, daß Ribbentrop eine Reihe wichtiger Persönlichkeiten zur Olympiade nach Berlin eingeladen hatte und auch selbst an dieser teilnahm, wurde ebenfalls nicht gerne gesehen, da damit der Botschafter zum Propagandaagenten herabsank.

In dieser Periode gelang es mir jedoch, mein persönliches Verhältnis zu Ribbentrop durch einen merkwürdigen Vorfall zu klären. Die Konflikte, die ich mit ihm gehabt hatte, waren nämlich benutzt worden, um den Versuch zu machen, meine Entlassung herbeizuführen. Zu diesem Zweck hatte man den verleumderischen Brief eines meiner Mitarbeiter Ribbentrop in die Hände gespielt. Dieser Brief war von der urhebenden Persönlichkeit in vollem Umfang zurückgenommen worden. Ribbentrop hielt also Vorwürfe gegen mich in der Hand, die sich bereits als nicht stichhaltig erwiesen hatten. Diese ehrenrührige Intrige, die dazu dienen sollte, einen besonderen Vertrauensmann von Goebbels an meine Stelle nach London zu entsenden, wurde jedoch durch einen Zufall aufgedeckt, der Dr. Böttiger veranlaßte, mir das bewußte Schreiben vertraulich zu zeigen, so daß ich in der Lage war, den Sachverhalt klarzustellen.

Diese Intrige war Ribbentrop nun doch zuviel. Er erkannte plötzlich, daß er hier gezwungen werden sollte, zu seinem eigenen Nachteil zu handeln, und zog natürlich eine Persönlichkeit, die zwar unabhängig, aber doch bis zu einem gewissen Grade auf sein Wohlwollen angewiesen war, einem Vertrauensmann seines erbittertsten Gegners vor. Die Angelegenheit konnte ich so zu einer Aussprache mit ihm benutzen, die mir von da an eine sachliche Zusammenarbeit mit ihm ermöglichte.

Von jetzt ab erweiterte sich daher meine Tätigkeit in London um einen weiteren Komplex. Nachdem ich jeden Morgen in der Pressekonferenz der Botschaft das jeweilige Pressematerial vorgetragen hatte, mußte ich dann noch einmal Ribbentrop persönlich den gleichen Vortrag halten, da dieser im allgemeinen erst nach 11 Uhr aufzustehen pflegte.

Dieser Pressevortrag bei Ribbentrop vollzog sich unter Um-

ständen, die mitunter eines gewissen Humors nicht entbehrten. Ribbentrop empfing mich nämlich im Negligé und machte in meiner Gegenwart während des Vortrages Toilette. D. h. er badete, wurde rasiert und zog sich an. Da er auf die vorgetragenen Äußerungen ausgesprochen lebhaft zu reagieren pflegte, passierte es mehr als einmal, daß er, lediglich mit Unterhosen bekleidet oder mit Rasierschaum vor dem Munde, wütende Reden hielt, in denen er mir seine politischen Einwendungen vorhielt oder mir in diesem paradiesischen Zustand politische Aufträge von höchster Wichtigkeit erteilte. Selbstverständlich durfte ich bei diesen Vorgängen keine Miene verziehen, da der Frühvortrag meistens bestimmend für die Tätigkeit und die Stimmung des Tages blieb. Ich wurde daher von Woermann vor diesen Vorträgen stets väterlich ermahnt, was ich zu tun und zu unterlassen hätte, und mußte insbesondere bei Angelegenheiten schwieriger Natur alle Künste der Psychologie spielen lassen, um zu verhindern, daß Ribbentrop auf Grund meines Vortrages sofort Entscheidungen traf, die mit der Ansicht des übrigen Teiles der Botschaft nicht in Übereinstimmung standen. Immerhin lernten wir uns auf diese merkwürdige Weise gut kennen. Ich wußte bald über seine Eigentümlichkeiten und Besonderheiten Bescheid, während er es umgekehrt lernte, Pressestimmen richtig zu bewerten und sich allmählich in dem schwierigen englischen Milieu zurechtzufinden. Selbstverständlich konnte ich die große Linie der Dinge nicht beeinflussen, aber ich hoffe doch, seinerzeit das Meinige dazu getan zu haben, um eine sachliche Arbeit der Botschaft in London gerade durch diesen Pressevortrag zu ermöglichen.

Ribbentrop bemühte sich inzwischen, seinem Auftrag entsprechend, mit einer Reihe von prominenten englischen Persönlichkeiten ins Gespräch zu kommen. Da ich täglich von ihm hierüber unterrichtet wurde und er mir auch seine Berichte an Hitler zeigte, die zum Teil nur für diesen persönlich bestimmt waren, bin ich in der Lage, diese seine Tätigkeit zu beurteilen.

Ich muß hiernach sagen, daß die ersten Fehler, die er gemacht hatte, seine Tätigkeit als Botschafter später keineswegs nachhaltig beeinflußt haben. Er hatte und fand Zugang zu allen Kreisen und war ganz zweifellos eine Zeitlang der „Star" der Londoner Gesellschaft. Er hatte täglich Dutzende von prominentesten Persönlichkeiten um sich, die sich freuten, sich mit „Seiner Exzellenz, dem Herrn Botschafter" unterhalten zu dürfen, oder baten, bei ihm eingeladen zu werden. Hierbei hat kaum einer der Prominenten Englands gefehlt. Lediglich die Labour-Partei und einige Liberale verhielten sich ablehnend, während sich dafür die Society und die

Konservativen auf das lebhafteste um Ribbentrop bemühten. Ein besonders intimes Verhältnis verband ihn lange Zeit mit Lord Londonderry, Lord Rothermere und, was weniger bekannt ist, auch mit Lord Derby, dem Senior und Angesehensten der englischen Konservativen. Auch Winston Churchill ließ sich herbei, eine Einladung Ribbentrops anzunehmen, und hatte ein eingehendes Gespräch mit ihm. Ich kann also sehr wohl bezeugen, daß Ribbentrop jede Möglichkeit fand, weitestgehend den Verkehr mit sämtlichen prominenten Persönlichkeiten der Politik, der Wirtschaft, der Ämter und der Presse zu pflegen.

In dieser Zeit gelang es Ribbentrop, eine Gruppe von deutschfreundlich gesinnten Engländern unter der Leitung von Lord Mount-Temple zur Gründung der Anglo-German Fellowship zu veranlassen, wobei er in einer Rede auf das lebhafteste und durchaus nicht ungeschickt für eine deutsch-englische Freundschaft plädieren konnte. Das Echo dieser Angelegenheit in der englischen Presse war allerdings gering, da trotz der persönlichen Verbindungen, die Ribbentrop sich schuf, seine Beziehungen zum offiziellen englischen Außenamt weiterhin kühl blieben, ja, sogar eine bestimmte Verschlechterung erfuhren, da Eden sich als ein Vorkämpfer des Nichteinmischungsgedankens in Spanien erwies und seine Politik immer mehr gegen Deutschland richtete. Ribbentrops Position wurde hierbei sehr erheblich dadurch erschwert, daß sein italienischer Kollege, Graf Dino Grandi, von dem man hätte erwarten sollen, daß er mit ihm zusammenarbeitete, ihn konterkarierte. Grandi tat auf Weisung Cianos, seines vorgesetzten Ministers, alles, um „Ribbentrops Geschütze zu vernageln und ihm Fußangeln in den Weg zu streuen". Nicht wenige der Intrigen, die dieser gegen ihn spann, fanden in persönlichen Verdächtigungen und hämischen Bemerkungen in der englischen Presse ihren Niederschlag.

Dies waren jedoch alles nur unbedeutende Dinge, die die große Frage des deutsch-englischen Verhältnisses nur am Rande berührt haben. Von sehr viel entscheidenderer Bedeutung wurde ein Geschehnis, das wir in London schon seit langer Zeit erwartet hatten, das aber für Hitler und Ribbentrop völlig überraschend kam: die Königskrise in England.

Die erste Nachricht hierüber erhielt ich bemerkenswerterweise von zwei wohl als bestinformiert geltenden Persönlichkeiten: Steward bat mich, ihn aufzusuchen, und teilte mir vertraulich mit, daß der englische König Eduard VIII. abzudanken gedenke und daß nach seiner Beurteilung damit in wenigen Wochen gerechnet

werden könne. Er setzte mir auseinander, daß der König Mrs. Wally Simpson zu heiraten gedenke, daß dies aber von der englischen Geistlichkeit nicht geduldet werden würde, weil der englische König keine geschiedene Frau heiraten könne. Nach anglikanischem Ritus werde die Ehe als Sakrament angesehen, die Kirche erkenne demnach keine Scheidung an und die Heirat mit einer geschiedenen Frau wäre daher als Ehebruch zu betrachten. Aus diesen Gründen würde die Kirche niemals ihre Zustimmung zu einer solchen Eheschließung geben. Der König wolle sich jedoch von Mrs. Simpson nicht trennen; er habe sich entschlossen zurückzutreten.

Der Premierminister Baldwin versuche zwar, eine Kompromißlösung zu finden, um den König auf dem Thron zu halten. Steward glaube jedoch auf Grund seiner Erfahrung nicht, daß dies möglich sein werde, insbesondere, da auch das englische Königshaus keine morganatische Trauung, wie Churchill sie erstrebe, zulasse. Steward bat mich, von diesen Vorgängen den Botschafter zu unterrichten, damit dieser die Dinge in geeigneter Form nach Berlin gäbe.

Einen ähnlichen Bericht erhielt ich von Richatson-Hat, dem Chefredakteur von Reuter, der ein Vertrauensmann des Königs war, also gewissermaßen Vertreter der anderen Partei in dieser Sache. Die Mitteilung, die mir von ihm gemacht wurde, stimmte sachlich mit der Stewards überein. Ich fühlte mich daher verpflichtet, Ribbentrop hiervon zu unterrichten.

Als ich ihn aufsuchte, befand er sich gerade in ausgezeichneter Laune und eröffnete das Gespräch zunächst mit einigen Scherzen. Als ich ihm aber meinen Bericht übermittelt hatte, schlug seine Laune sofort um: „Ob meine Informationen wirklich zuverlässig wären?" wollte er wissen. „Es ist Ihnen bekannt", fuhr er dann fort, „wie sehr der Führer darauf gebaut hat, daß der König sich bei unseren kommenden Verhandlungen auch für uns einsetzt. Er ist unsere größte Hoffnung. Sind Sie nicht überzeugt, daß das Ganze eine Intrige unserer Feinde ist, um uns hier der letzten großen Position, die wir im Lande haben, zu berauben?"

Ich erwiderte ihm, daß ich diese Überzeugung nicht teilte, sondern glaubte, ja, daß ich sicher sei, es handele sich hier um eine aus rein persönlichen Motiven ausgelöste Tragödie, bei der keinerlei politische Motive eine Rolle spielten. Außerdem habe mir Steward ganz ausdrücklich versichert, daß Baldwin versuchen wolle, den König zu halten.

An diese Erklärung klammerte sich Ribbentrop: sicher sei das Ganze nur eine Hiobsbotschaft von Schwarzsehern. Es gäbe keinen

Zweifel, daß die Krise doch noch gut ausgehen würde. Die Engländer seien viel zu gute Demokraten, um es dem König zu verübeln, wenn er ein Mädchen aus dem Volk heiraten wolle. „Sie werden sehen, der König heiratet die Wally und jagt dann mit ihr den Baldwin und die ganze üble Bande zum Teufel."

Ich konnte ihm nur erwidern, daß ich den Ausgang der Krise nicht zu beurteilen vermöge, daß ich es aber für klug hielte, wenn er, Ribbentrop, Hitler über die bevorstehenden Ereignisse unterrichte, bevor sie publik würden. Er müsse sich doch darüber klar sein, daß eine falsche Unterrichtung des Führers in dieser Angelegenheit seine persönliche Stellung auf das äußerste schwächen würde. Ribbentrop blickte mich sprachlos an und sagte dann: „Ja, Sie haben völlig recht, ich werde ihn unterrichten, aber ich werde vorsichtshalber den Ausgang der Krise als ungewiß hinstellen."

Ribbentrop ließ mich am selben Abend noch einmal in die Botschaft kommen und unterrichtete mich von seinem Telefongespräch mit Hitler. Dieser habe es einfach nicht glauben wollen. Er habe das Ganze für aufgelegten Schwindel gehalten und habe jedenfalls veranlaßt, daß die deutsche Presse hierüber nichts berichten dürfe. „Sie werden sehen, der Führer behält recht, die ganze Intrige löst sich in Rauch auf, und dann wird der König uns dankbar sein, diese Krise taktvoll verschwiegen zu haben."

Ich konnte natürlich diese Mitteilung nur entgegennehmen.

In der Tat dauerte es eine ganze Reihe von Tagen, bevor die Nachricht über die Königskrise langsam in der Presse durchzusickern begann. Im allgemeinen jedoch hielt die englische Presse eine bewundernswerte Disziplin. Obwohl die Königskrise das Tagesgespräch in London war, schwieg sich die Presse ausnahmslos über die Angelegenheit aus, und so spielten sich die Dinge so lange im Dunkeln ab, bis schließlich die amerikanische Presse nach einer Teilindiskretion in der englischen Provinzpresse über den ganzen Vorgang offen berichtete. Auch dann schrieb die englische Presse nur sehr zurückhaltend.

Schließlich waren die Dinge aber doch so weit, daß die Entscheidung gefallen war. Man beschloß, die gesamte Angelegenheit in einer langen Erklärung der Regierung bekanntzugeben, und so bereitete die Presse etwa drei Tage vor der tatsächlichen Abdankung Sondernummern über die Abdankung des Königs vor. Sowie ich die Bürstenabzüge der Zeitungen in der Hand hielt, begab ich mich zu Ribbentrop, um diesem darüber zu berichten, daß die Dinge nunmehr zum Abschluß gelangt seien. Die Presse werde am nächsten Morgen die Nachricht bringen. Ribbentrop rief daher sofort Hitler in Berchtesgaden an und unterrichtete ihn.

Als ich aber am nächsten Morgen die Zeitung aufschlug, fiel ich aus allen Wolken. Keine einzige Zeitung war mit dem Text der Bürstenabzüge erschienen, die ich selbst in der Hand gehabt hatte! Es war eine kurze Verzögerung in der Bekanntgabe eingetreten, die es notwendig gemacht hatte, die Veröffentlichungen um 48 Stunden zu verschieben. Ich persönlich war zwar durch diese Vorgänge nicht angenehm überrascht, mußte aber auf Grund der mir gemachten Mitteilung der Überzeugung sein, es handele sich nur um eine technische Verschiebung der Bekanntgabe.

Nicht so aber Ribbentrop. Als ich ihm die Sache mitteilte, tobte er. Er erklärte, er habe sich beim Führer bis auf die Knochen blamiert, ich hätte ihn um seine Stellung gebracht dadurch, daß ich ihn auf das infamste belogen hätte. Kurz, er spielte den wilden Mann.

Während Ribbentrop mir noch diese Szene machte, rief Hitler an: Was denn los sei. Ob er, Ribbentrop, verrückt sei, ihm eine Nachricht zu übermitteln, die nirgends sonst bestätigt sei. Welchem Schwindler er hier aufgesessen wäre? Man solle sich nur vorstellen, was passiert wäre, wenn er, Hitler, hieraufhin gehandelt hätte. Kurz und gut, Hitler machte Ribbentrop eine Szene, die ich am Telefon mithören durfte, und die mir zum ersten Male persönlich enthüllte, wie hysterisch er sein konnte.

Ich veranlaßte Ribbentrop, das Gespräch kurz zu unterbrechen, und sagte zu ihm: „Seien Sie schlau und halten Sie daran fest, daß der König zurücktreten wird. Sie behalten in 48 Stunden recht." Zu meinem nicht geringen Erstaunen nahm Ribbentrop meinen Vorschlag an und versicherte Hitler immer wieder genau das, was ich ihm gesagt hatte, und daß es sich nur um eine technische Verschiebung handele.

Das Gespräch endete jedoch damit, daß der Führer einfach abbrach und daß sein Adjutant erklärte, er wünsche über die Angelegenheit nicht mehr zu sprechen. Er werde uns weitere Weisungen zukommen lassen.

Ribbentrop war daraufhin völlig niedergeschlagen. Er sah seine Abberufung voraus, den Ruin seiner Karriere — und an allem sei ich schuld.

Aber 48 Stunden später konnte ich ihm von meinem Büro aus die Mitteilung machen, daß die Abdankung nunmehr amtlich sei. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm maliziös zu sagen: „Sie können dem Führer berichten, daß Sie recht behalten haben."

„Nein", erklärte mir Ribbentrop, „dieses Mal rufe ich nicht an. Geben Sie die Nachricht nach Berlin, wenn der Führer es will, soll er mich anrufen. Wer weiß, ob die Nachricht jetzt stimmt."

Ich erwiderte ihm nur: „Wie Sie wünschen!"

Ribbentrop hatte jedoch Hitler psychologisch richtiger beurteilt. Nachdem von allen Seiten die Bestätigung der Meldung über die Abdankung eingetroffen war, rief er Ribbentrop von sich aus an und bemühte sich sofort, alles wiedergutzumachen, was er in seinem ersten Ärger zerbrochen hatte. Er erklärte ihm, daß er ihm unendlich dankbar sei, daß er ihn richtig informiert hätte. Er, Ribbentrop, habe also richtig gelegen, sämtliche anderen seien Esel gewesen. Kurz und gut, Ribbentrop war in seinen Augen wieder ein ganz großer Mann, der allein die Weltpolitik richtig zu beurteilen verstand.

Als ich Ribbentrop hiernach wieder sah, war er strahlender Laune. „Sie haben mir einen außerordentlichen Dienst erwiesen", erklärte er mir, und er bemühte sich, alles wettzumachen, was er bisher durch sein heftiges Betragen sich mir gegenüber vergeben hatte. Ich erwiderte ihm kühl, daß ich lediglich meine Pflicht getan hätte und daß meine Quellen zuverlässig seien. Aber von da ab hatte ich, wie man begreifen wird, bei Ribbentrop einen großen Stein im Brett.

Es hatten tatsächlich alle möglichen Nachrichten vieler meiner Kollegen und einer Reihe anderer Berichterstatter in Berlin vorgelegen, die ungenau und zum Teil auch falsch waren. Ribbentrop war, dank der von mir übermittelten Nachrichten, der einzige gewesen, der die Krise richtig berichtet und einwandfrei geschildert hatte und daher das Ergebnis auch rechtzeitig und vor allen anderen hatte voraussagen können.

Aber das Wesentliche bei dieser Krise war selbstverständlich nicht dieser merkwürdige Triumph Ribbentrops, sondern die politische Bedeutung, die Hitler diesem Vorgang zumaß. Denn Hitler zweifelte nunmehr daran, daß es möglich sein würde, die von ihm geplante Revisionspolitik mit England fortzusetzen. Er rief Ribbentrop erneut an und erklärte ihm: „Unter diesen Umständen ist es wohl das beste, Sie packen Ihre Koffer und geben das Spiel verloren. Nachdem der König abgesetzt ist, gibt es bestimmt keine andere Persönlichkeit in England, die bereit ist, das Spiel mit uns zu spielen. Berichten Sie mir, was Sie erreicht haben. Wenn es nichts ist, mache ich Ihnen keinen Vorwurf daraus."

Ribbentrop hat damals — nach den Mitteilungen, die er mir machte — Hitler widersprochen. Er bat noch einmal um eine Frist, um zu sehen, was sich in England erreichen ließe. Er wolle ihm dann einen grundlegenden Bericht über die Lage in England verfassen, auf Grund dessen er seine Entscheidungen treffen könne.

Das Ergebnis war jedoch, daß Ribbentrop sich nach Berlin

zurückbegeben mußte, wo er mit Hitler eingehende Aussprachen über die künftig zu verfolgende Politik hatte. Dadurch wurde er längere Zeit zurückgehalten. Erst nach der Fertigstellung des Umbaues der Londoner Botschaft kam er im April zurück, um im Mai rechtzeitig an den Krönungsfeierlichkeiten für den neuen König, Georg VI., teilnehmen zu können. Auf diesen neuen König setzte Hitler allerdings keinerlei Hoffnungen mehr. Er war der Überzeugung, daß dieser sich der traditionellen Rolle befleißigen werde, welche die englische ungeschriebene Verfassung ihm vorschreibt. Ribbentrop bemühte sich daher nicht, mit ihm in intimere Beziehungen zu kommen. Trotzdem gab er anläßlich der Krönung einen Empfang, der an Glanz und Luxus alles übertraf, was bisher ein Botschafter in London gezeigt hatte. Auch das setzte natürlich die bösen Zungen, schon aus Eifersucht, wieder in Bewegung, so daß der propagandistische Erfolg, den Hitler sich hiervon versprochen hatte, im wesentlichen verpuffte.

In England war nämlich inzwischen eine neue Entwicklung eingetreten. Baldwin, der langjährige Führer der Konservativen, trat von seinem Posten als Premierminister zurück. Zu seinem Nachfolger wurde Neville Chamberlain, der bisherige Schatzkanzler, gewählt. Chamberlain beließ den Außenminister Eden auf seinem Posten und übertrug das Marineministerium Duff Cooper, während der bisherige Marineminister, Sir Samuel Hoare, das Innenministerium übernahm. Das neue Kabinett Chamberlain war also im wesentlichen das alte Kabinett Baldwin; allem Anschein nach hatte sich wenig geändert. Der Kabinettswechsel entsprach somit der englischen Tradition, die keine plötzlichen Wandlungen und aufsehenerregenden Umstürze in der Politik liebt.

Trotzdem war der Wechsel des Premierministers eine Angelegenheit von großer Wichtigkeit. Baldwin war der Typ des ruhig abwartenden und abwägenden politischen Führers gewesen, der in Ruhe, unbeeinflußt durch jede Kritik, die Dinge sich entwickeln ließ. Selbstverständlich war es keineswegs so, daß er dabei die Geschehnisse nicht steuerte. Aber er liebte es, dies mit leichter Hand zu tun, die Dinge sich von allein entwickeln zu lassen, sie reifen zu lassen, um dann erst die fertige Frucht der Bemühungen vom Baum zu pflücken. Das war auch der Grundzug seiner Außenpolitik gewesen. Er war sich bewußt, daß England einer neuen, seiner Ansicht nach gefährlichen Lage entgegensteuerte, und hatte das mehr als einmal mit unverhohlener Schärfe gesagt. Baldwin hatte daher auf der einen Seite die deutsch-freundliche Revisionspolitik seines Vorgängers McDonald beibehalten, hatte

auf der anderen Seite aber auch bereits die Grundlagen für die englische Wiederaufrüstung gelegt. D. h. er war in diesem wesentlichen Punkt im Gegensatz zu der englischen Arbeiterpartei zu einer Politik übergegangen, die in absehbarer Zeit England von einem weitgehend abgerüsteten zu einem wieder hochgerüsteten Staat machen sollte. Mit Rücksicht auf die englische Wirtschaft und die pazifistische Stimmung des englischen Publikums hatte er jedoch nur ein allmähliches Fortschreiten der Aufrüstung ins Auge gefaßt, vielleicht auch weil er der Überzeugung war, daß die Dinge so schnell für England nicht gefährlich werden könnten. Unter seiner Ägide war es gelungen, das seit der Ruhrbesetzung gestörte englisch-französische Verhältnis wieder in eine englisch-französische Entente zu verwandeln. Ferner hatte er, soweit als nützlich, den Völkerbund gestützt. Die Völkerbundspolitik hatte unter ihm schwere Schläge hinnehmen müssen. Aber trotzdem sah er im Völkerbund das Instrument, das am geeignetsten sein würde, die Grundlage für eine gemeinsame Aktion aller Länder gegen etwaige „Aggressoren" zu bilden. Die erlittenen Niederlagen in der Völkerbundspolitik waren ja schließlich auch nicht England allein, sondern sowohl in der Abrüstungsfrage wie in der Abessinienfrage ebensosehr dem französischen Verhalten zuzuschreiben gewesen, das von Angst und Hysterie diktiert gewesen war und damit zu Fehlern Anlaß gegeben hatte.

Baldwins Außenminister Eden verkörperte diese Baldwinsche Außenpolitik im stärksten Maße. Nur war Eden durch die bitteren Erfahrungen in der italienischen Frage schärfer als sein Premierminister geneigt, weiteren Aspirationen der Deutschen und der Italiener entgegenzutreten. Er war auch überzeugter als dieser, daß man eine Abwehrfront gegen diese beiden Mächte aufbauen müsse. Das merkwürdige deutsch-italienische Zusammenspiel hatte zu einer Schädigung des Völkerbundsgedankens geführt, so daß Eden sehr frühzeitig der Überzeugung gewesen ist, man müsse diesen beiden Ländern ein Halt zurufen. Eden war daher stärker als Baldwin geneigt, die französische Politik, die auf die Errichtung einer Einkreisungsfront gegen Deutschland und Italien ausging, zu unterstützen. Er konnte geradezu als Symbol einer deutsch- und italien-feindlichen Politik in England gelten.

Daß der neue Premierminister Neville Chamberlain diesen Mann auf seinem Posten beließ, war also zunächst nicht nur ein Zeichen dafür, daß Chamberlain die bisherige Politik fortzusetzen gedachte, sondern auch eine Bestätigung des Kurses, der eine „Einschränkung der sogenannten Aggressionen" herbeiführen sollte. Überhaupt wurde Chamberlain bei seiner Amtsübernahme deut-

scherseits keineswegs besonders begrüßt. Chamberlain war es ja schließlich als Finanzminister gewesen, der die großen Aufrüstungsmaßnahmen im Parlament eingebracht und befürwortet hatte. Gegen wen konnten sich solche Maßnahmen aber nur richten? Die Antwort lag doch selbstverständlich für Berlin und Rom auf der Hand.

Es ist interessant, daß damals eine Reihe von Fachleuten bereits der Überzeugung waren, die englischen Maßnahmen zielten darauf ab, spätestens für das Jahr 1941 England schlagbereit zu machen, d. h. also für einen Zeitpunkt, in dem das gleiche für Deutschland erwartet wurde. Das Mißtrauen, das Hitler in die Politik Chamberlains von vornherein setzte, äußerte sich in der Frage: „Meint es Chamberlain mit seiner Friedenspolitik ehrlich, oder soll diese nur dazu dienen, die englische Schwäche zu verbergen, bis England so weit ist, Krieg führen zu können?" Dieses Mißtrauen ist Hitler Chamberlain gegenüber nie losgeworden. Es hat daher mehr als einmal sein Handeln bestimmt. Hitler glaubte deshalb, handeln zu müssen, solange Chamberlain noch nicht stark geworden war, und es mag sein, daß manche späteren Entscheidungen aus dieser Einstellung allein bereits zu erklären sind . . .

Ich habe mich bemüht, sobald als irgend möglich ein eingehendes Bild von den Plänen und Zielen Chamberlains zu gewinnen. Daher habe ich Gelegenheit genommen, mit zahlreichen Persönlichkeiten der Presse und des öffentlichen Lebens diese Frage zu besprechen, wobei wiederum Steward derjenige war, der mir die klarste und eindeutigste Information zu geben in der Lage war. Steward, aber auch Persönlichkeiten wie Professor Conwell-Evans, der Leiter des englischen Geheimdienstes gegenüber Deutschland, den ich durch Ribbentrop kennenlernte, und führende Journalisten versicherten mir, Chamberlain sei von einem tiefen Friedenswillen erfüllt. Er sei nicht umsonst der Sohn Joseph Chamberlains, der bekanntlich um die Jahrhundertwende eine der Triebkräfte der englischen Politik war und eine Verständigung mit Deutschland gesucht hatte. Chamberlain wurde mir gleichzeitig als ein Repräsentant der City geschildert, der eindeutig und klar wisse, jeder Krieg werde so viel Geld kosten, daß er im Grund nicht verlohne. Er werde daher allein schon deshalb alles versuchen, einen Krieg zu verhindern. Wenn Chamberlain die Aufrüstung betreibe, so verfolge dies nur den Zweck, denjenigen abzuschrecken, den es etwa gelüsten könnte, einen Krieg zu entfesseln. Die englische Aufrüstungspolitik sei also von dem gleichen Risikogedanken geleitet, wie das seinerzeit bei der Flottenpolitik in Deutschland der Fall

gewesen war. Jedenfalls werde Chamberlain alles tun, gerechte Wünsche der mitteleuropäischen Mächte zufriedenzustellen, da er durchaus einsehe, daß die Revision von Versailles noch nicht zu ihrem logischen Ende geführt worden sei. Es sei daher zu erwarten, daß er Revisionswünsche Hitlers und Mussolinis berücksichtigen und einen Ausgleich mit Deutschland und Italien herbeiführen werde.

Ich habe diese Erklärungen an Ribbentrop weitergeleitet, konnte aber nicht umhin, mir auch meine eigenen Gedanken zu machen. Eine Politik, die das Risiko des Krieges ins Auge faßt, erschien mir von vornherein äußerst gefährlich, da sie eben die Gefahren in sich trägt, zum Kriege zu treiben, nämlich dann, wenn das erwartete hemmende Moment nicht mehr vorhanden ist. Umgekehrt war mir klar, daß eine Politik, die einen Ausgleich mit Deutschland und Italien suchte, in kürzester Zeit zu einem scharfen Konflikt innerhalb Englands führen mußte, da Churchill, Eden und Duff Cooper, und damit der aktivste Teil der Konservativen, sich mehr und mehr auf ein Programm festzulegen begannen, das klar hieß: „Bis hierher und nicht weiter!" Erklärlicherweise war ich geneigt, hierin eine Gefahr für das Kabinett Chamberlain zu sehen. Man mußte befürchten, die deutsche Frage könnte zum Anstoß der Spaltung der öffentlichen Meinung und damit zu einem Heraufkommen der Kriegspartei werden.

In Wirklichkeit jedoch war es nicht die deutsche, sondern die italienische Frage, die das Jahr 1937 ausfüllen sollte und die den Anstoß zu einer Entwicklung gab, in der Chamberlain die Oberhand behielt und die, entgegen meiner Erwartung, zum Ausscheiden Edens führte.

Um das verständlich zu machen, bin ich gezwungen, auf die Entwicklung der spanischen Frage zurückzukommen. Der spanische Bürgerkrieg, der sich endlos hinzuziehen schien, hatte, wie geschildert, nicht nur zu einem deutschen, sondern vor allem auch zu einem italienischen Eingreifen geführt. Während Deutschland aber nur eine verhältnismäßig kleine Truppe, die sogenannte Legion Condor, nach Spanien sandte, hatten die Italiener in diesem Konflikt offen Partei ergriffen und zuletzt nicht weniger als fünf Divisionen (Schwarzhemden!) nach Spanien gesandt, die an der Seite Francos kämpften.

Es ist begreiflich, daß dies in Frankreich die lebhafteste Beunruhigung erregte. Sie gab zu der Befürchtung Anlaß, Frankreich könne von den „faschistischen" Mächten eingekreist werden. Das

Kabinett Blum in Frankreich hatte sich eindeutig auf eine Unterstützung der republikanisch-spanischen Regierung festgelegt und hatte sich damit auch gegen Franco und gegen Italien entschieden. Die Befürchtung der Engländer, ein offenes Eingreifen Frankreichs auf Seite der Republikaner könnte zu einem Krieg mit Italien führen, hatte zwar das französische Kabinett davon abgehalten, das zu tun, aber die Frage, ob dies geschehen sollte, wurde in Paris ständig erörtert und steigerte die politische Erregung in Europa bis zur Siedehitze. Übergriffe italienischer U-Boote, die französische Handelsschiffe versenkten, aber vorgaben, dies sei von spanischen Piraten geschehen, und scharfe Reden Mussolinis, der versuchte, die De-jure-Anerkennung der abessinischen Eroberung zu erzwingen, schufen weitere Konfliktstoffe.

Die Franzosen schwenkten zwar schließlich — nicht zuletzt auf Veranlassung Edens — auf die Linie der Nichteinmischung in Spanien hin und hielten auch trotz aller Versuchungen an dieser fest. Die Frage aber, die seinerzeit die Gemüter in Westeuropa beschäftigte, war die: konnte es nicht trotzdem zu einem französisch-italienischen Krieg kommen, bei dem die Engländer unter Umständen gezwungen sein würden, an der Seite der Franzosen gegen Italien zu kämpfen?

Hitler hat diese Situation benutzt (man kann auch sagen, Mussolini hat das Entsprechende getan), um zu einem Bündnis mit Italien zu kommen. Das Ergebnis dieser langen und schwierigen Verhandlungen, an denen Ribbentrop maßgeblich beteiligt wurde, war der italienisch-deutsche Vertrag und die „Achse Rom—Berlin", wie Mussolini dieses Bündnis taufte.

Dieses Ereignis gab selbstverständlich in England Anlaß zu tiefem Nachdenken. Über die Frage, was hier zu tun war, schieden sich aber die Geister in London. Während Eden von der Schwäche Italiens überzeugt war und die Ansicht vertrat, die Italiener würden sich zurückziehen, wenn man ihnen die Zähne zeigte, hielt Chamberlain dies nicht für sicher.

Aus diesen Gründen wünschte Chamberlain eine Verständigung mit Italien, wobei er ganz zweifellos auch den Hintergedanken gehabt hat, auf diese Weise gleichzeitig Hitler zu zügeln. Das war eine nüchterne, zweckmäßige Erwägung Chamberlains, die darauf abzielte, den vorzeitigen Ausbruch eines Weltkrieges zu verhindern. Die Vorwürfe, die Chamberlain wegen dieser Politik sowohl von seinen konservativen Gegnern wie von den Amerikanern gemacht worden sind, beruhen auf einem Mangel an Einsicht in die damalige Lage.

Andererseits ist es natürlich, daß der Außenminister Eden sich

in der Frage der rechtlichen Anerkennung der Eroberung Abessiniens durch Italien ablehnend verhielt. Man muß sich klarmachen, daß die De-jure-Anerkennung der italienischen Eroberungen in einem so hohen Maße allem ins Gesicht schlug, was er im Völkerbund vertreten hatte, daß es ihm nicht zuzumuten war, eine solche Politik öffentlich mitzumachen.

Diese Lage wurde im übrigen auch noch durch das unerwartete Eingreifen Japans in China beeinflußt.* Der japanische Einmarsch in China wurde von den Angelsachsen, d. h. also nicht nur von England, sondern auch von den USA, als ein räuberischer Überfall angesehen. Er erregte insbesondere in Amerika die öffentliche Meinung in einem so hohen Maße wie die „Aggression" Hitlers und Mussolinis. Zu Unrecht wurden für dieses Vorgehen Japans auch Italien und Deutschland verantwortlich gemacht. So wurde in Amerika behauptet, Deutschland habe die Japaner zu ihrem Vorgehen in China „ermutigt". Hinter dem deutsch-japanischen Antikomintern-Abkommen wurden geheime Abkommen über größere Gebietsneuverteilungen vermutet. Das war alles Unsinn. Aber es veranlaßte den amerikanischen Präsidenten Roosevelt zum Eingreifen.

Während die amerikanische Politik bis dahin keineswegs offen feindlich gegen die Achse gewesen war, setzte Roosevelt nunmehr zu einer „Weltkampagne" gegen die „Aggressoren" ein. In der Rede, die er im November 1937 hielt, forderte er, über jeden Aggressor solle eine Quarantäne verhängt werden. Das war eine Aufforderung zum gemeinsamen Vorgehen der Welt gegen jede Macht, die durch einseitige Aktionen und ohne Zustimmung des Völkerbundes eine Änderung im Status quo herbeiführte. Sie richtete sich also auch gegen Hitler und Mussolini!

Dieses Eingreifen Roosevelts ist ohne jeden Zweifel durch Churchill veranlaßt worden. Die Besuche des amerikanischen Unterstaatssekretärs Sumner Welles in Europa und des bekannten Bankiers Bernard Baruch, des bedeutendsten Bankiers Amerikas, waren von ihm benützt worden, um Roosevelt für die europäischen Probleme stärkstens zu interessieren. Churchill und Baruch waren seit Jahren intim befreundet, und es war so Churchill ein leichtes, auf diesem Wege den Präsidenten Roosevelt zu mobilisieren. In der Frage, die zu diesem Zeitpunkt England am meisten inter-

* Japan begann am 7. Juli 1937 neue Feindseligkeiten, die zur Besetzung von Peking, Tientsin, Kalgan, Paoting und zur Landung in Schanghai führten. Die Japaner blockierten vom August ab ganz Südchina. Der Völkerbund verdammte am 5./6. Oktober die japanische Aktion als Friedensbruch.

essierte, nämlich der rechtlichen Anerkennung der Eroberung Abessiniens durch Italien, war Roosevelt aber selbstverständlich ein Gegner Italiens. Die De-jure-Anerkennung hätte seiner Ansicht nach eine „Ermutigung der Aggressoren" bedeutet. Eden fand aber in Roosevelt eine sehr lebhafte Stütze, während Chamberlain aus anderen Gründen, wie ich noch später ausführen werde, von dieser amerikanischen Intervention weniger beglückt war. Sie störte nämlich sein diplomatisches Spiel auf das stärkste und warf Chamberlains auf Ausgleich mit Italien gerichteter Politik Steine in den Weg . . .

Es ist wichtig, sich diesen Hintergrund der Entwicklung des Jahres 1937 ins Gedächtnis zu rufen, wenn man sich darüber klar werden will, warum Ribbentrops Bemühungen in England von so wenig Erfolg waren. Die englische Politik war damals eben auf eine Verständigung mit Italien ausgerichtet. Sie mußte dies konsequenterweise sein, wenn sie der akuten Kriegsgefahr ausweichen wollte, die der spanische Bürgerkrieg heraufbeschworen hatte. Deutschland stellte demgegenüber sozusagen eine sekundäre Gefahr dar, die zwar überaus lebendig im Bewußtsein der Leute war, die aber doch lediglich, wie das Churchill in seinen Memoiren richtig sagt, „im Hintergrunde drohte".

Ich wurde so teils Ohrenzeuge, teils durch später mir gegebene Berichte Zeuge der Bemühungen Ribbentrops, mit den prominenten Persönlichkeiten Englands in ein Gespräch über eine deutsch-englische Verständigung zu kommen. Ob Ribbentrop hierbei mit Duff Cooper, Eden, Lord Vansittard, Lord Derby, Lord Londonderry, Lord Lothian, Lord Rothermere, Lord Kemsley und vielen anderen sprach — alle diese Gespräche entwickelten sich stereotyp. In allen Fällen begannen diese Unterredungen damit, daß Ribbentrop die Engländer aufrichtiger Sympathie und Bewunderung für das Britische Weltreich versicherte. Er hob sodann besonders hervor, daß Hitler ein Bewunderer des Britischen Weltreiches sei und „niemals wieder gegen England Krieg zu führen gedenke". Er habe die Absicht, die europäische Politik auf eine neue Grundlage zu stellen. Hitler wolle die Reibungspunkte zwischen Deutschland und den Engländern, die ja die beiden einzigen wichtigen Mächte in Europa wären, ein für allemal beseitigen. Ribbentrop ließ dann durchblicken, daß Deutschland zwar einen Anspruch auf die Rückgabe der Kolonien habe, Hitler aber diesen Anspruch niemals zu forcieren gedenke. Denn er habe die Absicht, die deutsche Stoßkraft in ganz andere Bahnen zu lenken. Hitler wolle nichts im Westen — weder die französische Grenze noch die englischen

Interessen wolle er antasten —, aber er brauche Lebensraum für das deutsche Volk, das auch von zusätzlichem Welthandel auf die Dauer nicht auskömmlich zu leben vermöge. Deutschland brauche neues Land, das es besiedeln könne. Solches Land sei aber nur im Osten zu haben. Wie wäre es daher, wenn man Deutschland freie Hand im Osten gewähre? Der Bolschewismus sei ohnehin die Weltpest, die ausgerottet werden müsse, und dort in Rußland lägen die deutschen Ziele. Gegen eine freie Hand im Osten wäre Hitler bereit, jedes Bündnis mit England zu schließen.

Als ich zum ersten Male einem derartigen Gespräch beiwohnte, lief es mir, offen gesagt, heiß und kalt über den Rücken. Ich wußte nicht, ob ich die Offenheit Ribbentrops bewundern oder das schlimmste hiervon befürchten sollte. Ich habe daher ihm gegenüber sehr häufig Vorstellungen dahingehend erhoben, daß man diese Frage nicht so offen anschneiden dürfe. Er berief sich jedoch meist sehr ärgerlich immer wieder darauf, daß er die ausdrückliche Weisung Hitlers habe, in dieser Frage so offen zu sprechen, um festzustellen, ob es über diesen Punkt eine Verständigung mit den Engländern gäbe oder nicht. Sollte das nicht möglich sein, so würde Hitler daraus seine Konsequenzen ziehen.

Ich möchte in diesem Zusammenhang ausdrücklich betonen, daß Ribbentrop mir gegenüber wiederholt erklärt hat, die auf der Hand liegenden Konsequenzen hießen für Hitler nicht Krieg, sondern er stellte es so dar, als ob Hitler zwischen zwei Möglichkeiten schwanke: zwischen der Möglichkeit, ein Welteroberer zu werden oder der größte Sozialreformer, den die Welt je gesehen habe. Wenn Hitler sähe, er könne seine weltpolitischen Pläne nur mit Gewalt durchführen, dann sei es durchaus möglich, daß er auf sie verzichten würde. Hitler sei ja immerhin Realist. Er würde sich dann vielleicht damit begnügen, dem deutschen Volk eine „neue Religion zu schenken" und ihm „eine neue und tatkräftige Oberschicht zu geben", die an Stelle des „verkalkten und verkommenen Adels" treten solle.

Derartige Informationen über Hitlers Absichten habe ich übrigens auch von anderer Seite zu hören bekommen. Man findet eine Bestätigung dieser Gedankengänge auch in den Publikationen des früheren Danziger Senatspräsidenten Rauschning oder im Briefwechsel Albrecht Haushofers. Jedenfalls hielt ich es damals für möglich, daß man Hitler von seinen Welteroberungsplänen abbringen und ihn, wenn er die Dinge nüchtern betrachtete, zu einer Selbstbeschränkung in seinen Zielen bringen könne. Ich glaubte, dies würde möglich sein, wenn Ribbentrop ihm mit aller Offenheit über seinen Mißerfolg in England berichtete.

Denn in der Tat, es war nicht zu leugnen, daß die englischen Herren — gleichgültig, wer das auch immer war — sich jedesmal sozusagen auf den Rücken setzten, wenn ihnen Ribbentrop seine Eröffnungen machte. Entweder wurden sie plötzlich sehr schweigsam oder verabschiedeten sich sehr höflich, aber auch so schnell als möglich. Oder sie widersprachen heftig, so heftig, daß sie ihm offen ins Gesicht hinein mit Krieg drohten. „Wenn Hitler derartige Pläne verfolgt, so wird England das niemals ‚erlauben'!" sagten ihm mehr als eine der Persönlichkeiten, die er in meiner Gegenwart sprach. Auch Churchill hat, wie seine Memoiren bestätigen, ihm mit brutaler Offenheit erklärt, derartige Pläne Hitlers im Osten Europas würden England und die übrige Welt gegen Deutschland zum Krieg zwingen![5])

Ribbentrop hat über diesen Mißerfolg, wie ich nach Berichten an Hitler, die er mir gezeigt hat, bezeugen kann, offen und einwandfrei berichtet.

Wenn die privaten Persönlichkeiten Ribbentrop brutal drohten, so reagierten umgekehrt die offiziellen Persönlichkeiten angesichts einer derartigen „Diplomatie" zwar nicht so deutlich, aber immerhin einwandfrei genug, um zu zeigen, daß England zumindest den Zeitpunkt, ein solches Gespräch zu beginnen, für überaus unglücklich hielt. Man hat gewiß im englischen Außenamt und in der französischen Botschaft wie auch in der Sowjet-Botschaft Berichte über diese Betätigung Ribbentrops bekommen, und sie waren es nun, welche die Ursache zahlreicher Angriffe gegen ihn wurden. Nur waren diese Angriffe insofern nicht an die richtige Adresse gerichtet, als sie „Ribbentrops Diplomatie" angriffen, während er sich lediglich als „treuer Gefolgsmann des Führers" „befehlsgemäß" betätigte . . .

Ich entsinne mich vieler Gespräche, die ich damals mit einer Reihe maßgeblicher englischer Persönlichkeiten geführt habe. Sie schlugen die Hände über dem Kopf zusammen.

Man wird es deshalb verstehen, wenn damals bereits eine publizistische Kampagne einsetzte, die das Bestreben hatte, Deutschland von der Weiterverfolgung der von Ribbentrop angekündigten Politik Hitlers abzuhalten.

Hier möchte ich insbesondere die Artikel Voigts in der Zeitschrift „Nineteenth Century" und die Artikel Garvins im „Observer" erwähnen. Wenn irgend jemand den Geist der Zeit und die Intentionen der englischen Politik der damaligen Zeit zu erforschen wünscht, so wird er nirgends den englischen Standpunkt meisterhafter und klarer dargestellt finden als in diesen Artikeln. Ich habe sie fast alle nach Berlin geben lassen in der Hoffnung, damit

besser als durch jede eigene Meinungsäußerung Hitler beeinflussen zu können. Ihre Argumentation, ihr logischer Ductus waren von solcher Klassik, daß sie jeden Menschen von Verstand eigentlich hätten überzeugen müssen.

Ich habe später feststellen können, daß Hitler diese Artikel, nachdem er erst sehr unwillig über ihr Vorlegen war, mit immer größerem Interesse gelesen hat. Aber er zog aus ihnen, wie ich heute weiß, einen anderen Schluß, als dies ein ruhiger Beobachter getan hätte. Er zog aus ihnen insgeheim den Schluß, daß die Einkreisung auf die Dauer sicher war, daß er sein Ziel mit friedlichen Mitteln und durch Überredung nicht erreichen könne und daß er handeln müsse, ehe die anderen kriegsbereit waren.

Ribbentrop, der gleichzeitig im Nichteinmischungsausschuß heftigsten Angriffen ausgesetzt war, wurde unter diesen Umständen immer nervöser. Er glaubte, er habe doch nun genügend berichtet, um Hitler klaren Wein eingeschenkt zu haben, und wartete darauf, daß dieser sein Versprechen, ihn nach der Probezeit zum Außenminister zu machen, einlösen würde. Aber Hitler dachte nicht daran. Einmal war er der Ansicht, der Zeitpunkt hierfür sei noch nicht gekommen, und dann meinte er, es müsse doch irgendwie eine Möglichkeit geben, die Engländer zu überzeugen. Er zweifelte daran, daß Ribbentrop die richtigen Methoden angewandt habe, und es sah daher eine Zeitlang so aus, als ob dieser mit dem Scheitern seiner Mission auch seine persönliche Stellung bei Hitler verlieren würde. Daß wir dies in London an Ribbentrops Laune zu spüren bekamen, ist begreiflich. Der Botschafter wurde nervös, ungerecht, und besonders ich hatte das zweifelhafte Vergnügen, stets die erste Unzufriedenheit über mich ergehen lassen zu müssen. Man prägte damals in meinem Büro den Satz von den „Ribbentropfen, die auf die Nerven klopfen".

Gegen Ende dieser Periode ereignete sich aber ein sehr merkwürdiger Vorfall, der schließlich wiederum dazu führte, daß sich das Vertrauen Ribbentrops zu mir verstärkte, und zwar ohne daß ich selbst dazu sehr viel getan hätte. In der englischen Presse erschien eine Notiz, daß Herr v. Ribbentrop, ein „glühender Nazi", seine älteste Tochter Bettina in Amsterdam von einem jüdischen Arzt habe operieren lassen. Der geschilderte Vorgang entsprach den Tatsachen. Gemäß den Berliner Weisungen habe ich diese Notiz im vollen Wortlaut nach Berlin gehen lassen, rief aber gleichzeitig Ribbentrop an und bat ihn um seine Stellungnahme. Er erklärte mir, die Notiz sei unwahr und ich möchte dies als seine persönliche Stellungnahme mit nach Berlin telephonieren. Selbstverständlich

tat ich das, da ich zunächst einmal an die Wahrheit seiner Information glaubte. Infolgedessen ging diese Meldung nach Berlin, ohne großes Aufsehen zu erregen oder Ribbentrop zu schaden.

Dies verhinderte aber nicht, daß er selbst sich maßlos aufregte; er glaubte, seine ganze Stellung sei gefährdet, er könne nunmehr seine Koffer packen, kurz, irgendwer habe eine böse Intrige gegen ihn ausgelöst. Erst im Verlaufe einer langen Auseinandersetzung, in der er mir die bittersten Vorwürfe machte, gestand er mir den wahren Sachverhalt. Ich erbot mich daraufhin, der englischen Presse eine von ihm verfaßte Erklärung zu übermitteln, und er bat mich, sie dem Chefredakteur der „Evening News" zuzustellen. Als ich diesen sprach, zeigte er sich überaus vernünftig. Er erklärte mir, die ganze Angelegenheit würde Ribbentrop in England nicht schaden. Es sei ja bekannt, daß er judenfreundlich sei, jüdische Freunde geschützt habe und auch eine Reihe von Halbjuden beschäftige. In England würde jedenfalls niemand an der Sache Anstoß nehmen. Nur wenn man unnötig in dem Brei herumstochere, würde man erkennen, was an dieser Angelegenheit wäre. Der — jüdische — Verfasser der Notiz habe inzwischen eingesehen, diese Angelegenheit sei von seinem Standpunkt aus ein Fehler gewesen. Eine Reihe führender Juden habe ihm bereits entsprechende Vorwürfe gemacht.

Daraufhin fragte ich noch einmal nach, wie die Dinge in Berlin gelaufen wären. Ich erhielt die Information, Hitler habe die Sache als eine der üblichen Verleumdungen angesehen. Er habe geäußert: „Und wenn schon; wenn es sich um die Gesundheit meines Kindes handelt, gehe ich nicht nur zum Juden, sondern sogar zum Teufel, um es zu kurieren."

Als ich Ribbentrop am Abend diese Mitteilung überbrachte, war er geradezu glücklich. Er erklärte mir, ich hätte ihm einen großen Dienst erwiesen, und versprach mir, mich von nun ab durch dick und dünn zu decken, ein Versprechen, das er, wie ich ehrlich zugeben muß, in der Tat gehalten hat, so lächerlich in meinen Augen der ganze Anlaß erschien.

Der unbedeutende Vorfall wurde von Ribbentrop benützt, um sich bei Hitler zu einer Aussprache anzumelden. Ribbentrop verließ wiederum London, wurde dieses Mal von Hitler freundlich empfangen, mußte aber den Antikomintern-Pakt in Italien abschließen, einen Pakt, der von den Engländern übel aufgenommen wurde.

Auch hier ist Ribbentrop zum Teil Unrecht geschehen, denn der tatsächliche Hintergrund des Antikomintern-Paktes war ein ganz-

anderer, als man in London annahm. Der Initiator des neuen Paktes war nicht Ribbentrop, sondern der italienische Außenminister Graf Ciano.[6]) Ciano hatte den Besuch des japanischen Außenministers in Rom benützt, um mit diesem den Antikomintern-Pakt vorzubereiten, und hatte dann den Leiter des Büros Ribbentrop in Berlin, Herrn von Raumer, gebeten, Hitler direkt von dem Geplanten zu unterrichten. Während Ribbentrop sich in London mit allen möglichen Protokollen und Einladungsfragen herumschlug, war also hinter seinem Rücken und ohne sein Wissen ein wichtiges Instrument der Außenpolitik Hitlers geschmiedet und fertiggestellt worden, ohne daß er von seinem eigenen Büro hiervon auch nur unterrichtet worden wäre! Die erste Mitteilung, die er von der Angelegenheit erhielt, war ein Telegramm Hitlers, das ihn aufforderte, sich nach Rom zu begeben und dort den Pakt zu unterzeichnen. Ribbentrop war wütend und remonstrierte bei Hitler, der aber unnachgiebig blieb und von ihm verlangte, „daß er gehorche". Es kam darauf zu einer erregten Szene zwischen Ribbentrop und Raumer, die damit endete, daß Ribbentrop Raumer entließ. Dieser entging der Einlieferung ins KZ nur durch eine Intervention der Umgebung des Führers, da Raumer ja lediglich auf Befehl Hitlers gehandelt hatte. Von diesen Tatsachen wußte in London natürlich niemand etwas, so daß es nach außen hin so aussah, als ob der Botschafter am englischen Hof persönlich etwas getan hätte, was der englischen Außenpolitik strikt zuwiderlief.

Erst dann kehrte Ribbentrop wieder nach London zurück, wo er sich nunmehr endlich mit großem Eifer an die Abfassung seines Schlußberichtes machte.

Zu den Besprechungen über diesen Schlußbericht, in dem er offen das Scheitern seiner Mission zugab, zog er nicht nur den Botschaftsrat Woermann, sondern ebenso Dr. Erich Kordt und mich zu und hatte mit uns tagelang Erörterungen über diesen Bericht. Woermann, Kordt und ich waren verschiedener Ansicht, und alle unsere Ansichten stimmten mit denen Ribbentrops ebenfalls nicht überein. Nur in einem Punkt waren wir alle vier einer Meinung: es war notwendig, eindeutig klarzustellen, daß die Engländer niemals einer deutschen Osteroberung zustimmen würden und daß diese Politik unweigerlich den großen Weltkrieg herbeiführen würde. Es sei notwendig, dies Hitler so eindeutig wie möglich vorzustellen, um ihn von diesen Plänen abzubringen. Ribbentrop war schließlich sehr ärgerlich über uns. Er verfaßte seinen Bericht allein, ließ sich wochenlang von niemandem außer von mir sprechen, da ich ihm die täglichen Presseberichte vorzutragen hatte, fuhr dann mit dem fertigen Bericht nach Berlin, besprach ihn dort eingehend mit

Walter Hewel, seinem Verbindungsmann zu Hitler, und änderte schließlich, um nicht allzusehr bei Hitler anzuecken, die Schlußformulierung ab.*

Ribbentrop hatte in dem leider verlorengegangenen, außerordentlich umfangreichen Dokument eine genaue Analyse der deutsch-englischen Beziehungen gegeben. Er führte darin aus, daß seiner Ansicht nach das Grundgesetz für die englische Politik in der Erhaltung der „balance of power" auf dem Kontinent bestehe. Aus diesem Grunde werde es allen deutschen Bestrebungen, die Hegemonie auf dem Kontinent zu erringen, energischen Widerstand entgegensetzen. Es sei ganz sicher, daß England deshalb Hitlers Absicht, für Deutschland neue Gebiete im Osten zu erwerben, niemals dulden werde und es hierüber auch keine Verständigung geben könne. Alle Gespräche, die er hierüber geführt habe, seien völlig negativ gewesen, ja, es müsse sogar bezweifelt werden, ob die deutsche Absicht, Versailles vollständig zu revidieren und alle Deutschen in einem Reiche zu vereinigen, durchgeführt werden könne, ohne daß es zu einem europäischen Konflikt komme. Es sei klar, daß das englisch-französische Bündnis ernst zu nehmen sei. Alle Behauptungen, England sei dekadent oder pazifistisch verseucht, seien falsch. Wenn es um seine Weltstellung ginge oder um seine vermeintlichen Interessen in Europa, sei England entschlossen zu schlagen. Es gäbe keinen Zweifel darüber, daß jede britische Regierung hierbei der vollen Unterstützung des britischen Volkes und der Einzelstaaten des Britischen Weltreiches sicher sein könne. Auch die Vereinigten Staaten würden in einem solchen Falle England voll und ganz unterstützen.

Daher erhebe sich die Frage, ob Hitler seine Politik weiter fortsetzen könne und ob dessen Annahme, es würde unter allen Um-

* Die „Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik" (a. a. O. Serie D, Bd. 1) drucken auf Seite 132 das Dokument Nr. 93 ab. Es handelt sich hier um eine von Ribbentrop verfaßte Notiz für den Führer vom 2. 1. 1938. Sie trägt die Überschrift „Schlußfolgerung zu dem Bericht Deutsche Botschaft London A 5522 über die zukünftige Gestaltung der deutsch-englischen Beziehungen". Bei A 5522 enthält die Veröffentlichung eine Anmerkung, die lautet: „Nicht aufgefunden". Der Originalbericht Ribbentrops ist also verlorengegangen und hat nicht in Nürnberg vorgelegen, wie das fälschlich im Urteil behauptet wird. Die a. a. O. abgedruckten Schlußfolgerungen sind etwas völlig anderes als der Bericht selbst. Die in den Schlußfolgerungen auf Seite 136 zitierte Konsequenz zeigt, daß Ribbentrop damals noch unentschieden war, welche Politik gegenüber England zu treiben sei. Im Bericht stellt er nämlich ausdrücklich fest: nur auf diese Weise könne man England begegnen, sei es eines Tages n o c h z u m A u s g l e i c h oder zum Konflikt. „England wird ein harter und scharfer Gegner in diesem d i p l o m a t i s c h e n Spiel sein."

ständen möglich sein, England aus der von Deutschland geplanten Neuregelung der Verhältnisse im Osten herauszuhalten (es zu neutralisieren), richtig sei. Gewiß könne nicht abgestritten werden, daß es vielleicht derartige Möglichkeiten gäbe. Ihm, Ribbentrop, schiene es jedoch richtiger zu sein, wenn man klar in Rechnung stelle, jedes gewaltsame Vorgehen Deutschlands im Osten werde den Krieg mit England und Frankreich zur Folge haben. Daß man aber eine territoriale Neugestaltung im Osten ohne Gewaltanwendung nicht erzielen könne, schiene ihm schon deswegen selbstverständlich zu sein, weil England und Frankreich die Oststaaten zum Widerstand gegen Deutschland allein schon aus dem Grundsatz der Erhaltung der „balance of power" heraus aufstacheln würden.

Der Bericht, den Hitler keineswegs mit besonderer Befriedigung las, bedeutete eine klare Absage an die von diesem in „Mein Kampf" vertretenen Anschauungen, wonach Englands Interessen auf dem Kontinent am Rhein aufhörten und wonach England sich in eine Neuregelung der osteuropäischen Verhältnisse nicht einmischen werde. Es gehörte ein gewisser Mut dazu, dies zu sagen. Hitler vertrug einen so scharfen Widerspruch zu seinen Ansichten im allgemeinen nicht.

Der Erfolg des Berichtes war denn auch, daß Hitler erneut Rückfragen an Ribbentrop stellte, in denen er einzelne bestimmte Fragen aufwarf, die Ribbentrop dann beantwortet hat. Dieser ergänzende Bericht ist das berühmte Dokument, das im Nürnberger Prozeß die große Rolle gespielt hat und das dazu benutzt worden ist, Ribbentrop anzuklagen, er habe zum Kriege geraten.[7])

Wenn man diesen Bericht im Zusammenhang mit den ursprünglichen Gedankengängen Ribbentrops liest, so besteht kein Zweifel, daß er eine Wiederholung der eindeutigen Warnung an Hitler darstellte, seine Ostpläne weiter zu verfolgen, sowie gleichzeitig die Voraussage, daß es dann mit Sicherheit mit England zum Kriege kommen würde, wenn er seine Politik der weiteren Stärkung Deutschlands mit den bisherigen Mitteln fortsetze. . . .

Hitler hat diesen Bericht einer Reihe von Persönlichkeiten, u. a. dem Außenminister v. Neurath, zur Begutachtung geschickt. Wenn mir richtig berichtet worden ist, so hat dessen ungeschicktes Verhalten in dieser Angelegenheit Hitler den letzten Anstoß zu seinem Entschluß gegeben, ihn abzulösen und Ribbentrop zum Außenminister zu machen. Nach dem Bericht Hewels an mich hat nämlich Neurath sich Hitler gegenüber dahingehend geäußert, Ribbentrop habe den Versuch gemacht, seine persönlichen Mißerfolge durch prinzipielle theoretische Behauptungen zu vertuschen. Diese Bemerkung habe Hitler übel aufgenommen, weil die Wahrheit der

Berichterstattung Ribbentrops so auf der Hand gelegen habe, daß er erklärte: „Neurath ist so vertrottelt, daß er den Wald vor Bäumen nicht mehr sieht." Ich lasse es dahingestellt, ob diese Darstellung richtig ist. Sie zeigt jedenfalls, daß Ribbentrop mit seinem Bericht trotz allem das Richtige getroffen hatte, um sich in volle Gunst zu setzen, während sein Gegner sich durch seine ablehnende Stellungnahme zu diesem Bericht selbst sein Grab gegraben hat.

In England spitzte sich die angekündigte Krise inzwischen dadurch zu, daß es zum entscheidenden Konflikt zwischen Eden und Chamberlain kam. Man kann es nicht ohne eine gewisse Ironie verzeichnen, daß Chamberlain hier anscheinend nach dem gleichen Rezept wie Hitler gehandelt hat. Zu einem Zeitpunkt nämlich, an dem es so gut wie feststand, Eden werde nicht mehr lange Außenminister sein, entsandte er probeweise Lord Halifax, seinen voraussichtlichen Nachfolger, nach Berlin, um durch diesen dort die Lage zu ergründen. Halifax' Berichte, deren Tenor man aus den veröffentlichten Protokollen entnehmen kann[8]), entsprachen dem, was die Berichte Edens und des Unterstaatssekretärs Vansittard enthalten hatten. Jedenfalls ist Halifax seinerzeit der Auffassung gewesen, das Verhalten Hitlers gebe zwar zu schwerster Besorgnis Veranlassung, man müsse aber noch nicht alle Hoffnungen begraben. Halifax hat also Chamberlain in seiner Überzeugung bestärkt, daß eine Verständigung mit Italien und Deutschland nicht völlig ausgeschlossen sei. Da Eden, gestützt durch die Intervention Roosevelts, auf seinem andersartigen Standpunkt beharrte, war der Ausgang klar. Eden trat wegen der „Brüskierung Roosevelts" zurück, und Halifax wurde Außenminister.

Über diese Vorgänge bin ich aus dem Regierungslager selbst informiert worden und glaube daher, daß meine Darstellung richtiger ist als die bisher hierüber veröffentlichte. Als Beweis hierfür darf ich meine Berichte über meine Unterredung mit dem Pressechef Steward von Nr. 10 Downing Street zitieren, die in der amtlichen Aktensammlung publiziert sind und in denen Steward mir auf das nachdrücklichste die Bitte übermittelte, dafür Sorge zu tragen, daß die deutschen Angriffe auf Eden aufhörten.[9]) Es sei unzweckmäßig, wenn die deutsche Presse zwischen Eden und Chamberlain einen Gegensatz zu konstruieren versuche. Dies könne Chamberlain nur veranlassen, Eden zu decken. Das war damals, wie ich sehr wohl wußte, ein Bericht, den Chamberlain brauchte, um freie Hand zu bekommen und um seine Entscheidung unbeeinflußt zu fällen. Ich habe dies in meinem späteren Bericht

nach Berlin klargestellt. In der Tat erreichten wir die Einstellung der deutschen Angriffe auf Eden, so daß der wahre Hintergrund des Konfliktes zwischen ihm und Chamberlain nicht öffentlich in Erscheinung getreten ist.

So wurden nach der Absetzung Neuraths und dem Rücktritt Edens zwei Persönlichkeiten Außenminister, zwischen denen man sich einen schärferen Gegensatz nicht vorstellen kann: Ribbentrop und der in allen Künsten der Diplomatie höchst geschulte Lord Halifax, der bereits in Indien sein Meisterstück vollbrachte, während Ribbentrops Tätigkeit in London zu einem klaren Mißerfolg geführt hatte. Wenn auch weniger aus persönlichem Verschulden oder besonderer Ungeschicklichkeit, sondern weil er den Weisungen seines Herrn und Meisters entsprechend in dem Augenblick eine deutsch-englische Verständigung versucht hatte, in dem die gesamte außenpolitische Lage dies den Engländern nicht tunlich erscheinen ließ.

Die Ernennung Ribbentrops erfolgte während seiner Abwesenheit von London. Dadurch war die Botschaft wieder einmal monatelang nur durch den Geschäftsträger vertreten. Die Zeit bis zur Rückkehr Ribbentrops war mit einer Reihe innerpolitischer Vorgänge in England ausgefüllt, in denen wiederum die Aufrüstung im Vordergrund stand. Eden schloß sich hierbei der Partei Churchills an, so daß deutlich ersichtlich war, daß sich die Partei derjenigen, die gegen den Ausgleich mit Hitler waren, weiter vergrößerte. Churchill war es ja inzwischen gelungen, nicht nur die Amerikaner, sondern vor allem auch die führenden Persönlichkeiten der Arbeiterpartei für sich zu gewinnen. Aus der Zeit der Anwesenheit Ribbentrops in London datiert sein enger Kontakt mit Ernest Bevin, dem leitenden Mann der Gewerkschaftsbewegung und dem besten Kopf, den die Arbeiterpartei aufzuweisen hatte.

Ich selbst habe Gelegenheit gehabt, mich mit Bevin eingehend über das deutsche Problem zu unterhalten. Was Bevin vor allem am Hitler-Regime abstieß, wie er mir sagte, war die Verfolgung der Gewerkschaften und der Juden. Er hatte sich im übrigen dem Standpunkt Churchills angeschlossen, man müsse Hitler abstoppen, bevor es zu spät sei. Bezeichnend für seine Grundhaltung waren die Worte, mit denen er mir seine Haltung Deutschland gegenüber charakterisierte: „Ich liebe Deutschland, aber ich hasse die Nazis."

Von entscheidender Bedeutung war jedoch seit der Rede Roosevelts im November 1937 die Haltung der Amerikaner geworden. Ich hatte mich mit einem der führenden amerikanischen Journalisten befreundet und hatte auch einen Verbindungsmann zum

amerikanischen Botschafter Kennedy gefunden, mit dem ich ständig meine Ansichten austauschte. Schon damals wurde mir aus diesen Gesprächen klar, wie eng trotz aller praktischen und sonstigen Meinungsverschiedenheiten die Politik der Vereinigten Staaten mit der Englands verbunden war. Wenn die Engländer ständig versicherten, die Vereinigten Staaten würden im Kriegsfall Großbritannien durch dick und dünn unterstützen, so wurde dies durch die Äußerungen der Amerikaner selbst voll und ganz bestätigt, die mir versicherten, die USA würden England niemals im Stich lassen. Die Amerikaner waren aber, das war deutlich, in bezug auf die Ablehnung Deutschlands und der Pläne Hitlers viel ausgesprochener als die Engländer. Ja, ich möchte sagen, vielleicht waren sie noch sehr viel ausgesprochener als selbst Churchill, Eden, Duff Cooper usw. Lehnten sie doch das Hitler-Regime aus ideologischen Gründen ab, wobei insbesondere die Verfolgung der Juden die Ursache für ihr Verhalten war, während dieses Moment in England viel weniger deutlich, wenn auch sichtbar genug, in Erscheinung trat. Auch sie waren in keiner Weise geneigt, die Ausdehnungspläne Hitlers im Osten zu billigen.

Die merkwürdig freundliche Einstellung, die damals bereits in den USA gegenüber dem Bolschewismus herrschte, verhinderte sie, zu erkennen, wie groß und mächtig die Sowjet-Union tatsächlich war. Die vielen Berichte von Knickerbocker, John Gunther, Schyrer und anderen aus Rußland hatten den Eindruck erweckt, Sowjet-Rußland sei ein soziales Experiment, das fehlschlagen würde. Von der russischen Militärmacht wollte man hingegen nichts wissen. Die Tatsache, daß die Russen dem Völkerbund beigetreten waren und überall unter dem Vorgeben, die Sicherheit in Europa zu schaffen, sich an der diplomatischen Einkreisung Deutschlands beteiligten, erweckte in Amerika Sympathie und ließ völlig verkennen, mit welchem Geschick die russische Diplomatie das ihre zur Verschärfung der gesamten europäischen Lage beitrug.

Ribbentrop kehrte erst nach London zurück, als die österreichische Frage auf dem Gipfel der Spannung angelangt war. Auch in diesem Zusammenhang ist es wichtig, sich klarzumachen, daß Hitler hierbei keineswegs planmäßig vorgegangen ist und daß die Situation in Österreich, wie in vielen anderen Fällen, durch eine Reihe von Umständen spruchreif wurde, die weder im Machtbereich Hitlers noch innerhalb seiner Pläne lagen.

Ich möchte daher besonders betonen, daß das vielfach kritisierte Hoßbach-Protokoll [10]) über die berühmte Sitzung vom 5. 11. 1937, das in diesem Zusammenhang oft zitiert worden ist, in keiner

Weise in die österreichische Planung Hitlers eingereiht werden darf. Diese Beratung war, wie ich später sowohl von Ribbentrop wie von Brauchitsch gehört habe, ein Zufallsprodukt und fixierte nur eine vorübergehende Ansicht Hitlers. Zu dem Zeitpunkt, zu dem Hitler diese Sitzung abhielt, in der er zum ersten Male seinen Mitarbeitern gegenüber von der Notwendigkeit des Anschlusses und der Zerschlagung der Tschechoslowakei sprach, war keineswegs von einem sofortigen militärischen Vorgehen die Rede. Dieses Vorgehen war, wie aus dem Protokoll eindeutig zu ersehen ist, an eine Voraussetzung geknüpft, die niemals eingetreten ist, nämlich an einen italienisch-französischen Krieg wegen der Spanienfrage, den Hitler für 1938 erwartete.

Wenn man die genauen Daten nachliest, so ist begreiflich, daß Hitler damals diese Auffassung haben konnte. Die schweren Zusammenstöße wegen der Spanienfrage zwischen Frankreich und Italien und ein offenbar verlorengegangener Brief Mussolinis, in dem dieser die Hilfe Deutschlands für diesen Fall erbat, bestärkten Hitler in der Ansicht, ein derartiger Krieg stünde in absehbarer Zeit bevor. Das Hoßbach-Protokoll war also nur eine Eventual-Besprechung für einen später n i c h t eingetretenen Fall, hat aber keine grundsätzliche Bedeutung gehabt. Die beteiligten Personen hatten im übrigen die Auffassung, Hitlers Ausführungen richteten sich gegen das Fehlen einer Planungsarbeit Brauchitschs. Der scharfe Widerspruch Neuraths und der militärischen Stellen hat Hitler damals abgehalten, den von Mussolini prophezeiten Krieg ernstlich als drohend anzusehen. Nach den Mitteilungen, die mir Ribbentrop gemacht hat, hatte Hitler etwa vier Wochen nach dem Protokoll die Auffassung, er habe sich von Mussolini hineinlegen lassen. Die Lage sei in Wirklichkeit eine andere, als dieser sie geschildert habe, aber es würde ja nichts schaden, wenn man sich für alle Fälle darauf einrichte, von den ausgearbeiteten Plänen Gebrauch zu machen, wenn sich eine Gelegenheit bieten sollte.

In der Tat zeigen auch die Verhandlungen, die Hitler mit dem österreichischen Bundeskanzler Schuschnigg wegen der Anschlußfrage pflog, daß er nicht die Absicht gehabt hat, den Anschluß in der Weise zu vollziehen, in der er nachher tatsächlich erfolgte. Nach den Mitteilungen, die mir Ribbentrop gemacht hat, waren die Pläne Hitlers etwa folgende: Nachdem es ihm gelungen war, mit Seiß-Inquart das wichtige Innenministerium in seine Hände zu bekommen, hätte er die Absicht gehabt, eine Volksabstimmung in Österreich stattfinden zu lassen. Hitler war sich dessen sicher, daß diese Abstimmung ihm eine Mehrheit bringen

würde. Er wollte also, nachdem das österreichische Volk in seiner großen Mehrheit (Hitler rechnete mit mindestens 70 % für den Anschluß) für ihn gestimmt haben würde, durch einen feierlichen Staatsvertrag den Zusammenschluß zwischen dem österreichischen und dem deutschen Volk proklamieren. Die Durchführung des Planes hatte Hitler sich selbst vorbehalten. Ribbentrop sollte in seiner Eigenschaft als Außenminister nach London gehen und dort die Zustimmung der Engländer zu dem von ihm geplanten Vorgehen erzielen.

Diese Dinge waren uns selbstverständlich unbekannt, als Ribbentrop in London eintraf. Es war zwar sehr lebhaft in der österreichischen Frage zugegangen, aber niemand erwartete, daß die Lösung unmittelbar vor der Türe stand. Als Ribbentrop nach London kam, weihte er mich in die Pläne ein, bevor er sich zu dem berühmten Mittagessen zu Chamberlain in die Downing Street begab, das nachmals historisch wurde. Was sich hier abgespielt hat, ist mir nachträglich von Ribbentrop geschildert worden. Seine Schilderung stimmt mit der von Churchill, der ebenfalls an dem Essen teilnahm, in seinen Memoiren gegebenen Darstellung überein.[11])

Danach verlief das Essen in Harmonie, bis dem Unterstaatssekretär im englischen Außenamt, Cadogan, ein Bote ein Reuter-Telegramm überreichte. Das Telegramm enthielt die Mitteilung, die deutsche Wehrmacht sei in Österreich eingerückt. Cadogan nahm das Telegramm, erhob sich von seinem Sitz und überreichte es Chamberlain, der selbstverständlich konsterniert war. Chamberlain versuchte daraufhin, von Ribbentrop Aufklärung darüber zu erhalten, was sich in Österreich abspiele. Ribbentrop, der völlig sprachlos war, bestritt die Richtigkeit des Telegramms und erklärte lediglich, er würde einen Anschluß Österreichs an Deutschland für gerechtfertigt halten. Eine Erklärung, die unter diesen Umständen selbstverständlich wenig geeignet war, zur Beruhigung der anwesenden englischen Kabinettsmitglieder beizutragen. Infolgedessen löste sich das Mittagessen sehr schnell auf. Es war eine Bombe in die Suppe gefallen, welche die geplante harmonische Zusammenkunft in jeder Hinsicht gestört hatte.

Ich befand mich zu dieser Zeit in meinem Büro im Reuter-Gebäude, wo ich durch die Telegramme über den Einmarsch in Österreich, die seit 11 Uhr morgens einzulaufen begannen, über die Lage im Bilde war. Ich hatte versucht, Ribbentrop zu erreichen, da mir sofort klar war, daß sich hier etwas Unerwartetes ereignet hatte. Es war mir aber nicht gelungen, ihn ans Telefon zu bekommen.

Daher war ich zunächst nicht unangenehm berührt, als er sich endlich meldete. Aber Ribbentrop ließ mich nicht zu Wort kommen. Er brüllte mich durch das Telefon an: „Da haben sich Ihre Reuter-Freunde wieder einmal eine unerhörte Schweinerei geleistet und eine infame Meldung verbreitet. Wir sollen in Österreich eingefallen sein. Davon ist keine Rede! Sie wissen doch genau, daß ich hier in London bin, um über diese Frage zu verhandeln. Dementieren Sie diese Meldung sofort. Ich verlange von Ihnen, daß Sie alle Ihre Beziehungen einsetzen!"

Selbstverständlich widersprach ich auf das heftigste und versuchte, ihm zu erklären, daß die Reuter-Meldung richtig wäre und seine Informierung überholt sei. Er brüllte lediglich zurück: „Das ist unerhört, daß Sie es wagen, an einem Wort Hitlers zu zweifeln! Sie kommen sofort zu mir, ich will nichts weiter hören!"

Als ich mit den inzwischen eingelaufenen Telegrammen mit etwa 24 Seiten Text in der Botschaft erschien, war dort alles in hellster Aufregung. Ribbentrop tobte, daß ihn niemand unterrichtet hatte, verlangte eine Verbindung mit Hitler, die nicht zustande kam, kurz und gut, es war der Teufel los.

Er empfing mich wutschnaubend, warum ich diesen Schwindel nicht dementiert hätte. Er würde mich bestrafen lassen. Denn jetzt sei er Außenminister, und ich hätte seine Befehle zu befolgen . . . bis ich ihm schließlich voller Zorn die Telegramme auf den Tisch warf und ihn ebenfalls anbrüllte, so viele Telegramme könnten nicht gelogen sein. „Außerdem, was wollen Sie eigentlich, die ganze Aktion läuft ja gut, die deutschen Truppen werden mit Blumen und Hochrufen empfangen. Sie können im deutschen Rundfunk die Ovationen der Österreicher für den Führer hören!"

Darauf faßte er sich endlich und sagte: „So, es geht also alles gut. Aber, um Gottes willen, warum hat mir niemand etwas gesagt? Ich habe mich bis auf die Knochen blamiert. In den Augen der Engländer werde ich bis zu meinem Lebensende als infamer Lügner dastehen. Ich möchte wissen, wer mir diesen Streich gespielt hat? Dem Führer traue ich so etwas nicht zu!"

Langsam beruhigte er sich, aber er wußte, er war in eine verteufelte Situation geraten. Wie sollte er die Engländer glauben machen, daß er nichts gewußt habe, er, der neue Außenminister, der Vertreter des Führers?

In Wirklichkeit war in Deutschland folgendes passiert: Die Lage in Österreich hatte sich ganz außerordentlich zugespitzt, nachdem Schuschnigg das gegebene Versprechen, eine Volksabstimmung über den Anschluß stattfinden zu lassen, nicht gehalten hatte. Hitler hatte daher überstürzt den Aufmarsch eines Teiles des Reichsheeres

befohlen, sich aber ausdrücklich vorbehalten, wann der Einmarschbefehl gegeben werden sollte. Während Hitler schwankte, was er tun sollte, riß Göring die Aktion an sich. Göring gab — impulsiv wie er war — den Befehl zum Einmarsch, als ihm die Situation brenzlig zu werden schien. Er hatte somit über den Kopf des Führers hinweg die geplante Aktion umgestoßen und sie selbständig in eine friedliche Besetzung umgewandelt.[12]) Als Hitler bei seiner Ankunft in München die Meldung von dem erfolgreichen Einmarsch überbracht wurde, tobte er zunächst, wie mir versichert worden ist. Aber dann überwog in ihm das Gefühl des Triumphes, den der zweifellose Erfolg der Aktion auslöste, so daß er alles billigte, ja, zum Schluß voller Stolz den Erfolg des Vorgehens sich selbst zuschrieb. Der blitzschnelle Einmarsch und der Jubel der Österreicher, die geradezu in einem Rausch der Begeisterung „Ein Reich, ein Volk, ein Führer!" schrien, ließ jede klare Erwägung der außenpolitischen Momente in den Hintergrund treten. Und damit war auch der Außenminister selbst in Vergessenheit geraten, so daß dieser und mit ihm die Botschaft in London erst nach 24 Stunden eine amtliche Mitteilung über das Vorgefallene erhielten. Denn erst dann bekam Ribbentrop Göring ans Telefon...

Inzwischen mußte Ribbentrop lavieren. Was sollte er schließlich tun? Er konnte nur den Standpunkt Hitlers decken, ohne zu wissen, wie sich die Dinge abgespielt hatten, und konnte schließlich nur noch seinem Feinde Göring zum Triumph gratulieren!

Daß das Ganze auf die Engländer den allerschlechtesten Eindruck machte, war nicht zu verhehlen. Sie wollten es nicht glauben, daß Ribbentrop von diesem ganzen Spiel nichts gewußt habe. Er war in ihren Augen ein machiavellistischer Betrüger, der wieder einmal sämtliche Amtsstellen in England überspielt und belogen hatte und einen Triumph auf Kosten des englischen Prestiges davongetragen habe. „Ein schlechter Diplomat, der nur das Betrügen aus dem ff versteht!", das war das Urteil über ihn, welches mir u. a. auch meine Freunde aus der Downing Street Nr. 10 übermittelten.

Trotzdem konnte das britische Kabinett nicht umhin, auch diese Aktion als geschehen zu akzeptieren. Hierzu trug nicht zuletzt das Verhalten der Italiener bei. Hatten doch diese und insbesondere wieder der Botschafter in London, Grandi, versichert, Mussolini würde Österreich niemals an Hitler preisgeben. Aber nun stellte sich Mussolini tot, ja, akzeptierte das Geschehen mit Worten, aus denen deutlich wurde, wie sehr er sich von den Engländern verlassen fühlte. Das war selbstverständlich Salz in die Wunde des englischen Stolzes.

So schied denn Ribbentrop von London mit den bittersten Gefühlen. Er glaubte, er habe immer das Beste gewollt und habe durch seine offene Sprache die Engländer niemals betrogen. Aber sie hätten ihm das — so meinte er — nur mit Haß, Hetze, Verleumdung und dem Versuch, seine Pläne zu durchkreuzen, vergolten. Selten ist wohl ein Botschafter eines großen Landes mit so bitteren Gefühlen geschieden, wie das bei Ribbentrop der Fall war. Aus seiner Bewunderung war Haß und Ablehnung, ja, auch Verachtung geworden. Eine böse Morgengabe für den neuen Minister und eine schwere Belastung der deutsch-englischen Beziehungen, wie sich in Zukunft erweisen sollte! Sicher war Ribbentrop nicht ohne Schuld an dem Ganzen. Weil er immer wieder, entgegen seiner besseren Einsicht, sich den Ansichten Hitlers gefügt hatte und sie nicht gemäß den an Ort und Stelle gemachten Erfahrungen kritisierte, war er immer wieder in die Lage gekommen, Unmögliches versuchen zu müssen, das er daher auch nicht erreichte.

Was sollte nun aus den deutsch-englischen Beziehungen werden? War die Verständigung, die Chamberlain anstrebte, endgültig gescheitert, oder würde trotz allem noch einmal der Versuch gemacht werden, die Katastrophe zu verhindern? Das war die Frage, die wir uns vorlegten, als Ribbentrop abreiste.

Bevor er endgültig abfuhr, hatte ich Gelegenheit, noch einige Worte mit ihm zu wechseln. Wie so oft, entschuldigte er sich bei mir wegen der Szene, die er mir gemacht hatte, und er fragte mich, ob ich mit nach Berlin gehen wolle. Alles hatte ich erwartet, nur das nicht. Aber man wird verstehen, daß ich unter diesen Umständen keine Lust hierzu verspürte. Ich hatte ihn zu gut kennengelernt. Seine erratische Arbeitsweise, seine Launen, das ständige Auf und Ab der Stimmung, das unsachliche Verhalten, sein Schielen nach oben — all das war nicht geeignet, mir eine weitere Zusammenarbeit mit ihm als tunlich erscheinen zu lassen.

Ich stellte daher die Gegenfrage: „Wer wird Ihr Nachfolger werden?" Darauf erwiderte er: „Das weiß ich nicht; irgendwer. England ist für den Führer für immer abgeschrieben, wir werden hier nichts weiter versuchen. Es kommt nur noch darauf an, daß gut aufgepaßt wird, das genügt."

Ich widersprach ihm: „Herr Minister", sagte ich, „wir dürfen die Verständigung mit England nicht abschreiben, wir müssen den Versuch noch einmal machen." „Nun", sagte er mit eisiger Ironie, indem er sich erhob, „dann bleiben Sie ruhig hier."

Damit war unser Gespräch beendet. Er überreichte mir seine

Photographie mit der nicht gerade taktvollen eigenhändigen Unterschrift „Für treue Dienste", und damit schieden wir voneinander. Ich durfte in London bleiben — und war damals durchaus nicht unglücklich darüber. Hoffte ich doch, daß nun eine Periode der Beruhigung eintreten und die Dinge für mich persönlich nicht mehr so heiß sein würden wie bisher. Ich sollte mich aber getäuscht haben, die Ereignisse kamen doch wieder auf mich zu.

III. Kapitel

MÜNCHEN UND PRAG

Zum Nachfolger Ribbentrops in London wurde Herbert v. Dirksen ernannt, der bis dahin Botschafter in Tokio gewesen war. Ich kannte Dirksen seit vielen Jahren als einen ruhigen, gesetzten und verantwortungsbewußten Mann und hielt ihn für den Londoner Posten für ganz besonders geeignet. Darin habe ich mich nicht getäuscht. Herr v. Dirksen hat sich nach kurzer Zeit das Vertrauen der englischen Regierung erworben und die außerordentlich schwierige Aufgabe, die ihm in London zufiel, nach bestem Wissen und Gewissen erfüllt. Daß er keine größeren Erfolge hat erzielen können, lag nicht an ihm, sondern an anderen Umständen. Dirksen traf jedoch erst im Mai in London ein, so daß ich zunächst mit dem neuen Botschaftsrat Dr. Theo Kordt zu arbeiten hatte, der monatelang die Geschäfte der Botschaft führte, bis Dirksen eintraf.

Dr. Theo Kordt war mir ebenfalls seit Jahren bekannt, und zwar bereits aus der Zeit, in der ich den Staatssekretär v. Bülow regelmäßig zu besuchen pflegte; Kordt war damals Leiter des Vorzimmers des Staatssekretärs. Ich kannte ihn als einen ebenso klugen wie gewissenhaften Mann. Er gehörte gesinnungsmäßig zur deutschen Opposition und stand in scharfer innerlicher Ablehnung zum nationalsozialistischen Regime. Mir war dies durchaus bekannt, und es war mir lieb, daß ich mich mit jemandem ungefährdet über die sehr delikaten Londoner Probleme offen aussprechen konnte, wenn dies erforderlich war. Daß dies sehr oft und immer dringender notwendig wurde, ahnten wir allerdings nicht, als wir uns in London zum ersten Male wiedersahen. In welche gemeinsame Gefahren und welche merkwürdigen Situationen wir zusammen kommen würden, war damals nicht vorauszusehen. Wir erwarteten im Gegenteil, daß eine Beruhigung der allgemeinen Lage eintreten werde, sobald nämlich die durch den Anschluß Österreichs aufgeworfenen verschiedenen Fragen gelöst sein würden.

Wir atmeten alle auf, als Ribbentrop London endlich verlassen hatte. Der normale Bürobetrieb, die ruhige, sachliche Atmosphäre,

das Fehlen der ständigen Stürme im Wasserglas, der Aufregungen und der Nachtarbeit, waren Dinge, die wir überaus angenehm empfanden. Ebenso waren wir glücklich darüber, daß die Betätigung der Botschaft nun nicht mehr täglich in der englischen Presse mit boshaften und negativen Bemerkungen begleitet wurde, da jetzt auch das übrige Diplomatische Korps von dieser Kampfesweise gegen uns abging, während die englische Presse offenbar die farblosen grauen Eminenzen des Auswärtigen Amtes, die jetzt regierten, nicht mehr für so schilderungswürdig hielt, wie das bei den bunten Leitfiguren des Nazi-Regimes der Fall gewesen war.

Diese Bemerkungen dürfen jedoch nicht dahin verstanden werden, daß wir etwa in einer politisch ruhigen Atmosphäre arbeiteten. Die allgemeine Stimmung war alles andere als friedlich. Hatte doch der „gewaltsam" vollzogene Anschluß Österreichs die sudetendeutsche Frage aufgerollt.

Die Nachkriegsgeschichtsschreibung der Gegner Deutschlands hat den Versuch gemacht, die Lösung dieses Komplexes durch Hitler als Teil eines systematischen Aufmarschplanes für den großen Krieg hinzustellen. Insbesondere hat, wie ich bereits erwähnt habe, fälschlicherweise das Hoßbach-Protokoll diese Auslegung erfahren. Dies wird jedoch durch die veröffentlichten diesbezüglichen Dokumente einwandfrei widerlegt. Jedenfalls haben auch wir damals in London diese Auffassung nicht geteilt, und in all den vielen Gesprächen, die wir mit den leitenden Persönlichkeiten der englischen Politik geführt haben, ist seinerzeit auch nicht der Schatten einer derartigen Vermutung aufgetaucht. Auch für die sudetendeutsche Krise gilt, wie meiner Ansicht nach für alle Aktionen Hitlers, der Satz, daß diese Angelegenheit weder planmäßig angelegt war, noch planmäßig verlief.

Der Beweis hierfür ist vor allen Dingen in der Tatsache zu sehen, daß die sudetendeutsche Frage bereits lange vor einem Akutwerden der österreichischen gespielt hat und die Notwendigkeit der Lösung der sudetendeutschen Frage von den Engländern bereits zu einem Zeitpunkte anerkannt wurde, zu dem von einem Anschluß Österreichs überhaupt keine Rede war oder zu dem zumindest die Möglichkeit eines Anschlusses in weiteste Ferne gerückt schien.

Die Besuche sudetendeutscher Abgeordneter in London haben die ganzen Vorkriegsjahre hindurch zu den regelmäßigen Gepflogenheiten dieser deutschen Volksgruppe gehört. Allerdings waren es vor der nationalsozialistischen Zeit die deutschen Agra-

rier, Demokraten und Sozialdemokraten der Tschechoslowakei gewesen, die in London um Hilfe bei der englischen Regierung gegen die tschechische Bedrückung nachgesucht hatten. Erst später kamen auch Henlein und seine Parteifreunde an die Themse, um hier im gleichen Sinne vorstellig zu werden. Bereits im Sommer 1937 hatte Henlein persönlich in London selbständige Verhandlungen über die Gewährung der Autonomie an die sudetendeutschen Gaue der Tschechoslowakei geführt, und schon damals hatte die englische Regierung — weil sie die Berechtigung der sudetendeutschen Forderung anerkannte — Henlein Zusicherungen gegeben, daß sie seine Bestrebungen unterstützen würde.

Die Tatsache, daß die nationalsozialistische Partei des Sudetenlandes unter der Führung von Konrad Henlein zur größten deutschen Partei im Lande geworden war, hatte die tschechische Regierung Benesch zu einer Reihe von Maßnahmen veranlaßt, die auch nach dem Grundgesetz der tschechischen Republik nicht mehr als gesetzmäßig angesehen werden konnten. Sie bedeuteten eine Diskriminierung des deutschen Volksteiles in der Tschechoslowakei, die so schwerwiegend war, daß sie allgemein als eine Rechtfertigung der Forderung Henleins auf Gewährung einer nationalen Autonomie angesehen wurde.

Hitlers ursprüngliche Forderungen gingen ebenfalls nicht auf eine Loslösung dieser Gebiete von der Tschechoslowakei aus, sondern erstrebten eine Garantie der Minderheitenrechte. Ursprünglich bestand also zwischen ihm und Henlein volle Übereinstimmung über dieses Ziel: Auch Hitler wünschte eine Selbstregierung für die Deutschen, aber nicht eine Annexion der Gebiete, in denen sie wohnten. Erst der Verlauf der Ereignisse brachte es mit sich, daß Hitler von der Autonomie-Forderung zur Annexions-Forderung überging.

Man muß sich diesen Ausgangspunkt der Krise immer wieder klarmachen, wenn man die Haltung der Regierung Chamberlain in dieser Frage verstehen will. Chamberlain und Halifax waren beide, wie mir authentisch von ihren Ratgebern damals versichert worden ist, von Anfang an der Überzeugung, die Forderungen der Sudetendeutschen müßten bewilligt werden, um diesen Unruheherd in Europa auszuräumen. Die Schwierigkeit einer Intervention lag für sie auf einem anderen Gebiet, dessen Bedeutung rechtlicher Natur war: Großbritannien mußte sich hier offiziell in einem Maße in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates mischen, wie das vorher noch nie der Fall gewesen. war. Die in der Tschechoslowakei wohnenden Deutschen standen ja nicht unter dem Minderheitenrecht des Völkerbundes, da sie ursprünglich

durch das tschechische Staatsgesetz ausdrücklich als ein Teil des tschechoslowakischen Staatsvolkes bezeichnet wurden.

Andererseits hat Chamberlain von vornherein bei der sudetendeutschen Krise die Befürchtung gehegt, sie könne zu internationalen Verwicklungen führen. Die Tschechoslowakei war durch Bündnisverträge mit Frankreich und Sowjet-Rußland verbunden. Diese Verträge sahen eindeutig vor, daß die Tschechoslowakei im Falle der Bedrohung ihrer Sicherheit (eines „Angriffs") die militärische Hilfe Frankreichs und Sowjet-Rußlands anfordern konnte. Sollte dies aber geschehen, so würde England auf Grund seines Allianz-Vertrages mit Frankreich gezwungen gewesen sein, an der Seite Frankreichs in den Krieg zu gehen. D. h. also nicht mehr und nicht weniger, als daß die sudetendeutsche Krise die Gefahr in sich barg, ihretwegen könnte es zu einem allgemeinen europäischen Kriege kommen.

Dies aber konnte Chamberlain schon deshalb nicht wollen, weil die Lage Englands es noch nicht gestattete, in den Krieg zu gehen. Man muß sich nur einmal klarmachen, daß damals die Wiederaufrüstung Englands noch außerordentlich weit hinter der Wiederaufrüstung der anderen europäischen Staaten zurück war. Zwar hatte die Flotte ihr Neubauprogramm und ihre Munitionsversorgung sichergestellt, und auch die Luftwaffe hatte die Grundlagen für eine bedeutende Erweiterung gelegt. Mit Sicherheit war aber damit zu rechnen, daß die englische Luftflotte nicht vor Ende 1939, ja, vielleicht sogar erst 1940 in der Lage sein würde, sich mit der deutschen Luftwaffe zu messen. Gänzlich zurück war aber insbesondere die Ausrüstung des englischen Heeres. Als die sudetendeutsche Krise begann, hatte Großbritannien nur etwa zwei Divisionen zu seiner Verfügung, die es hätte auf den Kontinent entsenden können. Es hätte mindestens ein Jahr, wenn nicht eineinhalb Jahre, gedauert, bevor Großbritannien wieder ein Expeditionskorps von einiger Bedeutung auf die Beine hätte stellen können!

Chamberlain und Halifax faßten den Entschluß, unter diesen Umständen alles zu tun, um den Krieg zu vermeiden. Daß bei den Engländern im übrigen die Politik der Aufrechterhaltung des Friedens eine Herzenssache war, brauche ich nicht zu unterstreichen. Das war weder eine Politik der Schwäche noch eine Politik der Befriedung des Gegners um jeden Preis, sondern die klare und eindeutige Haltung verantwortlicher Staatsmänner, die das letzte Mittel, den Krieg, erst dann zu gebrauchen entschlossen waren, wenn dies moralisch gerechtfertigt war.

Weiter muß man sich darüber klar sein, daß Neville Chamber-

lain wohl in erster Linie wirtschaftlich dachte. Er hatte als Kaufmann und Finanzpolitiker die ungeheuren Schäden des letzten Krieges selbst erlebt.

Bei dieser Politik stieß Chamberlain auf eine immer schärfer werdende Opposition im Lande. Geführt von Churchill, und auf das stärkste unterstützt von den Amerikanern, begann nach dem Einmarsch in Österreich die Parole „Stoppt Hitler!" sich so durchzusetzen, daß sie der Regierung ihr Handeln immer schwieriger machte, ja, Konzessionen der Regierung an Hitler im Interesse der Erhaltung des Friedens so gut wie völlig verhinderte. Es hatte Chamberlain also nichts genützt, daß er Eden ausgeschaltet hatte, um zu einer Verständigung mit Italien zu kommen. Während er diesem Ziele nachgelaufen war, hatte sich das deutsche Problem wieder so stark in den Vordergrund geschoben, daß die italienische Politik von zweitrangiger Bedeutung wurde, während die deutsche Gefahr riesengroß am Horizont der Engländer auftauchte. Und hier war man, insbesondere nach der „gewaltsamen Methode", die Hitler in Österreich angewandt hatte, nicht mehr willens, sich derartige Schläge ins Gesicht gefallen zu lassen.

Verhandeln, um den Krieg zu vermeiden, ja, dazu war Chamberlain und sein Kabinett bereit — aber sich noch einmal vor vollendete Tatsachen stellen zu lassen, das war unmöglich, das war die Gefahr für die internationale Lage . . .

Es ist daher selbstverständlich, daß der deutsche Einmarsch in Österreich sofort die sudetendeutsche Frage akut machte. Die Tschechoslowakei fühlte sich unmittelbar bedroht. Göring sah sich veranlaßt, beruhigende Erklärungen gegenüber der Tschechoslowakei abzugeben. Man muß sie sich allerdings ganz genau ansehen, um sie in ihrer Bedeutung zu erfassen. Sie enthielten niemals, wie das später behauptet worden ist, eine territoriale Garantie der Tschechoslowakei, sondern lediglich die Zusicherung, die deutschen Truppen würden nicht ebenso wie in Österreich in die Tschechoslowakei einrücken. Es lagen also darin weder eine Garantie bezüglich der Grenzen der Tschechoslowakei noch irgendwelche weitergehenden Versprechungen. Deshalb ist es also falsch, wenn behauptet wird, Hitler habe damals die Tschechen durch eine irreführende Erklärung „eingelullt".

In der Tat widerspricht dieser Behauptung auch das nachweisliche Verhalten der tschechischen Regierung und Diplomatie nach dem Einmarsch in Österreich. Prag war nämlich bemüht, diese Gelegenheit zu benutzen, um sich eine Garantie seiner Grenzen durch die Westmächte geben zu lassen. Hierzu wurde es offen-

sichtlich auch auf das lebhafteste durch die Moskauer Diplomatie ermutigt. In den zahlreichen Besprechungen tschechischer und französischer Persönlichkeiten wurde die Versicherung Frankreichs erneuert, daß Frankreich an der Seite der Tschechen gegen Deutschland marschieren werde, falls ein deutscher Einmarsch in die Tschechoslowakei erfolgen sollte. Die diesbezüglichen Abreden wurden jetzt sogar dahin ergänzt, daß ausdrücklich festgelegt wurde, auch ein bloßer Einmarsch der SA oder der SS würde von Frankreich als Kriegsfall angesehen werden. Diese Zusicherungen der Franzosen waren es, die in London die größte Unruhe auslösten, um so mehr, als diese Versprechungen Frankreichs nicht allein standen.

Denn es dürfte nunmehr einwandfrei feststehen, daß damals auch von sowjet-russischer Seite der Versuch gemacht worden ist, der Tschechoslowakei in der sudetendeutschen Frage den Rükken zu stärken. Der russische Außenminister hat derartige Zusicherungen ausdrücklich dem tschechoslowakischen Gesandten in Moskau übermittelt. Die Anwesenheit einer tschechoslowakischen Handelsdelegation in Moskau ist, wie wir aus inzwischen offenbar verlorengegangenen Geheimberichten einwandfrei wissen, ebenfalls dazu benutzt worden, militärische Abreden zu treffen, die nichts anderes bedeuten konnten, als daß Rußland die Tschechoslowakei in der sudetendeutschen Frage zum Widerstand ermutigt hat. Ja, man muß sich sogar fragen, ob die Sowjet-Diplomatie, die mit aller Wahrscheinlichkeit das Akutwerden der Rheinlandfrage bewußt ausgelöst hat, nicht auch in dieser Frage bereits hier frühzeitig den Versuch gemacht hat, einen Konflikt herbeizuführen, der ganz zweifellos im Interesse Rußlands gelegen haben würde, weil er eine Gesamtfront sämtlicher europäischen Mächte, mit Ausnahme Italiens, gegen Deutschland geschaffen hätte.

Über diese Dinge wurde in London nicht nur in den Blättern, sondern auch in privaten Kreisen offen gesprochen, so daß die unmittelbare Wirkung des Einmarsches in Österreich der Heraufbeschwörung einer neuen Kriegsgefahr wegen ihrer Rückwirkung auf die Tschechoslowakei gleichkam. Zwar erkannten die Engländer die Berechtigung des Anschlusses schließlich durchaus an. In der sudetendeutschen Frage waren sie aber zunächst einmal nicht gewillt, irgendwelchen deutschen Wünschen nachzugeben. Das ist jedenfalls eindeutig in den verschiedenen Erklärungen Chamberlains und Halifax' zum Ausdruck gekommen, die darauf abzielten, es aller Welt zu verstehen zu geben, daß im Falle eines militärischen Einmarsches in die Tschechoslowakei

Frankreich zu seinen militärischen Verpflichtungen stehen und daß dies auch England verpflichten werde, an der Seite Frankreichs und der Tschechoslowakei gegen Deutschland zu schlagen. Das war jedenfalls der Inhalt der berühmten Mitteilung Chamberlains im Unterhaus am 19. Mai, in der dieses Verhalten eindeutig klargestellt werden sollte.

Die Folge dieser Situation war sogar, daß Besprechungen zwischen dem englischen und dem französischen Generalstab in London stattfanden, an denen für die Franzosen der Generalstabschef Gamelin teilnahm. In diesen Besprechungen ist zum ersten Male einwandfrei festgestellt worden, unter welchen Umständen Frankreich bereit sein würde, an der Seite Englands in den Krieg zu gehen und welche Forderungen Frankreich an England im Kriegsfalle zu stellen haben würde. Die Besprechungen sind nach den Berichten, die wir von einem Mitglied der französischen Botschaft erhielten, allerdings äußerst lebhaft gewesen. Die französischen Herren, insbesondere Gamelin, haben hierbei ihrem englischen Verbündeten erklärt, sie seien angesichts des Zurückbleibens der Engländer in der Rüstung nicht bereit, Krieg zu führen. „Das Expeditionskorps, das England zur Verfügung stellen könne, ist als unzureichend anzusehen." Nach den Berichten aus der gleichen Quelle haben die Engländer versichert, sie hätten nur eineinhalb Divisionen zur Verfügung und es könne ein weiteres Jahr dauern, bis sie ein Expeditionskorps von mindestens sieben Divisionen nach Frankreich entsenden könnten. Sie wiesen dabei gleichzeitig auf den Mangel an Artillerie, Tanks und Flugzeugen hin, die zu jenem Zeitpunkte die englische Landrüstung noch charakterisierten. Wenn man uns richtig berichtet hat, so hat Gamelin erwidert, Frankreich werde unter diesen Umständen niemals marschieren. „Wir haben", so soll er gesagt haben, „im Weltkrieg zwei Millionen an Toten verloren, England aber nur Zweihunderttausend. Frankreich wird künftig nur marschieren, wenn es sicher ist, daß neben jedem toten Franzosen ein toter Engländer zu liegen kommt! Solange ich dieser Unterstützung nicht sicher bin, werde ich mich gegen jedes militärische Abenteuer wenden." Englischerseits habe man daraufhin versichert, man werde die Aufrüstung bis zum Äußersten beschleunigen und die Daten für die Aufstellung des 7-Divisionen-Korps vorverlegen.

Das Ergebnis der englisch-französischen Generalstabsbesprechungen war somit für beide Partner überaus enttäuschend. Es zeigte sich nämlich vom französischen Standpunkt aus, daß Frankreich, wenn es wegen der tschechischen Frage losschlagen wollte, dies praktisch allein würde tun müssen, ohne jede Unterstützung durch

die Engländer, während umgekehrt dem britischen Kabinett durch das Verhalten der Franzosen klar wurde, daß eine Kriegsdrohung gegen Deutschland in diesem Stadium ein Bluff war. Die Verhandlungen hatten sozusagen Chamberlain die Waffe aus der Hand geschlagen, mit der er hätte Hitler bedrohen können.

Diese Tatsache kann man nicht hoch genug bewerten. Sie war eine der Grundursachen für sein späteres Verhalten und ist ganz zweifellos eine der wesentlichen Ursachen dafür, daß er Schritt für Schritt vor den Kriegsdrohungen Hitlers zurückgewichen ist. Sicher war er der Überzeugung, die Forderung „Alle Deutschen in ein Reich!" entbehre nicht eines moralischen Hintergrundes, aber zu den für ihn demütigenden Entschließungen wäre es zweifellos niemals gekommen, wenn er nicht klar gewußt hätte, die mangelnde englische Aufrüstung lasse es als höchst unwahrscheinlich erscheinen, daß Frankreich sich zum Kriege entschließen und damit wirklich Ernst machen würde. Er mußte wissen, daß allen etwaigen englischen Drohungen nur ein geringes Gewicht beizumessen war. Deshalb mußte er dem Kriege durch Verhandlungen ausweichen . . .

Diese Dinge sind in Berlin auf Grund unserer Berichterstattung aus London selbstverständlich bekannt geworden und haben ihr Teil dazu beigetragen, zunächst einmal in der sudetendeutschen Krise eine Entspannung herbeizuführen. So wild sich Hitler nach außen und aus durchsichtigen propagandistischen Gründen zum Teil auch gebärdete, so töricht war er doch nicht, dort unter allen Umständen einen Krieg zu suchen, wo er sein Ziel ohne Krieg hätte erreichen können. Ribbentrop hat zwar in vielen Äußerungen von dem Entschluß Hitlers, zu schlagen, und von geplanten kriegerischen Maßnahmen geredet. Es ist mir aber aus Äußerungen anderer, insbesondere aus denen Hewels und Haushofers, damals deutlich gewesen, daß dies bloß ein Bluff war, dazu bestimmt, den deutschen Forderungen Gewicht zu verleihen. Die Ansicht, Hitler sei bereits für diese Periode zum Kriege entschlossen gewesen, ist somit nicht sehr wahrscheinlich. Dies würde auch der Reaktion widersprechen, die ein nunmehr eintretendes Ereignis hatte, das von überragender Bedeutung wurde: die berüchtigte Maikrise vom Jahre 1938, die sowohl bei Hitler als auch bei Chamberlain neue Entschlüsse auslöste.

Diese Krise ergab sich, als die Tschechoslowakei unter dem Vorwand, der deutsche Einmarsch stünde bevor, mobilisierte und damit in der ganzen Welt den Eindruck erweckte, als riskiere Hitler jetzt die Vergewaltigung der Tschechoslowakei.

Es mag heute kaum glaubhaft erscheinen, daß eine derartige Falschnachricht, die in England wie eine Bombe aus heiterem Himmel einschlug, allgemein geglaubt worden ist. Die amtlichen Dokumente bezeugen aber, daß dies tatsächlich der Fall war. Das britische Kabinett traf sogar die allerersten Mobilisierungsmaßnahmen, und aufgeregte Erklärungen in Frankreich und Moskau bestätigten, die tschechischen Meldungen über den bevorstehenden deutschen Einmarsch würden dort ebenso geglaubt und man wartete nur auf das Stichwort aus London, um wirklich loszuschlagen. Zu solch einer Hysterie hatte sich also die allgemeine Stimmung in der Welt damals bereits verstiegen, daß eine derartige Alarmmeldung praktische Folgen hatte. Das Verhalten der englischen Regierung und ihre Erklärungen im Unterhaus ließen im übrigen keinen Zweifel daran, daß sie trotz aller Mißerfolge damals bereits zur Kriegserklärung entschlossen gewesen wäre, wenn sich die Nachricht über den deutschen Einmarsch der Truppen bewahrheitet haben würde.

Allerdings hatten die tschechischen Lügen kurze Beine. Innerhalb von 48 Stunden stellte es sich heraus: die gesamte Nachricht war ein aufgelegter Schwindel. Die alliierten Militärattachés aus Deutschland berichteten, daß keinerlei Mobilmachung irgendwelcher Truppenteile erfolgt war.

Der Schatten des Krieges, der so plötzlich zum ersten Male am europäischen Horizont aufgetaucht war, überzeugte Chamberlain davon, daß er aktiver als bisher in der Sudetenfrage durchgreifen müsse. Er entfaltete daher von jetzt ab ein Höchstmaß an diplomatischer Betätigung. Der englische Botschafter in Berlin, Henderson, wurde wochenlang hindurch immer wieder mit den gleichen Vorstellungen in das deutsche Auswärtige Amt geschickt, und ebenso wurde, um sicherzugehen, daß diese Vorstellungen auch Gehör fanden, der deutsche Botschafter in London unter Druck gesetzt.

Auch ich habe damals in vielen Gesprächen auf das deutlichste zu spüren bekommen, mit welcher Intensität die Engländer den Versuch gemacht haben, ihren Standpunkt klarzumachen. Sowohl die Beamten der Presseabteilung des Foreign Service wie auch Steward und Professor Conwell-Evans bemühten sich, uns immer wieder das gleiche einzuhämmern, nämlich: eine gewaltsame Lösung der sudetendeutschen Frage würde den Krieg unausweichlich zur Folge haben. Wir mußten das so oft hören, daß schließlich, wenn die übliche Frage in der Pressekonferenz der Botschaft an mich gestellt wurde, was es Neues gegeben habe, ich Wochen hindurch regelmäßig nur antworten konnte: „Man hat

uns wieder einmal mit dem Krieg gedroht, wenn wir die sudetendeutsche Frage gewaltsam lösen sollten." Mitunter erregte das sogar Heiterkeit, weil sich diese Formel so stereotyp wiederholte. Für uns bestand aber kein Zweifel darüber, daß sie ernst gemeint war.

Bekanntlich hat in den Unterredungen, die Sir Neville Henderson mit Ribbentrop und Weizsäcker in Berlin geführt hat, die Frage, ob Deutschland gesonnen sei, Gewalt anzuwenden oder zu mobilisieren, zu ungewöhnlich scharfen Auseinandersetzungen geführt, in denen schließlich Henderson so grob die Wahrheit gesagt bekam, daß es fast blamabel für ihn ist, daß er sie entgegengenommen hat. Wenn man seine Berichte hierüber heute nachliest, besteht kein Zweifel, daß er sich mehr als einmal moralisch geohrfeigt gefühlt hat und daß er der Ansicht war, man habe ihn absichtlich belogen.[13])

Ich habe später Gelegenheit gehabt, mich über diese Frage selbst eingehend zu informieren, kann aber nur versichern, daß diese Anschauung falsch ist. Sowohl Hitler als auch Ribbentrop glaubten wirklich, in der Frage der Mobilisierung ein gutes Gewissen zu haben, und sahen daher in der Insistenz der Engländer eine beleidigende Unverschämtheit oder ein undurchsichtiges diplomatisches Manöver. Sie empfanden es als ungehörig, daß sie, „die Unschuldigen", die nach ihrer Ansicht nichts getan hatten, um die Krise herbeizuführen, von den Engländern auf die gleiche Stufe mit der tschechischen Regierung gestellt wurden. Nach Berliner Ansicht hätten sich die Engländer ausschließlich an die Friedensstörer, nämlich die Prager Regierung, wenden müssen.

Hitler gewann aus diesem Verhalten den Eindruck, als versuchten die Engländer krampfhaft, einen Grund zu finden, der die Zurücknahme der Zusagen Großbritanniens auf Gewährung der Autonomie in der sudetendeutschen Frage gerechtfertigt hätte.

Tatsächlich ist es, wenn man die amtlichen Berichte heutzutage durchliest, erstaunlich zu sehen, mit welcher Hartnäckigkeit die Engländer immer wieder darauf bestanden, daß die Gefahr eines Gewaltaktes seitens Hitlers bestünde. Es half nichts, daß dem englischen Militärattaché in Berlin, Mac Farlane, die Möglichkeit gegeben wurde, sich über die Truppenbewegungen zu informieren. Es half nichts, daß man ihnen versicherte, daß kein Gewaltakt geplant oder in Vorbereitung sei. Immer wieder kamen die Engländer auf die Feststellung zurück, dies wäre doch der Fall, und erhoben den diplomatischen Drohfinger, d. h. drohten mit Krieg, wenn dies doch geschähe.

Man steht hier also gewissermaßen vor einem Rätsel. Ein so

vollständiges Aneinandervorbeireden, wie es in dieser Situation zwischen den beiden Parteien erfolgte, ist wohl selten in der Weltgeschichte zu verzeichnen gewesen, und ich kann mir nicht vorstellen, daß dies auf beiden Seiten auf purer Blindheit oder, noch schlimmer, Dummheit beruht haben soll.

Da ich selbst eine solche Fülle von Gesprächen über diese Frage mit den verschiedenen Personen geführt habe, daß mir wohl jede Seite dieser Angelegenheit bekannt wurde, fühle ich mich berechtigt, ja, auch verpflichtet, auf einen Gesichtspunkt aufmerksam zu machen, der bisher in der Literatur nicht erwähnt worden ist, der aber ganz zweifellos der entscheidende Grund für das englische Verhalten war, das letzten Endes einen derartig folgenschweren Einfluß auf Hitler gehabt hat, wie ich das noch schildern werde.

Dieser Grund für das englische Verhalten hat meines Erachtens zweifellos darin bestanden, daß die britische Regierung, d. h. Chamberlain, Halifax und Sir Neville Henderson wie auch ihre Berater, der felsenfesten Überzeugung waren, Hitler bereite eine gewaltsame Lösung der tschechischen Frage vor.

Wie kann eine derartige Überzeugung aber zustande gekommen sein?

Sie konnte nur dadurch entstehen, daß der britischen Regierung überzeugende Berichte vorgelegen haben, die derartige geheime Absichten Hitlers dokumentierten. Das waren aber ganz zweifellos nicht die gewöhnlichen Berichte der Botschaft (obwohl Henderson auf Grund der ihm zuteil gewordenen Informationen mit seinen Berichten in die gleiche Kerbe schlug). Es müssen militärische Informationen oder, genauer gesagt, Informationen der britischen Spionage oder des britischen Geheimdienstes gewesen sein, die glaubhaft darlegten, was Hitler plane.

Ich hege heute keinen Zweifel darüber, daß der englische Geheimdienst derartige Nachrichten geliefert hat, seit ich weiß — und zwar, wie ich betonen möchte, aus meinen persönlichen Feststellungen —, daß es dem englischen Generalstab gelungen war, einen englischen Offizier in den deutschen Generalstab einzubauen, der seiner Dienststellung zufolge in der Lage gewesen sein muß, auch die geheimsten Anweisungen über generalstabsmäßige Vorbereitungen in der einen oder anderen Form zu erfahren. Dieser Mann, der im Generalstab eine beträchtliche Rolle gespielt hat und der zu einer der höchsten Stellungen aufgestiegen ist, war vielleicht nicht immer in der Lage, die geheimen Weisungen dokumentarisch zu sehen. Es ist aber sicher, daß er über die

geheimen Dinge hat berichten können, da ohne die Existenz eines derartigen militärischen Geheimberichtes über von Hitler gegebene Geheimbefehle es meines Erachtens keine Erklärung für die englische Überzeugung von den geplanten Gewaltmaßnahmen Hitlers gibt.

Es ist sicher, daß der Militärattaché in Berlin, Oberst MacFarlane, diese Dinge gekannt hat und sie durch die englische Botschaft gelaufen sind. Sie sind mit Sicherheit auch die Ursache dafür gewesen, daß der britische Botschafter in den ersten Tagen der Mai-Krise seinen Beamten den Rat gegeben hat, Frauen und Kinder nach Hause zu schicken, und den gleichen Rat auch einer Reihe von britischen Pressekorrespondenten zuteil werden ließ. Eine derartige Anweisung wird in keiner verantwortungsbewußten Botschaft lediglich auf Grund einer Panikstimmung gegeben. Dazu pflegt man in der Diplomatie — und selbstverständlich wohl auch in der englischen — zu sehr auf einwandfreie Tatsachenberichte zu gehen, bevor man handelt. Die Vermutungen, die ich damit ausspreche, sind daher wohl kaum von der Hand zu weisen. Sie sind jedenfalls die einzig wirklich plausible Erklärung für den Hintergrund der diplomatischen Betätigung der englischen Regierung in diesem zweiten Stadium der sudetendeutschen Krise, die durch die Mai-Panik ausgelöst wurde.

Eine Nachprüfung dieser Gedankengänge an Hand der veröffentlichten Akten ergibt interessanterweise, daß der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, der spätere Generalfeldmarschall Keitel, am 20. Mai 1938 Hitler den Entwurf für eine neue Weisung Grün (Tarnwort für ein Einschreiten in der Tschechoslowakei) zur Genehmigung vorgelegt hat, in der zum ersten Male ein plötzliches militärisches Eingreifen gegen die Tschechoslowakei ins Auge gefaßt wurde. Dieser Entwurf sieht nun zwar vor, ein Eingreifen in der Tschechoslowakei ohne Herausforderung solle in nächster Zeit n i c h t erfolgen; dies habe nur zu geschehen, wenn eine unabwendbare Entwicklung der politischen Verhältnisse innerhalb der Tschechoslowakei dazu zwinge oder die politischen Verhältnisse in Europa eine besonders günstige und vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit dazu schüfen. Es scheint mir aber einwandfrei zu sein, daß ein ausländischer Beobachter, dem eine derartige Weisung zu Gesicht kommen sollte, hieraus und insbesondere aus den folgenden detaillierten militärischen Vorbereitungen keinen anderen Schluß ziehen konnte, als daß eine militärische Aktion doch geplant sei.

Wenn dieser Bericht tatsächlich Hitler am 20. Mai vorgelegt wurde, so besteht weiter kein Zweifel darüber, daß er bereits

einige Tage vorher ausgearbeitet worden sein muß, so daß er zu einem hinreichend frühen Zeitpunkt bereits dem Spionagebeauftragten der Gegner bekannt gewesen sein kann. Das würde erklären, warum genau zu diesem Zeitpunkt — am 21. Mai — die tschechische Gegenaktion, nämlich die Mobilisierung der Armee und die Mobilmachung der öffentlichen Meinung der Welt, erfolgen konnte. Das ist darüber hinaus ganz besonders dann erklärlich, wenn man weiß, wie eng der tschechische und der englische Geheimdienst in allen europäischen Fragen in dieser Periode zusammengearbeitet haben.

Jedenfalls würde die Übermittlung eines derartigen Spionageberichtes es am plausibelsten erklären, warum Chamberlain und mit ihm der Botschafter Henderson, der ja diese Berichte wahrscheinlich nach London weitergeleitet hat, felsenfest davon überzeugt waren, Hitler lüge, wenn er behaupte, er bereite keinen Gewaltakt vor.

Andererseits scheint es mir ebenso plausibel zu sein, daß Hitler sich in seiner Unschuld gekränkt fühlte, wenn man ihm derartige Absichten in einem Augenblick unterstellte, in dem überhaupt erst einmal die generalstabsmäßige Vorbereitung einer derartigen Aktion von Keitel angeregt worden war. Denn man muß sich darüber klar sein, daß der Hoßbach-Bericht für diese Krise ein falsches Bild vermittelt, denn er betraf einen völlig anderen Fall als den nun eintretenden. Das geht im übrigen auch einwandfrei aus dem zitierten Schreiben Keitels hervor.

Eine generalstabsmäßige Vorbereitung einer derartigen Aktion besagt aber selbstverständlich für die politischen Absichten noch gar nichts. Der Generalstab hat weisungsgemäß für Eventualfälle Aktionen auf dem Papier vorzubereiten, wobei Eventualfälle ganz selbstverständlich immer nur politische Möglichkeiten darstellen, die „vielleicht" eintreten können. Das ist in der gesamten Welt so üblich und ist nicht etwa eine Spezialität des deutschen Generalstabs, wie ich auch auf Grund der Einsicht in die Akten des französischen Generalstabs bestätigen kann. Der Befehl, für einen Eventualfall etwas vorzubereiten, bedeutet aber politisch noch nicht, daß die Entscheidung bereits gefallen ist.

Deshalb glaube ich, auch in diesem Falle haben die Dinge tatsächlich so gelegen, wie ich sie später von den beteiligten Generalstäblern geschildert bekommen habe, daß nämlich im Augenblick der tschechischen Mobilisierung tatsächlich keine deutschen Mobilisierungsmaßnahmen getroffen worden waren, sondern die sogenannte Papierarbeit der „Schreibtischler" tatsächlich in diesem Augenblick erst eingesetzt hat.

Daß Ribbentrop selbst von diesen militärischen Handlungen keine Kenntnis bekommen hat. geht aus den Nürnberger Prozeßakten hervor. Er hat es nicht nur ausdrücklich unter Eid versichert, das Gegenteil ist ihm auch von der Anklage nicht nachgewiesen worden. Um so mehr konnte er sich also damals guten Glaubens empören und über die „Unverschämtheiten" Hendersons sich entrüsten, während dieser ganz selbstverständlich sich ebenfalls im guten Glauben befand und sich in der gleichen Weise aufregte wie der Außenminister, den er eigentlich beruhigen sollte . . .

Das Groteske dieser Situation ist mir aus meinen Gesprächen in London noch lebhaft in Erinnerung. Ich habe sowohl den Herren vom englischen Außenamt wie auch meinem Freund Steward in mehr als einer Unterredung energisch meine Meinung gesagt und habe mich bitter über das psychologische Ungeschick und die Dummheit und Sturheit Hendersons beklagt. Ich schrieb es damals der schottischen Sturheit Hendersons zu, daß er in dem Punkte der angeblichen Pläne Hitlers immer wieder auf seiner Ansicht bestand. Aber wenn ich mir heute überlege, was ich als Antwort auf derartige Feststellungen hin erhielt, so scheint mir das ebenso aufschlußreich zu sein. Die Antworten besagten eben immer wieder, daß die britische Regierung nur auf allereinwandfreieste Informationen hin zu handeln pflege und daß ich daher mit Sicherheit annehmen könne, daß die britischen Informationen nicht nur einwandfrei, sondern auch absolut hieb- und stichfest seien.

Ist das vielleicht des Rätsels Lösung? Ich glaube jedenfalls, daß meine Vermutung der Wahrheit sehr nahe kommt.

Ich habe damit zugleich die merkwürdige psychologische Lage geschildert, in der wir uns in London befanden: Es setzte das Auseinanderfallen beider Parteien ein, das zu dem dramatischen Höhepunkt von München führen sollte.

Und das, obwohl damals die Lösung bereits ganz nahe war! Denn schon zu diesem Zeitpunkt waren Chamberlain und die britische Regierung bereit, anzuerkennen, daß die Autonomieforderung keine befriedigende Lösung schaffen würde, sondern nur eine Annexion der sudetendeutschen Gebiete durch Deutschland. Jedenfalls haben mir das eine Reihe journalistischer und amtlicher englischer Freunde einwandfrei versichert, und ich habe auch den Botschafter v. Dirksen bewegen können, einen entsprechenden Bericht nach Berlin weiterzuleiten, in dem ich dies ausdrücklich klargestellt habe.

Anfang Juni erschien nämlich in der „Times" ein Artikel, in dem klar und deutlich gesagt wurde, daß Chamberlain bereit sei, es zu bewirken, daß die sudetendeutschen Gebiete von der Tschechoslowakei an Hitler abgetreten würden! Ich hielt es für richtig, diese Auffassung klipp und klar nach Berlin zu geben, um eine Grundlage für eine friedliche Verhandlung über die Übergabe dieser Gebiete zu schaffen, begegnete aber hierbei sehr lebhaften Bedenken Dirksens und Kordts, die etwa folgendermaßen lauteten: Wenn man Hitler sage, daß die sudetendeutschen Gebiete ihm von den Engländern sozusagen auf einer silbernen Schüssel angeboten würden — was läge näher, als daß er sie sich einfach nähme? Man würde also möglicherweise ihm nur einen Anreiz geben, die gewaltsame Aktion durchzuführen, die zu verhindern unsere Aufgabe im Interesse des Friedens sei.

Trotzdem gelang es mir, den Botschafter von der Notwendigkeit, diese Berichte nach Berlin zu geben, zu überzeugen, um so mehr, als nicht nur Mr. Steward, sondern auch ein Beamter der Presse-Abteilung des englischen Auswärtigen Amtes mir unmißverständlich zu verstehen gaben, daß es sich hier um einen offiziellen Fühler Chamberlains und eine sogenannte gewollte Indiskretion handele.

Botschafter v. Dirksen sandte daher unter dem 9. Juni 1938 einen Bericht nach Berlin, in dem er die mir vom diplomatischen Korrespondenten der „Daily Mail" und vom diplomatischen Korrespondenten der „Sunday Times" übermittelten Informationen weitergab. Der erstere hatte mir auf die Frage, ob Chamberlain bereit sein würde, eine territoriale Neueinteilung zur Lösung der sudetendeutschen Frage zuzugestehen, klar geantwortet, er sei dessen ganz sicher. Auch der Korrespondent der „Sunday Times" hatte mir erklärt, daß Chamberlain zu sehr weitgehenden Konzessionen auf territorialem Gebiet bereit sein würde. Beide Korrespondenten bestätigten also, daß Chamberlain die vermuteten Äußerungen gemacht hätte.[14])

Der Bericht, von dem wir uns in London besondere Auswirkungen versprochen hatten, verpuffte jedoch vollständig, da er zunächst keine besondere Beachtung fand. Ob dies an dem Vortrag des Referenten Ribbentrops gelegen hat oder aber dies der Taktik Hitlers entsprach, der angebotenen Möglichkeit zu einer Verständigung auszuweichen, muß ich dahingestellt sein lassen. Jedenfalls war die Wirkung des Berichts zunächst gleich Null.

Statt dessen setzte im Freundeskreis des Premierministers oder überhaupt innerhalb der englischen Regierung eine lebhafte Aus-

sprache darüber ein, woran es denn läge, daß die angebotene Verständigung nicht zustande kam. Lag es daran, daß Hitler unter allen Umständen den Krieg wünschte, wie das seine Gegner behaupteten, und daß er daher die sudetendeutsche Frage lediglich als Vorwand hierzu nähme, oder lag es daran, daß Sir Neville Henderson nicht der richtige Mann am Platze war? (Bemerkenswerterweise war man in England überzeugt, daß die Deutsche Botschaft in London also richtig und zuverlässig funktionierte.)

Ich persönlich hatte keinen Zweifel, daß der englische Botschafter kläglich versagte, und ich muß heute, wenn ich die amtlichen Dokumente lese und mir Sir Neville Hendersons Buch „Failure of a Mission" ansehe, zu meinem Bedauern feststellen, daß ich mich nicht getäuscht habe. Der englische Botschafter in Berlin war der Lage in keiner Weise gewachsen und beging eine Taktlosigkeit nach der anderen. Als er schließlich sogar den Versuch machte, Ribbentrop zu überspielen und sich über den Kopf des Außenministers hinweg direkt an Hitler zu wenden, hatte er einen groben Taktfehler begangen, der bei jedem anderen Diplomaten seine Abberufung zur Folge gehabt hätte. Das geschah nur deshalb nicht, weil man eben in London überzeugt war, daß es für die gesamte verfahrene Lage einen Sündenbock gäbe, nämlich Ribbentrop, dem man die Verantwortung für die sture Haltung Hitlers zuschob.

Ribbentrop hat tatsächlich grob und unfreundlich auf die verschiedenen Zumutungen des englischen Botschafters geantwortet und hat damals in mehr als einer Äußerung mit dem Kriege gedroht, wenn die sudetendeutsche Frage nicht bald gelöst werde. Die Engländer befanden sich nur in einem Punkt im Irrtum: Ribbentrop vertrat nicht seine eigene Ansicht oder seine eigene Taktik, sondern er war nur „die Stimme seines Herrn und Meisters", er wiederholte exakt, was Hitler gesagt haben wollte.

Nachdem ich die entsprechenden Informationen erhalten hatte, war ich mir über diese merkwürdige Situation, die ich für wenig glücklich hielt, durchaus klar. Eine ganze Reihe anderer Persönlichkeiten kannte sie aber nicht oder benutzte diese Lage, um gegen Ribbentrop zu intrigieren, u. a. auch Weizsäcker.

Ribbentrops Stellung als Außenminister war ja eine völlig andere geworden, als er sie sich ursprünglich erhofft hatte. Als er sein Amt antrat, glaubte er, daß er von nun an die rechte Hand Hitlers sei und daß Außenpolitik nur noch durch ihn gemacht würde. Die vielen Nebenregierungen in der Außenpolitik, die es unter Neurath gegeben hatte, hoffte Ribbentrop

auf Grund seines besonderen Vertrauensverhältnisses zu Hitler beseitigen zu können. Aber hierin hatte er sich weitgehend getäuscht. Nachdem Hitler Ribbentrop zum Außenminister ernannt hatte, nahm er zunächst einmal bei ihm das berühmte „psychologische Experiment" vor, das er selbst zynisch bloß „zweimal das Rückgrat brechen" nannte. Nach seiner Ernennung zum Außenminister wurde Ribbentrop nämlich plötzlich bei Hitler nicht mehr vorgelassen, erhielt auf seine sämtlichen Vorlagen keine Antwort mehr und wurde so behandelt, als ob er nicht existierte. Als Ribbentrop den Versuch machte, sich hierüber zu beschweren, ließ ihm Hitler bestellen, er solle erst einmal Ordnung im Auswärtigen Amt schaffen, ehe er sich wieder bei ihm melde, und im übrigen habe er ihn zum Außenminister gemacht, um endlich der außenpolitischen Sorgen ledig zu sein. Er verbäte sich jede Behelligung. Erst nach einer lebhaften Aussprache, die mir Ribbentrop selbst geschildert hat, in der er bereits vierzehn Tage, nachdem er Außenminister geworden war, seine Demission anbot, gelang es ihm, wenigstens ein Arbeitsverhältnis herzustellen, das eine regelmäßige Bearbeitung seiner Vorlagen sicherstellte. Aber hierzu durfte Ribbentrop beileibe nicht selber kommen. Er durfte lediglich seinen Verbindungsmann, den Gesandten und späteren Botschafter Hewel, zu Hitler senden, der bei diesem Persona gratissima war und mit dem Hitler im allgemeinen alle laufenden Angelegenheiten besprach.

Ribbentrop versuchte wie ein Verzweifelter, sich trotzdem einzuschalten, blitzte aber immer wieder ab, bis er es schließlich gelernt hatte, daß er nur von Zeit zu Zeit, wenn es die Laune erheischte, bei Hitler vorgelassen wurde, der ihn dann allerdings äußerlich mit ausgesuchter Höflichkeit behandelte — um hinter seinem Rücken nach dem Empfang sich über die Arroganz, die mangelnde Intelligenz und die Ungeschicklichkeit Ribbentrops zu mokieren. Das wurde Ribbentrop natürlich wieder hinterbracht, der daraufhin um so wütender wurde und sich so sehr bald zerrieb, innerlich unsicher wurde und dies nach außen durch ein um so arroganteres Benehmen und ein um so stureres Festhalten an der Hitlerschen Außenpolitik wettzumachen suchte.

Das wurde von seinen Gegnern, insbesondere von Göring und Goebbels, benutzt, um auf das lebhafteste gegen ihn zu intrigieren. Sobald diese beiden Paladine es einmal heraus hatten, wie empfindlich Ribbentrop war, wenn man sich in seine Angelegenheiten mischte, waren sie bestrebt, ihn bei jeder Gelegenheit auszuschalten und direkte außenpolitische Entscheidungen Hitlers ohne Befragung Ribbentrops herbeizuführen.

Hitler selbst sah das alles mit dem größten Vergnügen. Er amüsierte sich darüber, daß seine „Großen" sich wie die Hunde um den außenpolitischen Knochen balgten, und er scheute sich auch nicht, dies gelegentlich zum großen außenpolitischen Spiel zu benutzen, wenn dies in seine Pläne paßte. Wenn es dann wirklich ernst wurde, schaltete er allerdings alle anderen immer wieder aus und arbeitete wieder allein mit Ribbentrop, dessen Urteil einzig bei ihm etwas galt. Aber für alle möglichen Nebenaktionen oder für nebensächlich gehaltene Aktionen benutzte Hitler doch ebenso gerne Göring, um es Ribbentrop spüren zu lassen, daß er, Hitler, nicht allein auf ihn angewiesen sei.

Ein derartiges Manöver spielte auch damals in die Aussprache über die sudetendeutsche Krise hinein. Es gelang Göring, Hitler davon zu überzeugen, daß Ribbentrop nicht der geeignete Mann sei, um die Engländer zu „beruhigen", und daß er, Göring, allein dies vermöchte. Aus diesem Grunde schlug er ihm vor, den Hauptmann Wiedemann — der früher Kompaniechef Hitlers gewesen war und sich gleichzeitig der besonderen Gunst Görings erfreute — nach England zu entsenden, um die Engländer über die friedlichen Absichten Hitlers aufzuklären.

Es kam so in London zu einem Zwischenspiel, das nicht ohne unfreiwillige Komik war, in dem der biedere Haudegen Wiedemann mit treuherzigem Augenaufschlag Chamberlain und Halifax unter Assistenz der Prinzessin Hohenlohe (einer Abenteurerin jüdischer Herkunft, die einen Prinzen Hohenlohe geheiratet hatte und mit Lord Rothermere befreundet war) dem britischen Kabinett zu versichern versuchte, daß Hitler nicht die Absicht habe, es zu einem Kriege kommen zu lassen.

Man hat alle diese Erklärungen über Hitlers friedfertige Absichten, bei denen auch der deutsche Botschafter Dirksen sehr lebhaft assistierte, in London selbstverständlich als einen gutgläubigen, aber auch frechen Versuch, die Engländer einzulullen oder zu betrügen, angesehen, um so mehr, als dem englischen Geheimdienst die dubiose Vergangenheit der Prinzessin Hohenlohe und die Naivität Wiedemanns nicht unbekannt blieben. Daß Hitlers Versicherungen ausgerechnet in dem Augenblick eintrafen, in dem weitere substanzierte Nachrichten über deutsche militärische Vorbereitungen eingingen, setzte dessen Spiel ganz selbstverständlich in das übelste Licht. Der gute Glaube war Dirksen und Wiedemann persönlich natürlich nicht abzusprechen, aber es war nicht verwunderlich, daß dieser Versuch, die Engländer zu beruhigen, im Gegenteil das Mißtrauen gegen Hitler selbst nur steigerte.[15])

In dieser Situation, in der kein Mensch mehr ein noch aus wußte, erhielt ich die mir höchst willkommene Aufforderung Ribbentrops, mich bei ihm in Berlin zu melden, da ihm erst jetzt, d. h. also sechs Wochen nach Erhalt der Nachricht, die Bedeutung meiner seinerzeitigen Information über den Hintergrund des „Times"-Artikels aufgegangen war. So flog ich nach Berlin, um Informationen zu geben und Informationen zu holen, die für unsere Weiterarbeit in London von lebenswichtiger Bedeutung zu sein schienen.

Die ganze Gefahr der Lage und die Kriegsdrohung, die in der Luft hing, sollte mir hier deutlich werden. Als ich zu Ribbentrop in sein Amtszimmer gebeten wurde, fuhr er mich, entgegen seiner sonstigen Gepflogenheit, wenigstens höfliche Begrüßungsworte zu gebrauchen, sofort an: „Was wollen Sie mit dem Wisch, den Sie mir da herübergeschickt haben? Die Engländer haben durch ihr Verhalten Hitler so sehr gekränkt, daß er nicht mehr daran denkt, die sudetendeutsche Frage friedlich zu lösen, selbst wenn die Engländer ihm die sudetendeutschen Gebiete auf einem silbernen Tablett kniefällig anbieten sollten. Wissen Sie überhaupt nicht, was sich hier abgespielt hat? Verstehen Sie nicht, daß ein derartiger Vorschlag nicht mehr in die Landschaft paßt?"

Und nun setzte mir Ribbentrop auseinander — was mir wenige Tage später auch Albrecht Haushofer bestätigte —, welche bodenlose Wut bei Hitler das tschechische Manöver vom 20. und 21. Mai ausgelöst habe. Nach diesen Berichten hat Hitler buchstäblich vor Wut geschäumt, als er die tschechischen Falschmeldungen erhielt, eine Wut, die sich immer mehr steigerte, als er von der entsprechenden Reaktion in den englischen und französischen Hauptstädten hörte.

Nach den mir gemachten Schilderungen hat Hitler in der Presse den klaren Beweis dafür gesehen, daß er mit seiner Beurteilung, „sie wollen mich überfallen", völlig recht gehabt hätte. Lediglich die militärische Stärke Deutschlands, die es seiner von Hitler veranlaßten vorsorglichen Aufrüstung verdanke, habe vor einem sofortigen Überfall durch die Westmächte geschützt!

Ribbentrop berichtete mir, daß Hitler ihm gesagt habe: „Kommen Sie mir nicht noch einmal mit der Behauptung, daß die Engländer keinen Krieg wollen. Wenn sie aus Anlaß einer so infamen Lügenmeldung, wie der tschechischen, bereits mobilisieren* — ja, was werden sie erst dann tun, wenn ich tatsächlich zu mobilisie-

* Die Engländer haben damals nicht mobilisiert, sondern nur vorbereitende Maßnahmen getroffen. Hitler irrte sich hier und interpretierte einen Bericht der Militärattachés falsch.

ren gezwungen bin, um die Sudetendeutschen vor dem Abgeschlachtetwerden zu schützen? Wenn sie erst ihre Rüstung fertig haben, werden sie über mich herfallen und Deutschland ohne Gnade kurz und klein schlagen. Es gibt keine internationale Moral, jeder nimmt sich die Beute, die er haben kann, und ich werde mir das eine Lehre sein lassen."

Die tschechische Mobilisierung vom 21. Mai hat somit, wie sich mir auf Grund dieser Mitteilungen einwandfrei zu ergeben scheint, genau wie seinerzeit die erste Drohung in Polen, einen entscheidenden Einfluß auf die weitere Entwicklung der Mentalität Hitlers gehabt. Sie hat den letzten Anstoß dazu gegeben, um ihn davon zu überzeugen, daß er, was er auch immer zu tun gedenke, früher oder später Krieg zu führen gezwungen sein werde. Der Krieg sei unvermeidlich . . .

In der Unterredung, in der mir Ribbentrop die oben berichteten Anschauungen Hitlers mitteilte, habe ich mich aber auf das allerheftigste gegen die Vorstellung gewehrt, daß der Krieg unvermeidlich sei. Ribbentrop wollte dies nicht wahrhaben. „Der Führer", so sagte er mir, „weiß ganz genau, daß der Krieg unvermeidlich ist, nicht, weil er ihn will, sondern weil die anderen sein großes Aufbauwerk wieder zerschlagen wollen. Genau so, wie sie das Reich Bismarcks zerstört haben, nachdem sie den Krieg vom Zaune gebrochen haben, genau so wollen sie auch das Reich Hitlers zerschlagen. Sie suchen nur nach dem Vorwand. Und wenn es die österreichische Frage nicht ist, dann eben die sudetendeutsche oder die polnische oder irgendeine andere. Der Führer hat mir gesagt: ‚Ehe ich mich einkreisen lasse, schlage ich zuerst. Ich warte nicht, bis die Koalition meiner Feinde fertig ist und dann über mich herfällt. Dann nutze ich eben den Vorteil, den mir die deutsche Aufrüstung gegeben hat, ehe die anderen nachziehen können und uns dann am Ende überholen.'" Ja, wenn er sicher wäre, daß die anderen Deutschland bestehen lassen wollten, dann würde er sofort bis zum letzten Mann und bis zur letzten Kanone abrüsten. „Aber wir sind leider der gegenteiligen Überzeugung. Sagen Sie das ruhig Ihren englischen Freunden."

Ribbentrop erging sich dann in stundenlangen Tiraden über die „unverschämte" Einmischung der Engländer in innerdeutsche Verhältnisse, die er in der Ernennung eines Beobachters in der sudetendeutschen Frage sah, die mir damals zum ersten Male von englischer Seite angedeutet worden war. „Was bilden sich die Engländer ein? Glauben sie, wir seien ein Negerstamm, dem man es nach Belieben gestatten oder verbieten kann, die eigenen

Landsleute zu schützen? Das läßt sich der Führer niemals gefallen!"

Auf meine Frage, was denn Hitler nun in der sudetendeutschen Sache erstrebe, da meiner Ansicht nach die Autonomie der Sudetendeutschen doch ohne jede Schwierigkeit zu haben sein würde, antwortete mir Ribbentrop: „Die Autonomie? Das kommt jetzt nicht mehr in Frage. Ein Staat, der es wagt, die Welt gegen uns zu mobilisieren, ohne daß wir dazu den geringsten Anlaß gegeben haben, nur weil dieser die in der feierlichsten Weise gegebenen Versprechungen auf Schutz der deutschen Minderheiten nicht innehält, hat die Berechtigung verloren, diese Gebiete und diese Deutschen zu behalten. Ja, vor den Lügenmeldungen las man es anders. Da wäre Hitler vielleicht bereit gewesen, sich mit der Autonomie zu begnügen. Aber jetzt ist es ihm klargeworden, daß er damit nicht genug gefordert hat. Welche Garantie haben wir denn, daß die Tschechen, nachdem sich die Weltlage wieder beruhigt hat und es ihnen gelungen ist, alle Welt auf ihre Seite zu bringen, sich an das Autonomiestatut halten werden? Personen, die zu solcher Infamie fähig sind, wie es Benesch in diesem Falle war, werden sich auch an eine Autonomie nicht mehr halten. Selbstbestimmung, was heißt das schon für einen Tschechen?"

Man wird begreifen, daß es mir damals heiß und kalt den Rücken hinunterlief, weil mir zum ersten Male klar wurde, wie echt hier die Gefahr eines Krieges dadurch wurde, daß Hitler bis zum letzten gereizt war. Trotzdem beschwor ich Ribbentrop, er möge Hitler klarmachen, daß er auch die Abtretung der Sudetengebiete ohne Krieg erreichen könne.

Ribbentrop war verblüfft. „Meinen Sie wirklich, daß er das Sudetenland ohne Krieg bekommt?"

Ich konnte nicht umhin, ihm dies als meine Ansicht zu bestätigen, fügte aber hinzu: „Selbstverständlich nur dann, wenn er wirklich gewillt ist, den Krieg zu vermeiden und sich damit zu begnügen, daß das sudetendeutsche Land auf friedlichem Wege zurückkommt, und wenn wir durch Verhandlungen die Abtretung dieses Gebietes durch die Tschechen erreichen. Jeder Gewaltakt von deutscher Seite wird das unmöglich machen. Wenn der Führer den Frieden will, dann kann er, wie mir die Engländer authentisch versichert haben, die sudetendeutschen Gebiete ohne einen Schwertstreich haben. Es kommt nur darauf an, die diplomatische Formel zu finden, die es den Tschechen gestattet, in dieser Frage nachzugeben."

Ich wies dabei noch einmal auf die Hintergründe unseres Tele-

gramms vom 9. Juni hin und erläuterte ihm eindeutig alles, was mir sowohl vom Pressechef des Premierministers als auch von einigen journalistischen Freunden geschildert worden war.

Ribbentrop war hierdurch tief beeindruckt. Er versprach mir, diese Angelegenheit Hitler noch einmal vorzutragen und mich dann in den nächsten Tagen wissen zu lassen, was dieser darüber denke.

Ribbentrop hielt Wort. Schon am nächsten Tage wurde ich wieder zu ihm gebeten, um die Stellungnahme Hitlers zu erfahren. Ribbentrop setzte mir auseinander, daß Hitler sich nicht von der Vorstellung habe abbringen lassen, daß er die sudetendeutschen Gebiete nur mit Krieg bekommen könne. „Sie glauben doch nicht", habe er ihm gesagt, „daß unsere Feinde, die uns überfallen und einen Krieg gegen Deutschland machen wollen, dieses militärische Bollwerk im Herzen Deutschlands ohne weiteres preisgeben werden? Das glaube ich einfach nicht, so dumm können sie einfach nicht sein! Ich werde alles fortsetzen, um notfalls ‚die Sudetendeutschen vor dem Abgeschlachtetwerden durch die tschechischen Mörder' zu bewahren. Aber wenn die Engländer es tatsächlich verhindern wollen, daß es zum Kriege kommt, dann liegt es ja bei ihnen, das zu tun. Sie können die Tschechen zwingen, die sudetendeutschen Gebiete herauszugeben." Er, Hitler, werde hierzu keinen Finger rühren. „Sollen sie doch sehen, wie sie es fertigbringen, diesen ‚Verbrecherstaat', den sie selbst geschaffen haben, um Deutschland eine Zwingburg in den Nacken zu setzen, aufzulösen und seiner gefährlichen Rüstung zu berauben." Er, Hitler, könne dazu nichts tun, als auf sein Recht zu pochen und notfalls zum letzten zu schreiten . . .

Auf meine Frage, ob das heiße, daß, wenn die Engländer die Tschechen bewegen würden, in eine Abtretung der sudetendeutschen Gebiete einzuwilligen, Hitler dies dann annehmen würde, erklärte mir Ribbentrop: „Ja, wenn sie das von sich aus tun, wird nichts passieren. Was hätten wir denn für eine Ursache, Krieg zu führen, wenn wir die Gebiete so haben können?"

Ich bat daraufhin ausdrücklich um die Ermächtigung, dies der englischen Regierung als meine Information und meinen Eindruck übermitteln zu dürfen, was Ribbentrop denn auch tat.

Unabhängig von den Informationen über meinen Berliner Eindruck, den ich weisungsgemäß der Botschaft und der englischen Regierung übermittelte — wobei ich selbstverständlich gezwungen war, stark abzumildern und eine sehr viel diplomatischere Sprache zu sprechen, als man sie mir gegenüber anwandte —,

hatte die englische Regierung sich jedoch inzwischen entschlossen, von dem Mittel Gebrauch zu machen, das man mir bereits angekündigt hatte, nämlich durch einen unabhängigen Beauftragten feststellen zu lassen, wie denn die Lage in der Tschechoslowakei in Wirklichkeit war. Und so ernannte Chamberlain während meines Berliner Besuches zum englischen Beobachter in der sudetendeutschen Frage Lord Runciman und gab ihm einen der besten Beamten bei, den das englische Auswärtige Amt zur Verfügung hatte, nämlich Mr. Ashton-Gwatkin. Die Ernennung kam für die Welt völlig überraschend. Vor allen Dingen, weil die britische Regierung vorher niemanden konsultiert hatte.

Und so kam es, daß die Ernennung Runcimans auf das allerheftigste kritisiert wurde.

Welche Aufgabe hatte er und welche Stellung? Sollte Runciman vermitteln, sollte er lediglich beobachten? Wessen Partei sollte er ergreifen? Alles schien unklar. Es handelte sich um einen Schritt, der in England von der Kriegspartei als überaus gefährlich angesehen wurde, die Empörung Roosevelts und der Amerikaner erregte und in Paris geradezu dem Faß den Boden ausschlug. Chamberlain hatte vor der Ernennung Runcimans Paris nicht gefragt, wohl aus dem Grunde, weil er befürchtete, durch Pariser Indiskretionen und ein etwaiges diplomatisches Hin und Her würde der psychologische Erfolg der Mission Runcimans im vorhinein gefährdet werden.

Aber in Paris blieb man empört. Man war vorher nicht konsultiert worden, man fühlte sich verraten, man sah in der Ernennung Runcimans bereits damals, übrigens unbegründeterweise, eine Schwenkung der englischen Politik, die der bisherigen Zusammenarbeit in der tschechischen Frage auf das lebhafteste widersprach. Daß die Tschechen ihr Teil dazu beitrugen, um die französische Empörung zu schüren, ist wohl verständlich. Sie waren sich von vornherein klar, daß ein objektiver Beobachter nicht umhin können würde, die Berechtigung der sudetendeutschen Beschwerden anzuerkennen.

Wenn man nun aber geglaubt hatte, Hitler wäre über die Ernennung Runcimans entzückt gewesen — was er doch bei ruhiger Überlegung hätte sein können —, so irrte man sich. Hitler war noch empörter als die Franzosen. Er sah in der Ernennung Runcimans „die unverschämteste Einmischung in europäische Angelegenheiten, die es je gegeben hatte, und einen Bruch mit jener traditionellen Linie englischer Politik, die Baldwin damit errichtet hatte, daß er erklärt hatte, die englischen Interessen hörten am Rhein auf". Hitler war daher von tiefstem Mißtrauen erfüllt

und vermutete die schwärzesten Absichten hinter diesem Manöver Chamberlains.

Auf der anderen Seite war Hitler selbstverständlich nicht in der Lage, seiner Ablehnung der Runcimanschen Mission offen Ausdruck zu geben. Er hatte die begreifliche Mentalität eines Spielers, der sich sagte: Wir wollen erst einmal abwarten, was sich aus der Angelegenheit ergibt. Fällt es positiv aus, so können wir es immer noch akzeptieren. Fällt es negativ aus, so ist eben der Krieg unvermeidlich; und aus diesem Grunde muß ich die notwendigen militärischen Maßnahmen rechtzeitig ergreifen. Er ordnete daher weitere Vorbereitungsmaßnahmen an, die wieder bekannt wurden und daher bis Ende August zu einer äußersten Verschärfung der allgemeinen Spannung beitrugen. Er vermied es aber, zur Mission Runcimans Stellung zu nehmen. Nur die Presse erhielt den Auftrag, dem Mißtrauen gegen Runciman Ausdruck zu geben, indem immer wieder der Zweck der englischen Vermittlertätigkeit als höchst zweifelhaft hingestellt wurde.

Um das zu begreifen, muß man von der Tatsache ausgehen, daß inzwischen auch andere Stellen als die englischen, insbesondere die Franzosen, eindeutig und klar die Versicherung abgegeben hatten, sie seien bereit, einen solchen Druck auf die Tschechoslowakei auszuüben, daß die sudetendeutschen Gebiete abgetreten würden. Der französische Botschafter in Berlin, François-Poncet, hatte im Auftrage Bonnets zu verstehen gegeben, die Gewährung der Autonomie sei lediglich als eine Vorstufe anzusehen, und hieraus würde sich die Abtretung der Gebiete „automatisch" ergeben. Aber das waren in den Augen Hitlers Fisimatenten, die ohne wesentliche Bedeutung waren.

Wenn man sich diesen Hintergrund vor Augen führt, dann hält man den Kernpunkt zum Verständnis der weiteren Entwicklung der Lage in der Hand.

Auf der einen Seite bemühte sich Lord Runciman, in Verhandlungen mit der tschechischen Regierung diese zu bewegen, eine Lösung anzunehmen, die einen Konflikt vermeiden würde. Auf der anderen Seite aber ging man nicht so weit, daß er den Tschechen die offene Abtretung der sudetendeutschen Gebiete empfahl. Das war etwas, was offenbar nicht in seinen Instruktionen enthalten war. So erklärte es sich, daß er immer wieder zwischen der Sudetendeutschen Partei und Benesch zu vermitteln versuchte, bis es ihm schließlich gelang, diesen zur Annahme des Karlsbader Programmes der Sudetendeutschen Partei zu bewegen, daß also Benesch sich bereit erklärte, den sudetendeutschen Gebieten die volle Autonomie zuzugestehen. Hitler andererseits konnte

sehr wohl trotz des offiziellen Dementis des englischen Außenamtes derartige Äußerungen als inspiriert ansehen; er durfte sich also sehr wohl mit Recht sagen, daß er es bei weiterer Druckausübung erreichen würde, England und Frankreich könnten ganz offiziell die Tschechoslowakei zu einer Annahme der Zession der sudetendeutschen Gebiete bewegen.

Das erklärte, wie mir später von einer Reihe von Persönlichkeiten aus Hitlers Umgebung berichtet worden ist, die Tatsache, daß er die allerletzte der vorbereitenden Maßnahmen, nämlich den tatsächlichen Einmarsch in die Tschechoslowakei, niemals befahl und den Termin hierfür immer wieder hinausschob, und daß auch seine von der Welt mit ungeheurer Spannung und Besorgnis erwartete Rede auf dem Nürnberger Parteitag am 12. September trotz aller Angriffe auf Benesch und die Tschechen nicht die erwartete Kriegsdrohung und die Aufforderung zum Aufstand an die Sudetendeutschen enthalten hat. Hitler spielte also bewußt auf Zeit und hoffte, durch einen Nervenkrieg die Gegner zum Nachgeben zwingen zu können, ohne jedoch zunächst einmal die Absicht zu haben, die vorsorglich vorbereiteten militärischen Maßnahmen in die Tat umzusetzen. D. h. er gab sich nach außen wild und drohend, ohne jedoch zum letzten Schritt wirklich entschlossen zu sein.

Trotzdem wirkte sich sein Verhalten in London und Paris verheerend aus. Die unausgesprochene, aber doch tatsächliche Ablehnung des Runcimanschen Kompromißvorschlages, die drohende Sprache, die militärischen Vorbereitungen, alles dies schien anzudeuten, daß die höchste Gefahrenstufe erreicht war und der Krieg nunmehr doch drohe, weil Hitler die friedliche Lösung der Sudeten-Frage nicht akzeptieren wolle.

Es scheint mir daher durchaus begreiflich zu sein, daß die britische Regierung unter dem Eindruck all dieser Ereignisse nunmehr in Paris klarzustellen versuchte, ob Frankreich tatsächlich im Falle eines deutschen Einmarsches in die Tschechoslowakei zum Kriege schreiten würde. Sie hatte bereits vor einiger Zeit vorsorglich eine offizielle Anfrage dieser Art an die französische Regierung gerichtet, war aber wochenlang ohne jede Antwort geblieben. Nunmehr, da die Zeit zu drängen begann, bestanden die Engländer auf einer klaren Antwort.

Und nun ereignete sich das Entscheidende. Denn entgegen allen Erwartungen eingeweihter Kreise und entgegen allen Voraussagen der kriegsfreundlichen Gruppe in England, die sogar offiziell bei Neville Chamberlain deshalb vorstellig wurde, geschah jetzt

etwas, was Chamberlain die bereits gezückte Pistole aus der Hand schlagen sollte:

Das französische Kabinett lehnte es ab, wegen der tschechischen Frage Krieg zu führen!

Es besteht kein Zweifel darüber, daß das entscheidende Faktum bei diesem Votum des französischen Kabinetts das Bewußtsein der militärischen Unterlegenheit Frankreichs gewesen ist. Die Hauptrolle hierbei spielte ein Bericht des französischen Luftwaffengeneralstabschefs, des Generals Vuillemin, wonach die deutsche Luftwaffe der französischen so turmhoch überlegen sei, daß die französische Armee allein aus diesem Grunde mit einer Niederlage zu rechnen haben würde. Das Reich produziere zwischen 500 und 600 Flugzeugen im Monat, während Frankreich nur etwa 50 und Großbritannien etwa 70 herstellten. Ein Bericht des amerikanischen Obersten Charles Lindbergh, der als Gast Görings in Deutschland gewesen war, bestätigte diese Überlegenheit der deutschen Luftwaffe und trug dazu bei, die Haltung des französischen Kabinetts in der tschechischen Frage zu untergraben.

Auch der französische Generalstabschef Gamelin hat damals, obwohl er das später abzustreiten versuchte, schweren Bedenken wegen des etwaigen Ausgangs eines Krieges mit Deutschland Ausdruck gegeben (wobei er, wie sich später herausstellte, die Widerstandsfähigkeit der französischen Truppen gegen Luftangriffe weit überschätzte).

In diesen Vorgängen sehe ich die Folge der törichten Luftpropaganda, die Churchill und die zum Kriege treibende Clique die ganzen letzten Jahre hindurch getrieben hatten. Man muß sich nur dessen erinnern, daß damals die märchenhaftesten Vorstellungen von den Möglichkeiten des Luftkrieges herrschten und daß eine systematische Kampagne getrieben wurde, um England und Frankreich in der Frage der Luftrüstung zum äußersten anzuspornen. Dazu kamen Berichte wie die des englischen Generals, der prophezeite, daß London am Tage des Kriegsausbruches dem Erdboden gleichgemacht würde, und andere übertriebene Schilderungen über die Möglichkeiten der deutschen Luftwaffe. Bekanntlich sind erst gegen Ende des Krieges Wirkungen der Luftwaffe erzielt worden, die diesen Vorstellungen entsprachen. Aber auch hier ist die Auswirkung derartiger Luftbombardements von den Alliierten in geradezu kindlicher Weise überschätzt worden. Allerdings waren das Dinge, die man nicht voraussehen konnte, da man die Erfahrungen noch nicht hatte.

So fing sich Frankreich ein zweites Mal in der Schlinge seiner

eigenen Propaganda. Das französische Kabinett war überzeugt, ein Krieg gegen Deutschland wäre unter den gegenwärtigen Umständen nicht zu gewinnen, und gab daher die klare Antwort nach London, die eine eindeutige Absage bedeutete. Die Wahl, die Frankreich gehabt hatte, zu seinem tschechischen Verbündeten zu stehen oder die Abtretung der sudetendeutschen Gebiete zu bewilligen, ja, selber die Tschechoslowakei hierzu zu zwingen, um den Krieg zu vermeiden, fiel eindeutig gegen den Krieg.

Diese Mitteilung war, obwohl sie bis zum äußersten geheimgehalten wurde, bald in London allgemein bekannt. Was sollte Chamberlain nunmehr tun? Auch das britische Kabinett stand vor einer Entscheidung von größter Bedeutung. Es konnte entweder, entsprechend der französischen Absage, darauf verzichten, weiter mit Krieg zu drohen — dann mußte es dafür Sorge tragen, daß die sudetendeutschen Gebiete an Deutschland abgetreten wurden. Oder es konnte allein und unabhängig von allen anderen Mächten den Krieg gegen Deutschland in dem Augenblick beginnen, in dem Hitler tatsächlich in die Tschechoslowakei einmarschieren sollte. Es war aber ganz eindeutig, daß England in diesem Falle allein dastehen und damit sein Bündnis mit Frankreich aufs Spiel setzen würde. Frankreich wäre eben unter diesen Umständen auf keinen Fall mitgegangen. Angesichts des Zurückbleibens der englischen Rüstung, insbesondere auch seiner Luftunterlegenheit, wäre ein isolierter englischer Krieg gegen Hitler ein lächerliches Unterfangen gewesen.

Trotz der für Großbritannien so überaus kränkenden Haltung Hitlers gab es für jeden realistisch denkenden Engländer daher nur eine einzige Lösung: sich noch einmal einzuschalten, um die Abtretung der sudetendeutschen Gebiete zu erzwingen, und hierdurch Hitler davon abzuhalten, den Krieg zu entfesseln.

Wie aber konnte das geschehen?

Es war vollkommen klar, daß sämtliche gewöhnlichen Mittel der Diplomatie versagt hatten. Das Prestige des Botschafters Henderson war auf den Nullpunkt gesunken, Runciman war offensichtlich für Hitler nicht akzeptabel, Halifax würde kein Vertrauen in Berlin finden, und irgendeine andere, unbedeutende Persönlichkeit konnte man ja wohl schlecht zur Lösung dieses schwierigen Problems einsetzen. Wenn es eine Chance gab, den Frieden zu erhalten, dann bestand diese darin, daß England sein höchstes Atout ausspielte, indem Chamberlain persönlich diese Verhandlungen übernahm. Und so entstand bei ihm der Entschluß, in einer persönlichen Aussprache mit Hitler noch einmal

den Versuch zu machen, die ganze leidige Angelegenheit zu bereinigen und auf diese Weise den Frieden noch einmal zu retten!

Ich habe in diesen aufregenden Tagen laufend Fühlung mit den verschiedensten englischen Persönlichkeiten gehalten und habe selbst auch immer wieder alle Argumente, die mir zur Verfügung standen, benutzt, um Chamberlains Berater von der Richtigkeit eines derartigen Schrittes zu überzeugen. Ich glaubte, daß nur ein persönliches Einsetzen des englischen Premierministers, der ja damit das gesamte Prestige des Britischen Weltreiches in die Waagschale warf, Hitler zu einem Zurückweichen vor dem Kriege bewegen würde.

Als ich derartige Ansichten zum ersten Male äußerte, wurde ich von allen meinen Freunden sehr lebhaft kritisiert. Die Ereignisse sollten mir jedoch recht geben. Die Tatsache, daß Chamberlain mit der Absicht einer Abtretung der sudetendeutschen Gebiete nach Deutschland flog, war mir eine Garantie dafür, daß sein Flug zu einem Erfolg führen mußte, was für Schwierigkeiten auch immer noch auftauchen sollten . . .

Chamberlains Entschluß, nach Berchtesgaden zu fliegen, hieß definitiv, daß England nunmehr die Führung bei der Bereinigung der sudetendeutschen Frage übernahm. Er bedeutete, daß Frankreich, dessen Versicherungen, es stehe zu seinem tschechischen Alliierten, bis dahin das Haupthindernis für eine Lösung der aufgeworfenen Fragen gewesen waren, ausgeschaltet war und sich der britischen Führung unterwarf. Chamberlain hatte durchaus recht, wenn er die Verhandlungen völlig selbständig führen wollte und sich weigerte, den französischen Premierminister Daladier mit nach Berchtesgaden zu nehmen. Er hat darüber hinaus wohl befürchtet — und wie sich später zeigen sollte zu Recht —, daß die Anwesenheit des französischen Ministerpräsidenten die Gefahr einer Einbeziehung Sowjetrußlands mit sich gebracht hätte. Etwas, was Chamberlain unter allen Umständen vermeiden wollte.

Als Chamberlain am 16. September von London nach Berchtesgaden abflog, jubelte ihm die englische Bevölkerung zu, und man kann sagen, daß die englische Presse sein Verhalten einhellig billigte. Der Mann auf der Straße, auf den man in angelsächsischen Ländern so viel Wert legt, stimmte Chamberlains Haltung ohne jeden Rückhalt und ohne jedes Zögern zu. Man bewunderte es, daß ein siebzigjähriger Mann sich zu diesem Schritte entschloß, und selbst das führende Oppositionsblatt, der „Daily Herald", erklärte, Chamberlains Aktion könne überall nur Sympathien wecken.

In Chamberlains Begleitung flog sein Berater, Sir Horace

Wilson, sowie Mr. William Strang, der Leiter der Mitteleuropa-Abteilung im Foreign Office. Es war ein ungewöhnlicher Akt, daß der Minister Sir Horace Wilson mitnahm, der hier zum ersten Male in das Licht der Öffentlichkeit trat und damit seine Rolle als erster Berater enthüllte.

Für die Eingeweihten war dies allerdings eine Selbtsverständlichkeit. Wir wußten alle, daß der frühere diplomatische Berater Chamberlains, Sir Robert Vansittard, hundertprozentig auf der Seite der Tschechen gestanden hatte und, aus der Überzeugung heraus, der Krieg mit Deutschland sei unvermeidlich und müsse bei passender Gelegenheit herbeigeführt werden, jeden Versuch, diese Sudetenfrage friedlich beizulegen, abgelehnt haben würde.

Sir Horace Wilson, den ich später noch näher kennenlernen sollte, war der geborene Vermittler. Er hatte seine Karriere als Schlichter in Streitigkeiten zwischen Gewerkschaften und Industriellen gemacht und war durch seine unparteiische Sachlichkeit und seine ungewöhnlichen Fähigkeiten sowie durch seinen Sinn für Realitäten immer höher gestiegen, bis er zuletzt oberster Beamter des gesamten Zivildienstes Großbritanniens wurde. Das war in der Tat die höchste Stellung, die ein Beamter im Britischen Weltreich überhaupt erklimmen konnte, und eine Vertrauensstellung, die ihn praktisch zum stillschweigenden Gegenüber des jeweiligen Premierministers gemacht hatte. Er war der Fachmann aus der normalen Beamtenkarriere. (Bekanntlich kennt das englische System neben dem Parlamentarier, der ein Ministeramt oder den Premierministerposten bekommt, stets den ständigen beratenden Staatssekretär.) Diese Rolle hatte Sir Horace Wilson unter McDonald und Baldwin bereits gespielt, und Chamberlain hatte ihn beibehalten. Sir Horace hatte also unter seinen beamteten Kollegen den höchsten Rang und war ebenso wie in alle Kabinettsgeheimnisse auch in alle Entscheidungen der großen Politik Englands seit Jahren eingeweiht.

Ungewöhnlich war nur, daß er in seiner Rolle als industrieller Ratgeber des Premierministers nunmehr auch auf außenpolitischem Gebiet in Erscheinung trat, eine Tatsache, die aber eben damit zu erklären war, daß sich zwischen der Beamtenschaft des englischen Außenamtes und Chamberlain ein schlechtes Verhältnis entwickelt hatte. Dies war daraus zu erklären, daß das Foreign Office unter dem Einfluß Edens, Vansittards und Cadogans eine stille Opposition gegen jede Verständigung mit Deutschland entwickelt hatte. Nur einige wenige Beamte hatten sich loyal der Politik Chamberlains gefügt.

Wir nahmen es daher als ein gutes Zeichen, daß Sir Horace

mitflog. War das nicht ein Beweis, daß die Entscheidung unbeeinflußt von allen Ressentiments gefällt werden würde?

Die Unterredung zwischen Chamberlain und Hitler in Berchtesgaden führte dazu, daß Hitler — was immer wieder nur verständlich wird, wenn man sich klarmacht, daß ihm dies wiederholt als die Ansicht des Premierministers übermittelt worden war — Chamberlain klipp und klar seine Ansicht sagte. Er erklärte ihm, daß das Recht der Sudetendeutschen auf Selbstbestimmung gewahrt werden müsse und daß dies selbstverständlich in sich schlösse, daß die Sudetendeutschen in das Reich zurückkehren dürften. Wenn die britische Regierung den Grundsatz der Selbstbestimmung annähme, sei er bereit, die Frage zu erörtern, wie dies durchgeführt werden solle. Wenn die britische Regierung diesen Grundsatz jedoch verleugne, so würde es keinen Zweck haben, die Besprechungen fortzusetzen.

Chamberlain vermochte bei dem damaligen Stand der Verhandlungen eine derartige Zusage jedoch nicht zu geben. Es war einleuchtend, daß er hierzu den Beschluß des britischen Kabinetts herbeizuführen hatte und daß er auch die Zustimmung der französischen Regierung hierfür haben mußte. Chamberlain versprach, beides einzuholen, und man verabredete daher ein weiteres Zusammentreffen.

Noch am Abend seiner Rückkehr, die gleichfalls per Flugzeug erfolgte, berief Chamberlain eine Kabinettssitzung zusammen, an der auch Lord Runciman teilnahm. In dieser Sitzung legte Runciman einen Bericht über den Erfolg seiner Tätigkeit vor, der später dann auch veröffentlicht wurde.[16]) In diesem Bericht erklärte er unzweideutig, daß die Grenzgebiete der Tschechoslowakei, in denen die Deutschen eine überwiegende Mehrheit hätten, den Deutschen auch ohne jede Volksabstimmung sofort übergeben werden sollten. Das Kabinett faßte jedoch zunächst keinen Entschluß, sondern lud den französischen Ministerpräsidenten Daladier und den französischen Außenminister Bonnet ein, um mit diesen zu einem gemeinsamen Entschluß zu kommen.

Bis zum Zusammentreffen der englischen und französischen Minister fanden interne Besprechungen statt, in denen die Frage geprüft wurde, welche Folgerungen sich aus der Lage ergäben.

Nach den Berichten, die mir später gegeben worden sind und die ich inzwischen auch in der Geschichtsliteratur bestätigt gefunden habe, hat hierbei immer wieder der Stand der Rüstung eine entscheidende Rolle gespielt, obwohl dies später von Wilson und Steward mir gegenüber abgestritten worden ist.

Man stellte sich nämlich die Frage, was geschehen würde, wenn die Verhandlungen scheitern sollten. Es ergab sich hierbei als entscheidender Gesichtspunkt, daß Großbritannien, falls es in den Krieg eintreten sollte, Frankreich innerhalb der ersten sechs Monate nur 150 Flugzeuge und zwei nicht-mechanisierte Divisionen zur Verfügung stellen können würde.

Das war der entscheidende Punkt, der Daladier und Bonnet, als sie nach London kamen, veranlaßte, endgültig nachzugeben und in den englischen Plan einzuwilligen, wonach Prag die sofortige Zession sämtlicher an Deutschland grenzenden Gebiete mit einer Einwohnerschaft von mehr als 50 % Deutschen dringend nahegelegt werden sollte.

Beide Kabinette nahmen so diesen Plan an. Es wurde aber den Franzosen überlassen, diese Tatsache der tschechischen Regierung als erste zu unterbreiten. Nach einigem Hin und Her und nachdem beide Regierungen Benesch unter Druck gesetzt hatten, gelang es, die Tschechen auch zur Annahme zu zwingen.

Allerdings war das Gelingen diese Planes ursprünglich keineswegs so sicher, wie man in London und Paris angenommen hatte. Es tauchte die Gefahr eines russischen Eingreifens auf. Selbst dann, als England und Frankreich klar zu verstehen gaben, daß sie die Tschechoslowakei im Falle einer Ablehnung des englisch-französischen Planes im Stich lassen würden, gab Moskau das Ziel, die Herbeiführung des Krieges, nicht auf. Litwinow ließ gar durchblicken, daß, wenn die Tschechoslowakei sich entschließen sollte, allein zu kämpfen, auch Rußland in vollem Umfange zu seinem Bündnis stehen und in jeder Form militärische Hilfe gewähren würde. Die Russen glaubten, durch Rumänien hindurch marschieren und auf diese Weise das territoriale Hindernis beseitigen zu können, das einem direkten Eingreifen russischer Streitkräfte in der Tschechoslowakei entgegenstand. In diesem Augenblick stellte es sich jedoch heraus, daß, völlig unerwarteterweise, Polen ebenfalls Ansprüche an die Tschechoslowakei, und zwar auf das Gebiet von Teschen, erhob und sich dem deutschen Druck gegen die Tschechei anschloß. Der tschechoslowakische Staatspräsident Benesch sah sich darüber hinaus gezwungen, der Opposition der slowakischen Agrarier nachzugeben, die unter keinen Umständen russische Truppen im Lande zu sehen wünschten, und erteilte so schließlich seine Zustimmung zur Annahme des englisch-französischen Planes.

Erst auf diesen Entschluß hin gab Moskau seine Haltung auf und verzichtete schließlich darauf, die Tschechen bis zum letzten zu ermuntern.

Es war also nunmehr anscheinend nur noch notwendig, einen Modus für die Übergabe der ehemals tschechoslowakischen, von Sudetendeutschen bewohnten Gebiete zu finden und eine Abgrenzung dieser Gebiete herbeizuführen. Das hielt man nach der Annahme der prinzipiellen Forderung durch die tschechoslowakische Regierung für eine leicht zu bewältigende Aufgabe, als Chamberlain zum zweiten Male nach Deutschland flog, um sich mit Hitler diesmal in Godesberg zu treffen.

Aber der Optimismus war verfrüht.

In den neuerlichen Besprechungen in Godesberg stellte Hitler die Forderung, daß er zum ersten Oktober die sudetendeutschen Gebiete militärisch besetzen dürfe. Diese Forderung wurde englischerseits abgelehnt, worauf sie Hitler neuerlich, in ultimativer Form, stellte. Auf Einwendungen, ein Abkommen über die Form der Übergabe müsse erst erzielt werden, erklärte er schließlich, daß er einmarschieren würde, gleichgültig ob Großbritannien und Frankreich sich hiergegen wendeten oder nicht. Er wies darauf hin, daß die Polen und Ungarn gleichzeitig mit den deutschen Truppen marschieren würden. Zwischen Chamberlain und Hitler kam es zu einer außerordentlich heftigen Debatte, in der Hitler wütend die Engländer beschimpfte. Wie mir Sir Horace Wilson später sagte: „Hitler hat Chamberlain wie einen Kammerdiener behandelt."

Nachdem Hitlers Zorn verraucht war, tat ihm, wie häufig, seine Schärfe leid, aber es war zu spät; beide Seiten hatten anscheinend feste Positionen bezogen, aus denen es offenbar keinen Ausweg gab.

Als daher Chamberlain am 24. September unverrichtetersache aus Godesberg nach London zurückkehrte, herrschte in London tiefster Pessimismus. Es schien allen klar zu sein, daß alle Bemühungen Chamberlains, den Automatismus der Verträge aufzuhalten und eine friedliche Übergabe der sudetendeutschen Gebiete zu erreichen, fehlgeschlagen waren und Hitler den Krieg provozieren wollte.

Nur die Tschechen jubelten, obwohl sie sich hätten klarwerden müssen, daß der tatsächliche Ausbruch des Krieges ihre sichere Niederlage mit sich gebracht haben würde.

Auch in Deutschland zog man ähnliche Folgerungen. Hitler beraumte eine große Kundgebung im Sportpalast an, die, wie man allgemein annahm, das Zeichen zum Aufstand und zum Einmarsch in die Tschechoslowakei und eventuell sogar den Einmarschbefehl fordern würde.

So schien es denn, als ob beide Seiten sich zum Kriege vorberei-

teten und alle Bemühungen um eine Verständigung restlos gescheitert seien. Es war nur die Frage, welche Seite den ersten Schritt tun würde.

Die deutsche Botschaft in London, die seit Wochen dadurch verwaist war, daß Herr v. Dirksen sich in Urlaub begeben hatte — aus dem man ihm keine Rückkehr auf seinen Posten gestattete —, war ebenfalls von tiefstem Pessimismus beherrscht. Der Geschäftsträger Dr. Theo Kordt, die Mitglieder der Botschaft und ich waren auf das Schlimmste gefaßt. Trotzdem haben wir uns nach Kräften bemüht, doch noch einen Ausweg zu finden. Ich war der Überzeugung, daß das ganze Problem irgendwie technisch falsch angepackt worden war und daß Prestigegesichtspunkte hereingespielt hatten, welche die, meiner Meinung nach einfach zu lösende, Frage umgeworfen hatten.

Nachdem Großbritannien und Frankreich die Tschechoslowakei gezwungen hatten, in die Abtretung der sudetendeutschen Gebiete einzuwilligen, mußte es doch ganz einfach sein, die Form der Abtretung zu finden!

Chamberlain hatte inzwischen noch einmal Sir Horace Wilson nach Berlin geschickt, um vor der gefürchteten Sportpalast-Rede mäßigend auf Hitler einzuwirken. Er hatte eine Konferenz zwischen der deutschen und der tschechischen Regierung vorgeschlagen, bei der die französische und die britische Regierung nur als Beobachter fungieren wollten. Aber Hitler lehnte diesen Vorschlag wütend ab und erklärte, es habe keinen Sinn, weiter zu verhandeln.[17])

Frankreich und England machten mobil, und man erwartete jeden Augenblick, daß auch in Deutschland die Mobilmachung erfolgen werde und damit der Krieg sicher sei. In London wurden Luftverteidigungsmaßnahmen ergriffen, überall fuhren Batterien von Flakgeschützen auf, Hunderttausende von Kindern wurden aus London evakuiert. Chamberlain kündigte für den nächsten Tag eine Rede an, die das letzte Wort Großbritanniens bedeuten würde. Die Zeitungen wiesen in Artikeln auf die Parallele mit dem 4. August 1914 hin, der auch mit einem Ultimatum an Deutschland geendet hatte.

Am Abend dieses Tages, nachdem ich die letzten Pressetelegramme nach Berlin geschickt hatte, begab ich mich zu Dr. Kordt in die Privatwohnung, um die letzten Maßnahmen für den nunmehr als sicher anzusehenden Krieg mit ihm zu besprechen.

Hier traf ich Professor Conwell-Evans an, der die Lage noch einmal mit Dr. Kordt erörterte. Beide waren sich ebenfalls voll-

ständig darüber einig, der Krieg sei nunmehr sicher; keine Maßnahmen seien zu erwarten, die ihn hätten verhindern können.

Bei diesem Gespräch konnte ich mich einer Zornesaufwallung nicht enthalten und erklärte noch einmal, daß ich nicht einsähe, warum, nachdem die Dinge so nahe an die Lösung herangebracht worden seien, es zum Kriege kommen müsse. „Will denn", so fragte ich Professor Conwell-Evans direkt, „England den Krieg, wollen ihn Chamberlain und das englische und das französische Kabinett?" Ich verstünde das alles nicht! Berlin habe mir durch Dr. Rau* als letztes Stichwort übermittelt, daß eine etappenweise Räumung nach dem Muster von Elsaß-Lothringen erfolgen solle. Diese Information komme direkt von Hitler. Das sei doch die Lösung der gesamten Krise, und ich verstünde nicht, daß niemand diese Gelegenheit ergreife, um das letzte Unheil abzuwenden.

Conwell-Evans war erst verblüfft, widersprach mir dann, um sich schließlich doch von meiner Argumentation überzeugen zu lassen und auszurufen: „Bei Gott, das ist das Ei des Kolumbus!" Ob ich bereit sei, meine Ausführungen auch seinem Chef, Sir Horace Wilson, vorzutragen?

Als ich erwiderte, ich kenne ja Sir Horace Wilson persönlich nicht, erklärte Conwell-Evans, er sei bereit, sofort eine Unterredung mit ihm zu vermitteln, und bat Kordt um sein Einverständnis. Conwell-Evans war so aufgeregt, daß er das Gespräch abbrach, um sofort zu Sir Horace Wilson zu eilen und diesen auf diese neue Möglichkeit aufmerksam zu machen. Er versprach, mich zu verständigen, wenn Sir Horace mich sehen wolle.

Ich saß an diesem Abend noch bis Mitternacht bei Kordt in Erwartung dieses Anrufs. Als es aber schließlich ½1 Uhr geworden war, verabschiedeten wir uns tief enttäuscht; auch dieser letzte Strahl einer Hoffnung schien entschwunden zu sein.

Nachdem ich mich zu Hause schlafen gelegt hatte, läutete gegen 2 Uhr morgens bei mir das Telefon. Conwell-Evans bat mich, um 8.30 Uhr am nächsten Morgen an einer bestimmten Straßenecke zu sein, er würde mich dort erwarten. „Sie wissen schon, wen Sie dort treffen werden . . ."

Als ich zur verabredeten Zeit an der vereinbarten Stelle eintraf, wartete ein Taxi auf mich, in dem Professor Conwell-Evans und — Sir Horace Wilson saßen, dessen persönliche Bekanntschaft ich auf diese Weise machte.

Das Taxi wurde in Bewegung gesetzt und mußte nun kreuz

* Dr. Hermann Rau, Chefredakteur des Auslandsdienstes des DNB, der mir eine Bestellung Dr. Dietrichs dieses Inhalts übermittelte.

und quer durch London fahren, wobei es gelegentlich zu grotesken Szenen kam, weil der Chauffeur, über die willkürliche Kreuz- und Querfahrt erbost, uns entweder für Verrückte oder für Betrunkene hielt, wobei es ihn schließlich ganz besonders empörte, als ihn Sir Horace Wilson an die rückwärtige Pforte von Nr. 11 Downing Street dirigierte, eine Anfahrt, die für Zivilfahrzeuge verboten war.

Währenddessen hatten wir mit Sir Horace Wilson ein lebhaftes Gespräch geführt, das dadurch zunächst die Form einer Auseinandersetzung annahm, weil Sir Horace mir erbittert vorwarf, ich hätte der britischen Regierung einen schlechten Rat gegeben, indem ich eine direkte Aussprache zwischen Hitler und Chamberlain angeregt hätte.

Darauf erwiderte ich, die Schuld an der ganzen Spannung läge zweifellos auf seiten der britischen Regierung, da sie sich wie jemand betrage, der einem Hunde einen Bissen so lange vor der Nase wegnehme, bis dieser in Weißglut gerate. Das sei ja doch wohl, auf eine knappe Formel gebracht, das Verhalten der britischen Regierung in der sudetendeutschen Frage. Oder sei es vielleicht nicht wahr, daß sie in die Zession der sudetendeutschen Gebiete gewilligt habe, um nachher durch irgendwelche Kunststücke von diesem Versprechen wieder abzugehen, dann die Gebiete wieder anzubieten und dann wieder wegen irgendwelcher lächerlicher Formalitäten auszuweichen? Ich wiederholte, daß es unter den gegebenen Umständen niemand Hitler verdenken könnte, wenn er sich wie ein Stier betrage, dem man immer wieder das rote Tuch vor Augen halte, und ich verstünde die letzten Mobilisationsmaßnahmen und die Drohung mit der Kriegserklärung durch die Engländer um so weniger, als doch die Lösung der Frage da sei: die etappenweise Räumung nach dem Muster von Elsaß-Lothringen. Das Gespräch kehrte schließlich in sachliche Bahnen zurück, und Wilson gab am Ende zu, der mir von Berlin übermittelte Vorschlag sei tatsächlich akzeptabel.

Aber was sollte geschehen? Auf beiden Seiten würden die Fristen zu laufen beginnen. Was geschähe, wenn Hitler sich an seine Zeittafel halte und nun marschiere?

Ich versprach darauf, den Versuch zu machen, dies zu verhindern. Ich würde bereit sein, die Annahme des letzten Vorschlages nach Berlin zu telefonieren. Ich sei sicher, daß die Meldung Hitler vorgelegt werden würde. Aber das sei nicht genug. Ich wäre der Meinung, daß noch ein guter Vermittler eingeschaltet werden müsse. Sir Horace sah mich erstaunt an: Wen ich damit meinte?

„Nun", erklärte ich ihm, „das ist doch ganz klar, das kann nur Mussolini sein, der darauf brennt, diesen Krieg zu verhindern, an dem er selbst nicht das mindeste Interesse hat."

Auf Mussolini würde Hitler im übrigen hören, und seine Anwesenheit würde genügen, um eine Konferenz zwischen Chamberlain, Daladier, Hitler und Mussolini zu einem Erfolg zu gestalten.

Tatsächlich antwortete mir Sir Horace Wilson: „Sie haben recht, das ist ein guter Ratschlag. Ich werde sofort Grandi, den italienischen Botschafter, bestellen. Sorgen Sie nur dafür, daß Hitler inzwischen nicht marschiert."

Über diese Unterredung habe ich einige Tage später auf Wunsch Weizsäckers eine sachliche Darstellung [18]) verfaßt, aus der ich folgende Stellen entnehme:

„Ich verstünde nicht", so habe ich erklärt, „warum die britische Regierung nicht offen sagte, daß sie die deutschen Vorschläge im Grundsatz annähme. Wilson erwiderte, daß der Führer unter allen Umständen einen kriegerischen Triumph wünsche, den Chamberlain und das britische Volk nicht hinnehmen könnten. Die britischen Vorschläge, wenn der Führer wirklich den Frieden wolle, bedeuteten hingegen, daß Chamberlain bereit sei, unsere Vorschläge im wesentlichen anzunehmen, wenn wir ihm formal entgegenkämen. Nur ein Punkt bleibe für die britische Regierung wahrscheinlich unerträglich: das sei der militärische Einmarsch. Jede andere Form der Besetzung wäre erträglich. Der Premierminister habe die Absicht, in einer Rede um zwei Uhr mittags den Weg der Verständigung noch einmal offenzuhalten. Wenn aber während der Unterhaussitzung die deutsche Mobilmachung bekannt werden würde, würde Chamberlain unter allen Umständen gezwungen sein, sofort aufzustehen und letzte Maßnahmen gegen uns zu fordern."

Ich hatte am Tage vorher mit dem Pressechef Steward eine Unterredung gehabt, in der ich ihn nachdrücklich auf die gleichen Gesichtspunkte hingewiesen hatte. Insbesondere hatte ich betont, daß der deutsche Plan eine Räumung, über 14 Tage verteilt, in Etappen vorsähe. Ich hatte Steward gegenüber ausdrücklich erklärt, meine Informationen stammten von oberster Stelle. Weiter hatte ich vorgeschlagen, den Ausweg zu versuchen, durch eine dritte Macht vermitteln zu lassen. Steward hatte mich daraufhin gefragt, ob ich glaube, daß der Führer eine Vermittlung Mussolinis annehmen würde. Ich wiederholte darauf, daß ich zu keinerlei amtlichen Erklärungen ermächtigt sei, ich dies aber für sehr wohl möglich hielte. Ich hatte also sowohl durch Sir Horace Wilson

wie durch Steward den Versuch einer Vermittlung Mussolinis und eine Annahme einer etappenweisen Räumung der sudetendeutschen Gebiete der britischen Regierung nahegebracht.

Um ein Weiteres zu tun, eilte ich daher sofort zu Dr. Kordt, um ihn zu unterrichten. Mit seiner Zustimmung übermittelte ich Berlin die folgende, auch in der gegnerischen Aktenpublikation veröffentlichte Bestellung: [19])

„Sir Horace Wilson erklärte mir heute morgen: Es komme alles darauf an, daß dem Vorschlag des Führers eine andere Form gegeben werde. Sachlich sei die britische Regierung bereit, fast allen Forderungen des Planes zu entsprechen und die Garantie dafür zu übernehmen, daß er auch wirklich durchgeführt werde. Die gegenwärtige Form des Planes sei aber der Art, daß sie es jeder demokratischen Regierung, insbesondere der französischen, unmöglich mache, den Tschechen den Rat zu geben, ihn anzunehmen. Die gegenwärtigen Pläne werden psychologisch als die Anwendung brutaler Gewalt angesehen, die unerträglich sei, weil sie als Unterdrückung der Freiheit eines Volkes wirke. Die britische Regierung sei bereit, allen unseren sachlichen Forderungen zu entsprechen, bis auf einen Punkt, den der militärischen Besetzung, der völlig unannehmbar sei. Jede andere Form der Besetzung sei hingegen möglich. Wenn es nicht gelänge, den Führer von der vollen Annahme seines Planes abzubringen, werde England wegen der Vergewaltigung demokratischer Freiheiten gegen uns zum Kriege schreiten, da das gesamte Volk überzeugt sei, daß hier die höchsten Güter auf dem Spiele ständen. Wenn wir hingegen in der Form nachgäben, sei die Regierung bereit, alle unsere Forderungen sachlich bei den Tschechen und Franzosen durchzudrücken. Wenn wir aber heute marschierten, sei zweifellos alles zu Ende. Ein Vorschlag, unseren Plan anzunehmen, aber den Tschechen gegenüber eine Garantie für die Durchführung zu übernehmen, sei unmöglich, da eben die Form unseres gegenwärtigen Planes ein unüberwindliches Hindernis dafür darstelle, daß die britische Regierung ihn den Tschechen zur Annahme empfehle. Er betonte, daß Großbritannien nichts lieber sein würde, als wenn die Tschechen von sich aus kapitulieren würden. Er sehe aber keinen Weg, die Kapitulation der Tschechen herbeizuführen.

Wilson erklärte, Chamberlain werde in seiner heutigen Rede die Türe noch einmal offen lassen und nicht erklären, daß England gegen uns in den Krieg ziehen würde, wenn wir unseren Plan zur Durchführung brächten. Wenn wir aber tatsächlich heute marschieren, werde Chamberlain sofort diese Erklärung abgeben."

Daraufhin meldete sich Hewel am Apparat (um 11 Uhr vormittags). Ich berichtete ihm kurz, was ich unternommen hätte, worauf er überaus entzückt war.

„Mensch, Hesse", sagte er, „das ist ja die Lösung! Das wird der Führer sofort akzeptieren, und wenn Mussolini vermittelt, dann geht ja überhaupt alles glatt."

Aber ehe noch alle diese Schritte zu einem Erfolg führten, hatte ich noch einige dramatische Stunden zu erleben. Kordt blieb bei seinem Pessimismus, und auch als ich in das Reuter-Büro kam, begrüßte mich alles mit aufrichtiger Betrübnis.

Der Direktor des Reuter-Büros, Sir Roderick Jones, hatte mich gebeten, ihn aufzusuchen, um sich von mir zu verabschieden und für die gute Zusammenarbeit zu danken. Als ich ihm erwiderte, ich sähe die Lage keineswegs so pessimistisch an und glaubte, daß es immer noch eine Lösung gäbe, schüttelte er ungläubig den Kopf. Seine Informationen, so versicherte er mir sehr ernsthaft, lauteten anders.

Ich wußte es in diesem Augenblick besser, aber durfte ich sagen, was ich getan, und ihm erzählen, welche Rolle ich gespielte hatte? Gewiß, ich brauchte mich meiner Rolle nicht zu schämen, aber ich konnte die Tatsache meines Zusammentreffens mit Sir Horace Wilson und die Annahme meiner Ratschläge nicht preisgeben.

Als ich wieder in die Redaktion kam, reichte mir mein Mitarbeiter einen Bericht Reuters herüber, in dem über den Empfang des englischen Botschafters Lord Perth in Rom durch Ciano berichtet wurde. Selten habe ich eine äußerlich derartig harmlose Mitteilung mit so viel Freude gelesen; ich sah, daß mein Ratschlag auf guten Boden gefallen war. *

Aber bis zur Rede des Premierministers vergingen noch Stunden. Erst um zwei Uhr mittag begann sich das Unterhaus zu versammeln.

Wenn man heute Chamberlains Rede nachliest, so sieht man, daß sie zweifellos nichts anderes war als die Begründung dafür,

* Allan Bullock schreibt, „Hitler", S. 427—28: „Der entscheidende Schritt jedoch scheint ein Appell gewesen zu sein, den die britische Regierung an Mussolini richtete... Auf britisches Ersuchen erklärte er sich bereit, den italienischen Botschafter in Berlin, Attolico, zu Hitler zu schicken." Richard Wichterich, „Benito Mussolini", Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 1952, zitiert nach den Tagebüchern Cianos S. 231: „Es ist 10 Uhr vormittags. Der englische Botschafter Lord Perth sucht bei Ciano um eine Audienz nach... Chamberlain will keinen Krieg... Nun macht er einen letzten Versuch, indem er den anderen Diktator durch seinen Botschafter flehentlich bitten läßt, bei dessen Gesinnungsfreund in Deutschland zu vermitteln, usw."

daß England nunmehr trotz allem doch zum Kriege gegen Deutschland schritt.

Aber es kam nicht bis zu dieser letzten Erklärung.

Kurz vor dem Höhepunkte seiner Rede wurde dem Premierminister durch einen Boten Halifax' ein Papier überreicht, das Chamberlain sofort hastig las, um seine Rede dann plötzlich mit der Erklärung abzubrechen, Hitler habe den Vorschlag der britischen Regierung auf Abhaltung einer Vierer-Konferenz in München akzeptiert, und man hoffe, dort die endgültige Lösung der sudetendeutschen Frage erzielen zu können und den Frieden zu erhalten.

Daß diese Erklärung ein geradezu ungeheuerliches Aufsehen, aber auch ungeheuren Jubel auslöste, ist vielleicht nur für den begreiflich, der weiß, wie sehr sich alle diese Dinge im dunkeln abgespielt hatten. Die Nachricht kam so überraschend, daß selbst die Opposition nicht umhin konnte, in den allgemeinen Jubel über den verhinderten Krieg einzustimmen.

Als ich diese Szene meiner Berliner Redaktion schilderte und das Ergebnis berichtete, war in Berlin von diesen Dingen noch nichts bekannt. Auch dort erregte diese dramatische Wendung erst unglaubliches Staunen und dann helle Freude.

Der Krieg war vermieden!

Alle Welt war überzeugt, eine nochmalige Zusammenkunft Hitlers und Chamberlains müsse die Lösung der sudetendeutschen Frage bringen.

Die Münchner Konferenz war in der Tat von kurzer Dauer. Sie brachte durch die Geschicklichkeit des Dolmetschers Schmidt eine Einigung in der sudetendeutschen Frage, praktisch einen Kompromiß zwischen den Forderungen des Godesberger Memorandums von Hitler, das eine sofortige Besetzung des gesamten sudetendeutschen Gebietes vorsah, und der stufenweisen Besetzung, die von den Engländern akzeptiert worden war.

Nur eine Überraschung brachte die Konferenz. Es gelang Chamberlain in einer Unterredung unter vier Augen, Hitler zu bewegen, ein Konsultativ-Abkommen zu unterzeichnen, d. h. ein Abkommen, das künftig direkte Besprechungen für alle Fälle vorsah, in denen wieder derartige schwerwiegende Fragen auftauchen sollten. Das Abkommen schien damals von überragender Bedeutung zu sein. Viele glaubten, daß es der Ausgangspunkt für eine besonders enge Gestaltung des deutsch-englischen Verhältnisses in der Zukunft sein werde; und es läßt sich nicht leugnen, daß englischerseits diese Auffassung auch herrschte.

Als Chamberlain mit seiner Begleitung wieder auf dem Londoner Flugplatz landete, schwenkte er dieses Papier in der Hand und erklärte in seiner berühmten Rede vor dem Mikrophon, daß dieses Papier „den Frieden für unsere Zeit" bedeute.

Zum Empfang Chamberlains hatten Dr. Kordt, Herr v. Selzam und ich uns wieder auf den Flugplatz begeben, so daß wir also den Jubel der Menschenmassen und diese Szene miterleben konnten. Auch ich konnte mit den deutschen Vertretern Chamberlain und seine Begleitung persönlich begrüßen.

Während wir im Gespräch durcheinander standen, ereignete sich jedoch eine merkwürdige Szene.

Lord Clive*, der Protokollchef des Foreign Office, der zum intimsten Freundeskreise Chamberlains und Halifax' gehörte, erklärte mir unverblümt auf dem Flugplatz: „Nun müssen wir doch dafür sorgen, daß sich so etwas nie wieder ereignet. Niemals ist England tiefer gedemütigt worden als in dieser Stunde."

Lord Clive hatte mich offenbar für einen Engländer gehalten. Sir Horace Wilson, der das Mißverständnis bemerkte, stellte mich daraufhin Lord Clive vor.

Aber Lord Clive war voller Geistesgegenwart: „Nun", erwiderte er, „wenn Dr. Hesse Mitglied der deutschen Botschaft ist, dann ist es ja gut, wenn er meine Worte nach Berlin berichtet. Sie sind eine Warnung für die Zukunft."

Das war ein bitterer Wermutstropfen in den Becher der Freude darüber, daß der Frieden bewahrt worden war! Die Worte dieses englischen Politikers, der nach außen nie hervortrat, aber hinter den Kulissen zu den einflußreichsten Persönlichkeiten gehörte, zerrissen den Schleier, der über die wirkliche Lage gebreitet war.

„München" bedeutete für England, darüber bestand trotz aller gegenteiligen Kundgebungen im Unterhaus und den anfangs vor Lob überströmenden Artikeln der Presse, einen Wendepunkt der englischen Politik. Darüber waren sich alle Einsichtigen einig: Chamberlain und Daladier waren nur der nackten Gewalt gewichen. Hitlers grobe Methode hatte jeden psychologischen Effekt, den diese Angelegenheit hätte haben können, im vorhinein zerstört.

Chamberlain und Halifax zeigten nun, daß sie keineswegs aus dem weichen Holz geschnitzt waren, das ihnen eine spätere Legende angedichtet hat. Unmittelbar nach dem Abklingen der Münchner Ereignisse wurde der Beschluß gefaßt, nunmehr verdoppelt und mit äußerster Schärfe aufzurüsten, um jedem weiteren Schritt Hitlers mit Krieg begegnen zu können.

* Vermutlich Sir Sidney Clive.

Chamberlain begründete diese Auffassung in einer großen, vom ganzen Lande mit Jubel aufgenommenen Rede in Birmingham. Er war zu dieser Rede gezwungen, weil er sonst sehr schnell mit seinem Kabinett hinweggefegt worden wäre. Man hatte in England eben sehr wohl verstanden, daß es richtig von ihm gewesen war, es nicht zum Kriege kommen zu lassen, weil Frankreich ihn nicht gewollt hatte und weil England nicht aufgerüstet war! Das war eben das, was nicht wiederkehren durfte!

Daß ich die Gefahren dieses Stimmungsumschwunges in England richtig gesehen habe, beweist ein Telegramm von mir, das ich bereits während der Godesberger Krise nach Berlin geschickt hatte. Das Telegramm hatte einen Zornesausbruch Hitlers zur Folge, der die Ansicht vertrat, wir versuchten durch dieses Telegramm einen ungehörigen Druck auf ihn auszuüben. Steward hatte mir nämlich gesagt, angesichts des zunehmenden Druckes der Opposition könne Chamberlain nicht weitergehen, als er dies schon getan habe, ohne sich der Gefahr eines sofortigen Sturzes auszusetzen. Die Folge würde die Bildung eines Kabinetts unter Eden und Churchill sein, das man nur als Kriegskabinett bezeichnen könnte. Infolge der deutschen Pressepropaganda sei die bis dahin freundliche Stimmung in ihr Gegenteil umgeschlagen. Die deutsche Propaganda habe in London wie eine befristete Drohung gewirkt und auf diese unpsychologische Weise die Engländer an ihrer empfindlichsten Stelle getroffen. Kein britischer Premierminister könne es sich leisten, den Eindruck zu erwecken, er handle unter einer Drohung mit Gewalt.

Das Telegramm war von Hitler deshalb übel vermerkt worden, weil er der Ansicht war, es sollte dazu dienen, ihn unter Druck zu setzen, um Chamberlain nachzugeben. Ich versuchte es daher, Berlin nach Abklingen der Münchner Krise aufzuklären, bemerkte jedoch zu meiner Überraschung, daß man mit derartigen Bemühungen plötzlich auf eisige Ablehnung stieß. In Berlin wollte mit einem Male niemand mehr wahrhaben, daß England um ein Haar zum Krieg geschritten wäre.

Ich erhielt daher von Ribbentrop die Aufforderung, einen neuen Bericht über den Hintergrund für meine Auffassung zu geben und noch einmal darzulegen, wieso und aus welchen Gründen Chamberlain zu seiner kriegerischen Haltung gekommen wäre. Deshalb bemühte ich mich, sowohl Sir Horace Wilson wie auch Steward zu sprechen, um der Gefahr eines Auseinanderredens der beiden Partner soweit als möglich zu steuern.

Über meine Unterredung mit Wilson gab ich unter dem 11. Oktober 1938 einen Bericht an Ribbentrop nach Berlin weiter.

Ich betonte in meinem Bericht, daß zur Zeit eine Art Gleichgewicht zwischen Chamberlain und seinen Gegnern in England existiere, das durch das Gefühl bestimmt sei, England habe eine diplomatische Niederlage erlitten. Diese zwinge die Regierung zu einer Aufrüstung.[20])

Trotz dieser Bemühungen um Aufklärung verschlechterte sich die Lage weiter, da das englische Aufrüstungsprogramm und die hierüber stattfindende Unterhausdebatte zu einer wilden Pressekampagne in Deutschland führte, die von Hitler und Ribbentrop veranlaßt war. Sie glaubten, man müsse den Engländern nur die Zähne zeigen, um sie kirre zu machen.

Tatsächlich waren die Aufrüstungsmaßnahmen der Engländer nicht von solch überragender Bedeutung. Aus dem nachfolgenden Bericht über diese Maßnahmen geht hervor, daß sie in ihrem Ausmaß von Hitler weit überschätzt wurden. Mein Bericht hat, wie mir später versichert worden ist, erheblich zu seiner Beruhigung beigetragen. Ich hoffte, der Zorn über die von Chamberlain zur Sicherung seiner inneren Stellung ergriffenen Maßnahmen würde sehr bald verrauchen.

In dem Bericht führte ich aus, welche Gründe das Kabinett Chamberlain zur Aufrüstung nach München gezwungen hätten.[21])

1. Die Mobilmachungsmaßnahmen während der Krise hätten ein völlig eindeutiges Bild über die Mängel der bisherigen britischen Rüstungsmaßnahmen ergeben. Nur Flotte und Luftflotte seien kriegsbereit, die Armee hingegen nicht. Insbesondere habe der unzureichende Luftschutz die Bevölkerung tief beeindruckt.

2. Die britische Regierung sei der Ansicht, mit der Bereinigung der tschechischen Frage seien die Probleme Europas keineswegs so völlig geklärt, daß jede Gefahr vorüber wäre. Es gäbe noch eine Reihe von Fragen, die völlig offen geblieben seien und die Konfliktmöglichkeiten in sich trügen. So z. B. das deutsch-französische Verhältnis. Eine große Rolle spiele in dem Zusammenhang das Bewußtsein, Großbritannien müsse allein rüstungsmäßig schon deswegen aufholen, damit es nicht zu zweitklassiger Bedeutung gegenüber den besser gerüsteten faschistischen Staaten herabsänke.

3. Der Ausgang der Münchner Besprechung habe in Großbritannien die Befürchtung erweckt, daß dieses Ergebnis im Nahen und Fernen Osten dahin mißverstanden werden könne: Das Britische Weltreich ist eine gute Beute, die jedem angemessen Gerüsteten kampflos zufällt. Man glaube insbesondere, vor Japan auf der Hut sein zu müssen.

Die englischen Rüstungsmaßnahmen seien im wesentlichen Abwehrmaßnahmen, die keinerlei offensiven Charakter trügen. Ich schilderte dies im einzelnen und kam zu der Schlußfolgerung, daß es sich zwar um durchaus beachtliche Rüstungsmaßnahmen handele, diese aber in der Hauptsache auf psychologische Wirkungen abgestellt seien. Es ginge der britischen Regierung offenbar darum, bei der eigenen Bevölkerung das Gefühl der Sicherheit wieder zu erwecken und im Ausland den Eindruck einer pazifistischen Resignation Großbritanniens auszulöschen.

Umgekehrt bemühte ich mich selbstverständlich, auch die englische Seite zu beruhigen, wie das u. a. aus meinem Brief an R. vom 5. November hervorgeht, der auf einer Unterredung mit Sir Horace Wilson beruhte. Ich schrieb in ihm u. a., ich hätte Sir Horace vorgehalten, es sei absolut notwendig, daß die ewige Einmischung und Bevormundung Deutschlands, die sich z. B. aus einigen Vorstellungen Lord Halifax' ergäbe, aufhören müsse. Deutschland wünsche eine klare Anerkennung der Tatsache, daß es die ausschließliche Vollmacht im Südosten Europas habe. Wilson erwiderte mir darauf, Chamberlain sei zu einer Anerkennung dieser beiden Punkte durchaus bereit und habe meinen Anregungen zufolge auch eine entsprechende Erklärung im Unterhaus abgegeben. Chamberlain habe bereits festgestellt, daß die englischen Rüstungsmaßnahmen sich nicht gegen Deutschland richteten. In diesem Zusammenhang erläuterte ich, daß Chamberlain nach einer Formel suche, die es ihm gestatte, die Aufrüstung nicht fortzusetzen. Es sei mir hierbei noch einmal versichert worden, Chamberlain werde es nicht dulden, daß die Sowjets sich in das europäische System einschalteten. Ich glaubte daher, daß sich drei Dinge erreichen ließen:

1. ein Abkommen, das eine klare Interessensphärenteilung in der Welt zwischen den vier Mächten ergäbe;
2. ein Rüstungsabkommen, das ein Rüstungsstillstandsabkommen sei;
3. eine Erklärung, wonach die Kolonien Deutschland zurückgegeben würden, falls wir dies wünschten.

Trotz allem war man in Berlin überaus unzufrieden mit unserer Berichterstattung aus London. Man warf uns vor, wir hätten uns von der englischen Kriegsdrohung einschüchtern lassen, seien auf den englischen Bluff hereingefallen und hätten „in Panik" gemacht, anstatt den Widerstandswillen des deutschen Volkes gegen den englischen Bluff zu stärken!!? Zwar konnte man mir persönlich diesen Vorwurf nicht machen, aber eine Reihe von Kol-

legen, darunter der Berichterstatter der „Deutschen Allgemeinen Zeitung", Graf Pückler, und der Berichterstatter des Scherl-Konzerns, von Studnitz, wurden beschuldigt, durch die Schilderung der Mobilmachung in London die Moral des deutschen Volkes untergraben zu haben.

Ich wurde daher vom Reichspressechef Dr. Dietrich zur Berichterstattung aufgefordert und zu meiner Überraschung zu einer allgemeinen Pressekonferenz in München eingeladen, auf der Hitler persönlich sprechen sollte. So kam es, daß ich an der berühmten Pressekonferenz vor dem „Reichsscherbensonntag" am 8. November abends bei einem Bankett Hitler gegenüber saß.

Dr. Dietrich hatte mich in die Nähe Hitlers placiert, um, wie er sagte, mir Gelegenheit zu geben, dem Führer persönlich von meinen Eindrücken in London zu berichten, da ja doch meine Berichterstattung von entscheidender Bedeutung gewesen sei. Wenn ich gehofft hatte, auf diese Weise einmal Hitler persönlich Vortrag halten zu dürfen, so wurde ich in dieser Erwartung jedoch getäuscht.

Hitler saß mir zwar direkt gegenüber, aber an seiner Seite saß jemand, der in ganz anderer Weise sein Interesse in Anspruch zu nehmen vermochte, als dies ein Londoner Berichterstatter konnte: Dr. Goebbels. Und so wurde ich Ohrenzeuge eines Gesprächs, das mir deutlicher als alles andere die neue Mentalität Hitlers enthüllte.

Hatte ich vorher geglaubt, Hitler sei sich des gefährlichen Spiels, das er gespielt hatte, bewußt gewesen, oder daß er dem Ernst der Lage, der er sich gegenüber sah, Rechnung tragen würde, so war dies eine Annahme, die durch keine Äußerung, die er machte, gerechtfertigt wurde.

Hitler rühmte sich, mit welcher Unverfrorenheit er die Engländer und Franzosen geblufft habe und welche guten Nerven er im Gegensatz zu dem „jämmerlichen Schlappschwanz Chamberlain" und dem in den Hosen schlotternden Daladier gehabt habe. Das zeige, mit welcher Unverschämtheit die Engländer ihrerseits mit Krieg geblufft hätten. Es sei vollkommen lächerlich, wenn sie es gewagt hätten, mit Krieg zu drohen. In dem Zustand, in dem sich die französische Armee befinde, und angesichts der mangelnden Aufrüstung der englischen Luftwaffe, sei dies die bodenloseste Frechheit gewesen, die je vorgekommen sei. Nur Dummköpfe seien auf diese Geschichten hereingefallen. Leider hätten sich auch eine Reihe von Auslandskorrespondenten beeinflussen lassen und hätten in die Hosen gemacht. Er werde die Schuldigen aber zur Rechenschaft ziehen.

Ich war im Begriff, eine Pause, die er ja schließlich einmal machen mußte, zu benutzen, um mich einzuschalten, aber es trat etwas völlig Unerwartetes ein: Ein Adjutant meldete sich bei Goebbels, flüsterte ihm etwas ins Ohr, worauf dieser sich zu Hitler hinüberwandte und mit ihm zu tuscheln begann. Das Gespräch war anfangs nicht zu verstehen, aber da alles ringsherum verstummte, wurde schließlich deutlich, worum es sich handelte.

Goebbels schilderte nämlich die Maßnahmen, die er zusammen mit der SA gegen die jüdischen Geschäfte für diese Nacht und den kommenden Morgen vorbereitet hatte, und berichtete Hitler im einzelnen, was er an Schlagworten und an Propaganda-Aktionen gegen die Juden und die jüdischen Synagogen vorhabe. Es war unmißverständlich, daß Goebbels einen neuen großen Schlag gegen die Juden inszeniert hatte, der den lebhaftesten Beifall Hitlers fand. Er quietschte förmlich vor Vergnügen, schlug ab und zu mit der flachen Hand auf den Tisch oder gelegentlich auf die Schenkel und erklärte: „Da muß man aber noch das machen und jenes machen!" Kurz und gut, er zeigte seine helle Begeisterung über das, was Goebbels vorbereitet hatte.

Ich habe nach dieser Szene, die ich selbst erlebt habe, keinen Zweifel darüber, wer der Urheber des berühmten Reichsscherbensonntags war und mit wessen Billigung er erfolgte, obwohl ich selbstverständlich damals aus dem Gespräch nicht entnahm, daß es sich um eine planmäßige Aktion im ganzen Reich handelte.

Plötzlich unterbrach Goebbels jedoch das Gespräch hierüber, sichtlich unangenehm berührt, daß es so viele Zeugen bei dieser merkwürdigen Unterredung gegeben hätte, und begann die neuesten Berichte des Abhördienstes über das Verhalten Beneschs während der großen Krise zu schildern. Die Furcht und Besorgnis Beneschs und Masaryks, ihre begreifliche Trauer über die Niederlage waren für Hitler Anlaß, sich geradezu teuflisch zu freuen. Man spürte, mit welcher Wollust er diese Berichte über die Niederlage der Tschechen entgegennahm und welchen abgrundtiefen Haß er gegen dieses Volk hegte.

Zugleich wurde mir klar, was für ein psychologisch merkwürdiger Vorgang sich bei Hitler abgespielt hatte. Aus dem Mann, der Jahre hindurch einen Überfall des Gegners und den Krieg gefürchtet hatte, war ein Triumphator geworden, der seine Schwächen und Sorgen nicht mehr wahrhaben wollte und voller Überheblichkeit und Hybris sich dem Wahn hingab, e r a l l e i n mit seinen Methoden habe alles erreicht und die Welt zittere vor seiner Macht und seiner Größe.

Ich bemühte mich daher nicht mehr, mich einzuschalten. Was

sollte ich denn angesichts einer solchen Situation sagen? Ich hätte jedes seiner Worte Lügen strafen müssen. Ich wußte, daß er dies angesichts der vielen Zeugen seiner vorherigen Äußerungen niemals zugeben würde und daß es daher sinnlos war, diese Gelegenheit zu einer Aussprache zu nutzen.

Dr. Dietrich stellte mich nach dem Essen zur Rede und fragte, warum ich nichts gesagt hätte. Ich erwiderte ihm: „Meinen Sie denn, daß dies bei der Stimmung, in der er sich jetzt befindet, auch nur den geringsten Zweck gehabt hätte?"

Am nächsten Morgen gelang es mir nach vielen Mühen, Ribbentrop zu sprechen, der ebenfalls im Hotel „Vier Jahreszeiten" in München abgestiegen war. Ribbentrop war finsterster Laune. Er war wütend darüber, daß er zu dem Presseempfang nicht eingeladen worden war, und empfand dies als eine persönliche Beleidigung durch Dr. Dietrich und Dr. Goebbels. Er schimpfte erst geraume Zeit auf beide, ehe ich ihn endlich bewegen konnte, auf die mich allein interessierende Beurteilung der Lage nach dem Münchner Abkommen einzugehen.

Zu meiner Überraschung schimpfte Ribbentrop über das Abkommen. Das Ganze sei ein Fehler, und der Konsultationspakt mit Chamberlain sei eine erstklassige Dummheit. „Kaum läßt man den Führer allein, macht er solche Dummheiten", erklärte er wörtlich. „Was soll denn das Konsultationsabkommen mit den Engländern? Meinen Sie denn, daß die Engländer durch ihren Secret Service nicht sowieso alle unsere Pläne im voraus erfahren? Bei der Ungeschicklichkeit und Dummheit der Umgebung des Führers bleibt doch nichts geheim. Und im übrigen bedeutet das Abkommen doch nur, daß wir spätestens in einem Jahr mit den Engländern Krieg haben, wenn sie besser gerüstet sind, wenn sie aufgeholt haben und wenn möglicherweise die Franzosen sich eine Luftwaffe zugelegt haben, die sie im Augenblick noch nicht besitzen. Glauben Sie mir, es wäre viel besser, es wäre jetzt zum Kriege gekommen, da wir jetzt alle militärischen Trümpfe in der Hand hatten. Wer weiß, wie das in einem Jahr ist. Und das Schlimme ist, daß der Führer dies alles nicht wahrhaben will. Er bildet sich ein, er habe den englischen Bluff überblufft." Die Engländer hätten es nie ernst gemeint, und die ganzen englischen Drohungen seien in den Wind gesprochen gewesen. „Da habe ich mich jahrelang bemüht, ihm klarzumachen, daß er sich vor den Engländern in acht nehmen muß und daß sie gefährlich sind. Jetzt glaubt er das alles nicht. Er hält sie für Schlappschwänze, für defaitistisch, für heruntergekommen, und die ganze Clique

von Dr. Dietrich, Dr. Goebbels und den anderen Speichelleckern redet ihm nach dem Munde. Ich habe ihm das alles auf das lebhafteste vorgehalten, aber er klopft mir nur lachend auf die Schulter und sagt: ‚Ribbentrop, Sie ärgern sich nur, daß Sie Ihren Krieg nicht gehabt haben!' Und versteht nicht, daß ich ihn vor der heraufkommenden Gefahr warnen will, damit er eine andere Politik macht und damit er mir die Möglichkeit gibt, das diplomatische Gegengewicht zu schaffen, das allein die Engländer vom Kriege abhalten kann. Statt dessen tändelt er herum und hält bombastische Reden. Na, Sie haben das ja wohl gestern selbst erlebt!

Und dann dieser Mistkerl, der Goebbels. Haben Sie schon gehört, was seine Horden überall angerichtet haben? Da haben diese Dummköpfe überall die jüdischen Läden zerschmissen, die längst schon Ariern gehören, und haben mir das ganze außenpolitische Porzellan zerschlagen. Ja, Goebbels schmeißt die Fensterscheiben ein, und ich, Ribbentrop, darf das nachher ausbaden . . ."

Mit Mühe nur gelang es mir, ihn zu beruhigen und allmählich zu sachlicheren Äußerungen zu veranlassen. Und nun berichtete er mir, was sich abgespielt hatte. Er hatte in der Tat nach dem Münchner Abkommen eine erregte Szene mit Hitler gehabt, in der dieser ihm vorgeworfen hatte, daß er einseitig gegen die Engländer eingenommen und unglücklich darüber sei, daß es nicht zu einer kriegerischen Verwicklung gekommen sei. Er hatte sich damit verteidigt, daß er lediglich vor der Gefahr der englischen Politik habe warnen wollen. Er habe, so erklärte er mir, dies alles getan, um den Rest von Einfluß, den das Auswärtige Amt auf die Außenpolitik noch besaß, zu retten. Aber dies sei ihm völlig mißglückt. Als er ihn gar wegen der selbständigen Unterzeichnung des Konsultationsabkommens zur Rede gestellt habe, habe ihn Hitler schließlich angeschrien und gesagt: „Sie können gehen, Ribbentrop, ich brauche Sie nicht; meine außenpolitischen Erfolge muß ich offenbar immer allein — gegen meine Spezialisten — erringen, die immer alles besser wissen als ich!"

Auf meine Frage, wie die Dinge nun weitergehen sollten, versicherte er mir, daß er alles tun werde, um die Linie der Verständigung mit England aufrechtzuerhalten — trotz der Niedertracht und Gehässigkeit, mit der er verfolgt werde und mit der man ihn für alle Schärfen verantwortlich machte, die Hitler zeige. Er bat mich daher, insbesondere den Versuch zu machen, trotz der schweren Mißstimmung, die die Aufrüstungsdebatte zwischen den beiden Ländern hervorgerufen habe, den Faden der Verständigung mit England weiterzuspinnen. Ich müsse nur dabei vorsichtig sein und dürfe bei Hitler nicht den Eindruck einer englischen Schwäche

hervorrufen, denn wenn dieser Eindruck weiter verstärkt werde, würde Hitler am Ende seine Hand überspielen.

Ich muß sagen, daß ich selten so wütend, verärgert und verstimmt von einem Besuch in Deutschland wieder nach London zurückgefahren bin wie dieses Mal. Ich nahm auf der Rückreise in Berlin Gelegenheit, Albrecht Haushofer zu besuchen und diesen zu fragen, was er von der weiteren Entwicklung halte. Auch Haushofer war äußerst pessimistisch. Er erklärte mir, daß er als Warner in tiefste Ungnade geraten sei und daß im übrigen in Deutschland die Hybris regiere. „Hitler", so sagte er mir, „ist jetzt überzeugt, daß er sich alles leisten kann. Er glaubt, jede Situation meistern zu können, und nimmt daher keinerlei Rücksicht mehr auf die überall lauernden außenpolitischen Gefahren. Wenn er vorher geglaubt hat, daß er bis zum äußersten gerüstet sein müsse, um der kriegerischen Drohung des Auslandes, das ihn einkreisen wolle, begegnen zu können, so meint er heute, daß das Ausland vor ihm auf allen vieren kriecht." „Dieser Chamberlain", so habe er ihm, Haushofer, gesagt, „hat ja geschlottert vor Angst, als ich das Wort Krieg ausgesprochen habe. Der soll gefährlich sein? Das können Sie niemandem erzählen." „So werden wir also wohl doch in die Katastrophe hineinschlittern, die wir soeben glauben vermieden zu haben. Ich bin jedenfalls pessimistischer denn je. Hitler will zwar nicht den Krieg, aber er ist bereit, ihn zu riskieren. Und das ist meiner Ansicht nach die sichere Voraussetzung dafür, daß die Dinge schief gehen."

Eine Unterredung, die ich mit dem Staatssekretär v. Weizsäcker hatte, machte ebenfalls einen bedrückenden Eindruck auf mich. Die Berichte über meine Tätigkeit während der Sudetenkrise, die ich vorstehend anführte, nahm Weizsäcker zum Anlaß, um mich zu warnen. „Ich habe", so erklärte er mir, „diese Berichte nicht zu den Akten genommen. Sie passen nicht in die Landschaft. Es ist besser, ich vernichte sie mit Ihrem Einverständnis. Sie könnten Ihnen sonst schaden." *

Man wird verstehen, daß ich nach diesem Münchner Nachspiel einen überaus üblen Geschmack auf der Zunge hatte, als ich in London meine Arbeit wieder aufnahm.

Ich erhielt in dieser Zeit das Angebot einer großen amerikanischen Agentur, in ihre Dienste zu treten. Aber meine Freunde

* Es handelt sich um die auf S. 157 ff. zitierten beiden Berichte. Weizsäcker teilte die Nichtweitergabe meiner Berichte dem Botschafter v. Dirksen mit, s. „Akten z. Deutschen Ausw. Politik", Band 4, S. 271, Dokument Nr. 254.

rieten mir davon ab. Ich dürfe, so erklärten sie, gerade wenn die Lage jetzt wirklich ernst zu werden drohe, meine Aufgabe nicht im Stiche lassen. Nicht auf Hitler komme es an, sondern darauf, den Frieden zu erhalten. Der Krieg würde, das war damals durchaus klar, eine so furchtbare Katastrophe werden, daß die Verhinderung des Krieges größer als jede andere Aufgabe, ja, auch entscheidender als irgendeine Opposition, die man von außen hätte treiben können, geworden war.

Als ich einige Tage nach meiner Rückkehr nach London Sir Horace Wilson wieder aufsuchte und diesem, wenn auch in sehr vorsichtiger Form, davon berichtete, daß auch Ribbentrop eine Verständigung mit England wünsche, gab mir dieser den Auftrag, zu sondieren, ob es nicht möglich sein würde, doch noch zu einem deutsch-englischen Gespräch zu kommen, das eine Bereinigung sämtlicher Konfliktsmöglichkeiten bedeutet hätte. So schrieb ich am 26. November an Ribbentrop einen Brief, in dem ich u. a. ausführte: [22])

„Der Vertrauensmann Chamberlains bat mich zu ermitteln, ob deutscherseits Neigung bestehe, einen Pakt über die Humanisierung des Krieges, und zwar insbesondere des Luftkrieges, abzuschließen. Englischerseits bestehe der dringende Wunsch, nunmehr einen weiteren Schritt zu tun, um die Linie des Münchner Abkommens sichtbar fortzusetzen. Die Vorschläge des Führers über das Verbot des Giftgaskrieges und das Verbot des Bombenabwurfes auf die Zivilbevölkerung schienen Großbritannien hierfür besonders geeignet zu sein. Ein solches Abkommen würde die größte moralische Wirkung in England haben und der anti-deutschen Propaganda den Boden weitgehend entziehen. Sir Horace meinte, daß dieses Abkommen nicht auf dem üblichen diplomatischen Wege, sondern direkt zwischen Hitler und Chamberlain ausgehandelt werden solle. Die Unterzeichnung eines derartigen Abkommens würde Ribbentrop Gelegenheit geben, einen ähnlichen Besuch in London abzustatten, wie er ihn Paris abgestattet habe. Man könne diesen dann zu einer eingehenden Aussprache benutzen. Er hielte es für möglich, daß eine gemeinsame deutsch-englische Erklärung über die Anerkennung der gegenseitigen Haupteinflußzonen sich hierbei ergeben könnte. Auch Göring würde unter Umständen für einen derartigen Besuch willkommen sein."

Ich fügte einen Pressebericht an, in dem ich besonders unterstrich, daß Chamberlain bei seinem Pariser Besuch dem französischen Wunsche auf definitive Zusage eines Expeditionskorps für den Fall eines Krieges ausgewichen sei. Man habe sich daher auf

technische Besprechungen der Militärs beschränkt. Ich betonte weiter, daß die sogenannte Verschlechterung in den deutsch-englischen Beziehungen in England mit tiefem Bedauern gesehen werde, führte allerdings auch an, welch schlechte Wirkung die Juden- und die Kolonialfrage auf die deutsch-englischen Beziehungen hätten. Man suche trotzdem nach einem neuen Anknüpfungspunkt für ein Gespräch mit Deutschland.

Eine Einteilung der Welt in Interessensphären — Deutschland: Südost- und Osteuropa; Großbritannien: Empire und Weltmeere; Japan: China; Italien: Mittelmeer — schiene möglich zu sein.

Die Stellung der Regierung Chamberlain habe sich wieder gefestigt. Alle etwaigen Nachfolger Chamberlains hätten sich z. Zt. weitgehend auf dessen außenpolitische Linie festgelegt.

Aber die Anregung zu einer Reise Ribbentrops nach London, um dort ein deutsch-englisches Gespräch zu führen, ging im Trubel der nachfolgenden Ereignisse unter.

Ribbentrop berief mich zwar in den ersten Januartagen wieder nach Berlin und begrüßte mich überaus freundlich, aber seine Antwort auf den englischen Schritt war sehr zurückhaltend. Er erklärte mir, daß es für ihn doch nur einen Sinn habe, nach London zu kommen, wenn dort ein größeres Abkommen unterzeichnet würde. Hitler sei durchaus bereit, auf eine Generalverständigung mit Großbritannien einzugehen, aber was für einen Inhalt sollte dieses Abkommen haben? Eine Rüstungsbegrenzung? Es scheine ihm sehr unwahrscheinlich, daß angesichts der gegenwärtigen Spannungen Hitler ein solches Abkommen unterzeichnen werde. Ein gemeinsames Abkommen gegen Rußland? Dem würden die Engländer nicht zustimmen, jedenfalls nicht zum gegenwärtigen Zeitpunkt. Es müsse daher der Versuch gemacht werden, erst eine Basis für eine Generalverständigung zu finden, ehe er in der Lage sein würde, nach London zu kommen.

Als ich diesen Gedankengang nach meiner Rückkehr Sir Horace Wilson vortrug, stimmte mir dieser durchaus zu. Er fand das Verlangen Ribbentrops vernünftig und versprach mir, den gesamten Fragenkomplex in internen Beratungen mit dem englischen Kabinett zu klären und mir sodann weitere Mitteilungen zukommen zu lassen.

Es zeigte sich aber, daß diese unsere Erwägungen alle verfehlt waren, weil sie nicht in Rechnung stellten, daß die Dinge auf dem Kontinent völlig unabhängig von den deutsch-englischen Beziehungen im engeren Sinne durch die dortige eigene Entwicklung auf das schwerste gestört wurden.

Um das zu verstehen, muß man von der Tatsache ausgehen, daß Hitler sowohl in seinen Besprechungen in Godesberg wie auch in seiner letzten Sportpalast-Rede und auch in München auf das eindeutigste versichert hatte, die Abtretung des Sudetengebietes stelle die letzte territoriale Forderung dar, die er zu stellen beabsichtige.

Hitler hat bei diesen Erklärungen die noch offenen Fragen im Osten, nämlich Memel und Danzig, entweder vergessen zu erwähnen oder diese für so unbedeutend angesehen, daß sie in seinen Augen nicht als territoriale Forderungen erschienen. Die 100 000 Deutschen in Memel und die 400 000 Deutschen in Danzig ins Reich heimzuführen, erschien ihm als eine solche Bagatelle und Selbstverständlichkeit, daß er glaubte, diese Fragen ohne Bedenken selbständig und ohne Einschaltung der Großmächte lösen zu dürfen und zu können. Jedenfalls war er der Überzeugung, es handle sich um so geringfügige Probleme, daß sie keine internationale Krise heraufbeschwören würden.*

Ich habe bereits darauf verwiesen, in welcher merkwürdigen Stimmung sich Hitler in der Zeit nach München befand. Er war auf der einen Seite aufgeregt, wütend und zornig, auf der anderen Seite siegestrunken und voller Überheblichkeit. Er glaubte, die Schwächen der Westmächte in vollem Umfang erkannt zu haben, und war daher der Meinung, daß er erneut durch einen Bluff, der selbstverständlich in einer militärischen Drohung bestand, alles erreichen könne, ohne damit den Frieden zu gefährden.

Aber abgesehen davon hatte er tatsächlich damals, wie mir einwandfrei von Hewel, Ribbentrop, Haushofer und einer Reihe anderer Persönlichkeiten versichert worden ist, die Absicht, es mit der Erwerbung Danzigs und Memels genug sein zu lassen und dann eine neue Politik zu beginnen.

Diese von Hitler in Aussicht genommene Politik bestand zu diesem Zeitpunkt darin, daß er ein großes europäisches Bündnissystem gegen Sowjet-Rußland zusammenbringen wollte. Er hoffte, nicht nur Italien und Japan, sondern auch Frankreich und England zu diesem Zwecke auf seine Seite bringen zu können. Er war sich aber klar darüber, daß er diese „heilige europäische Allianz", wie er das intern nannte, gegen Sowjet-Rußland nur dann verwirklichen könnte, w e n n e r P o l e n v ö l l i g u n g e s c h o r e n l i e ß .

Und so ergab sich die heute merkwürdig erscheinende Situation, daß Hitler nach dem Münchner Abkommen zunächst einmal systematisch daran gearbeitet hat, eine Verständigung mit Polen herbei-

* Nach späteren Mitteilungen Ribbentrops, Hewels und Rudolf Heß'.

zuführen, um ein deutsch-polnisches Militärbündnis gegen Sowjet-Rußland zu schaffen.[23])

Als Anlaß hierfür glaubte er die Danziger Frage benutzen zu können.

Die bisherige Geschichtsschreibung hat in dieser Frage die Taktik, die Hitler eingeschlagen hat, falsch dargestellt. Es ist unrichtig, wenn behauptet wird, Hitler habe bereits zu diesem frühen Zeitpunkte Forderungen an Polen gestellt, die über die Änderung der völkerrechtlichen Stellung Danzigs und die Abtretung einer Straße durch den Korridor hinausgegangen wären. Ja, Hitler ist weiter gegangen — aber in einer anderen Richtung! Er hat Polen als Entschädigung für die Rückkehr Danzigs ins Reich die Abtretung der Karpatho-Ukraine angeboten, jenes Gebildes, das durch den Zerfall der Tschechoslowakei entstanden war und in dem ukrainische Nationalisten eine Agitation für die Loslösung Galiziens von Polen betrieben. Hitler glaubte, Polen damit einen ganz besonderen Dienst zu erweisen. Er hoffte also auf polnische Dankbarkeit und dachte, damit die Grundlage für eine volle Verständigung zwischen den beiden Mächten in der Hand zu haben.

Die Gespräche des Botschafters v. Moltke in Warschau mit dem polnischen Außenminister Beck im Januar 1939 verliefen jedoch ergebnislos. Und Hitler beging hier eine Ungeschicklichkeit, die von seinen Gegnern sehr schnell ausgenutzt werden sollte. Er veröffentlichte ein Kommuniqué, aus dem hervorging, daß er ja „nur Danzig" von Polen zurückhaben wollte.

Damit entfachte er im hypernationalistischen Polen eine Agitation, wie man sie sich schlimmer nicht vorstellen konnte. Und die französische Diplomatie begriff, daß eine deutsch-polnische Verständigung eine weitere Schwächung der Position Frankreichs bedeutet hätte, das damit den letzten seiner großen Bundesgenossen im Osten verloren haben würde.

Die französische Diplomatie bemühte sich daher mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln, die von Hitler angestrebte deutsch-polnische Verständigung zu verhindern. Es setzte eine Kampagne Europa beunruhigender Nachrichten ein, wie sie bösartiger nicht gedacht werden konnte.

Sie hatte vor allen Dingen einen unerwarteten Erfolg: Sie brachte die amerikanische Diplomatie ins Spiel!

Wenn Roosevelt über das Münchner Abkommen und die „schmachvolle Rolle", die England und Frankreich dabei gespielt hatten, nachträglich empört gewesen ist, so bemühte er sich von da ab, jede neue „Kapitulation vor Hitler" zu verhindern. Er veran-

faßte daher seinen Warschauer Botschafter Biddle, Polen mit allen Mitteln den Rücken zu stärken und den Parteien in Polen zum Übergewicht zu verhelfen, die jedes Nachgeben in der Danziger Frage als nationale Schmach empfanden.

Hitler ließ sich durch diese Dinge zunächst nicht beeinflussen. Er entsandte Ribbentrop nach Warschau, um dort noch einmal den Versuch zu einer großangelegten deutsch-polnischen Verständigung zu machen. Aber dieser Besuch ertrank in Kaviar und Subrowka. Es wurde gefrühstückt, getanzt, Theater besucht und gejagt, aber sachlich wich Beck Ribbentrop in jeder Hinsicht aus, so daß dieser ohne jedes Ergebnis wieder nach Hause kam. Eine Tatsache, die, wie man verstehen kann, Hitler in Zorn versetzte und ihn zu Äußerungen veranlaßte, die man kaum anders denn als Drohungen gegen Polen ansehen konnte.

Unter dem Eindruck eines möglichen Ausscheidens Polens aus der französischen Bündnisfront begann nunmehr aber die französische Diplomatie zu einem großen Schlage auszuholen. Die Franzosen begannen Besprechungen mit den Engländern darüber zu führen, ob es nunmehr nicht doch angebracht sei, Sowjet-Rußland endgültig in das europäische Sicherheitssystem gegen Deutschland einzuschalten. Bei der Käuflichkeit der französischen Parlamentarier blieben diese Nachrichten selbstverständlich nicht geheim. Wenige Tage, oft wenige Stunden, nachdem die entsprechenden Schritte unternommen worden waren, wurde Hitler davon informiert, daß Frankreich sich bemühte, das Bündnis mit Sowjet-Rußland so zu gestalten, daß ein automatisches Eingreifen Sowjet-Rußlands sicher war, wenn es zu einem europäischen Kriege kommen sollte.

Daß die Franzosen mit ihren Bemühungen, auch die Zustimmung der Engländer hierfür zu erhalten, Erfolg hatten, war nach den Nachrichten, die wir aus London geben mußten, dabei eindeutig. Die große Koalition England — Frankreich — Rußland gegen Deutschland schien also als unmittelbare Folge der Hitlerschen Verständigungsbemühungen um Polen zu entstehen.

So hatte Hitler nach den Schilderungen, die mir Ribbentrop bei einem weiteren Besuch in Berlin machte, die Lage gesehen. Hitler war überzeugt, daß der große Krieg gegen ihn nun doch vorbereitet werde und er daher weitere Sicherungsmaßnahmen ergreifen müsse.

Ohne diesen Hintergrund ist das Eingreifen Hitlers in die tschechoslowakische Staatskrise, die sich inzwischen entwickelt hatte, nicht zu verstehen. Die Tschechoslowakei, dieser künstliche, aus vielen Völkern zusammengesetzte Staat, war erklärlicherweise nach der Abtretung der sudetendeutsche Gebiete in eine schwere

Krise geraten. Die jahrzehntelange Unterdrückung sämtlicher Minderheiten und Privilegierung der Tschechen hatte alle anderen Völker dieses Mehrvölkerstaates zu Gegnern des Prager Regimes gemacht. So kam es, daß schließlich auch die Slowaken dem tschechischen Brudervolk die Gefolgschaft aufsagten und unter Tiso ihre Unabhängigkeit erstrebten. Das war selbstverständlich für Hitler ein willkommener Anlaß zum Eingreifen.

Konnte Hitler in einer derartigen Situation voller europäischer Spannungen, in der er jederzeit den großen Krieg zu befürchten hatte, mitten im Herzen des deutschen Raumes die Gefahr eines tschechisch-slowakischen Bürgerkrieges und einen ständigen Unruheherd bestehen lassen?

Dazu kamen bei ihm unsachliche Erwägungen, wie der infernalische Haß, den er gegen die Tschechen hegte, und der Wunsch, dieses ihm verhaßte Volk bis zum letzten zu demütigen. Aber auch mystische Vorstellungen beherrschten ihn, wie die alte Sage, daß der Herrscher auf dem Hradschin in Prag der Kaiser der Welt sein werde.

Hitler griff somit ein und beseitigte damit endgültig die Tschechoslowakei.

Der Einmarsch in Prag am 15. März bedeutete das Ende der Tschechoslowakei, aber auch den Bruch sämtlicher Vereinbarungen, die man vorher getroffen hatte, um in München das Gesicht zu wahren und den demokratischen Staatsmännern das Zugeständnis der Abtretung der sudetendeutschen Gebiete zu ermöglichen!

Die Schnelligkeit, mit der sich die Krise entwickelt hatte, die Plötzlichkeit des deutschen Eingreifens und die kriegerischen Drommeten der Hitlerschen Erklärungen verschlimmerten den Eindruck, den dieses Ereignis — die Beseitigung eines europäischen Staates mitten im Frieden — in der Welt machte. Es war klar, daß damit eine völlig neue Lage geschaffen war, die allen bisherigen Bestrebungen zur Verständigung eine Ende bereitete.

Man wird es daher sehr wohl begreifen, daß wir in London über diesen Schritt auf das tiefste bestürzt waren. Der Verständigungswille Englands schien durch diesen Schritt Hitlers endgültig zerstört zu sein. Die harten Erklärungen, die Chamberlain und Halifax dem Botschafter v. Dirksen übermittelten, ließen eindeutig erkennen, daß Hitlers Maß voll war.[24]) Keinen Schritt weiter durfte Hitler gehen, wenn er den Krieg vermeiden wollte! Die Verständigung schien ein für allemal unmöglich geworden, der europäische Krieg nur noch eine Frage von Wochen und Monaten zu sein.

Von da ab lebte London in einer ständigen Panik, von der man

sich heute kaum mehr einen Begriff machen kann. Jede noch so unsinnige Nachricht über geplante Aktionen Hitlers wurde geglaubt, und jedes Mittel zur Begegnung der Hitlerschen Drohungen schien recht. Die Kriegspartei hatte ganz zweifellos Oberwasser, und es schien nur eine Frage von Tagen zu sein, bis die große Katastrophe eintrat.

Trotzdem rettete Chamberlain noch einmal die Lage durch eine Erklärung, die zwar den allergrößten Zorn Hitlers hervorrief, die aber eben doch zeigte, daß sich England nicht alles gefallen lassen würde und die Geduld Chamberlains erschöpft war: Das war die Erklärung, daß England die Unabhängigkeit und Integrität Polens garantiere.

Hitler war wütend, aber er begriff, daß er nicht weitergehen durfte, wenn er nicht sofort den Krieg herbeiführen wollte. So entschloß er sich, die sich entwickelnde deutsch-polnische Spannung noch einmal abklingen zu lassen und den Versuch zu machen, die Angelegenheit durch Verhandlungen zu bereinigen.

So kam es, daß zwischen den Ereignissen vom März und dem schließlichen Kriegsausbruch noch eine Pause eintrat, in der es theoretisch möglich war, den Versuch zu machen, das letzte Unheil abzuwenden. Wie sich dieses Spiel anließ und warum es scheiterte, welche Hintergründe die Vorgänge im einzelnen hatten, das schildere ich im nächsten Kapitel.

Dirksen, Th. Kordt, ich — jeder von uns hat sich bemüht, der immer größer werdenden Gefahr des Krieges zu begegnen.

Man wird mir verzeihen, wenn ich mich im nachfolgenden Kapitel in der Hauptsache auf die Schilderung meiner eigenen Rolle beschränke, da Dirksen eine Darstellung über seine Tätigkeit bereits gegeben hat. Th. Kordts Rolle geht hingegen aus den Aktenpublikationen hervor.

IV. Kapitel

DER LETZTE VERSUCH

Die internationale Spannung, die infolge der Lage in Polen entstanden war, hielt nach dem Prager Einmarsch in London ständig an, ohne daß irgendein Zeichen für ein Nachlassen sichtbar wurde. Für alle Beobachter bestand kein Zweifel darüber, daß sie zu einem Höhepunkt kommen mußte, bei dem die Gefahr eines deutsch-englischen Krieges immer näher rückte, wenn nicht etwas Entscheidendes geschah, um eine Beruhigung der öffentlichen Meinung in England herbeizuführen. Die Botschaft, vor allen Dingen Herr v. Dirksen selbst, Dr. Theo Kordt und andere, bemühten sich, das Auf und Ab der Spannungsmomente genauestens zu erfassen und dafür Sorge zu tragen, daß in Berlin keinerlei Mißverständnis über den Ernst der Lage entstand. Gelegentlich gab es wohl Augenblicke, in denen man zweifeln konnte, ob nicht doch die Möglichkeit einer Entspannung bestünde; es stellte sich jedoch immer wieder heraus, daß diese Momente täuschten und es nur zu einem neuerlichen Anwachsen der Spannung kam.

Kennzeichnend für diese Lage ist der folgende Brief, den ich nach Kenntnisnahme durch Herrn v. Dirksen und Dr. Kordt am 23. Juni 1939 an Ribbentrop richtete. Daraus folgende Stelle:

„Nach monatelanger Hochspannung beginnen sich seit etwa drei Wochen die ersten Zeichen einer Beruhigung in England zu zeigen. Diese Tendenz darf allerdings vorläufig noch keineswegs überschätzt werden. Wut und verletzter Stolz wegen der Demütigung Großbritanniens, die jeder Engländer in den Erfolgen Hitlers und Mussolinis zu sehen vorgibt, sind noch immer so groß, daß die Regierung positive Schritte zu einer Verständigung mit den beiden Mächten nicht auf sich zu nehmen getraut. Vor Abschluß der Russen-Verhandlungen darf mit keinerlei ernstlichen Möglichkeiten einer Wiederkehr der Ausgleichsbemühungen durch die britische Regierung gerechnet werden. Die britische Regierung hat sich bekanntlich auf die Verhandlungen mit den Russen nur aus drei Gründen eingelassen:

a) weil Frankreich einen Militärpakt mit den Russen im Interesse der militärischen Sicherung Polens verlangt hat;

b) weil die britische Regierung zu dem Zeitpunkt, zu dem diese Verhandlungen begannen, sich gänzlich unter dem Eindruck befand, die public opinion im Lande verlange eine derartige Politik;

c) da Halifax im Kabinett die Ansicht vertrat, England würde nur nach dem Abschluß eines Paktes mit der Sowjet-Union stark genug sein, um eine Regelung der restlichen europäischen Fragen auf friedlichem Wege zu sichern; allein das Schwergewicht Sowjet-Rußlands würde in der Lage sein, den Führer von weiteren einseitigen Aktionen abzuhalten.

Halifax ist dabei so weit gegangen, mit seinem Rücktritt zu drohen, wenn seine Politik des Friedensblockes vorzeitig abgebrochen würde. Die drei Punkte haben sich jedoch inzwischen stark abgenützt. Es kommt hinzu, daß sich in den Verhandlungen mit Moskau auch nach englischer Überzeugung herausgestellt hat, Moskau glaube, die gegenwärtige Lage Englands ausnützen zu können, um Großbritannien definitiv von sich abhängig zu machen. Das kommt darin zum Ausdruck, daß die Sowjets einen Vertrag wünschen, der die Westmächte zwingen würde, der Sowjet-Union unter allen Umständen den militärischen Beistand zu leisten, während Großbritannien seine Entschließungsfreiheit beizubehalten wünscht. In London will man die sogenannte Friedensfront nicht geschaffen haben, um in der Frage, ob Krieg oder Frieden, statt von Deutschland von der Sowjet-Union abhängig zu sein.

Der französische Einfluß beginnt geringer zu werden. Man findet nunmehr in England allgemein, daß man genug für Frankreich getan habe. Im Volke beginnt sich eine Stimme zu regen: Für Frankreich setzen wir uns nur ein, wenn es angegriffen wird.

Auch die propagandistische Überlegenheit Polens ist im Schwinden. Zwar ist es noch nicht gelungen, die öffentliche Meinung und die Regierung davon zu überzeugen, daß die Übernahme der Garantie für Polen durch die Engländer der entscheidende Fehler in der englischen Politik dieses Jahres war, aber man ist sich bewußt geworden, daß Polen sehr viel schwächer ist, als man ursprünglich annahm.

Selbst im Foreign Office gibt man die Unmöglichkeit der gegenwärtigen Grenze zwischen Deutschland und Polen unter vier Augen bereits zu. Zur Verteidigung der englischen Politik erklärt man lediglich, Polen würde durch die Abtretung Danzigs seine Unabhängigkeit verlieren. Die englische Politik wolle sich darauf beschränken, den Frieden so lange zu sichern, bis Deutschland und Polen sich so weit beruhigt hätten, daß die erforderliche Regelung friedlich vorgenommen würde.

Nur in einem Punkt ist man englischerseits völlig fest: Eine Regelung der polnischen Frage ohne oder gar gegen den Willen Englands, erklärt man, nicht zulassen zu können. Selbst die verständigsten Leute behaupten, Englands Ehre sei verpfändet; es müsse daher schlagen, wenn deutscherseits auch nur der Schatten von Gewalt ausgeübt würde.

Was die Stimmung des englischen Volkes anbetrifft, so ist leider festzustellen, daß wir heutzutage infolge der monatelangen Wühlarbeit unserer Gegner fest damit rechnen müssen, jede militärische Aktion der Regierung gegen uns würde voll gebilligt werden. In manchen Landesteilen Großbritanniens heißt es geradezu: Lieber heute als morgen!

Der Gesamteindruck läßt sich dahin zusammenfassen, daß die Lage noch immer so gespannt ist, daß man damit rechnen muß: Die Regierung schreitet zum Kriege, wenn sie sich hierzu verpflichtet oder gezwungen fühlt. Die Bereitschaft (auf unsere Wünsche einzugehen) ist jedenfalls im Wachsen, da Chamberlain noch immer bereit sein dürfte, eine friedliche Regelung als die wünschenswertere anzusehen, wenn wir ihm dies psychologisch ermöglichen. Wir können, wenn wir es wollen, dieser Tendenz zum Siege verhelfen. Noch hat der Gedanke eines Präventivkrieges hier keine tiefe Wurzel gefaßt."

Ein Bericht, den ich in meiner Eigenschaft als Pressebeirat der Botschaft etwa 14 Tage später verfaßte, zeigt deutlich, wie sich die Lage inzwischen weiter zuspitzte*. Der Bericht vom 3. Juli besagt etwa folgendes:

Hinter den Kulissen spielte sich in den letzten Wochen ein heftiger, aber mit großer Zähigkeit geführter Kampf um die Frage ab, ob, wann und in welcher Form die britische Regierung nach Vollendung ihrer Friedenspolitik (Bündnis mit Moskau) wieder mit einem Verständigungsangebot an Deutschland herantreten solle. Zwischen Chamberlain, Halifax, Simons und Inskip auf der einen Seite, und Hoare, Hore-Belisha und dem übrigen Kabinett hat es ernste Meinungsverschiedenheiten in dieser Frage gegeben. Zweifellos hat sich als Ergebnis herausgestellt, daß Chamberlain und Halifax nachdrücklich an der Anschauung festgehalten haben, es sei für die zum Herbst zu erwartenden Neuwahlen und im Interesse des Offenlassens etwaiger Friedensmöglichkeiten not-

* Solche Pressebeiratsberichte gingen in der Regel an alle Ministerien, nicht nur an das Auswärtige Amt.

wendig, stärker als bisher auch die Möglichkeit eines Ausgleichs zu betonen.

Der Gegenstoß gegen diese Politik ist in erster Linie und auch zeitlich zuerst von den Amerikanern geführt worden, und zwar offensichtlich planmäßig, um Roosevelt einen doppelten außenpolitischen Erfolg zu ermöglichen:

a) das Zustandebringen der Friedensfront in Europa durch Abschluß des Russenpaktes;

b) den amerikanischen Beitrag hierzu in Gestalt der Änderung der Neutralitätsakte, die nach englischer Auffassung die absolute Grundlage für eine neue aktive Außenpolitik der USA gegeben haben dürfte.

Zu diesem Zweck sind die amerikanische Diplomatie und die amerikanische Propagandamaschinerie (die Nachrichtenagenturen) in dreierlei Richtungen eingesetzt worden.

a) Es ist in irgendeiner, bisher aber nicht eindeutig festzustellenden Form ein amerikanisches Eingreifen im fernöstlichen Konflikt erfolgt, das die Japaner veranlaßt hat, Verhandlungen zur Beilegung des Zwischenfalles von Tientsin aufzunehmen. Das amerikanische Eingreifen bezweckte hier die Beseitigung der hemmenden Einflüsse, welche die fernöstlichen Vorgänge auf die Moskauer Psychologie hatten.

b) Es erfolgte ein amerikanischer Druck in London und in Moskau, der dem Zweck diente, die beiden Partner auf das dringende Interesse der USA an dem sofortigen Abschluß des Paktes hinzuweisen.

c) Die letzten, an sich bereits 14 Tage lang bekannten Vorgänge in Danzig wurden von den amerikanischen Nachrichtenagenturen, wie zuverlässig berichtet wird, auf Veranlassung des amerikanischen Botschafters in Warschau, Biddle, so aufgeputscht, daß eine „Kriegsgefahr" an die Wand gemalt wurde, um auf diese Weise nach Klarstellung der beiden oben erwähnten Fragen den entsprechenden psychologischen Druck auf den amerikanischen Kongreß auszuüben. Zugleich sollte es der englischen Regierung möglich gemacht werden, ihre Haltung in den englisch-sowjetrussischen Verhandlungen zu versteifen. In der Tat ist dann einwandfrei zu beobachten gewesen, daß sämtliche Alarmnachrichten aus Danzig ausschließlich von der jüdisch-amerikanischen Nachrichtenagentur „British United Press" gebracht wurden, die als erste und oft stundenlang vor anderen Agenturen z. B. folgende Falschnachrichten gebracht hat: Die Nachricht von der Verstärkung des Freikorps am 28. Juni; die Nachricht von der Landung deutscher Geschütze am 29. Juni; die Nachricht von einem angeblichen

Besuch des Führers in Danzig am 1. Juli vom 30. Juni; die Nachricht vom 30. Juni abends, daß am 1. Juli ein Putsch des Danziger Senats in Gestalt eines einseitigen Anschlusses erfolgen würde. Ebenso sind die Stellungnahmen der französischen und der polnischen Regierung stets von dieser Nachrichtenagentur zuerst und in bewußt alarmistisch entstellender Form gegeben worden. Der Erfolg war, daß die englische Presse diese Nachrichten zumeist in der entstellten Form und nur selten in der ruhigen und sachlichen Form Reuters abgedruckt hat, welche Agentur natürlich stets zu spät kam und darüber hinaus erklärlicherweise auch nur sehr viel zahmere Berichte geben konnte.

Die Panikmache ist sodann von den Franzosen aufgegriffen worden. Bereits die Rede Daladiers soll nach Londoner Informationen auf Vorstellung des amerikanischen Botschafters in Paris, Bullitt, zurückzuführen sein.

Die letzten englischen Vorschläge an Moskau sind im übrigen nur unter schwerstem Druck von Paris aus vom britischen Kabinett gebilligt worden. Diesen Widerstand glaubte man in Paris am besten ausschalten zu können, indem man die akute Gefahr eines deutsch-polnischen Konfliktes an die Wand malte. Es ist bezeichnend, daß nach der Londoner Darstellung die Pariser Presse die Danziger Berichte sofort aufgenommen hat, während die englische Presse erst zwei Tage später auf diese Gerüchtemacherei eingeschwenkt ist. Erst dann hat Halifax den diplomatischen Korrespondenten des Daily Telegraph veranlaßt, eine Warnung an die deutsche Adresse zu richten. Entsprechend erfolgte eine Stellungnahme des Leiters der Presseabteilung des Foreign Office.

In dritter Linie erst haben sich die Polen in diese Angelegenheit eingeschaltet. Ihr Bestreben ging zunächst sichtlich dahin, zu beruhigen. Erst nachdem man polnischerseits die propagandistischen Möglichkeiten sah, setzten polnische Bemühungen ein, die offensichtliche Lücke in den englisch-polnischen Abmachungen (ein friedlicher Anschluß Danzigs ist kein direkter Angriff, sondern bestenfalls eine indirekte Aggression) zu schließen und die englische Öffentlichkeit davon zu überzeugen, daß dies notwendig wäre. Begründung hierfür: Die Wegnahme Danzigs gefährde angeblich die Verteidigungsfähigkeit des Korridors.

Die Kriegspartei in England ist von der Parole entzückt gewesen, die Einverleibung Danzigs bedeute den Krieg. Die Heftigkeit der Äußerungen dieser Clique (Amery, Churchill, Eden) erklärte sich jedoch aus der völligen Überraschung und dem plötzlichen Auftreten der Danziger Meldungen. Auch der Cliveden Set (die Astors, die neuerdings völlig unter amerikanischem Ein-

fluß stehen) wünscht nicht nur einen Pakt mit Sowjet-Rußland, sondern auch die Hineinnahme Churchills und Edens in das Kabinett. Sie geht dabei von der Anschauung aus, daß nur eine Ansammlung überwältigender Macht Deutschland vom Kriege oder einer den Frieden gefährdenden Haltung abhalten könne.

„Im Ergebnis ist festzustellen:

a) Die englische Regierung ist durch den von außen kommenden Vorstoß in der Danziger Frage propagandistisch völlig über den Haufen gerannt worden;

b) sachlich ist es ihr hingegen gelungen, die Presse sich austoben zu lassen und gerade dadurch die Lage noch einmal offen zu halten, unter der Voraussetzung allerdings, daß nicht mehr als bisher in Danzig geschieht; sollte dies jedoch noch eintreten, so muß bei der gegenwärtigen Krisenstimmung in Großbritannien damit gerechnet werden, daß die Polen ihre Sache hier voll durchsetzen — was bisher nicht der Fall war.

Nicht zu verwechseln mit diesen politischen Reaktionen zur Danziger Lage sind Beobachtungen über scharfe Mißtöne anderer Art gegen Deutschland. Sie stellen nach hiesiger Meinungsäußerung (z. B. Äußerung des Neffen von Lord Halifax an mich) eine Antwort auf die letzten Reden und Pressestimmen aus Deutschland dar. Diese haben, soweit es sich objektiv hier ermitteln ließ, schwere Verärgerung, Empörung und teilweise Wut hervorgerufen, haben also leider die Engländer nicht nervös gemacht, sondern sie nur in ihrer gegenwärtigen anti-deutschen Stimmung bestärkt."

Ich habe Grund anzunehmen, daß dieser Bericht seinen Eindruck in Berlin nicht verfehlte, insbesondere bei denjenigen unter der nationalsozialistischen Führerschaft, die dem Einfluß Hitlers nicht völlig verfallen waren. Dies gilt vor allem für Göring, der ja einwandfrei wissen mußte, daß die deutsche Rüstung zum Herbst 1939 noch keineswegs beendet war und vor 1941 die Wiederaufrüstung Deutschlands nicht vollendet sein würde. Göring mußte es daran liegen, zumindest einen Aufschub zu gewinnen, um zu erreichen, daß er seine Aufgabe, nämlich die Aufrüstung Deutschlands, richtig beenden konnte, bevor es zur Katastrophe kam. Daher ist es verständlich, daß insbesondere in den Kreisen seiner Mitarbeiter der Gedanke, noch einmal eine Verständigung mit England zu suchen, und zwar wenn möglich auf breitester Basis, und dafür das polnische Abenteuer in den Hintergrund treten zu lassen, immer mehr an Boden gewann. Göring entschloß sich daher im Frühsommer 1939 (Mai—Juni), seinen intimsten Mitarbeiter, Dr. Helmut Wohlthat, nach London zu entsenden, um durch dessen

Vermittlung den Versuch zu machen, ein direktes deutsch-englisches Verständigungsgespräch wieder herbeizuführen. Dr. Wohlthat, den ich seit Jahren kannte, war für diese Aufgabe um so geeigneter, als es allgemein bekannt war, daß er dem Nationalsozialismus völlig ablehnend gegenüberstand und aus seiner Kritik der meisten führenden Männer der NSDAP kein Hehl machte. Er ließ allein Göring gelten, allerdings mit der Einschränkung, daß er sich der Grenzen Görings dabei durchaus bewußt blieb.

Meine Ansicht, Chamberlain und seine engsten Mitarbeiter würden einer derartigen Fühlungnahme von deutscher Seite positiv gegenüberstehen, wurde durch den Verlauf der Besprechungen Wohlthats voll und ganz bestätigt. Ein Wink, den ich über Steward an Sir Horace Wilson gab, in dem ich auf die besondere Vertrauensstellung Wohlthats im Stabe Görings hinwies, hatte ein selbst für mich überraschendes Ergebnis: Wilson übernahm selbst die Initiative zu einem Gespräch mit Wohlthat, anscheinend nachdem er sich vorher in Berlin durch den englischen Botschafter Henderson meine Ansichten hatte bestätigen lassen.[26])

Wohlthats Gespräche in London verliefen zunächst äußerst vielversprechend. Er nahm Besprechungen mit Sir Horace Wilson, dem englischen Handelsminister Hudson, Vertretern der englischen Schwerindustrie und anderen prominenten Persönlichkeiten der englischen Politik auf, die nach wenigen Tagen bereits etwa folgendes Bild ergaben: Es schien die Möglichkeit gegeben, daß es zwischen Deutschland und England zu einer Verständigung kommen könne, wenn etwa folgendes Programm in Aussicht genommen würde: Deutschland müsse auf kriegerische Abenteuer in Europa definitiv verzichten und Beweise hierfür liefern. Hiergegen würde England bereit sein, mit Deutschland ein Bündnis zu schließen, Deutschland die Kolonien zurückzugeben und ihm einen großen wirtschaftlichen Kredit zu gewähren, um die Umstellung von der Kriegsproduktion auf die Friedensproduktion zu ermöglichen. Das Schwergewicht der Besprechungen lag jedoch nicht völlig eindeutig auf der Frage eines deutschen Kriegsverzichts, sondern verschob sich auf das wirtschaftliche Gebiet, da Wohlthat auf Anraten von Dirksen und Kordt es verständlicherweise ablehnte, sich von Chamberlain empfangen zu lassen und mit seinen Gesprächspartnern politische Fragen zu verhandeln. Ein durch Garantien glaubhaft gemachtes Versprechen Hitlers, daß er auf weitere Expansion verzichten würde, würde Chamberlain bereit gefunden haben, große wirtschaftliche Konzessionen auf den verschiedensten Gebieten zu machen. Es war vorauszusehen, daß diese Konzessionen, ja überhaupt diese Politik, auf einen sehr scharfen Wider-

stand im Lande stoßen würden; wohl aber mußte zugegeben werden, ein derartig großzügiges Programm, das eine endgültige Sicherung des Friedens bewirkt haben würde, hätte wahrscheinlich sehr viele der erbitterten Gegner Hitlers in England auf unsere Seite gebracht.

Wohlthat unterrichtete sowohl Dirksen und Kordt wie auch mich persönlich über den Fortgang seiner Besprechungen, so daß wir laufend im Bilde waren. Wir konnten auf Grund der Fortschritte, die seine Verhandlungen machten, bereits annehmen, sie würden zu einem Erfolge führen, als jäh und unerwartet eine unglaubliche Indiskretion den Verhandlungen ein Ende setzte.

Der „Daily Express", eine Zeitung, die von jeher deutschfeindlich war und es auch bis auf den heutigen Tag geblieben ist, brachte eines Morgens als sensationelle Enthüllung den Inhalt der Geheimverhandlungen mit über die ganze Seite gehenden Schlagzeilen, trotz wichtiger Entstellungen aber verhältnismäßig so genau, daß wir annehmen mußten, eine der an diesen Verhandlungen beteiligten Persönlichkeiten mußte diesen Schlag gegen uns geführt haben.

Einer meiner jüdischen Kollegen erzählte mir später, die Angelegentlich habe sich wie folgt abgespielt: Der Handelsminister Hudson, der einem Glas Whisky, wir wollen sagen einem regelmäßigen Glas Whisky, zum Abendtrunk sehr ergeben war, hatte, nachdem er seine letzten Besprechungen mit Wohlthat gehabt hatte, hierüber Chamberlain persönlich Bericht erstatten wollen. In dem Zustande leichter alkoholischer Benebelung habe er sich jedoch beim Wählen der Nummern vergriffen und aus Versehen den Chefredakteur des „Daily Express", mit dem er von Jugend an befreundet gewesen sei, angerufen und in dem Glauben, er berichte Chamberlain, diesem brühwarm die sensationellen Mitteilungen über die Geheimverhandlungen Wohlthats gemacht.

Ich lasse es dahingestellt, ob das Material tatsächlich auf diese Weise in den Besitz der Zeitung gelangt ist oder ob eine Indiskretion durch die französische Botschaft erfolgte. Es ist aber durchaus wahrscheinlich, daß die Mitteilungen tatsächlich aus den Kreisen des Handelsministers gegeben wurden, da dieser selbst eine zweifelhafte Rolle gespielt hat, wie überhaupt die meisten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens in England wie auf des Messers Schneide in ihren Anschauungen balancierten, so daß nicht klar zu sehen war, in welches Lager sie nun eigentlich gehörten. Irgendein beliebiger emotioneller Anstoß genügte sozusagen in dieser psychologischen Situation, um aus dem Feind einen Freund oder auch umgekehrt aus enragierten Freunden erbitterte Feinde

zu machen. Ich habe das damals selbst bei einer Reihe von Persönlichkeiten erlebt und kann mir dieses psychologische Rätsel nur damit erklären, daß die unnatürliche Spannung so groß geworden war, daß die meisten Charaktere dem nicht mehr gewachsen waren.

Wie es sich damit auch immer verhalten mag, die Enthüllungen über die Geheimverhandlungen des Beauftragten Görings mit Chamberlain erregten nicht nur eine ungeheure Sensation, sondern auch eine große Empörung. Sämtliche Gegner einer Verständigung und eines nochmaligen Nachgebens waren auf den Plan gerufen, und es wurde deutlich, daß die Regierung Chamberlain nur dann einem Sturz im Unterhaus entgehen konnte, wenn sie sich auf das deutlichste und schärfste von den Geheimverhandlungen distanzierte. Hatte doch die gesamte englische Presse, vor allem beeinflußt durch Roosevelts Beauftragte und Ratgeber, die letzten Monate hindurch ohne Unterbrechung dem englischen Publikum einzuhämmern versucht, man dürfe Hitler gegenüber nicht kapitulieren, und Chamberlain müsse zu seinem „bis hierher und nicht weiter" stehen, wenn er nicht davongejagt werden wolle. „You have got to stop Hitler!" Das Verhalten Chamberlains, der hinter dem Rücken des Parlaments und der meisten englischen Politiker nun doch wieder eine Verständigung mit Hitler gesucht hatte, schien ein Verrat an der demokratischen Front der englischen Politik zu sein. Kurz, der Regierung blieb nichts anderes übrig, als im Unterhaus in brüsker Form von den Verhandlungen abzurücken und eine Erklärung abzugeben, die es dem deutschen Unterhändler unmöglich machte, die Besprechungen fortzusetzen oder wieder aufzunehmen. Herr Wohlthat verließ daher London einige Tage später.

Der letzte große Verständigungversuch zur Abwendung der Kriegsgefahr schien damit gescheitert zu sein. Diejenige Gruppe, die der Ansicht war, man könne nur durch äußerst scharfe Drohungen und durch Festhalten an einer scharfen und klaren Absage an Hitler diesen vor Tollheiten bewahren, hatte sich anscheinend durchgesetzt. Wenn wir vorher gelegentlich in der Botschaft verschiedener Ansicht darüber gewesen waren, ob ein derartiger Verständigungsversuch nicht geradezu Hitler als Schwäche erscheinen würde und ihn erst recht zum Lossspringen veranlassen könnte, so waren wir nunmehr einhellig der Anschauung, daß nur noch eindeutigste und schärfste Warnungen in Berlin gehört werden würden. Ja, wir waren mehr als einmal der Meinung, daß die von englischer Seite nunmehr von Zeit zu Zeit

erfolgenden Erklärungen zu schlapp, zu unklar und zu wenig eindeutig waren, um den Zweck einer Warnung in Berlin zu erfüllen. Wir haben daher in den folgenden Monaten mit einer Eindeutigkeit, die keinen Zweifel lassen konnte, diese Linie herausgearbeitet und haben mehr als einmal durch entsprechende Zusätze und Erläuterungen verhältnismäßig sanfte englische Erklärungen sogar noch verschärft.

Die in London herrschende Hochspannung kommt in dem nachfolgenden Pressebericht der Botschaft und dem gleichzeitigen Brief an den Reichsaußenminister vom 24. Juli 1939 zum Ausdruck, in dem ich u. a. schrieb: [27])

„Die letzten zwei Wochen haben eine beträchtliche Verschärfung der außenpolitischen Spannungen mit sich gebracht. Sie war auf folgende Momente zurückzuführen:

a) die wachsende Mobilmachung im Innern;

b) Gerüchte, die in der Mitte der Woche vom 10. bis 17. Juli auftauchten, die von einer Beruhigung der Lage in Danzig und gleichzeitig von deutsch-polnischen Verständigungsverhandlungen wissen wollten.

Diese Gerüchte wurden nicht nur bereitwillig geglaubt, sondern wurden von der breiten Masse der Öffentlichkeit auch mit Zustimmung und Erleichterung aufgenommen. Dies paßte jedoch der Kriegsgruppe nicht, die daher versuchte, durch ein Gegenmanöver die nachlassende Spannung erneut zu erhöhen. Die ‚News Cronicle' nahm erfundene Erklärungen eines angeblichen deutschen Gewährsmannes, der Führer wolle sich zum Senatspräsidenten von Danzig wählen lassen, zum Anlaß, um ein Interview mit dem polnischen Staatspräsidenten Rydz-Smigly zu machen, in dem dieser auf die Unversöhnlichkeit des polnischen Standpunktes hinwies. Dieses Interview gab dann dem gleichen Kreis den Vorwand, die britische Regierung zu der Feststellung zu zwingen, daß sie Polen unter allen Umständen zu Hilfe kommen würde, wenn Polen etwa zu kämpfen gedächte. Diese Festlegung der öffentlichen Meinung auf einen noch schärferen Standpunkt hatte zur Folge, daß sich die Lage in bezug auf Danzig noch mehr als bisher zuspitzte.

Die Erklärung des Propagandaministeriums, der Führer sei hundertprozentig entschlossen, es wegen Danzig nicht zu einem Weltkrieg kommen zu lassen, rief zunächst einen günstigen Eindruck hervor, der aber durch die weiteren offiziellen Erklärungen in sein Gegenteil verkehrt wurde, so daß ein Mißtrauen gegen die deutschen Absichten geschaffen wurde. Das Foreign Office hat die Presse dabei um eine besonders scharfe Behandlung der Angelegen-

heit ersucht, damit in Deutschland nicht etwa der Eindruck entstehe, England sei geneigt, sich durch einen Trick betrügen zu lassen. Diese Parole ist insbesondere von der ‚Times' aufgegriffen worden, die dem deutschen Sprecher unterstellte, der Führer rechne auf einen schließlichen Druck des britischen Kabinetts zum Nachgeben in Warschau.

Eine solche Bemerkung würde in der Tat geeignet sein, Chamberlain persönliche Schwierigkeiten zu machen. Ein Teil seiner scharfen Haltung ist darauf zurückzuführen, daß seine Gegner ihn verdächtigen, er werde eines Tages doch wieder umfallen und wieder in Befriedung machen. Vorwürfe dieser Art treffen eine der empfindlichsten Stellen der innerpolitischen Lage. Es erklärt, warum die ‚Times' in ihrem Leitartikel vom 24. Juli feststellt, daß die Einverleibung Danzigs in das Reich aus strategischen Gründen den Verlust der Unabhängigkeit von Polen bedeute.

Auf Grund der gegenwärtigen innerpolitischen Lage muß übrigens damit gerechnet werden, daß die Spannungsmache sich in den nächsten zwei Wochen, den beiden letzten Wochen des Parlaments, erheblich steigern wird. Duff Cooper hat in der Presse den Vorschlag gemacht, eine Art parlamentarischen Aufsichtsrats hauptsächlich aus den Gegnern jeder Verständigungspolitik zu schaffen, um zu verhindern, daß Chamberlain in die Befriedungspolitik zurückfällt. Daher muß damit gerechnet werden, daß die Presse dieser Kreise (‚News Cronicle', ‚Daily Herald', ‚Daily Telegraph') alles daransetzen wird, um durch entsprechende Aktionen die Regierung so festzulegen, daß sie keinerlei Aktionsfreiheit zur Verständigung mit Deutschland mehr behält."

In einem weiteren Brief an Ribbentrop vom 24. Juli wies ich darauf hin, daß mit einer Auflockerung der außenpolitischen Haltung der Regierung wohl erst nach den Neuwahlen zu rechnen sei, daß aber die Spannung inzwischen sich weiter steigere:

„Zu diesem versteifenden Moment kommt zweifellos hinzu, daß die militärischen Maßnahmen der letzten Zeit wachsend an Umfang zugenommen haben. Nachdem sich die gesamte Luftabwehr seit dem 17. Juni im Bereitschaftszustand befindet, ist die Flotte etwa seit dem 1. Juli in dem gleichen Zustand, während die Armee etwa seit dem 25. Juli ebenfalls auf Bereitschaft eingestellt ist. Abgesehen von den Neueingezogenen, befinden sich 50 000 Mann der Territorialarmee im Übungslager. Die Ausbildung wird fieberhaft betrieben. Zu propagandistischen Zwecken marschieren nunmehr dreimal täglich, z. B. an meinem Hause, Mannschaften der territorialen Flakbatterien vorbei, die in nächster Nähe aufgebaut sind.

Über eine ähnliche Tätigkeit wird aber auch sonst aus dem Lande berichtet, und es ist durchaus verständlich, wenn die Bevölkerung mehr und mehr dem Wahne zuneigt, der Krieg stände unmittelbar bevor. Die Haushaltungen werden mit Flugschriften des zivilen Verteidigungsamtes überschwemmt, und die Listensammler, die sich bemühen, Freiwillige für die verschiedenen Sparten zu werben, geben einander die Türklinke in die Hand. Trotzdem glauben Beobachter feststellen zu können, daß das jeweilige Nachlassen der Spannung sich ungünstig auf die Werbung auswirkt, so daß das Kriegsministerium hier zweifellos ein Interesse daran hat, noch eine Reihe weiterer Wochen hindurch die Spannung aufrechtzuerhalten. In der Tat scheint der Kriegsminister Hore Belisha seine guten französischen Beziehungen wiederholt dazu benützt zu haben, um in Zeiten eines gewissen Abklingens der Spannung dafür zu sorgen, daß von außen her neue Spannungsmomente herangetragen wurden.

Angesichts dieser Sachlage ist die Verschärfung der britischen Haltung in der Danziger Frage nur zu erklärlich. Da Chamberlain glaubt, keinerlei außenpolitisches Nachgeben verantworten zu können, muß er somit aus den geschilderten innerpolitischen Gründen alles vermeiden, was von seinen Gegnern dahin gedeutet werden könnte. Der Erfolg hat gezeigt, daß er es durch diese Haltung zumindest zuwege gebracht hat, der Churchill-Gruppe weitgehend das Wasser abzugraben, die infolge der scharfen Haltung der Regierung keinerlei Ansatzpunkte zur Kritik fand. Auch die wiederholte, zweifellos mit Chamberlains und Halifax' Einverständnis erfolgte Abwehr sogenannter Beruhigungsmanöver findet hierin ihre Erklärung. Die Regierung kann, so wie die Lage ist, sich bis zur Vertagung des Parlaments kein wirkliches Entgegenkommen an Deutschland leisten, ohne Gefahr zu laufen, größte innerpolitische Schwierigkeiten zu bekommen.

Gelänge es darzulegen, daß die ganze englische Argumentation in der Danziger Frage unrichtig ist, indem man insbesondere betont, Polen besitze ja auch jetzt keinerlei freien Zugang zum Weltmeer und daß für den Ernstfall angesichts der ungeheuren militärischen Überlegenheit Deutschlands der Korridor auch ohne Danzig für Polen verloren sei, so würden wir bereits weitgehend gewonnenes Spiel haben.

In privaten Unterhaltungen mache ich hier jedenfalls mehr und mehr die Erfahrung, daß eine gründliche Erörterung der strategischen Bedeutung der Ostsee und der strategischen Lage Polens tiefen Eindruck macht und Gutgewillte überzeugt; Voraussetzung hierfür ist aber immer wieder, daß es gelingt, das Ge-

spräch von der emotionellen Linie des gegenwärtigen deutsch-englischen Verhältnisses herunter auf eine sachliche Erörterung zu bringen. Ich verkenne dabei keineswegs, wie überaus schwierig gerade derartige Auseinandersetzungen sind, sehe aber doch immer wieder am Erfolg, wieviel sich hier erreichen ließe, wenn nur eine Beruhigung im gegenseitigen Verhältnis möglich wäre.

Von englischen Freunden wird geradezu offen betont, die wirkungsvollste deutsche Propaganda in der Danziger Sache würde es vielleicht sein, wenn man dieses Problem überhaupt für einige Zeit auf sich beruhen lassen könnte und wenn man statt dessen völlig unbesorgt um diese Frage versuchte, das deutsch-englische Verhältnis durch die Inangriffnahme anderer größerer Probleme zu bereinigen. Obwohl dies ein sehr englischer Standpunkt sein mag, scheint es mir doch beachtenswert zu sein, daß derartige Äußerungen überhaupt fallen, weil sie ein Zeichen dafür sind, daß mit einem gewissen Zeitablauf das Danziger Problem an Schärfe verlieren könnte. Wenn wir daher die Zeit hätten, auf Danzig in Ruhe zu warten, würde ich es für möglich halten, daß wir trotz allem in dieser Frage die öffentliche Meinung umstimmten. Allerdings bedarf es dazu sehr vieler Geduld, da die letzten Wochen noch nicht ausgereicht haben, um unsere Ansichten in dieser Frage hier genügend durchzusetzen.

Es ist nicht zu verkennen, daß ein allmählicher Wechsel unserer propagandistischen Haltung gegenüber England jedoch erforderlich ist, wenn wir auf dieser Linie überhaupt einen Erfolg haben wollen. Angesichts der Hochspannung und Überempfindlichkeit, die in England herrschen, wird jedes scharfe Wort in Deutschland hier zur Zeit doppelt empfunden und wird auch von unseren Gegnern im weitesten Maße gegen uns ausgenutzt. Wenn man sich auf den Standpunkt stellt, eine kriegerische Auseinandersetzung mit England ist völlig unvermeidlich geworden, und es kommt nur darauf an, das deutsche Volk in entsprechendem Sinne kriegspropagandistisch zu beeinflussen, so gelten selbstverständlich diese Anschauungen nicht mehr. Wenn man aber die Türe offen halten und vor allen Dingen etwas dazu beitragen will, unseren Freunden hier im Lande wieder etwas Mut zu machen, ist eine Änderung der Tonart der deutschen Presse unbedingt erforderlich. Man hat hier, von London aus gesehen, manchmal das Gefühl, daß die deutschen Schriftleiter gar nicht mehr wissen, wie scharf sie schreiben und wie verletzend mitunter für das englische Gefühl ihre Äußerungen sind.

Der Nervenkrieg hat jedenfalls hier einen Zustand hervorgerufen, in dem es nicht mehr wahrscheinlich erscheint, daß auf diese Weise der Verständigungswille erhalten bleibt. Großbritannien ist einem Löwen vergleichbar, dem man erst sämtliche Schwanzhaare ausgerissen hat, dann in einen gewissen Körperteil getreten und schließlich so lange ins Gesicht gespuckt hat, bis er in Weißglut geraten ist. Ob dieses Bild richtig ist oder nicht, mag dahingestellt sein. Es gibt aber jedenfalls das Bild des Geisteszustandes wieder, in dem sich der normale Brite gegenwärtig befindet. Somit genügt sozusagen ein Windhauch, um diesen Löwen zum Springen zu bringen. Wenn wir das wollen, können wir das erreichen. Wollen wir es aber nicht, so liegen die Schlußfolgerungen auf der Hand!

Wir haben bekanntlich in der Tschechenkrise mit unserer Propaganda ungeheuer viel erreicht. Genau so bin ich auch überzeugt, daß wir heute in unserer polnischen Propaganda einiges erreichen. In beiden Fällen hat die Propaganda aber auch nach England übergeschlagen, und zwar jedesmal mit der Wirkung, daß sie die öffentliche Meinung Englands gegen uns bis zur Weißglut erhitzt hat. Im tschechischen Falle ist die tschechische Position sozusagen eher eingetrommelt worden, ehe die englische zur Explosion kam. In der polnischen Frage hat man hier in London aber bisweilen den Eindruck, als ob die Engländer zur Explosion gebracht werden, bevor die Polen sturmreif sind. Solange wir eine friedliche Lösung der Ostfrage wollen, fühle ich mich verpflichtet, auf diese Beobachtungen zumindest aufmerksam zu machen. Haben wir die Überzeugung, eine friedliche Lösung sei nicht möglich, so wäre doch zu bedenken, ob es wohl zweckmäßig ist, daß wir durch unsere Propaganda die gesamte englische Nation gegen uns einigen, noch bevor der Krieg überhaupt ausgebrochen ist.“[25])

So vergingen einige Wochen unter schärfster Spannung, die für mich persönlich noch dadurch besonders erschwert wurden, daß das DNB diesen Zeitpunkt für geeignet hielt, auf Betreiben von Dr. Goebbels meinen Vertrag zu kündigen, während umgekehrt das Auswärtige Amt sich nicht entschließen konnte, einen endgültigen neuen Vertrag mit mir einzugehen. Ich habe also die letzten Monate in London in einer Art vertragslosem Zustand gearbeitet, ohne zu wissen, was aus mir würde. Das ging so weit, daß ich z. B. einen Teil meiner Möbel bereits nach Deutschland schickte, um — unmittelbar nachdem diese abgegangen waren — die Mitteilung zu erhalten, daß ich doch in London bleiben sollte. Hinzu kam, daß viele meiner guten Bekannten aus der englischen

und internationalen Presse immer mehr offen ins feindliche Lager hinüberwechselten, so daß der tägliche Besuch im Foreign Office und in Nr. 10 Downing Street einem Spießrutenlaufen gleichkam. Bei diesen Gelegenheiten mußte ich gehässige Bemerkungen, Ungezogenheiten aller Art und das Geschnittenwerden hinnehmen, ohne mich hiergegen auch nur im geringsten verteidigen zu können. Meine Stellung beruhte eben darauf, daß ich völlig diskret blieb und über das Spiel hinter den Kulissen, über das ich nach wie vor auf das genaueste unterrichtet blieb, Bescheid wußte, ohne dies nach außen erkennen zu lassen.

Um so überraschter war ich, als mir wenige Tage nach der Abreise Wohlthats Mr. George Steward, der Press Officer von Nr. 10 Downing Street, mitteilte, Sir Horace Wilson bäte mich, ihn doch wieder einmal zu besuchen, da er die Absicht habe, etwas Wichtiges mit mir zu besprechen.

Zunächst glaubte ich, es könne sich um nichts Besonderes handeln, hielt es aber doch für richtig, Herrn v. Dirksen von dieser Aufforderung zu berichten. Wie in allen anderen Fällen, so blieb ich auch in diesem dabei, in engstem Einvernehmen mit meinem unmittelbaren Chef zu handeln. Dirksen und Dr. Kordt waren etwas überrascht über diese Aufforderung; es stellte sich aber heraus, daß wir jedenfalls seitens der Botschaft keinerlei diskrete Angelegenheiten laufen hatten, die eine Besprechung auf dieser Ebene erforderlich gemacht hätten.

Sir Horace Wilson empfing mich nach Dienstschluß in seiner in West-Kensington gelegenen Privatwohnung, die von spartanischer Einfachheit glänzte und in der ich schon des öfteren gewesen war. Er lud mich ein, Platz zu nehmen, und ging, wie es seine Angewohnheit war, sofort und unmittelbar auf den Zweck seiner Bitte, ihn aufzusuchen, ein. In seinem Zimmer auf und ab gehend, setzte er langsam, wie üblich jedes Wort abwägend und mit leiser, kaum vernehmlicher Stimme flüsternd, mir folgendes auseinander: Chamberlain sei durch die Indiskretionen über Wohlthats Besuch auf das tiefste betroffen gewesen. Es habe sich hier um einen Mangel an Disziplin und eine geradezu unglaubliche Leichtfertigkeit eines Kabinettsministers gehandelt, die Chamberlain auf das schärfste mißbilligt und die ihn persönlich auf das äußerste unangenehm berührt habe. Er hoffe aber, daß niemand ihm die Schuld an dieser Indiskretion zuschreiben werde. Er bedauere sie jedenfalls auf das lebhafteste und sei bereit, einiges zu tun, um den durch die Indiskretion angerichteten Schaden wiedergutzumachen. Chamberlain habe sich allerdings gefragt, ob ein neuerliches Eingehen auf die Möglichkeiten einer

Verständigung mit Hitler ihm nicht in Berlin als Schwäche ausgelegt werde. Er, Sir Horace Wilson, sei daher beauftragt worden, mir noch einmal die Botschaft zu übermitteln, daß Chamberlain in keiner Weise vor einem Kriege gegen Deutschland zurückschrecke und daß jeder Premierminister davongejagt werden würde, der in dem Augenblick, in dem Hitler eine neue Aggression begehe, dies nicht als Kriegsgrund für Großbritannien ansehe.

Auf einen Einwand meinerseits, mir sei im Augenblick nicht bekannt, aus welchem Anlaß er mir eine derartig scharfe Erklärung übermittle, zu einem Zeitpunkt, in dem ich keinerlei besondere neue Momente, die zu einer Verschärfung der Danziger Krise geführt hätten, zu sehen vermöge, erwiderte mir Wilson, er hielte die Danziger Frage im gegenwärtigen Augenblick für völlig unlösbar. Jedenfalls glaube er, sie würde nur dann zu lösen sein, wenn man sie völlig in Ruhe und beiseite ließe und unter Nichtachtung der Gefahren, die sich aus ihr ergäben, zunächst einmal den Versuch machte, das deutsch-englische Verhältnis grundsätzlich zu bereinigen.

Gerade das aber könne mißverstanden werden, und hier hege Chamberlain die allergrößten Befürchtungen. Hitler habe Chamberlains Haltung in Godesberg und München völlig mißverstanden, er scheine nicht begriffen zu haben, daß die Verantwortung eines Staatsmannes, der vor einer Katastrophe zurückschrecke, nicht der Furcht, sondern der Stärke entspringe. Chamberlain könne sehr wohl auch anders handeln.

Darauf bemühte ich mich, Sir Horace auseinanderzusetzen, daß wir seitens der Botschaft alles getan hätten, um irgendein Mißverständnis über die Haltung Chamberlains und des britischen Kabinetts, das in Deutschland entstehen könne, auszuschließen. Er könne also in diesem Punkt durchaus beruhigt sein. Wenn ich ihm auch nicht, wie er verstehen müsse, die Berichte der Botschaft zeigen könne, so gäbe ich ihm mein Ehrenwort, daß Dr. Kordt und ich hier in die gleiche Kerbe wie Dirksen gehauen hätten.

Sir Horace blieb darauf plötzlich stehen, blickte mir gerade ins Gesicht und sagte: „Gestatten Sie, daß ich Ihnen eine Frage stelle? Halten Sie es immer noch für möglich, daß eine Verständigung zwischen Großbritannien und Deutschland zustande kommen könnte? Glauben Sie, daß Hitler den Frieden will?"

Ich erwiderte ihm, daß dies eine Frage an mich stellen heiße, der ich mich nicht gewachsen fühle. Ich glaubte in der Tat, daß es niemanden gäbe, der diese Frage wirklich wahrheitsgemäß und richtig beantworten könne. Auch hielt ich die Art dieser Fragestellung nicht für sachlich geeignet und zweckmäßig. Wenn seine Aus-

führungen heißen sollten, daß er an mich die Frage stellen wolle, ob ich es für richtig halte, den Versuch zu machen, die von Herrn Wohlthat begonnenen Besprechungen fortzusetzen, so könne ich ihm nur antworten: „Unbedingt ja!" Die britische Regierung würde auch nicht an Gesicht verlieren, selbst wenn diese Besprechungen völlig negativ ausgehen sollten. Es würde ja bei ihr stehen, ob sie diese Besprechungen veröffentlichen wolle. Ein neuerliches Scheitern und eine Absage Hitlers würden der Welt eindeutig zeigen, bei wem die Schuld liege. Daher sähe ich keinerlei Risiko.

Sir Horace, der noch stehen geblieben war, fragte mich darauf direkt: „Wären Sie bereit, den Versuch selbst zu machen? Wir wären bereit, Ihnen diese Mission anzuvertrauen, da wir Ihre Diskretion und, wie ich hoffe, auch Ihren Mut kennen. Wir glauben vor allen Dingen sicher zu sein, daß Sie dafür Sorge tragen werden, daß dieser Versuch nicht bereits im Vorzimmer des Herrn Hitler bei Ribbentrop steckenbleibt."

Man wird verstehen, daß ich mich trotz der schmeichelhaften Worte Wilsons einigermaßen in Verlegenheit befand, was ich antworten sollte, da ich wußte, daß ich mit diesem Auftrage von der Linie abweichen würde, die Dirksen, Kordt und ich für richtig erkannt hatten. Auf der anderen Seite war mir blitzartig klar, daß es sich hier um die wahrscheinlich letzte Chance für eine Verständigung handelte und daß danach das virtuelle Ende jeder Verständigungsmöglichkeit gegeben sein würde. Ich wurde mir der ungeheuerlichen Verantwortung bewußt, die durch einen derartigen Auftrag in meine Hände gelegt wurde, und beschloß, darum zunächst einmal ausweichend zu antworten, um selbst klarer zu sehen, worum es sich denn eigentlich handeln würde.

Daher erwiderte ich, ohne Zustimmung meines Chefs, des Herrn v. Dirksen, könne ich einen derartigen Auftrag nicht übernehmen und müsse zunächst einmal wissen, worin dieser Auftrag bestünde.

Sir Horace nickte darauf zustimmend und setzte mir auseinander — wobei er wieder lebhaft auf und ab ging —, wie Chamberlain sich die Möglichkeiten einer Verständigung mit Hitler denke. Wilson wiederholte hierbei die verschiedenen von ihm gebrauchten Formulierungen und Bedingungen mehrfach. Er rekapitulierte sozusagen seinen Auftrag zwei- bis dreimal mit äußerster Sorgfalt, ließ mich, um sicher zu gehen, daß ich auch ja nichts mißverstanden habe, besonders wichtige Stellen wiederholen, kurz und gut, bemühte sich mit ungewöhnlicher Sorgfalt, die Bedingungen für eine Verständigung auseinanderzusetzen.

Hieraus ist ersichtlich, daß es sich nicht etwa um einen persönlichen Einfall seinerseits handelte, sondern daß der ganzen Angelegenheit die genauesten Beratungen zwischen Chamberlain, Halifax und Wilson sowie wahrscheinlich noch einer Reihe weiterer Persönlichkeiten vorausgegangen sein mußten.

Eine Zusammenfassung seiner Erklärungen ergab folgende Punkte:

1. Chamberlain war bereit, Hitler ein Defensiv-Bündnis anzubieten, das auf die Dauer von 25 Jahren geschlossen werden sollte.*

2. Chamberlain war bereit, im Unterhaus eine Erklärung abzugeben, derzufolge Deutschland seine Kolonien „sukzessive" zurückerhalten würde, und hierfür einen deutsch-englisch-französischen Kolonialausschuß einzuberufen.

Sir Horace Wilson gebrauchte im Zusammenhang mit der Rückgabe der Kolonien den Ausdruck „in due course", einen praktisch unübersetzbaren Ausdruck, da er stärker, als eine deutsche Übersetzung es vermöchte, festlegt, daß es sich trotz des unbestimmten Termins um eine bindende Verpflichtung handeln würde.

3. Chamberlain war bereit, mit dem Britischen Empire Verhandlungen aufzunehmen, um sicherzustellen, daß Deutschland als „Junior partner" in die Ottawa-Handelsabmachungen des Britischen Weltreiches mit seinen Vorzugszöllen aufgenommen würde. Sir Horace fügte allerdings hinzu, Chamberlain könne hier lediglich seinem guten Willen Ausdruck geben, um derartige Verhandlungen einzuleiten, da der Beschluß hierüber, ob es geschehen würde oder nicht, bei dem Gremium des Britischen Weltreiches liege.

4. Chamberlain war bereit, einen Vertrag über die Abgrenzung der wirtschaftlichen Interessensphären zwischen Deutschland und England abzuschließen. Chamberlain war insbesondere bereit, eine spezielle Interessensphäre Deutschlands auf dem gesamten Kontinent anzuerkennen, wenn sichergestellt würde, daß dies nicht zu einem Ausschluß der englischen Interessen führte.

5. Chamberlain war bereit, den Londoner Finanzmarkt für Deutschland zu öffnen, so daß dieses Anleihen bis zu einem Höchstbetrage von 4½ Milliarden Mark aufnehmen könnte, um Deutschland in den Stand zu setzen, seine Kriegsindustrie

* Bei diesem militärischen Abkommen war es unklar, worum es sich genau handelte: einen Nichtangriffspakt, eine Defensiv-Allianz oder ein Rüstungsbegrenzungsabkommen. Alle drei Möglichkeiten wurden erörtert.

auf Friedensindustrie umzustellen, wobei diese Anleihen natürlich nicht auf einmal, sondern im Laufe einer Reihe von Jahren aufgelegt und eventuell von Großbritannien garantiert werden sollten.

6. Dies alles würde Chamberlain jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung zugestehen können, daß Hitler sich bindend verpflichte, keinerlei Aktion in Europa zu unternehmen, die zum Kriege führen könnte, es sei denn, daß er hierzu ausdrücklich die Zustimmung Englands erhalten habe. Insbesondere müßte er sich bis zur Einleitung von Verhandlungen über dieses Programm verpflichten, keinen Schritt in der polnischen Frage zu unternehmen, der den Krieg zur Folge haben könne.

Ich habe dieses weitreichende Programm mit ebensoviel Staunen wie Bewunderung angehört und habe sozusagen meinen eigenen Ohren nicht getraut, so daß ich immer wieder auch meinerseits rückgefragt habe und mir Einzelheiten auseinandersetzen ließ, um sicherzugehen, daß ich mich wirklich nicht täuschte und das Ganze nicht etwa mißverstand. Trotzdem erklärte ich zum Schluß der Unterredung mit Sir Horace Wilson, ich müßte erst Dirksen fragen und bäte um 24 Stunden Bedenkzeit. Ich besinne mich, daß ich ihm antwortete: „Wenn ich an Hitlers Stelle wäre, würde ich auf Ihren Vorschlag eingehen. Ob aber Hitler das tun wird, weiß kein Mensch." Wie recht ich mit dieser Skepsis haben sollte, konnte ich allerdings in diesen Augenblicken nicht ahnen. Ich versprach, am nächsten Nachmittag um die gleiche Zeit wiederzukommen, und begab mich sofort in die Botschaft, um die Mitteilung Sir Horace Wilsons mit Dirksen und Kordt zu besprechen.

In den Beratungen, die wir daraufhin hatten und die wir noch am nächsten Morgen fortsetzten, wurden wir uns sehr schnell darüber einig, daß man trotz aller Bedenken nicht umhin könne, auf diesen Vorschlag einzugehen. Herr v. Dirksen war zunächst sichtlich leicht verärgert, daß man angesichts seiner guten Beziehungen zu Sir Horace diesen Vorschlag nicht ihm gemacht hatte und statt dessen mich benutzte. Er befürchtete darüber hinaus, daß, wenn man — genau wie bei einem früheren Vorschlag — nicht den Botschafter, sondern ein untergeordnetes Organ der Botschaft benutzte, die Bedeutung der Angelegenheit in den Augen der Adressaten herabgemindert werden könnte. Dr. Kordt war überaus skeptisch und meinte, man solle lieber die Finger von der ganzen Sache lassen, da angesichts der grundsätzlichen Einstellung Hitlers doch nichts bei dieser Sache herauskäme. Trotzdem überwog nach längerer Besprechung das Gefühl, daß man nicht anders

konnte, als den Vorschlag anzunehmen und ihn zu übermitteln, denn es war klar, daß die Engländer bei einer Ablehnung meinerseits jemand anderen mit der Mission betraut haben würden, es aber angesichts der gesamten Lage wünschenswert war, daß ein Mitglied der Londoner Botschaft den Auftrag übernahm.

Verabredungsgemäß begab ich mich daher am nächsten Tag erneut zu Sir Horace, der mich diesmal wieder, aber nur sehr kurz, empfing und mir auf die Mitteilung hin, ich sei bereit, die angetragene Mission zu übernehmen, ein maschinenbeschriebenes Blatt überreichte, auf dem die Punkte noch einmal in knappster Form verzeichnet waren. Allerdings waren sie lediglich sachlich in 1., 2., 3. usw. aufgeführt, ohne jede Einleitung, ohne jede Bemerkung, gewissermaßen als Punkte eines Besprechungsprogramms, mehr nicht. Das mir übergebene Papier war offenbar nichts anderes als ein Durchschlag des gleichen Papiers, das Wilson vorher Wohlthat gezeigt hatte, da es mit den gleichen englischen Worten begann: „In the assumption that . . ."

Sir Horace betonte nochmals, ich möge den Vorschlag auf schnellstem Wege Herrn Hitler übermitteln, zugleich auf einem Wege, der ausschließe, daß irgendeine Indiskretion in diesem Falle nicht nur die Besprechungen, sondern auch Chamberlain als Politiker „killen" würde.

Nach meiner Rückkehr in die Botschaft verfaßte ich daher einen kurzen Bericht für Herrn v. Ribbentrop über meinen Empfang bei Sir Horace, fügte das Papier mit den Besprechungspunkten bei und bat, mich nach Möglichkeit zu diesem Vorschlag hören zu wollen.

Da noch am gleichen Tage ein Kurier nach Berlin flog, gab ich diesen Brief, mit den üblichen Sicherungen versehen, nach Berlin weiter. Herr v. Dirksen und Dr. Kordt hatten ihn selbstverständlich vor seiner Absendung gesehen.

48 Stunden später traf das Sonderflugzeug Ribbentrops mit einem an mich persönlich gerichteten Brief ein, in dem ich die Mitteilung erhielt, ich möchte mich sofort im Flugzeug zu ihm nach Salzburg begeben, da er mich über die Wilsonschen Vorschläge gleich persönlich zu sprechen wünsche.

Ich flog also am nächsten Tage, begleitet von den guten Wünschen meines Chefs, nach Salzburg, wo ich wohlbehalten am Abend eintraf und gleich zu Ribbentrop nach Fuschl befohlen wurde.

Ein Auto brachte mich in schneller Fahrt über die herrliche Alpenstraße von Salzburg nach Fuschl, wo ich zu Ribbentrop geführt wurde und am Abendessen teilnahm. Ribbentrop nahm

mich danach beiseite und sagte mir nur kurz: „Hören Sie, über den Vorschlag, den Sie mir unterbreitet haben, müssen wir etwas länger sprechen. Ich hoffe, Sie haben sich auf eine Woche eingerichtet. Heute abend kann ich Sie allerdings nicht mehr sehen."

Der Unterstaatssekretär und frühere Botschafter v. Gauß, der berühmte Juris-Consult des Auswärtigen Amtes, den ich bereits aus der Zeit Bülows kannte, setzte meinen Erwartungen allerdings sofort einen Dämpfer auf, indem er mir sagte, er habe „meinen" Vorschlag gelesen, glaube aber nicht, daß er in die Intentionen des Führers hineinpasse.

Nach meiner Rückkehr ins Hotel in Salzburg rief ich daher den Gesandten und späteren Botschafter Hewel, den Verbindungsmann Ribbentrops zu Hitler, an, der in besonders freundschaftlichem Verhältnis zu Hitler stand und dessen volles Vertrauen genoß. Hewel war sehr überrascht, daß ich trotz der Spannung nach Salzburg gekommen war, erklärte sich aber sofort bereit, mich am nächsten Morgen im Hotel zu sprechen.

Hewel suchte mich am nächsten Morgen in meinem Zimmer auf und setzte mir auseinander, daß ich in eine äußerst verfahrene und schwierige Lage hineingeraten sei. Hitler stünde auf dem Standpunkt, das Drohen der Engländer mit Krieg sei Bluff. Er ließe sich durch niemanden davon abbringen, daß die Engländer doch nicht zum Kriege schreiten würden; das Verhalten Chamberlains in Godesberg sei für Hitler ein Beweis, daß man sich ihnen gegenüber nur hart genug zeigen müsse. Er sei daher durch die Berichterstattung über die englischen Kriegsdrohungen nicht im mindesten beeindruckt und habe sich von seinen Absichten in bezug auf Polen bisher nicht abbringen lassen. Hitler sei der Überzeugung, wenn er nur seinerseits genügend stark und deutlich mit Krieg drohe, dann würden die Engländer und daher auch die Polen nachgeben. Deshalb müsse er hart bleiben. In dieser Haltung werde er durch Goebbels und Ribbentrop bestärkt, während die Persönlichkeiten, die zur Einsicht rieten, bei ihm abgemeldet seien. Hitler gebrauche von diesen Leuten immer die Redensart von „den Leuten, die die Hose gestrichen voll hätten und vor jedem englischen Bluff zusammenklappten".

Meine Mitteilungen über den Auftrag, den ich von Sir Horace Wilson erhalten hatte, nahm er mit stärksten Bedenken auf. Er erklärte mir, er befürchte, dieser Vorschlag käme zu spät, obwohl er ganz zweifellos dem Traum des Führers nach einer Verständigung mit England am nächsten komme, aber die Schwierigkeit sei die, daß Hitler die Verständigung mit England völlig abgeschrieben habe. Er wolle sein außenpolitisches Programm mit der Be-

reinigung der polnischen Frage zum Abschluß bringen und sich danach der großen Reform auf innerpolitischem Gebiet zuwenden.

Als ich um 11 Uhr wieder in Fuschl zu der Besprechung mit Ribbentrop erschien, zu der auch der Botschafter Gauß zugezogen wurde, war ich daher darauf gefaßt, auf eine völlige Ablehnung des Wilsonschen Vorschlages zu stoßen. Tatsächlich entwickelte sich jedoch das Gespräch günstiger, als ich nach den mir von Hewel gegebenen Informationen erwartete.

Zunächst allerdings sah es so aus, als ob eine sofortige Ablehnung erfolgen würde. Ribbentrop ließ sich von mir noch einmal die genauen Vorgänge in London selbst berichten und verlangte daraufhin eine detaillierte Schilderung der Vorschläge sowie Erläuterungen des ihm übermittelten Besprechungsprogramms. Als ich die Bedenken erwähnte, die wir in London gehabt hatten, den Vorschlag weiterzugeben, bemerkte Botschafter Gauß, daß er diese Bedenken durchaus für richtig halte, da ja wohl ein ernsthaft gemeinter Vorschlag über den Botschafter v. Dirksen und nicht über mich gemacht worden wäre. „Sie wissen ja, was man so einem Pressemann sagt, ist nie ganz ernst zu nehmen. Wer ist übrigens Sir Horace Wilson? Das ist genau so wie bei uns, irgendein beliebiger Beamter wird vorgeschoben, wenn man sich nicht selbst engagieren will."

Diese Feststellung erregte mich sehr. Ich wies noch einmal darauf hin, in welch enger Zusammenarbeit ich mit Wilson die ganze Zeit über gestanden hatte, und setzte Herrn Gauß, der hiervon nichts zu wissen vorgab, auseinander, welche Stelle der oberste Beamte des britischen Civil Service zugleich als rechte Hand des Premierministers verfassungsmäßig innehabe.

Zu meiner Überraschung sekundierte mir Ribbentrop. Er erklärte, er wisse durchaus, welche Bedeutung Sir Horace Wilson habe, und hege keinen Zweifel daran, daß es sich hier um ein ernst zu nehmendes Angebot handele. Man müsse sich nur klar darüber sein, welche Tragweite es habe und ob es möglich sei, Hitler dafür zu gewinnen.

Im Laufe des längeren Gesprächs stellte sich dann heraus, daß er genauere und detaillierte Angaben über die militärische Bündnisverpflichtung haben wollte, vor allem über die Frage, ob England auch bereit sein würde, an der Seite Deutschlands in den Krieg einzutreten, wenn Deutschland etwa von Sowjet-Rußland angegriffen werden sollte, und ob es bereit sei, die Moskauer Verhandlungen fallenzulassen, bevor es mit uns Verhandlungen aufnehme.

Ich bejahte diese Frage und erwiderte, daß nach meiner An-

sicht für die Engländer, wenn sie sich einmal bindend zu einem Defensivbündnis mit uns verpflichtet haben würden, dies, nämlich das Fallenlassen der Moskauer Verhandlungen, selbstverständlich mit einschlösse — eine Frage, die ich mit gutem Gewissen richtig beantwortet zu haben glaube.

Zwei weitere Tage mußte ich in Salzburg warten, bis ich erneut zu Ribbentrop befohlen wurde. Diesmal empfing er mich äußerst niedergeschlagen, sichtlich ermüdet und voller Pessimismus. Er setzte mir auseinander, er habe Hitler den Plan bis ins kleinste auseinandersetzen müssen, Hitler habe aber in dem Vorschlag immer wieder die englische Absicht gesehen, ihn von der Rückgewinnung Danzigs abzuhalten. Daher habe er sich die Entscheidung über ein Ja oder Nein vorbehalten. Er wolle mich darum vorläufig auch nicht sehen. Alles, was er habe durchsetzen können, sei, daß Mussolini nach Salzburg kommen solle. Der Führer wolle sich mit Mussolini über diese weitreichende Frage besprechen, denn „selbstverständlich werden wir die Italiener bei dieser Angelegenheit mitnehmen und, wenn wir den Erfolg unserer jahrelangen Bemühungen einkassieren, auch ihnen ihren Teil zukommen lassen".

Hewel, den ich etwa 48 Stunden später wieder traf und der bei der Besprechung zwischen Hitler und Ribbentrop dabei gewesen war, sagte mir wörtlich: „Der Führer ist so hoch gesprungen, als Ribbentrop wieder draußen war. Er sagte, das sei die großartigste Nachricht, die er seit langem bekommen habe." Einen ganzen Abend hindurch habe er wie ein Kind phantasiert und davon gesprochen, daß der Traum seines Lebens, die Verständigung mit den Engländern, doch verwirklicht werden würde. Dann habe er aber plötzlich Bedenken gehabt und in dem ganzen Manöver nur eine Falle gesehen, durch die die Engländer verhindern wollten, daß die Polen ihre wohlverdienten Prügel erhielten. Auf meine verblüffte Frage, was Hitler denn eigentlich wolle, erwiderte mir Hewel, er wolle die Polen lediglich zum Nachgeben zwingen, mehr sei hinter all diesen Äußerungen nicht zu suchen. Auf meine Frage, ob denn nicht zu befürchten sei, die Italiener würden sich als ein Hindernis erweisen, meinte Hewel: „Nein, auch Mussolini ist auf eine Verständigung mit den Engländern aus. Ciano ist meiner Ansicht nach überhaupt von den Engländern völlig gekauft. Täuschen Sie sich allerdings nicht darüber, Hitler wird sich das polnische Abenteuer nur sehr teuer abkaufen lassen."

Die Zweifel Hitlers an den ehrlichen Absichten der Engländer bekam ich auch direkt in nächtlichen Gesprächen zu spüren,

zu denen mich Ribbentrop immer wieder, möglichst ungesehen von anderen, nach Fuschl kommen ließ. Diese nächtlichen Ausflüge, die an sich manchmal einer unfreiwilligen Komik nicht ganz entbehrten, waren aber alles andere als angenehm, weil es sich jetzt als immer schwieriger erwies, den vielen Verdachtsmomenten, die Hitler nach den Mitteilungen Ribbentrops hegte, mit Vernunftgründen beizukommen. Die Argumentation allerdings, daß ein vermiedener Krieg und eine Verständigung mit England die selbst in einem glücklichen Waffengange mit Polen zu gewinnenden Ostprovinzen bei weitem aufwiege, betrachtete auch Ribbentrop als ausschlaggebend. Er teilte mir mehr als einmal mit, daß auch Hitler die gleiche Ansicht hege.

In dieser Zeit hatte ich dreimal Gelegenheit, mit Ribbentrop unter vier Augen über das zur Aussprache stehende Problem zu sprechen. Alle drei Gespräche spielten sich in der Weise ab, daß er mich zu einem Spaziergang zu zweien aufforderte und mit mir stundenlang in der Umgebung von Schloß Fuschl spazierenging, stets gefolgt von einem Kriminalbeamten, der für die Sicherheit des Reichsaußenministers Sorge zu tragen hatte, sich jedoch befehlsgemäß außer Hörweite hielt. Erst diese Gespräche gaben mir einen vollen Einblick in die Schwierigkeiten der Situation. Ich nehme an, daß mir Ribbentrop bei diesen Gelegenheiten vorbehaltlos die Wahrheit gesagt hat, während ich bei den Gesprächen in Gegenwart von Gauß mich des Eindrucks nicht erwehren konnte, daß er für das im Zimmer befürchtete Mikrophon oder jedenfalls wie vor einem größeren Publikum sprach. Im Gegensatz hierzu war er bei diesen persönlichen Gesprächen aufgeschlossen und hörte auch aufmerksam jedes für ihn noch so unbequeme Argument an.

Das erste Gespräch begann damit, daß er mir offen die Frage stellte, ob ich tatsächlich hundertprozentig davon überzeugt sei, daß die Engländer es wegen Danzig zum Kriege kommen lassen würden. Ich erwiderte, daß alle zuverlässigen Informationen in England das einwandfreie Bild ergäben, daß Chamberlain sich in einer Zwangslage befinde und nicht anders handeln könne, als er es tue, nämlich im Falle eines deutschen Einmarsches in Polen oder im Falle einer gewaltsamen Lösung der Danziger Frage zum Kriege zu schreiten.

Ribbentrop hörte meine Ausführungen zunächst ruhig, dann mit sichtlich steigender Erregung an, bis er sie schließlich damit abschnitt, daß er sagte: „Der Führer glaubt dies einfach nicht! Irgendwelche Esel haben ihm eingeredet, daß die Engländer

lediglich bluffen und es nur darauf ankomme, den deutschen Gegenbluff so stark zu machen, daß sie in die Knie gehen. Er ist daher entschlossen, mit seiner Drohung bis zum Äußersten zu gehen, weil er überzeugt ist, daß die Engländer schließlich doch nachgeben werden. Er glaubt es einfach nicht, daß Chamberlain, den er schließlich in Godesberg auch mit der Kriegsdrohung breitgekriegt hat, diesmal anders handeln wird, und will es nicht wahrhaben, daß es für die Engländer ums Ganze geht. Er ist der Ansicht, die Danziger Frage habe keinerlei entscheidende Bedeutung für England. Sie suchten lediglich einen Prestigegewinn, um den schlechten Eindruck, den sie in München für die Welt gemacht haben, wieder auszulöschen, damit sie ihr altes Ansehen als führende Macht in Europa zurückgewännen. Hinter all dem steckt Roosevelt, der befürchtet, daß Hitlers Prestige sein eigenes Ansehen überschatten könne und der aus diesem Grunde Hitlers Niederlage will. Das Ganze ist nichts als seine Rache für München."

Durch diese Erklärung war ich sehr beeindruckt, weil sie mir zeigte, daß offenbar ein Widerspruch zwischen der äußeren Haltung Ribbentrops und seiner inneren Überzeugung vorhanden war, und ich stellte daher die Frage, was er denn selber meine. Er antwortete mir ausweichend, in dieser Frage sähe er noch nicht klar. Jedenfalls habe er Hitler klargemacht, es sei ein Irrtum, zu glauben, die Engländer wären degeneriert oder schlapp. Er sei im Gegenteil davon überzeugt, daß sie von einem gewissen Punkt an kämpfen würden, insbesondere, sobald sie glaubten, das europäische Gleichgewicht wäre unwiderruflich zerstört. „Ich habe", so erklärte er mir, „ja bereits in dem Bericht, den Sie 1937 schon in London gesehen haben, darauf hingewiesen, daß die Engländer nicht stillschweigend abtreten würden, sondern, wenn das Britische Empire untergeht, es dann unter allen Umständen kämpfend untergehen würde. Es ist nicht germanisch, vom Kampfplatz abzutreten, ohne geschlagen zu sein. Ich habe das immer und immer wiederholt, der Führer ist aber anderer Ansicht. Er hat mir vorgehalten, seine Methode des Bluffs und der Drohung sei bisher immer erfolgreich gewesen, und hat mir vorgerechnet, wie oft sich die anderen getäuscht haben: in der Aufrüstungsfrage, in der Rheinlandfrage, in der Sudetenfrage, in der österreichischen Frage. Immer habe er recht behalten, gegen alle Sachverständigen und gegen alle Besserwisser, und deswegen ist er felsenfest überzeugt, daß er auch diesmal recht behält und daß er nachher alle Schwarzseher mit Hohn überschütten kann, wie er das bisher stets mit Recht hat tun können. Er glaubt daher,

daß er auch diesmal wieder recht behalten wird und es nur darauf ankomme, den Bluff bis zum äußersten durchzuspielen."

Deshalb war ich um so überraschter, als bei dem zwei Tage später stattfindenden Spaziergang Ribbentrop eine völlig neue Argumentation entwickelte, nachdem er wiederum eingehend mit Hitler gesprochen hatte. Das Gespräch begann in einem sehr freundlichen, fast herzlich zu nennenden Ton.

„Ich habe", so erklärte mir Ribbentrop, „Ihre Argumentation mit dem Führer eingehend besprochen. Er hat aber alle Ihre Argumente verworfen. Zwar ist es mir gelungen, ihn bis zu einem gewissen Grade davon zu überzeugen, die Möglichkeit bestehe wohl, daß die Engländer es tatsächlich wegen der Danziger Frage zum Kriege kommen lassen, er hat aber daraus einen ganz anderen logischen Schluß gezogen als Sie. Er hat mir nämlich folgendes erwidert: ‚Wenn es tatsächlich richtig ist, daß die Engländer es wegen Danzig zum Krieg kommen lassen, wegen dieser Frage, die sie nicht das mindeste angeht und die die unverschämteste Einmischung in innereuropäische Angelegenheiten darstellt, die es je in der europäischen Geschichte gegeben hat, dann kann ich auch nicht an die Ehrlichkeit der englischen Verständigungsbemühungen, geschweige denn an die Ehrlichkeit des Angebots von Sir Horace Wilson glauben. Wenn sie tatsächlich wegen dieser Bagatelle, diesem Nichts, Danzig, uns mit Krieg überziehen, nachdem selbst Leute wie Lloyd George die in Versailles getroffene Ostregelung als ungerecht bezeichnet haben, dann überzeugt mich das davon, daß der Krieg mit England absolut unvermeidlich ist. Dann versuchen sie lediglich, vorher mein Prestige in Europa bis zum äußersten zu erschüttern, um damit die Möglichkeit zu finden, ihre Einkreisungspolitik zu Ende zu führen, und, wenn das gelungen ist, uns unter irgendeinem Vorwand mit Krieg zu überziehen, genau so, wie sie das 1914 gemacht haben.' Wenn man aber den Krieg damit schon als unvermeidlich ansehen muß, dann ist der Führer entschlossen, lieber heute zu schlagen als morgen oder gar erst in zwei Jahren, wenn die Engländer und womöglich auch die Amerikaner aufgerüstet haben, so daß wir all der Vorteile verlustig gehen, die wir unserer geheimen Aufrüstung verdanken. Der Führer ist also der Ansicht, daß, wenn die Engländer es wegen Danzig und Polen zum Kriege kommen lassen wollen, dies lieber jetzt als in zwei Jahren geschehen soll. Jetzt haben wir das Gesetz des Handelns noch in der Hand, später aber nicht."

Man wird verstehen, daß mir diese anscheinend logische Argumentation zunächst die Sprache verschlug. Ich brauchte einige

Zeit, um mir die Antwort zu überlegen. Schließlich glaubte ich aber ein Argument gefunden zu haben und sagte: „Ja, ich verstehe das Argument, das Hitler gebraucht hat; aber das Ganze geht doch von der Anschauung aus, daß der Krieg zwischen England und Deutschland unvermeidlich ist. Wenn man sich von dieser Vorstellung frei macht, sieht das Problem völlig anders aus." Es sei doch so, daß man zwischen zwei Entschlüssen zu wählen habe: dem Krieg oder der Verständigung mit England. Man müsse sich schließlich darüber klar sein, daß der Krieg ein durchaus ungewisses Vabanquespiel wäre, da man nie wissen könne, wie er ausgehe (eine Erklärung, die mir Ribbentrop übrigens noch 5½ Jahre später bei meiner letzten Unterredung mit ihm im April 1945 als Beweis meiner defaitistischen Gesinnung vorhielt), während es sicher sei, daß eine Verständigung mit England zwar nicht sofort, aber mit absoluter Gewißheit auf die Dauer nicht nur die Einigung aller Deutschen in einem Reich sichern würde (denn das sei etwas, was Europa noch keineswegs akzeptiert habe), sondern daß darüber hinaus sogar wesentliche Vorteile einzuhandeln wären, wirtschaftlicher und finanzieller Art, Kolonien usw. Ja, es würde sich meiner Ansicht nach die Lage in Europa dadurch auch so grundsätzlich umgestalten, daß die polnische Frage sich in einigen Jahren von selbst in unserem Sinne lösen werde.

Ribbentrop blieb stehen, als ich diese Äußerung machte, und war in diesem Augenblick sichtlich sprachlos. Er wußte nicht, was er erwidern sollte, da er offenbar mein Argument als schwer widerleglich anerkannte. Da er anscheinend kein Gegenargument fand, begann er schließlich, wie wild auf die Engländer zu schimpfen und der englischen Presse und „den niederträchtigen Kanaillen", die ihm in London das Leben schwer gemacht hätten, die Schuld dafür zu geben, daß diese Situation überhaupt entstanden sei, die den Führer bis zur Weißglut in Wut versetzt habe, so daß er als Außenminister keine Möglichkeit mehr sähe, die Dinge überhaupt ruhig mit ihm zu besprechen. Ich ließ mich hierdurch aber nicht verblüffen, sondern wiederholte in den verschiedensten Formen mehrfach meine Argumentation, die ihm schließlich so sehr einging, daß er mir wiederum zusicherte, die Gedankengänge, wenn auch nicht als mein Gedankengut, sondern als das der Engländer, noch einmal vorzutragen.

So kam es zur dritten der Unterredungen, bei der Ribbentrop mir folgendes eröffnete: Hitler habe meine Anschauung über die zwei Möglichkeiten erstaunlicherweise durchaus ruhig aufgenommen, habe sich aber die berechtigte Frage gestellt, wie weit dem

englischen Angebot zu trauen sei. Handele es sich nicht bei dem englischen Manöver um den Versuch, ihn zu übertölpeln und ihn doch lediglich von der polnischen Frage, die vor der Lösung stehe, abzubringen, um dann später über ihn herzufallen? Welche Garantien gäbe es dafür, daß die Engländer ihr Wort halten würden? „Der Führer wird", so erklärte er mir, „nur auf handfeste Garantien eingehen. Nur wenn er sofort etwas erhält, was greifbar ist, wird er daran glauben, daß die Engländer sich mit ihm verständigen und ihn nicht vernichten wollen."

Das gab mir endlich die Gelegenheit, noch einmal den ganzen Vorschlag Wilsons eingehend auseinanderzusetzen und zu verteidigen, wobei es Ribbentrop darauf anlegte, jeden einzelnen der Vorschläge zu zerpflücken und nachzuweisen, daß keiner ehrlich gemeint sei. Leider hat zu dieser Einstellung ein Bericht des Botschafters v. Dirksen über eine Unterredung mit Sir Horace Wilson beigetragen, der sehr wenig in die psychologische Situation paßte und meiner Ansicht nach an den wesentlichen Punkten der Wilsonschen Konzeption vorbeiredete. Ich wußte dies allerdings damals nicht und konnte mich nur damit verteidigen, immer wieder darauf hinzuweisen, daß mir kein Mißverständnis unterlaufen sein könnte.*

Auch spielte in dieser Unterredung zum ersten Male ein Moment eine Rolle, das ich damals überhaupt nicht begriff, weil ich mir nicht denken konnte, was tatsächlich inzwischen vor sich ging, nämlich, daß Verhandlungen mit den Sowjets aufgenommen worden waren, die auf eine direkte, sofortige Teilung Polens abzielten und die offenbar uneingestandenermaßen von Hitler und Ribbentrop bereits in diesem Augenblick als so positiv angesehen wurden, daß demgegenüber das vage englische Angebot mit seinen Verzichtforderungen in den Hintergrund trat.

---

* Der Bericht Dirksens wirkte wie eine kalte Dusche. Er hatte insbesondere in einem wichtigen Punkte meinen Angaben widersprochen, offenbar weil der Botschafter den Punkt mißverstanden hatte. Er erklärte in diesem Bericht: „Ich nahm diese Gelegenheit wahr, um Sir Horace Wilson zu fragen, wie die Zeitungsberichte zustande gekommen seien, wonach Mr. Hudson eine große Abrüstungsanleihe in Aussicht gestellt habe, da Herr Wohlthat dies mir nicht gesagt habe. Sir Horace Wilson erklärte, daß es oft diskutiert worden sei, wie man den finanziellen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten begegnen könne, die im Verfolg einer Rüstungsbeschränkung entstehen könnten. Vielleicht habe Hudson diese Idee aufgegriffen und sich darüber geäußert. Aber die Frage sei nunmehr abgeschlossen und werde nicht mehr erwogen. Er persönlich glaube, daß im Falle (einer Abrüstung) es eine Periode von 3—6 Monaten mit finanziellen Schwierigkeiten geben würde, die aber hauptsächlich währungstechnischer Art sein würden."

So kam denn endlich der Tag des italienischen Besuchs. In den Tagen vorher war eine außergewöhnliche Geschäftigkeit zu bemerken gewesen, allerdings, wie sich später herausstellte, hatte sie dazu gedient, Vorbereitungen für einen ganz anderen Akt zu verdecken. Zur großen Enttäuschung Hitlers und Ribbentrops kam nicht Mussolini selbst, sondern nur sein Außenminister Ciano, den sie beide verachteten, wozu nicht wenig die Trink- und Hurengelage beitrugen, die Ciano bei seinen Besuchen in Deutschland abzuhalten pflegte.

Bei diesem Salzburger Besuch Cianos kam es auch zu der Unterhaltung zwischen Ribbentrop und Ciano, die dieser in seinem Tagebuch, vermutlich aus Tücke und Niedertracht, absichtlich falsch dargestellt hat, die berühmte Szene nämlich, in der Ribbentrop an Ciano die Frage stellte, ob die Italiener, wenn es zu einem Kriege kommen sollte, an der deutschen Seite marschieren würden. Ciano behauptete in seinem Tagebuch, Ribbentrop habe ihm direkt gesagt: „Nous voulons la guerre", und habe ihn dabei mit seinen eiskalten grauen Augen angesehen.* Dr. Brücklmeier, der einzige Zeuge dieser Unterhaltung, hat mir unmittelbar danach damals mitgeteilt, was sich wirklich abgespielt hat. Ribbentrop habe vom Führer den Auftrag gehabt, bereits vor der Unterredung festzustellen, ob die Italiener im Kriegsfalle Stange halten würden, und habe es für richtig gehalten, ihn direkt zu fragen: „Was wird Mussolini tun, wenn es wegen Polen zum Kriege nicht nur mit Polen, sondern auch mit England kommt?" Darauf sei Ciano ausgewichen und habe die Gegenfrage gestellt, ob denn Hitler den Krieg mit England wolle. Ribbentrop habe ihm keine Antwort gegeben, sondern ihn nur lange angeblickt und dann gesagt, er hoffe nicht, daß Mussolini davor Angst habe. Ciano habe darauf geantwortet: „Selbstverständlich nicht!" Brücklmeier berichtete mir, er habe hiernach eine sehr lebhafte Szene mit Ribbentrop gehabt, weil er der Ansicht gewesen sei, daß der Italiener keine klare Antwort auf die Frage gegeben habe, während Ribbentrop aus dem Verhalten Cianos geschlossen habe, daß Mussolini

* Ciano behauptet in seinem Buche, er habe Ribbentrop gefragt, was denn Deutschland wolle, Danzig oder den Korridor. Ribbentrop habe darauf geantwortet: „Den Krieg". Siehe „Nürnberger Dokumente", Band 4, S. 629. Es handelt sich hier ganz offensichtlich um eine plumpe Fälschung Cianos, der sich überhaupt in seinen Tagebüchern bemüht, Hitler und Ribbentrop besonders zu belasten. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß sich die Szene so abgespielt hat; so plump waren weder Ribbentrop noch Ciano. Dagegen ist es möglich, daß Ciano aus seiner Unterredung mit Hitler den Eindruck gehabt hat, daß Ribbentrop den Krieg wolle; siehe die Zitate in Erwin Wickert: „Dramatische Tage in Hitlers Reich", Steingrüben-Verlag Stuttgart, S. 250 ff.

zu seinen Bündnisverpflichtungen stehen werde; er, Brücklmeier, bleibe jedoch gegenteiliger Meinung.

Als mir damals diese Mitteilungen gemacht wurden, konnte ich nicht umhin, diese Unterredung als ein böses Vorzeichen anzusehen. Tatsächlich hatte ich mich auch nicht getäuscht. 24 Stunden nach der Abreise Cianos bestellte mich Ribbentrop ins Hotel, diesmal in den „Österreichischen Hof", wo ich fast sieben Stunden auf ihn warten mußte. Er kam direkt vom Berghof und ließ mich in das sogenannte Fürstenzimmer kommen, von dem man bekanntlich einen wunderbaren Blick auf die Feste Salzburg und die Salzach hat. Es war bereits spät nachmittags geworden. Nach der kurzen Begrüßung und nachdem wir uns gesetzt hatten, schwieg Ribbentrop beharrlich fast 10 Minuten lang, blickte starr auf das Leder des Schreibtisches, an dem er saß, hob schließlich seinen Blick, sah mich finster an und sagte:

„Ich komme eben vom Führer. Er sieht sich leider nicht in der Lage, auf das Angebot Chamberlains einzugehen. Er hat etwas ganz anderes vor. Chamberlains Vorschlag soll nicht zu den Akten gelegt werden, wir werden ihn wieder aufgreifen, wenn es an der Zeit ist. Aber jetzt vermag ich Ihnen leider keine andere Antwort zu geben. Mein Flugzeug steht Ihnen zur Verfügung. Sie fliegen noch heute nach London zurück. Sehen Sie zu, daß Ihre Rückkehr kein Aufsehen erregt. Halten Sie die Ohren steif. Der Führer hat ein sehr gefährliches Spiel vor, bei dem ich nicht weiß, ob das gut geht. Wir wollen aber auf keinen Fall, daß es zum Kriege mit England kommt. Geben Sie daher rechtzeitig Laut, wenn die Gefahr wirklich da ist. Ich werde dann handeln. Fliegen Sie mit Gott!"

Als mir Ribbentrop die Hand gab, um sich von mir zu verabschieden, sagte ich ihm: „Ich fürchte, Herr v. Ribbentrop, daß man in England diese Absage als inoffizielle Kriegserklärung ansehen wird", worauf er erwiderte: „Versuchen Sie, Ihr möglichstes zu tun, um den schlechten Eindruck, den die Absage machen muß, zu vermindern. Leider kann ich Ihnen im Augenblick nicht mehr sagen."

Die Unterredung war zu Ende.

Wie ich sehr viel später, nämlich erst nach Kriegsausbruch im Hauptquartier in Westpreußen erfuhr, und zwar von dem Mitbeteiligten Ribbentrop und seinem Verbindungsmann Hewel, hatte sich folgendes abgespielt:

Es war Ribbentrop tatsächlich ursprünglich in langen, sehr schwierigen Beratungen gelungen, Hitler davon zu überzeugen, daß

man die polnische Angelegenheit zurückstellen und statt dessen erst einmal die Verständigung mit England suchen müsse. Jedenfalls hat er das mir gegenüber behauptet, und Hewel, der bei diesen Beratungen dabei war, hat dies bestätigt. Während dieser Diskussion, bei der ich als außenstehender Sachverständiger in der von mir geschilderten Form immer wieder hineingezogen wurde, tauchte jetzt völlig unerwartet eine neue, ganz andersgeartete Chance zur Lösung des polnischen Problems auf: Stalin, der offenbar über das englische Verständigungsangebot — vielleicht sogar durch eine Indiskretion aus dem A. A. selbst — unterrichtet worden war, vollzog daraufhin eine Annäherung an Hitler, wie sie plötzlicher und vollständiger nicht gedacht werden kann.

Die deutsch-russischen Gespräche hatten bekanntlich bereits mit dem Einsetzen der militärischen Besprechung zwischen den Westmächten und Sowjet-Rußland in Moskau im Juli 1939 begonnen.[29]) Hitler hatte dann die für den 11. August in Aussicht genommenen Besprechungen zwischen den Westmächten und der Sowjet-Union damit zu konterkarieren versucht, daß er seinen Botschafter, Graf v. d. Schulenburg, beauftragte, Molotow zu erklären, Deutschland sähe keine Schwierigkeiten, alle etwaigen Meinungsverschiedenheiten „hinsichtlich der Ostsee" auf freundschaftliche Weise zu regeln. Die so begonnenen Gespräche, die teils in Moskau, teils in Berlin mit dem russischen Gesandten Astachoff geführt wurden, führten dazu, daß am 10. August (also während meines zweiten Gesprächs mit Ribbentrop über Chamberlains Angebot in Fuschl) im Auftrage des stellvertretenden Außenkommissars Potemkin mitgeteilt wurde, daß Rußland zu einer Verständigung mit Deutschland auf allen Gebieten bereit sei. Durch irgendwelche Umstände wurde diese Mitteilung um zwei Tage verzögert, so daß sie erst am 12. August — während der Gespräche mit Ciano — in Berchtesgaden bzw. in Fuschl eintraf. Diese Mitteilung machte den allergrößten Eindruck.[30]) Sie erweckte bei Hitler die Vorstellung, er werde es mit Hilfe Sowjet-Rußlands leicht haben, die polnische Frage zu lösen, so daß er es gar nicht nötig habe, auf Chamberlains Versuch, seine Hand für die Zukunft zu binden, einzugehen.

Aus den russischerseits durch den Unterhändler Astachoff gemachten Andeutungen ging für Hitler hervor, daß Stalin bereit war, in eine Teilung Polens einzuwilligen. Ohne weitere Bedingungen zu stellen, machte Stalin also nach Hitlers Ansicht den Vorschlag, das polnische Problem durch eine direkte Vereinbarung zwischen Deutschland und Rußland zu beseitigen. Stalin knüpfte hieran keine Bedingungen, die Hitlers Handlungsfreiheit beeinträchtigt oder eine Eingliederung Hitler-Deutschlands in das rus-

sische System verlangt hätten. Er stellte auch keinerlei langwierige und komplizierte Verhandlungen in Aussicht, sondern war bereit, handfest und primitiv die Teilung Polens mit Hitler zu beschließen. Er schlug sozusagen vor, einfach einen Strich auf der Karte zu ziehen, wie er das tatsächlich dann auch später mit einem Rotstift gemacht hat (die Karte hat mir Ribbentrop selbst gezeigt und die dramatische Szene geschildert, die sich dabei abspielte).

Das erschien Hitler so verlockend, daß er darüber die Gefahren vergaß, die auch nur die Annahme eines derartigen Vorschlags mit sich bringen würde. Er begriff nicht, daß die damit effektiv vollzogene Verschiebung des europäischen Gleichgewichts und das endgültige Bündnis Deutschlands mit der Sowjet-Union gemäß der angelsächsischen Konzeption den Krieg unvermeidlich machte. Durch eine Verständigung mit England und eine Einfügung in das angelsächsische System hätte Hitler wahrscheinlich den Krieg mit England und damit den Weltkrieg vermieden. Daß Hitler offen gegen die Grundkonzeption der Engländer verstieß, machte den Krieg unvermeidlich. Er begriff nicht, daß er in eine russische Falle lief . . .

Hitler hat nie wahrhaben wollen, daß seine antibolschewistische Politik einer der Hauptgründe war, warum die Engländer ihm immer wieder seine einseitige und gewalttätige Politik nachsahen. Ich habe aber keinen Zweifel darüber, daß das Verhalten des englischen Kabinetts, insbesondere das Chamberlains, unter anderem ganz besonders von der Furcht diktiert war, durch eine Ablehnung sogenannter berechtigter deutscher Forderungen (Wiederaufrüstung, Österreich, Sudetenfrage) Hitler in die Arme der Russen zu treiben. Denn ein russisch-deutsches Bündnis hätte nach englischer Auffassung eine societas leonina bedeutet, in der Hitler schließlich Stalin geschluckt hätte. Nichts fürchtete die englische Politik mehr als das. Daher lag es auf der Hand, daß Hitlers Ablehnung des englischen Verständigungsangebots und der, wie es erschien, Abschluß einer Verständigung mit Sowjet-Rußland für die Engländer den Kriegsfall bedeuten mußte. Das war die Politik, die sie unter keinen Umständen zu dulden gewillt waren, weil das Ergebnis dieser Politik nach ihrer Ansicht die Bedrohung ihrer europäischen Stellung und damit ihres Weltreiches im Verlaufe einer absehbaren Zeit ergeben haben würde. Denn Deutschland wäre durch dieses dauernde Bündnis mit Stalin zu der größten Macht Europas aufgerückt, die zu bekämpfen nicht nur nach der Meinung Churchills, sondern auch nach der Chamberlains England im Interesse seiner Selbsterhaltung gezwungen war. Gleichzeitig enthüllte dieser Coup die völlige Grundsatzlosigkeit der

Außenpolitik Hitlers; ein Mann, der zwanzig Jahre lang die Bekämpfung des Bolschewismus als seine Hauptaufgabe bezeichnete und dann imstande war, um eines vorübergehenden Vorteils willen ein Bündnis mit diesem seinem Todfeinde zu schließen, war nach englischer Anschauung zu allem fähig.

Aber Hitler sah das nicht. Gemäß seiner persönlichen Konzeption glaubte er, den „englischen Bluff" durch diesen Schlag „überbluffen" zu können. Er glaubte, England werde Polen fallen lassen, sobald es sähe, daß es infolge der deutsch-sowjetischen Verständigung militärisch nicht mehr zu verteidigen sein werde.

So wurde der 13. August der entscheidende Tag, an dem die Würfel für den Krieg fielen.

Nach meiner Rückkehr nach London suchte ich Sir Horace Wilson zu erreichen; es stellte sich jedoch heraus, daß dies nicht möglich war. Erst nach einigen Tagen konnte ich ihn aufsuchen, um ihm das negative Ergebnis meiner Bemühungen zu übermitteln. Sir Horace saß diesmal völlig ruhig und gefaßt im Stuhl und blickte mich während meiner Erklärungen mit unverminderter Aufmerksamkeit an. Er erwiderte mir ruhig und mit fester Stimme:

„Ich hoffe, Sie wissen, was diese Antwort bedeutet. Ich fürchte, daß Hitler sich definitiv zum Einmarsch in Polen entschlossen hat. Aber an dem Tage, an dem der erste deutsche Soldat die polnische Grenze überschreitet, wird Großbritannien Deutschland den Krieg erklären. Sagen Sie also den Herren in Berlin, daß diese Absage unter gewissen Umständen für uns den Krieg bedeutet."

Das Original meines Berichtes über diese Unterredung, welches ich zwei Tage später absandte, hatte folgenden Wortlaut[31]):

„London, den 22. August 1939

Hochverehrter Herr Reichsminister!

Ich habe die Botschaft an Sir Horace Wilson erst am Sonntag, den 20. August, übermitteln können, weil dieser sich bis dahin in Urlaub befand. Sofort nach seiner Rückkehr rief Sir Horace mich an und bat mich, zu ihm, und zwar in seine Privatwohnung, zu kommen, wo ich ihm dann auftragsgemäß meine Instruktion übermittelte.

Wilson nahm die Mitteilung sehr ruhig auf, bezeichnete sie aber als sehr ernst. Er stellte die Frage, was aus seiner Anregung geworden sei, während der Aufnahme informeller Besprechungen zu keiner Aktion zu schreiten, die zu einer weiteren Verschlechterung der Lage führen könne. Ich erwiderte, mir sei von einer derartigen Anregung nichts bekannt, ich besäße daher auch keinerlei Instruktionen zu diesem Punkte. Die Mitteilung hingegen, daß

Wohlthat wegen der Presseindiskretionen zu weiteren Besprechungen nicht geeignet sei, nahm er als selbstverständlich hin, fragte aber, ob es denn nicht einen anderen Weg zu Besprechungen gebe. Aus dieser Fragestellung entwickelte sich ein Gespräch über die Lage, aus dem vielleicht folgende Beobachtungen interessant sind:

1. Wilson erläuterte noch einmal den Zweck seiner Fühlungnahme: Es habe sich bei seiner Fühlungnahme nicht um die Übermittlung eines Angebots gehandelt, sondern lediglich um die Übermittlung einer Anregung, ob es nicht möglich sei, die für etwaige informelle deutsch-englische Verhandlungen in Frage kommenden Themen festzustellen. Es würde uns daher jederzeit freigestanden haben, die vorgeschlagene Themenauswahl zu begrenzen oder zu erweitern; kein Schema, das wir deutscherseits vorgeschlagen haben würden, würde englischerseits abgelehnt worden sein. Der Zweck der informellen Besprechungen hätte darin bestanden, die Danziger Frage, die für sich genommen nur eine Nebenfrage (a side issue) sei, in ihr richtiges Licht zu rücken und sie sozusagen dadurch zu entspannen, daß man zeige, sie könne im Rahmen einer größeren Regelung gelöst werden. Im gegenwärtigen Spannungsstadium scheine diese Frage unlösbar, sie sei einem direkten Anpacken sozusagen nicht zugänglich. Würde sie aber gleichzeitig mit anderen größeren Fragen behandelt worden sein, so wäre es mehr als leicht gewesen, diese Frage auf die ihr angemessene Bedeutung zurückzuführen. Die britische Regierung sei gezwungen, auch auf das äußerst wichtige Problem der Aufnahme einer etwaigen Lösung der Danziger Frage im deutschen Sinne durch die englische und amerikanische öffentliche Meinung zu achten. Die britische und auch die polnische Regierung, so meinte er, würden durchaus bereit sein, die Vorschläge des Führers vom 28. April zu akzeptieren, wenn sie nur das Vertrauen darauf hätten, daß seine Forderungen nicht über die benannten hinausgingen, und wenn eine Garantie dafür erhältlich sei, daß wir nicht die Unabhängigkeit und Integrität Polens in der gleichen Weise zu beseitigen beabsichtigten, wie das bei der Tschechei der Fall gewesen wäre. Eine derartige Garantie würde sich aber vielleicht gerade aus den Besprechungen über eine Allgemeinregelung ergeben haben. Der Zweck seiner Anregung hätte daher darin bestanden, einen Verhandlungsweg für die Lösung der Danziger Frage zu öffnen, die nunmehr in immer bedrohlicherem Licht erscheine.

2. Wilson stellte hierauf mehrfach an mich die Frage, ob es denn nicht doch — trotz meiner Botschaft — Zweck habe, nach einer Formel zu suchen, die gleichzeitig uns Danzig und der

Gegenseite die Allgemeinlösung gewähre? Ich bin auf diese Frage vorsichtig ausgewichen und habe wiederholt betont, daß meiner Ansicht nach die deutsch-polnischen Fragen direkt zwischen Deutschland und Polen gelöst werden müßten. Meiner privaten Ansicht nach würden erfolgreiche deutsch-polnische Verhandlungen ohne weiteres doch wohl auch die Folge haben, daß deutsch-englische Verhandlungen über die diese beiden Länder allein betreffenden Fragen möglich sein sollten. Wilson erklärte mir darauf, ich müsse mir darüber klar sein, daß jede einseitige Aktion Deutschlands natürlich die Fortführung von Besprechungen über einen deutsch-englischen Ausgleich zwecklos machen würde.

3. Von besonderem Interesse war sodann die Reaktion Wilsons auf folgende Argumentation: Ich sagte ihm, das Drohen mit dem Krieg von seiten der Engländer und Franzosen mache nicht den geringsten Eindruck auf Deutschland. Wenn sie ihren Leuten vorzureden versuchten, daß sie uns überlegen seien und daher einen Krieg riskieren könnten, so dürfe er sicher sein, daß die Achse der gleichen Überzeugung sei, was ihre Überlegenheit anbetreffe. Ein derartiges Drohen erscheine in unseren Augen lediglich provokativ und würde als Beweis dafür angesehen werden, daß Großbritannien und Frankreich Danzig lediglich als einen Vorwand für einen Krieg gegen uns ansähen und daß daher die Verständigungsbemühungen nicht ehrlich gemeint seien. Wilson erklärte mir darauf, es sei nicht wahr, daß Großbritannien den Krieg wolle, und es sei insbesondere nicht richtig, daß englischerseits die Danziger Frage als ein geeigneter Vorwand angesehen würde, um uns mit Krieg zu überziehen. Es komme lediglich darauf an, daß der Eindruck beseitigt werde, ‚that Germany wants to dominate the world by force and will go on and on to do so, subjugating one country after the other'. Ich habe ihm darauf erwidert, daß dies eine lächerliche Vorstellung sei, und habe ihm, wie ich hoffe, überzeugend dargelegt, daß Danzig und der Korridor nicht mit dem Sudetenland zu vergleichen seien. Es handele sich um Gebiete, die strategisch für Polen unhaltbar wären und die lediglich Zugang zu einem von Deutschland beherrschten Meere böten. Beweis hierfür sei die Tatsache, daß die Polen den Korridor nicht einmal befestigt hätten und ihn im Kriegsfalle sofort zu räumen gedächten. Die englische Argumentation sei in diesem Falle einfach unwahr. Wilson war sichtlich beeindruckt, erwiderte aber nur, die Unabhängigkeit Polens dürfe nicht angetastet werden, das würde England niemals zulassen.

4. Wilson wiederholte darauf, daß England den Krieg nicht wolle, daß es aber zum Zuschlagen verpflichtet sei, wenn wir den

Konflikt mit Polen herbeiführten — worauf ich noch einmal erklärte, daß sie es doch wohl selber in der Hand hätten, die Polen zum Nachgeben und zu Verhandlungen mit uns zu veranlassen. Insbesondere sei doch auch auf die unerhörten Provokationen der Polen in den letzten Tagen zu verweisen.

5. Die Unterredung schloß mit der Feststellung Wilsons, daß er vorläufig keinen Ausweg sähe. Er wäre aber dankbar, wenn ich ihm weiteren Rat gewähren könne (what is your advice that we should do now?). Er wolle weiter bemüht bleiben, ebenfalls hiernach zu suchen, vorausgesetzt, daß wir nicht durch eine einseitige Handlung den Konflikt heraufbeschwörten. Er betonte dabei, daß er, falls sich das geheimhalten lasse, sogar bestrebt sei, persönlich nach Deutschland zu kommen — worauf ich ihm vorsichtshalber erwiderte, ich hielte das letztere für eine zweifelhafte Anregung.

Zusammenfassend läßt sich also wohl feststellen, daß die Mitteilung mit beträchtlicher Besorgnis aufgenommen worden ist, daß Wilson aber darüber hinaus die Befürchtung hegt, daß durch eine einseitige Aktion Deutschlands in Danzig jede Aussicht auf die Fortsetzung der von ihm ursprünglich angeregten Aktion schwinden und dadurch ein deutsch-englischer Krieg sicher werden würde.

Die Unterhaltung spielte sich im übrigen in den höflichsten und ruhigsten Formen ohne jede Erregung ab.

PS. Die allgemeine Stimmung im Lande hat sich in den letzten Tagen übrigens neuerlich bedeutend verschlechtert und versteift."

Die Ereignisse überstürzten sich nunmehr. Meine Berichterstattung von London war trotzdem noch einmal berufen, in den Gang der Ereignisse einzugreifen. Dies geschah wie folgt:

Unmittelbar nach der Rückkehr Ribbentrops aus Moskau gab Hitler den Befehl zum Einmarsch in Polen, und zwar mit der Maßgabe, daß der Einmarsch etwa 24 Stunden nach Erteilung des Befehls erfolgen sollte.* Er setzte Mussolini von seiner Absicht in

* Hitler hat zweimal den Krieg gegen Polen befohlen. Das erste Mal am 25. 8. um 14.50 mit Einmarschtermin 26. 8. um 4.45 morgens. Die Entscheidung Hitlers für die zweite Kriegseröffnung gegen Polen fiel am 31.8. 1939 um 12.40 Uhr; der Einmarsch war für den 1. 9. auf 5.45 Uhr festgesetzt. Die vielfach, z. B. auch vom Nürnberger Ankläger, aufgestellte Behauptung, daß Hitler in seiner Konferenz mit den Generalen am 22. August in Berchtesgaden bereits den 1. September als Einmarschtermin festgesetzt habe, ist somit dokumentarisch falsch. Das genaue Datum der Einmarschtermine ist für die Beurteilung der vorhergehenden diplomatischen Verhandlungen von größter Bedeutung. Trotzdem bringt eine Reihe insbesondere ausländischer Schriftsteller immer wieder die die Tatsachen verfälschenden falschen Datierungen.

Kenntnis und teilte ihm gleichzeitig mit, daß er gemäß den Bestimmungen des deutsch-italienischen Freundschaftspaktes es erwarte, daß Mussolini an seiner Seite in den Krieg treten werde. Der italienische Botschafter in Berlin übermittelte als Antwort einen Brief Mussolinis, in dem dieser erklärte, daß er vor dem Beschluß, zum Kriege zu schreiten, nicht konsultiert worden sei (was mit der mir von Brücklmeier gegebenen Darstellung des Gesprächs mit Ciano übereinstimmt) und sich nicht verpflichtet fühle, an der Seite Hitlers in den Krieg einzutreten.

Das seitenlange Telegramm hierüber führte zu einem merkwürdigen Zwischenfall im Auswärtigen Amt, der einen jüngeren Beamten des Amtes seine Stellung kostete. Das Telegramm begann nämlich mit seitenlangen Lobhudeleien Mussolinis, der Hitler zu seinem Entschluß beglückwünschte, während erst die letzte Seite die Mitteilung enthielt, daß er zu seinem Bedauern usw. usw. sich nicht in der Lage sähe, sich an der geplanten Aktion zu beteiligen. Das Telegramm wurde Hitler in zwei Teilen übermittelt. Der erste Teil, den er vor dem Empfang Attolicos durch den Abhördienst des Forschungsamtes erhielt, erregte daher zunächst bei Hitler das größte Entzücken, während der Stunden später übermittelte Schluß einen beispiellosen Wutausbruch hervorrief. Er tobte wie ein Wilder und behauptete, daß das Auswärtige Amt um ein Haar daran schuld gewesen sei, daß er falsche Entschlüsse gefaßt habe. Vor dem Empfang des französischen Botschafters erhielt er mein Telegramm aus London, das nicht mehr und nicht weniger besagte, als daß die Engländer soeben in London den britisch-polnischen Garantievertrag unterzeichneten, der England bindend verpflichtete, an der Seite Polens in den Krieg einzutreten, sobald der erste deutsche Soldat die polnische Grenze überschritte."

Nach meiner Rückkehr nach London hatte ich nämlich meine Berichterstattung nach Berlin mit verdoppelter Sorgfalt wieder aufgenommen. Wir waren uns vollkommen klar darüber, daß die Kriegsgefahr bis zum Äußersten gestiegen und die Katastrophe unvermeidlich geworden sei, wenn nicht noch ein Wunder ge-

* Siehe den entsprechenden Bericht bei Erich Kordt: „Wahn und Wirklichkeit", Union Deutsche Verlagsanstalt 1947, S. 192: „Bevor dieser jedoch eintrat, meldete der Vertreter des DNB in London, Dr. Fritz Hesse, um genau 17 Uhr M. E. Z. fernmündlich der Presseabteilung des Ausw. Amtes, daß soeben der Abschluß eines britisch-polnischen förmlichen Bündnisvertrages stattfinde . . . Dieser völlig unerwartete britische Schritt machte Hitler in seinem Entschluß, am 26. anzugreifen, wieder wankend." Dr. Paul Schmidt berichtet a. a. O. auf S. 450: „Da unmittelbar danach der französische Botschafter erwartet wurde, blieb ich in

schähe. Wir hielten es darum für aussichtslos, daß wir etwas erreichen könnten — aber wir glaubten doch, bis zur letzten Minute mit äußerster Schärfe warnen zu müssen, da wir immer noch von der Voraussetzung ausgingen, daß es möglich sein müsse, Hitler von einer Aktion abzuhalten, die den Krieg mit England unvermeidlich machen werde. Ich habe daher u. a. auch an einem Artikelaustausch zwischen Dr. Dietrich und Lord Kemsley mitgewirkt, der eine Aussprache über das deutsch-polnische Problem durch die Zeitungen herbeiführen sollte — ein Unternehmen, das an dem schlechten Willen von deutscher Seite kläglich scheiterte —, und habe auch in persönlichen Gesprächen mit einer Reihe führender Journalisten noch einmal versucht, Verständnis für die Notwendigkeit, den Krieg zu vermeiden, zu erwecken. Der Krieg erschien uns eben als die größte aller Katastrophen, die ein namenloses Unglück über die Menschheit und über unser Vaterland bringen würde.

Zunächst hatte es jedoch den Anschein, als ob alle diese Warnungen in den Wind gesprochen seien. Ribbentrop flog nach Moskau und schloß dort seinen Pakt mit Stalin. In Berlin jubelte man, weil man glaubte, daß dieses deutsch-russische Bündnis die Kriegsgefahr beseitigt habe, weil nunmehr niemand es wagen werde, gegen die deutsch-russische Koalition anzugehen. In London trat aber das Gegenteil von dieser in Berlin erwarteten Wirkung ein. Man hielt jetzt den Krieg mit Deutschland für absolut sicher.

Kurz darauf erhielten wir Journalisten Befehl, London zu verlassen und uns nach Hause zu begeben. Ich schickte daher mein Büro nach Hause und begab mich am Morgen des 24. August zu Sir Roderic Jones, dem Leiter des Reuter-Büros, um mich von ihm zu verabschieden und mich gleichzeitig für die große Hilfe und Freundlichkeit, die ich von ihm erfahren hatte, zu bedanken. Sir Roderic teilte mir dabei mit, daß das Parlament noch in dieser Stunde einen Vertrag mit Polen annehmen werde, der England verpflichte, an der Seite Polens gegen Deutschland in den Krieg zu gehen. Ich begab mich daher gleich nach der Unterredung in mein Büro im Reuter-Gebäude, um von dort aus den Text des

---

Hitlers Arbeitszimmer und wurde so Zeuge der Wirkung, welche die gerade eintreffende Nachricht von dem soeben erfolgten Abschluß eines formellen Beistandspaktes zwischen England und Polen auf ihn machte. Ich konnte über seine Schulter hinweg die Meldung lesen, die ihm von der Presseabteilung hereingeschickt wurde, und sah ihn danach eine ganze Zeitlang grübelnd am Tisch sitzen, bis der französische Botschafter Coulondre gemeldet wurde . . ." S. 453 fügte er hinzu, daß er Zeuge gewesen sei, wie hiernach Keitel den Befehl zur Rücknahme des Vormarschbefehls erhielt.

englisch-polnischen Garantievertrages gleich nach Berlin zu geben. Telefonverbindungen nach Deutschland waren bereits damals überwacht und nur gelegentlich und unter Schwierigkeiten zu erlangen. Es dauerte daher bis in die Nachmittagsstunden, bis ich die Verbindung mit Berlin erhielt. Ich gab den Text des Vertrages in deutsch nach Berlin durch und benutzte diese Gelegenheit, um eine Bestellung anzufügen, die mir der Pressechef der englischen Regierung, Mr. George Steward, bei der Gelegenheit angeraten hatte. Sie lautete:

„Mein Freund, Sir Horace Wilson, teilt mir soeben mit, daß dieser Vertrag nicht mehr und nicht weniger bedeutet, als daß Chamberlain sich nunmehr wie Odysseus an den Mast festgebunden habe und von jetzt an taub sei für jede weitere Verständigung. Der Vertrag bedeute, daß an dem Tage, an dem der erste deutsche Soldat die polnische Grenze überschreite, der Krieg mit England unvermeidlich sein werde. Ich bitte, diese Bestellung dem Führer, dem Außenminister, Heß, Dr. Goebbels und anderen wichtigen Persönlichkeiten sofort telefonisch zuzuleiten."[32])

Eine Inhaltsangabe gab ich daraufhin direkt noch an das Büro Ribbentrop durch, da ich glaubte, nunmehr sei der Zeitpunkt gekommen, auf den mich Ribbentrop aufmerksam gemacht hatte.

Tatsächlich schlug diese Meldung in Berlin wie eine Bombe ein. Anscheinend hat erst sie es Hitler klargemacht, welchen Kurs er steuerte. Ob diese Meldung allein oder ihr zufälliges Zusammentreffen mit der Absage Mussolinis einen so großen Eindruck gemacht hat, muß ich dahingestellt sein lassen. Die Wirkung der Meldung war jedenfalls, daß Hitler seinen ersten Befehl zum Einmarsch der Truppen in Polen bedingungslos widerrief.[33])

Das hinderte jedoch nicht, daß ich etwa zwei Stunden später, also gegen 8 Uhr abends ans Telefon gerufen wurde, wo erst Dr. Dietrich, dann anscheinend Hitler selbst, dann wieder Ribbentrop mir in schärfsten Tönen vorwarfen, daß ich mich hätte bluffen lassen, daß dies alles nicht wahr wäre und daß ich mich zu einer falchen Berichterstattung hätte verleiten lassen. Ich habe mir meinerseits hierauf in äußerster Schärfe derartige Vorwürfe verbeten und mich bereit erklärt, sofort den englischen Text des Vertrages durchzugeben, um den Herren die Möglichkeit zu bieten, sich an Hand des Textes zu überzeugen, daß meine Berichterstattung richtig gewesen sei.

Nachdem ich dies getan hatte — ich muß heute noch sagen, nicht ohne ein gewisses Vergnügen —, begab ich mich sofort zu Dr. Kordt, der die Geschäfte der Botschaft führte, um ihm zu berichten, welche Wirkung die Meldung gehabt habe. Da ich befehls-

gemäß am nächsten Morgen nach Berlin fliegen mußte, bat ich Kordt, nunmehr seinerseits die Berichterstattung zu übernehmen, da man unbegreiflicherweise in Berlin befohlen hatte, jede Berichterstattung aus London durch Pressevertreter sofort zu unterbinden, ein Befehl, der — wie ich später erfuhr — auf Dr. Goebbels zurückzuführen war, der geäußert haben soll, daß die Presse schlapp zu machen beginne und daher besser daran gehindert würde, weiteren Unfug zu stiften.

Am nächsten Tage flog ich, nicht ohne gewisse Schwierigkeiten, da ich den Flug vorzeitig in Hamburg abbrechen mußte, nach Berlin zurück, nahm im Hotel „Kaiserhof" Wohnung und meldete mich hierauf weisungsgemäß in der Reichskanzlei. Hier wurde mir mitgeteilt, daß ich zu einer Besprechung am nächsten Vormittag 10 Uhr wieder in der Reichskanzlei erscheinen möchte. Hewel, den ich kurz zwischen Tür und Angel sah, sagte mir lediglich: „Sie haben mit Ihrer Meldung Hitlers ganzen Plan umgeworfen. Verschiedene Leute sind wütend auf Sie, machen Sie sich aber nichts daraus; ich glaube, das war so ganz richtig."

Als ich am nächsten Morgen in der Reichskanzlei erschien, wurde ich an einen Tisch geführt, an dem Ribbentrop und Heß saßen und an den später auch Göring herantrat, worauf mich Ribbentrop in durchaus freundlicher Art und Weise noch einmal genauestens über die Lage in London befragte, gleichzeitig aber seiner Verwunderung darüber Ausdruck gab, daß ich unter diesen Umständen London verlassen habe. Nachdem ich das Telegramm vorgewiesen hatte, das ich erhalten hatte, bekam ich die Weisung, unmittelbar nach Beendigung des Gespräches nach London zurückzukehren.

Die Fragen, die bei dieser Unterredung an mich gestellt wurden, zeigten deutlich, wohin der Kurs ging. Es schien mir damals vollkommen eindeutig zu sein, daß der Krieg gegen Polen abgeblasen worden war, nachdem Hitler eingesehen hatte, daß der Krieg mit Polen den Krieg mit England und damit den Weltkrieg bedeute, und man nunmehr nach einer Möglichkeit suchte, sich aus der durch das eigene Ungeschick geschaffenen Lage herauszuziehen. Wie mir Hewel später berichtete, hatte Hitler damals an die Stelle der „großen polnischen Lösung" die „kleine polnische Lösung" gesetzt, statt Westpreußen und Posen wollte er nunmehr nur noch Danzig und die Straße durch den Korridor haben und wäre zufrieden gewesen, wenn er mit dieser Lösung das Gesicht hätte wahren können.* Die an mich gerichteten Fragen liefen

* Ein objektiver Beurteiler muß dies auch aus der Schilderung von

daher alle darauf hinaus, was denn England im äußersten Falle zugestehen könne, wobei ich meiner Überzeugung entsprechend antwortete, daß England nichts zugestehen würde, was wir uns einseitig mit Gewalt nähmen, und nur solche Lösungen akzeptiere, die auf freiwilliger Vereinbarung mit Polen erfolgen würden, ohne daß Polen unter — nach englischer Ansicht — ungehörigen Druck gesetzt würde, da dies nach englischer Auffassung „Aggression" sei. Ich ließ also keinen Zweifel darüber, daß nur ein völliger Rückzug in der polnischen Frage es gestatten würde, den Krieg zu vermeiden. Ribbentrop sowohl wie Heß teilten mir auf meine Erklärung mit, daß das Ganze so ungefähr dem Bild entspräche, das sie sich bereits gemacht hätten, während Göring meine Erklärungen lediglich mit zustimmendem Kopfnicken begleitete. Ribbentrop entließ mich mit dem Bemerken, daß es jetzt erst recht darauf ankomme, daß ich in London aufpasse, da die Gefahr eines Krieges nunmehr stärker denn je geworden sei.

Auf meinem Rückflug nach London kam ich zunächst nur bis Amsterdam. Da der weitere Flugverkehr von Amsterdam nach London eingestellt war, kam ich nur mit einer Sondermaschine nach London, welche die Baronin X. X. für ihre privaten Zwecke gechartert hatte.

London fand ich völlig verändert vor. Die Stadt war verdunkelt, der Kriegszustand war praktisch bereits erklärt, Luftschutzwarte und Feuerschutzwarte patrouillierten durch die Straßen, die Polizisten waren in Stahlhelm, die Straßen verdunkelt und die großen Schaufenster mit Papierstreifen beklebt, da sich irgendein Naivling damals dem Glauben hingab, daß die Glasscheiben auf diese Weise dem Druck der Bombenexplosionen besser widerstehen könnten. Als ich die Botschaft erreichte, erregte mein Kommen Aufsehen. Ich erklärte, daß ich die Berichterstattung von der Botschaft aus übernehmen wollte, nachdem mir der Chefredakteur von Reuter, Mr. Richatson-Hat, auf einen telefonischen Anruf mitgeteilt hatte, es läge ein Haftbefehl gegen mich vor und ich möchte mich daher nicht in meine Wohnung zurückbegeben oder unbegleitet auf der Straße bewegen. Er empfahl mir, die Botschaft nicht zu verlassen; er sei bereit, mir die Berichte des Reuter-Büros laufend dorthin durchgeben zu lassen. Da ich an der Zuverlässigkeit dieser

---

Birger Dahlerus „The Last Attempt", London 1948, insbes. Kapitel 6, schließen. Auch Allan Bullock, „Hitler", schreibt S. 496: „Als Dahlerus fragte, was Hitler denn im Korridor verlangte, riß Göring die Seite aus einem Atlas heraus und zeichnete die Linien mit einem roten Bleistift ein."

Mitteilung nicht zweifeln konnte — die Engländer haben damals tatsächlich alle Deutschen, die nicht zum engsten Botschafterstab gehörten, bereits verhaften und in Gefängnisse sperren lassen —, habe ich die letzten Tage meiner Berichterstattung in London von der Botschaft aus geführt. Dabei war diese Berichterstattung mit den größten Schwierigkeiten verbunden, da aus Sicherheitsgründen das Telefon nach dem Kontinent bereits gesperrt war, so daß auch die Botschaft nur jeweils mit Genehmigung des englischen Auswärtigen Amtes Gespräche nach dem Kontinent führen durfte. Ich mußte zunächst einmal den Geschäftsträger Dr. Kordt veranlassen, aufs Foreign Office zu gehen, um mir dort die „Gesprächsfreiheit" zu sichern. Trotz dieser Zusage dauerte es jedoch oft Stunden, bis ich die angemeldeten Telefongespräche bekam; selbstverständlich wurde auch jedes der Gespräche mitgehört und mitgeschrieben. Die Gespräche wurden auf der Gegenseite direkt in der Reichskanzlei aufgenommen, wo Hewel dafür Sorge trug, daß sie unverfälscht und ungeschminkt Hitler vorgelegt wurden. Ich benutzte dies, um mit unmißverständlicher Schärfe und Eindeutigkeit die unerträglich gewordene Gefahr herauszuarbeiten. Der Leitsatz der Berichterstattung stand somit wieder eindeutig unter dem Motto: Ein deutscher Einmarsch in Polen macht den Weltkrieg unvermeidlich. — Hewel hat mir später geschildert, daß diese Berichte in der Tat den stärksten Eindruck auf Hitler gemacht haben und er es bei dieser Gelegenheit bedauerte, daß er nicht schon früher meine Berichte unverkürzt und unbearbeitet zu Gesicht bekommen habe.

Um meine weiteren Erlebnisse in London wiedergeben zu können, muß ich nunmehr zurückgreifen auf Schilderungen, die mir Ribbentrop, Hewel, Brücklmeier und andere gemacht haben, nachdem der Krieg bereits ausgebrochen und ich wieder nach Deutschland zurückgekehrt war. Ich muß nämlich erzählen, was sich nach diesen Berichten in Berlin zugetragen hat, habe also hervorzuheben, daß meine Darstellung nicht auf Grund meines eigenen Erlebens, sondern, wie ich allerdings glaube, auf Grund einwandfreier Zeugenaussagen aus erster Hand erfolgt. Ich hoffe, damit der Wahrheit so nahe wie möglich zu kommen.

Ribbentrop und Hewel haben mir übereinstimmend mitgeteilt, daß der Abschluß des englisch-polnischen Garantievertrages in der Tat einen völligen Wandel der Auffassung der Lage bei Hitler herbeigeführt habe; der, wie Hitler sich ausdrückte, gemeine Verrat Mussolinis und das für ihn völlig unerwartete Hartbleiben der Engländer hatten ihm gezeigt, daß seine These, die Engländ-

der blufften nur, nicht zutraf. Er habe sich daher Tag und Nacht hindurch mit ihnen beraten, wie man aus der einmal entstandenen schwierigen Lage wieder herauskäme und welche Chancen sich dann böten. Ribbentrop betonte später in diesem Zusammenhang, und zwar wiederholt, mir gegenüber, daß Hitler lediglich bereit gewesen sei, einen Krieg gegen ein isoliertes Polen zu riskieren, daß also seine gesamte Politik darauf abgestellt gewesen wäre, Polen diplomatisch zu isolieren und es so auf die Knie zu zwingen.* Sobald er eingesehen habe, daß das nicht möglich sein werde, habe er einen Ausweg und eine Verständigung mit England gesucht. Hewel berichtete mir abweichend hierüber, daß Hitler den Krieg mit Polen nicht gewollt habe, aber bereit gewesen sei, ihn zu riskieren, wenn er dies ohne Einmischung der Großmächte hätte tun können. An einen Weltkrieg oder einen Krieg mit Europa habe er hingegen nicht gedacht. Er habe sich der Illusion hingegeben, daß es möglich sein werde, Polen kleinzukriegen, ohne daß es zu einem größeren Konflikt käme, und danach mit England Frieden zu schließen. Ob diese mir nachträglich gegebenen Erläuterungen tatsächlich zutreffen, sei dahingestellt. Sie haben immerhin eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich, da sie jedenfalls eine plausiblere Erklärung für das Verhalten Hitlers nach dem Eintreffen der Nachrichten über den englisch-polnischen Garantievertrag geben als die These, Hitler habe den Krieg trotzdem planmäßig herbeiführen wollen.

Die Folge des polnisch-englischen Garantievertrages war — dies auf Grund der Angaben, die mir ebenfalls von den genannten Zeugen gemacht wurden —, daß Hitler die sogenannte „große polnische Lösung" durch die „kleine polnische Lösung" ersetzte, d. h. er war bereit, wie ich schon ausgeführt habe, sich mit der Rückgabe Danzigs an das Reich und einer Straße durch den Korridor zu begnügen und dafür den Plan, Westpreußen und Posen zurückzugewinnen, aufzugeben unter der Voraussetzung, daß dies ohne Prestigeverlust für ihn möglich sein werde. Aus diesem Grunde machte er nunmehr ernsthaft den Versuch, zu

* Zu der gleichen Auffassung kommt, völlig unabhängig von mir, Allan Bullock. S. 470 stellt er ausdrücklich fest, daß Hitler nur einen lokalisierten Krieg gewollt habe. An einer späteren Stelle, S. 492, schreibt er: „Bis zum Abend des 25. August kann man Hitlers Absichten mit einem gewissen Maß von Sicherheit verfolgen. Aber in den 6 Tagen, die vor der Invasion in Polen am 1. September liegen, wird die deutsche Seite zum Verzweifeln unklar." S. 493 schreibt er: „Hitlers eigene Haltung läßt sich nicht analysieren." Ich glaube, daß die von mir gegebene Darstellung durchaus geeignet ist, die fehlende Aufklärung zu geben.

einer Verständigung mit Polen zu kommen. In nächtelangen Beratungen wurde der Kompromiß ausgearbeitet, den schließlich Ribbentrop dem englischen Botschafter Henderson vorlas, aber nicht überreichte. Der deutsche Vorschlag wurde nicht deshalb nicht überreicht, weil Ribbentrop ihn nur zum Schein oder aus anderen Gründen der Täuschung nicht übergeben sollte, sondern nach Mitteilungen Ribbentrops deshalb, weil Hitler noch im letzten Augenblick Änderungen an diesem Dokument vorzunehmen wünschte.

Es ist wenig bekannt, daß Hitler an allen seinen öffentlichen Erklärungen und Reden bis zum letzten Augenblick herumzubasteln pflegte. Er hat z. B. auch wiederholt Reden, die er vor aller Öffentlichkeit hielt, noch kurz vor der Drucklegung ändern lassen, was bei der Presse häufig zu unliebsamen Zwischenfällen führte. Ebenso änderte er an diplomatischen Dokumenten bis zum letzten Augenblick in irgendeiner Form herum, da ihm die Gabe fehlte, klar, eindeutig und einwandfrei zu formulieren. Man braucht z. B. nur „Mein Kampf" zu lesen, um immer wieder auf einen Wust unklarer und in schlechtem Deutsch geschriebener Sätze zu stoßen, deren Sinn unklar ist. Das emotionelle Moment in seinem Charakter ging eben auch bei solchen Gelegenheiten stark auf Kosten der verstandesmäßigen Qualitäten.

Das erklärt, warum, nachdem endlich unter vielen Störungen durch alles mögliche überflüssige diplomatische Beiwerk Hitlers Rückzugsschamade fertiggestellt war, er im letzten Augenblick auch an diesem Dokument noch Änderungen vornehmen wollte, ehe er es den Engländern in die Hand gab. Ribbentrop berichtete mir, daß Hitler, als Henderson sich bereits in seinem Vorzimmer befand, ihn noch angerufen und ihm gesagt habe: „Ich wünsche auf keinen Fall, daß Sie das Dokument aus der Hand geben." Auf die Gegenfrage Ribbentrops, ja, wie er denn das Dokument den Engländern zur Kenntnis bringen wolle, habe Hitler ihm geantwortet: „Das überlasse ich Ihnen, schließlich sind Sie ja Außenminister." Er habe sich daraufhin entschlossen, das Dokument so langsam wie möglich und so deutlich wie möglich Henderson vorzulesen und wichtige Punkte zu wiederholen und zu erläutern, damit dieser sich wenigstens den wesentlichen Inhalt merken könnte. Da er schließlich aber eine Erklärung dafür habe geben müssen, warum er dieses Dokument nicht aus der Hand gebe, habe er Henderson mitgeteilt, daß dieses ganze Dokument ja leider wertlos geworden sei, da die Polen nicht zur Verhandlung erschienen seien. Er habe aber damals nicht etwa erwartet, daß er am nächsten Tage die Änderungen Hitlers in der Hand haben

und Henderson das Dokument dann noch überreichen könne. Diese mir von Ribbentrop gegebene Darstellung stimmte übrigens mit der mir vom Dolmetscher Paul Schmidt gegebenen Schilderung überein.

In diesem Augenblick der Geschichte setzte jedoch eine verhängnisvolle Wendung ein, die keine der an den Verhandlungen zur Beilegung des deutsch-polnischen Konfliktes beteiligten Persönlichkeiten vorausgesehen hatte und die offenbar auch so geheim blieb, daß sie anscheinend noch nie richtig dargestellt worden ist.

Als nämlich der erste Einmarschbefehl am 26. August 1939 gegeben worden war, war gleichzeitig mit diesem Einmarschbefehl den deutschen Minderheiten in Polen über den Rundfunk ein Zeichen gegeben worden, das für diese das Signal zum Losschlagen war. Ob dies darauf zurückzuführen ist, daß hier irgendein Mißverständnis vorgelegen hat, oder ob diejenigen Kreise in der Umgebung Hitlers, die einen Krieg mit Polen wünschten — zu denen also Goebbels, Hanke, Heydrich und gewisse Gruppen um Rosenberg gehörten —, eben provozieren wollten (allerdings wohl ohne das Einverständnis Hitlers), dürfte kaum mehr aufzuklären sein. Sicher ist jedenfalls, daß die Minderheiten in Polen das Spielen eines bestimmten Musikstückes im Rundfunk (des Deutschlandliedes um Mitternacht am 26. August 1939) als das Zeichen für den Aufstand ansahen, sich bewaffneten und bestimmte strategische Punkte in Polen besetzten.

Diese Aktion hatte selbstverständlich Gegenmaßnahmen des polnischen Generalstabes zur Folge. Der polnische Generalstab verfügte auf Grund eines Beschlusses des polnischen Ministerrats, daß die gefährdeten Westprovinzen von den Deutschen geräumt werden müßten, und befahl den örtlichen Garnisonskommandanten, für die sofortige Evakuierung Sorge zu tragen. So kam es zu örtlichen Kämpfen und Massenevakuierungen der Deutschen, bei denen nach den einwandfreien Feststellungen des Reichssicherheitshauptamtes nach der Besetzung Polens insgesamt etwa 4850 deutsche Männer und Frauen sowie Kinder tatsächlich getötet worden sind. Diese Zahl erscheint in einer entstellten Form bekanntlich auch im deutschen Dokumentenbuch über Polen, nur hat man hier die Ziffer aufgerundet und auf Veranlassung Ribbentrops aus propagandistischen Gründen eine Null angehängt, so daß aus den 4850 fälschlich 50 000 Tote gemacht worden sind.

Diese Schlächtereien in Polen blieben selbstverständlich nicht geheim. Sie kamen in Form von Gerüchten, die ihrerseits übertrieben und entstellten, nach Deutschland und wurden so auch

Hitler vorgelegt. Alfred Ingemar Berndt, der Verbindungsmann des DNB zu Hitler, hat mir später in der überheblichen und aufschneiderischen Art, die ihn kennzeichnete, über den Vorgang, der sich abgespielt hat, als Hitler diese Nachricht erhielt, wie folgt berichtet: „Ich selbst habe dem Führer den kleinen Schubs gegeben, der ihn in den Krieg gebracht hat. Ich erhielt nämlich aus der bewußten Quelle in Polen die Nachricht, daß die Polen 30 000 Deutsche umgebracht hätten. Da mir 30 000 zu wenig erschienen, habe ich eine Null angehängt und dem Führer eine Meldung vorgelegt, daß die Polen 300 000 Deutsche umgebracht hätten. Als Hitler diese Nachricht las, brüllte er auf wie ein Stier und bezeichnete mich als einen infamen Lügner, worauf ich ihm erwiderte, daß die Ziffern vielleicht übertrieben wären, daß aber bestimmt etwas Wahres daran und Ungeheuerliches geschehen sein müßte, wenn derartige Gerüchte auftauchten. Hitler war zuerst sprachlos, brüllte aber dann von neuem los: ‚Das werden sie mir büßen, jetzt kann mich niemand mehr daran hindern, den Brüdern eine Lektion zu erteilen, die sie nicht mehr vergessen werden! Ich kann es nicht zulassen, daß man meine Deutschen wie das Vieh abschlachtet'." Hitler habe sich daraufhin unmittelbar in seiner Gegenwart an das Telefon begeben und habe Keitel den zweiten Befehl zum Einmarsch in Polen erteilt.

Diese Darstellung wird u. a. auch bestätigt durch die Beschreibung über das Gebrüll im Zimmer Hitlers, die der Leiter des Ribbentropschen Ministerbüros, Erich Kordt[34]), in seinem Buche gibt, sowie durch Berichte einer Reihe von Zeugen, wie Ribbentrop und Hewel, die einwandfrei aussagen, daß Hitler plötzlich umgeworfen habe, indem er sämtliche diplomatischen Verhandlungen beiseite schob und aus eigenem Entschluß, ohne irgendeinen seiner Berater zu fragen, den endgültigen Einmarsch in Polen und den Krieg befahl.

Die Tatsache der Ermordung der Deutschen hatte bei ihm eine derartig hysterische Übererregung hervorgerufen, daß er buchstäblich rot sah und keinerlei vernünftigen Einwand mehr gelten ließ. „Ich habe das Recht und die Pflicht, alle Deutschen zu verteidigen, und ich werde es nicht dulden, daß man einem Deutschen auch nur ein Haar krümmt", erklärte er z. B. Ribbentrop. Hewel berichtete mir, er habe seinen Schritt damit motiviert, daß nunmehr auch die Engländer verstehen müßten, daß er seine Landsleute nicht im Stich lassen könne.

Das sei der Anlaß für den zweiten Einmarschbefehl Hitlers gewesen.

Wir in London erhielten die Mitteilung über diese weltgeschichtlichen Vorgänge lediglich über den Rundfunk, da die Botschaft weder irgendwelche Weisungen noch Instruktionen erhielt, die es ihr möglich gemacht hätten, sich einzuschalten und den wahrscheinlich aussichtslosen Versuch zu machen, noch einmal zu vermitteln. Die englische Antwort war aus der Presse und sonstigen Erklärungen prominenter Persönlichkeiten einwandfrei zu erkennen. Sie lautete, wie zu erwarten war: „Krieg!"

Gegen Mittag war es so weit, daß der Ticker die Nachricht gab, daß das Kabinett am Nachmittag zusammentreten würde, um die Kriegserklärung gegen Deutschland zu beschließen und sie zu motivieren. Das Kabinett, so berichtete Press Association, werde ein kurzbefristetes Ultimatum an Deutschland stellen, dessen Ablehnung man erwarte, und nach Ablauf der sehr kurz bemessenen Frist werde die britische Regierung sich als im Kriegszustand mit Deutschland befindlich betrachten. Ich gab diese Meldung, der ich an und für sich kein besonderes Gewicht gab, da sie ja etwas absolut Selbstverständliches war, nach Berlin und schärfte Hewel ein, der sich persönlich am Apparat befand, sie sofort vorzulegen.

Zu meiner Überraschung erhielt ich zwei Stunden später einen Anruf aus Berlin, in dem Hewel noch einmal um Erläuterung dieser Meldung bat. Das war etwas, was ich zunächst überhaupt nicht zu verstehen vermochte, bis mir klar wurde, daß Hitler offenbar immer noch nicht daran glauben wollte, daß sein Einmarsch in Polen den Krieg mit England zur Folge haben würde. Ich setzte Hewel daher, trotz der begreiflichen Erregung, in der ich mich befand, noch einmal auseinander, was ich immer wieder gesagt hatte, daß der deutsche Einmarsch in Polen und die einseitige Lösung des polnischen Problems den Weltkrieg heraufbeschwören würde, da kein Engländer diese Art verzeihen, geschweige denn auch nur verstehen könne. Hewel fragte mich darauf, ob ich denn gar keine Möglichkeit sähe, den Konflikt zu vermeiden.

„Nur eine Chance gibt es", so antwortete ich ihm, „nämlich die, daß wir sofort aus Polen wieder herausgehen und Reparationen für den angerichteten Schaden anbieten. Wenn Hitler das tut, dann wäre vielleicht eine Chance in einer Million gegeben, die Katastrophe noch zu vermeiden. Garantieren kann ich dafür allerdings auch nicht." Hewel hängte daraufhin ab. Nachdem abermals etwa zwei Stunden verstrichen waren — es war inzwischen 7 Uhr abends geworden —, wurde ich erneut aus Berlin verlangt. Es meldete sich zunächst Hewel, kurze Zeit darauf

Ribbentrop persönlich. Er nannte seinen Namen nicht, sondern sagte nur mit seiner dunklen, unverkennbaren Stimme: „Sie wissen doch, wer hier spricht; bitte nennen Sie mich nicht beim Namen." Dann übermittelte er mir folgenden Auftrag: „Bitte gehen Sie sofort zu Ihrem Vertrauensmann — Sie wissen ja, wen ich damit meine — und erklären Sie ihm folgendes: Der Führer ist bereit, aus Polen wieder herauszugehen und Schadensersatz für den bereits angerichteten Schaden anzubieten unter der Voraussetzung, daß wir Danzig und die Straße durch den Korridor erhalten, wenn England im deutsch-polnischen Konflikt die Vermittlung übernimmt. Sie sind vom Führer ermächtigt, diesen Vorschlag dem englischen Kabinett zu unterbreiten und sofort Verhandlungen hierüber aufzunehmen."*

Ich traute meinen Ohren nicht, als ich diese Mitteilung erhielt, und bat daher Ribbentrop, unter dem Vorwand, daß ich schlecht gehört hätte, mir den Auftrag noch einmal ausdrücklich zu wiederholen. Ribbentrop tat dies und fügte hinzu: „Betonen Sie noch einmal, daß Sie im ausdrücklichen Auftrag Hitlers handeln und daß dies nicht etwa eine Privataktion von mir ist, damit es kein Mißverständnis in der Angelegenheit gibt." Ich versprach, den Auftrag auszuführen und umgehend Bericht zu erstatten.

Man wird die Verwirrung meiner Gefühle und die tiefe Niedergeschlagenheit verstehen, die sich meiner bemächtigte, als ich diesen Auftrag erhielt. Ich war mir vollständig klar, daß es sich um eine so hoffnungslos verfahrene und im Abgleiten begriffene Lage handelte, daß man dem Versuch, auf diese Weise das Unheil abzuwenden, eigentlich keine Chance mehr geben konnte. Trotzdem fühlte ich mich verpflichtet, den Versuch zu unternehmen, da ich es mit meinem Gewissen nicht hätte vereinbaren können, auch die allergeringste Chance vorbeizulassen, die es in dieser Lage noch gab. Dr. Theo Kordt, der mir prophezeite, ich werde mir in dieser Angelegenheit lediglich die Finger verbrennen und nichts erreichen, gab mir schließlich soweit recht, daß wir verpflichtet seien, wenigstens den Versuch zu machen.

Nach längerem Telefonieren erreichte ich Mr. George Steward in Nr. 10 Downing Street, der zunächst seiner Überraschung dar-

* Wie man sieht, entspricht dieser Vorschlag dem von Mussolini vorher gemachten Vorschlag vom 2. September sowie den Mitteilungen Sir Alexander Cadogans an Dahlerus. Siehe Wickert, a. a. O. S. 353, 350. Ich halte es für wahrscheinlich, daß nach den Erfahrungen mit den Italienern, die Hitler am 26. August gemacht hatte, er mit Mussolini schmollte und deshalb keine italienische Vermittlung mehr wünschte. Statt dessen wurde ich am 2. September abends 7 Uhr beauftragt.

über Ausdruck gab, daß ich zurückgekehrt sei, sich dann aber bereit erklärte, mir eine Unterredung mit Sir Horace Wilson zu verschaffen. Er meinte allerdings, daß dies sehr schwierig sein und längere Zeit dauern werde, da die Vorbesprechungen für die Kabinettssitzung bereits im Gange seien. In der Tat ließ mich Steward bis in die späten Nachtstunden warten, ehe er sich wieder meldete. Es war lange nach 11 Uhr nachts, als er mich an das Schilderhäuschen der Horse Guards Parade bestellte, um mich zu Sir Horace Wilson zu führen.

Wenn ein Dramatiker die Szenerie erfunden hätte, die ich antraf, als ich die Botschaft verließ, um mich an die verabredete Stelle zu begeben, hätte er das nicht besser tun können, als es in Wirklichkeit der Fall war. Seit Stunden tobte eines der schwersten Gewitter, die ich je in London erlebt habe, über der Stadt. Es goß in Strömen, die Nacht war so dunkel, daß man die Hand vor Augen nicht sah. Sämtliche Laternen waren aus Luftschutzgründen gelöscht, so daß ich nur unter Schwierigkeiten und stark durchnäßt, buchstäblich durch Pfützen watend, die beiden Schilderhäuschen, an denen die englischen Gardekürassiere zu Pferde Wache zu stehen pflegten, fand. Ich war zunächst enttäuscht, daß ich Steward nicht antraf. Erst nachdem ich an den beiden Häuschen eine Weile gestanden hatte, kam er. Er hatte sich ebenfalls infolge der Dunkelheit verirrt. Er begrüßte mich mit den klassischen Worten: „Was für eine dramatische Nacht!", enthielt sich aber sonst jeder Bemerkung, als er mich nach Nr. 11 Downing Street führte, außer daß er mir warm die Hand drückte und sagte: „Ich wünsche Ihnen aufrichtig alles Gute zu Ihrer schweren Aufgabe."

Im Hause Nr. 11 Downing Street, dem Hause des Schatzkanzlers, wurde ich in das historische Zimmer geführt, das seinerzeit William Pitt als Amtsraum gedient hat und seitdem unverändert erhalten geblieben ist. Das Zimmer hatte daher auch keine elektrische Beleuchtung, sondern war nur durch zwei einzelne Kerzen spärlich erhellt, was dazu beitrug, das Makabre der sich abspielenden Ereignisse zu unterstreichen.

Nach wenigen Minuten kam Sir Horace, der mich freundlich, wenn auch sehr verhalten begrüßte und der ebenfalls seinem Erstaunen Ausdruck gab, daß ich nach London zurückgekehrt sei, obwohl ich doch wissen müßte, daß die deutsche Absage auf das Verständigungsangebot eine hoffnungslose Lage herbeigeführt habe.

Ich erwiderte Sir Horace, daß ich im besonderen Auftrage Hitlers käme. Ich hätte den ausdrücklichen Auftrag, ihm den

Vorschlag zu unterbreiten, den ich bäte, dem englischen Kabinett vorzulegen und damit den Versuch zu machen, die Lage noch einmal zu bereinigen. Hitler sei bereit, seine Truppen aus Polen wieder zurückzunehmen, Reparationen für den angerichteten Schaden zu leisten und sich mit der Lösung der Danziger Frage durch die Rückkehr Danzigs in das Reich und eine Straße durch den Korridor zu begnügen, wenn England die Vermittlung übernähme.

Sir Horace war durch den Bericht auf das tiefste beeindruckt. Es war sofort zu sehen, welche Schwierigkeiten es ihm bereiten würde, einen derartigen Vorschlag an das englische Kabinett heranzutragen. Er antwortete mir daher mit der Frage, ob ich denn nicht wüßte, wie außerordentlich sich die Lage verändert habe, seitdem wir uns das letztemal gesehen hätten. Churchill sei bereits in das Kabinett eingetreten, und er erinnere mich daran, was das bedeute: „Ich habe Ihnen bereits früher gesagt, daß ein Eintritt Churchills in das Kabinett nur dann in Frage kommt, wenn der Krieg sicher ist. Sie verstehen also, was diese Ernennung bedeutet. Bevin wird zwar nicht in das Kabinett eintreten, aber er hat versprochen, die Regierung in vollem Umfange zu unterstützen, wenn sie den Krieg erklärt. Auch Roosevelt hat sich in einem Telegramm bereit erklärt, Chamberlain durch dick und dünn zu unterstützen, wenn er es für richtig halten sollte, den Krieg zu erklären. Rußland wird im übrigen auch nicht auf deutscher Seite kämpfen. Wie stellen Sie sich denn vor, daß angesichts einer derartigen Lage Chamberlain noch zurück kann?"

„Trotzdem", erklärte ich darauf, „halte ich es für meine Pflicht, Sie in aller Form zu bitten, den Vorschlag dem Kabinett zu unterbreiten. Wenn es Chamberlains Ideal geblieben ist, den Krieg zu vermeiden, und wenn er noch immer der Anschauung ist, daß ein vermiedener Krieg besser ist als ein Sieg, dann kann er meines Erachtens den Vorschlag, der die Beseitigung der Kriegsgefahr bedeutet, nicht ablehnen. Ich sehe in diesem Vorschlag die letzte und einzige Chance, den Krieg zu vermeiden, und sehe in ihm auch ein Zeichen, daß Hitler eingesehen hat, daß er einen Fehler begangen hat, sonst würde ich diesen Vorschlag wohl kaum in Händen haben."

Sir Horace zeigte sich jedoch weiter ablehnend. Er glaube nicht an einen Gesinnungswandel Hitlers. Ob Hitler bereit sein würde, sich öffentlich zu entschuldigen? Ja, wenn Hitler eine Rede halten würde, in der er erkläre, er bedaure, sein Spiel so weit getrieben zu haben, daß Kriegsgefahr bestünde, wenn Hitler sich wegen der geschehenen Gewalttaten entschuldige, dann sähe er vielleicht eine Chance.

Ich konnte nicht umhin, auf diesen Vorschlag etwas erregt zu antworten: „Wenn Sie die Bedingung stellen, daß Hitler sich öffentlich entschuldigt, dann begehen Sie einen psychologischen Fehler, da Sie damit etwas ganz Ungewöhnliches verlangen. Ich habe keine Vollmachten, irgend etwas Derartiges zuzugestehen oder Ihnen auf diesem Gebiet zu versprechen. Persönlich halte ich es aber für ausgeschlossen, daß man Hitler zu einer derartigen Entschuldigung bewegen kann. Schließlich dürfen Sie nicht vergessen, daß von polnischer Seite Provokationen begangen wurden, die uns jedenfalls in den Augen Hitlers nicht als die allein Schuldigen erscheinen lassen."

Meine Antwort war vielleicht etwas scharf. Sir Horace erwiderte daher ebenfalls ungewöhnlich laut und mit ziemlicher Schärfe, er stehe auf dem Standpunkt, daß Hitler, und Hitler allein, an dieser Situation die Schuld trage, und wenn er aus dieser Situation heraus wolle, dann sei es nur möglich, wenn er beweise, daß er seine Lektion gelernt habe. Dafür sei aber nicht das mindeste Anzeichen vorhanden. Wie könne ich es wagen, ihm zu sagen, daß er, Sir Horace, einen psychologischen Fehler begangen habe? Hätte ich vergessen, wie tief Hitler Chamberlain in Godesberg und München gedemütigt und wie beleidigend sich Hitler ihm, Sir Horace, gegenüber in Berlin verhalten habe? Hitler habe Chamberlain wie ein Stück Dreck und ihn, Sir Horace, wie einen Kammerdiener (wörtlich: like his lackey) behandelt. Diese Demütigungen sollte ich nicht vergessen, wenn ich von Psychologie spräche. Es handele sich ja um das Problem, daß man Hitler nicht trauen könne. Immer wieder habe er versprochen, mit seiner Expansion Schluß zu machen, immer wieder habe er sein Wort gebrochen, immer wieder habe er Aktionen unternommen, die den Frieden gefährdeten. Einmal sei das Maß voll, und daher sei es jetzt zu Ende. Wenn Hitler sich nicht entschuldige, sähe er auch nicht die geringste Chance für den Vorschlag, den ich soeben unterbreitet hätte.

Ich war mir in diesem Augenblick klar, daß damit eine entscheidende Phase dieses Gespräches gekommen war und nur eine Gegenattacke noch einen Erfolg haben könne. Ich stand daher auf und sagte: „Wenn Sie diesen Vorschlag an der Frage einer Entschuldigung Hitlers scheitern lassen, so wird die Welt Ihnen die Schuld dafür geben; es wird dann heißen, Chamberlain habe den Krieg gewollt, obwohl er die Möglichkeit gehabt habe, ihn zu verhindern."

Mein Hieb saß. Wilson schwieg betroffen und überlegte sichtlich, was er darauf antworten sollte. Schließlich, nach langem

Nachdenken sagte er mir: „Gut, dann wiederholen Sie Ihren Vorschlag noch einmal, vielleicht kann ich ihn doch dem Kabinett unterbreiten." Ich tat dies, worauf er wieder nach seiner Gewohnheit mit den Händen auf dem Rücken schweigend vor mir auf und ab ging, während die Donnerschläge des fortdauernden Gewitters immer wieder in die entstandene Stille hineintönten.

Da klopfte es an der Türe, ein Diener überreichte Sir Horace einen Zettel. Er nahm ihn, las ihn, las ihn noch einmal, verbrannte ihn schließlich an der Kerze, ging wieder im Zimmer auf und ab und drehte sich mir schließlich zu:

„Ich will", so sagte er, „Ihnen die volle Wahrheit sagen: Ich kann Ihren Vorschlag dem Kabinett nicht mehr unterbreiten, da er keine Chance hat, angenommen zu werden. Seit dem Einmarschbefehl sind einige Dinge geschehen, die es mir und jedem Engländer unmöglich machen würden, auf Hitlers Vorschlag einzugehen. Wir sind vor 48 Stunden an das französische Kabinett herangetreten und haben durch Vermittlung unseres Botschafters in Paris, Sir Eric Phipps, das Kabinett Daladier aufgefordert, gemäß unserem Allianzvertrag an unserer Seite gegen Deutschland zu marschieren, wenn gemäß den Bestimmungen des englisch-polnischen Garantievertrages der Bündnisfall eintreten sollte. Der französische Generalstabschef Gamelin hat sich jedoch außerstande erklärt, die Verantwortung für eine Kriegserklärung an Deutschland zu übernehmen, solange Frankreich der Gefahr eines Zweifrontenkrieges gegenüberstehe. Nur wenn Italien neutral bleibe, werde Frankreich sich in der Lage sehen, an der Seite Englands zu marschieren.

Sehen Sie", so fuhr er fort, „wir haben daraufhin sofort unseren Botschafter, Sir Percy Lorraine, zu Ciano und Mussolini geschickt. Ciano habe ihm erklärt, daß Italien angesichts der Tatsache, daß es nicht konsultiert worden sei, bevor Hitler den Krieg erklärt habe, den Bündnisfall nicht als gegeben ansähe. Italien werde daher in dem kommenden Konflikt neutral bleiben und sich an dem Krieg gegen Polen nicht beteiligen. Mussolini hat diese Auskunft Cianos ausdrücklich bestätigt.

Mit diesem Bericht von Sir Percy Lorraine haben wir Sir Eric Phipps noch einmal zu Daladier geschickt und haben ihm gleichzeitig in ultimativer Form erklärt, daß wir nunmehr, nachdem die Gefahr eines Zweifrontenkrieges für Frankreich beseitigt sei, erwarteten, daß Frankreich innerhalb 24 Stunden an unserer Seite in den Krieg eintreten werde. Daladier habe geantwortet, daß er sich zwar auf den Zeitpunkt nicht festlegen könne, sich aber nunmehr in der Lage sähe, definitiv zu versprechen, daß

Frankreich mit seiner Kriegserklärung der englischen in kürzester Frist folgen werde. Und", so fügte Sir Horace drohend hinzu, „wenn das französische Kabinett noch Sperenzchen machen sollte, so können Sie sicher sein, daß wir Mittel in der Hand haben, um es diesmal zu zwingen, zu seinem Wort zu stehen.

Sie werden verstehen", so fuhr Sir Horace fort, „daß damit endgültig neue Tatsachen geschaffen sind. In allen Krisen der letzten Jahre ist es immer wieder Frankreich gewesen, das sich geweigert hat, an der Seite Englands zu marschieren. Es war nicht Chamberlain, der gezögert hätte, Hitler den Krieg zu erklären; das Kabinett ist vielmehr immer wieder der Ansicht gewesen, daß es ohne die Bereitschaft des französischen Bundesgenossen, sich auf unsere Seite zu schlagen, keinen Zweck habe, einen Krieg gegen Deutschland zu beginnen. Das ist jetzt anders. Jetzt ist die diplomatische Lage geschaffen, die es zum ersten Male gestattet, Seite an Seite mit Frankreich gegen Hitler in den Krieg zu gehen, in den Krieg, der durch Hitlers Schuld unvermeidlich geworden ist. England kann die Hegemonie einer anderen Macht auf dem Kontinent nicht zulassen, ohne zugrunde zu gehen oder die Grundlagen zu beseitigen, auf denen sein Weltreich und sein Weltprestige beruhen. Wir haben 22 Jahre gegen Napoleon gekämpft, wir werden 100 Jahre gegen Hitler und Deutschland kämpfen, wenn es erforderlich sein sollte. Hitler hat diesen Kampf herausgefordert, gut, er soll ihn haben.

Sie verstehen, das ist die Lage, in der ich mich befinde und die ich berücksichtigen muß, wenn ich Ihren Vorschlag dem Kabinett unterbreiten würde. Chamberlain hat auf Ihre mündliche Mitteilung an Steward hin die Angelegenheit mit mir bereits besprochen. Ich kann Ihnen leider keine andere Auskunft geben. Kein Engländer könnte in dieser Lage dem unvermeidlichen Kriege ausweichen."

Ich habe, offen gesagt, einige Minuten gebraucht, um mir zu überlegen, was ich noch antworten sollte. Daher richtete ich an Sir Horace nur noch einen Appell, von dem ich hoffte, daß er nicht wirkungslos verhallen würde. „Bedenken Sie bei Ihrer Entscheidung", so fragte ich ihn, „denn auch die ungeheuren Opfer, die dieser Krieg kosten wird?"

Sir Horace wich jedoch aus. Er glaube nicht, daß dieser Krieg lange dauern werde, da Deutschlands Lage in bezug auf Rohstoffe und ähnliches nach den vorliegenden Berichten zu schlecht wäre, als daß der Krieg lange dauern könne. Im übrigen sei ja Deutschlands Rüstung auch noch nicht vollendet.

Daraufhin stand ich auf, sagte ihm, ich bedaure, daß dieses

Gespräch damit wohl sein Ende gefunden habe. Ich hielte es aber doch für richtig, ihn nochmals auf die geschichtliche Entscheidung, die England damit in der Hand habe, hinzuweisen. „Dieser Krieg wird", so sagte ich ihm, „sehr lange dauern, und er wird sehr viel größere Opfer fordern als der letzte. Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß England von diesem Kriege irgendwelchen Vorteil haben wird oder daß Sie Ihr Ziel, Englands Stellung zu sichern, durch diesen Krieg erreichen werden. Ich wage es, Ihnen zu prophezeien, daß, wenn es richtig ist, was Sie sagen, daß Sie Amerika und Rußland auf Ihrer Seite haben und auch diese Mächte in den Krieg eintreten werden, dann das Ergebnis ganz anders aussehen wird, als Sie es erwarten. Ich fürchte, daß mein Land diesen Krieg nicht gewinnen kann, ich bin aber ebenso sicher, daß am Ende dieses Krieges nicht England, sondern die Vereinigten Staaten und Rußland die ersten Mächte der Welt sein werden."

Sir Horace lehnte aber jedes weitere Gespräch ab. „Das ist Ansichtssache. Ich kann aber das britische Kabinett nicht länger warten lassen", erklärte er. Dann setzte er mir auseinander, daß das britische Kabinett noch am gleichen Abend beschließen werde, ein auf zwei Stunden befristetes Ultimatum an Hitler zu stellen, um nach Ablauf dieser Frist sich als mit Deutschland im Kriegszustand befindlich zu betrachten. Als ich ihm sagte, ich fände die zweistündige Frist doch etwas sehr kurz, schnitt er jede weitere Erörterung ab mit der Feststellung, daß man das nicht ändern könne.

„Haben Sie noch einen Wunsch?" fuhr er fort. „Ich bin bereit, dafür Sorge zu tragen, daß Sie in England bleiben können, wenn Sie wollen, da wir wissen, wie sehr Sie sich bemüht haben, alles zu tun, um die Katastrophe zu vermeiden." Als ich ihm erwiderte, daß ich leider auf dieses freundliche Angebot nicht eingehen könne, da ich als Deutscher in der Stunde der Not in mein Vaterland zurückzukehren wünsche, verbeugte er sich kurz, ohne mir noch einmal die Hand zu geben, und sagte: „Ich bedaure, daß ich Ihnen dann nichts mehr zu sagen habe. Wir sind also von jetzt ab Feinde. Ich kann Ihnen daher die Hand nicht mehr geben."

Damit war ich entlassen. Steward, der während des zweieinhalbstündigen Gesprächs im Vorzimmer auf mich gewartet hatte, drückte mir warm die Hand, als ich ihm auf seine Frage nach dem Ergebnis der Besprechung antwortete: „Es ist Krieg!" Und er antwortete: „Sie haben wenigstens das Beste gewollt. Es gibt aber Augenblicke, wo man eben die Dinge nicht mehr ändern

kann." Er brachte mich dann zur Botschaft zurück, wo er sich sehr herzlich von mir verabschiedete.

Nach meiner Rückkehr in die Botschaft unterrichtete ich Dr. Kordt über meinen Mißerfolg und setzte ein Telegramm nach Berlin auf, das in zwölf Zeilen den wesentlichen Inhalt des Gesprächs, nämlich die Ablehnung des Vorschlags, enthielt.* Mit dem Kanzler der Botschaft, Herrn Achilles, verschlüsselten wir das Telegramm und gaben es noch in der gleichen Nacht telefonisch nach Berlin durch. Es war fast ½6 Uhr morgens geworden, als ich mich zur Ruhe begab. Das Telegramm wurde noch in der gleichen Nacht in Berlin entschlüsselt und Hitler und Ribbentrop vorgelegt. Nach Mitteilungen Brücklmeiers machte Hitler Ribbentrop nach der Lektüre meines Telegramms gerade die heftigsten Vorwürfe wegen der Absage der Italiener, als der Dolmetscher Schmidt Mitteilung von dem durch Henderson übermittelten Ultimatum machte. Das erklärt die historischen Worte Hitlers, die er nach dem Abschluß des Vortrages von Schmidt zu Ribbentrop gewandt äußerte: „Was machen wir nun?" Nichts charakterisiert wohl die Planlosigkeit seines Spieles besser als diese wenigen Worte.

Das ist die bisher geheimgehaltene Geschichte der letzten Fühlungnahme, die mit Wissen Hitlers zwischen deutschen und englischen Stellen stattfand. Die Aktion, die Göring über den Schweden Dahlerus gestartet und in die sich auch der englische Botschafter Henderson in Berlin eingeschaltet hatte, war uns hingegen damals in London nicht bekannt. Weder sind wir von englischer Seite darauf hingewiesen worden, noch hat Theodor Kordt mir darüber irgendwelche Mitteilungen gemacht.

Daß die Aktion Görings ohne Wissen Hitlers unternommen worden ist, steht heute fest. Ich kann die Bitterkeit, die Dahlerus in seinen Memoiren geäußert hat, sehr wohl verstehen. Ich darf doch aber wohl in diesem Zusammenhang eine Frage aufwerfen: Welche Bedeutung hatte denn diese ganze Dahlerus-Henderson-Episode? Henderson hätte wissen müssen, daß Göring in der Außenpolitik eine vierte und fünfte Geige bei Hitler spielte und seine Aktionen so selten von Hitler gebilligt wurden, daß sie als aussichtslos anzusehen waren. Es hat sich also wohl nur um eines der vielen Fehlurteile Hendersons gehandelt, die sich in diesem Augenblick tragisch ausgewirkt haben.

* Der Text des Telegrammes ist mir leider abhanden gekommen, er ist bisher nicht veröffentlicht worden, muß sich aber noch bei den Akten des Auswärtigen Amtes in London befinden.

Vom englischen Standpunkt aus betrachtet sahen die Dinge doch zweifellos wie folgt aus: Mußte das britische Kabinett, nachdem die Versuche über Wohlthat, Dirksen und — man verzeihe das — auch mich, Hitler von seinem Abenteuer im Osten abzuhalten, so völlig gescheitert waren, sich nicht zu der Auffassung bekennen, mit Hitler ist nichts zu machen, Hitler will den Krieg, wir können ihn durch nichts von dieser vorgefaßten Absicht abbringen? Ich würde es jedenfalls verstanden haben, wenn auf Grund dieses mißglückten letzten großen Verständigungsversuches Chamberlain und seine Freunde zu dieser Überzeugung gekommen sind. Und man gestatte mir die Frage: Mußte da nicht die Aktion Görings und auch die des zweifellos gutgläubigen Herrn Dahlerus wieder einmal als ein plumpes Täuschungsmanöver erscheinen, dem man nicht glauben und dem man kein Gewicht beimessen konnte? Ich halte das jedenfalls für sehr wohl möglich.

Ich selbst blieb nur noch wenige Tage in London, um zusammen mit der Botschaft nach Deutschland zurückzukehren. Damit das Satyrspiel nicht fehle, muß ich erwähnen, daß zu guter Letzt irgendeine untergeordnete Instanz des englischen Intelligence Service den Versuch machte, mich in dem Augenblick zu verhaften, in dem ich London mit der Botschaft verließ. Der Geschäftsträger, Dr. Kordt, erklärte jedoch, ohne mich würde er nicht abreisen. Nach zweistündigem Warten entschloß sich die englische Regierung daraufhin, auf meine Verhaftung zu verzichten. Das ist der Grund, warum auch deutscherseits dem englischen Botschafter Henderson der Übertritt auf holländisches Gebiet so lange verweigert worden ist, bis die deutsche Botschaft aus London ihrerseits in Holland eintraf.

V. Kapitel

POLENFELDZUG UND MALAISE DE GUERRE

Dank des Eingreifens des Geschäftsträgers Dr. Theo Kordt, der dem Foreign Office nach meiner Verhaftung an Bord energisch erklärt hatte, daß er ohne mich nicht abreisen würde, konnte ich drei Tage nach Kriegsausbruch London verlassen.

Die Abreise hatte etwas Unwirkliches an sich. Unsere englischen Freunde kamen fast ohne Ausnahme alle, um sich bei uns zu verabschieden. Von einer Deutschfeindlichkeit der Bevölkerung war nichts zu bemerken; nur die Bewachung der Botschaft wurde verstärkt. In Befolgung des Ratschlages, den mir einer meiner englischen Freunde gegeben hatte, verließ ich selbst die Botschaft jedoch niemals allein, sondern ging, ohne dies allzu auffällig zu machen, stets in Begleitung eines höheren Beamten der Botschaft, zumeist in der des Luftattachés, des damaligen Obersten Wenninger, aus. So verlebte ich denn auch mit ihm zusammen einen merkwürdigen letzten Abend in London. Wir hatten beschlossen, den Rest unserer Devisen für ein gutes Abendessen in Scotts Restaurant anzulegen. Nicht ohne peinliche Überraschung mußten wir jedoch feststellen, daß der uns benachbarte Tisch von einer Reihe von Gardeoffizieren belegt war, die Abschied von London feierten. Vielen von ihnen war Wenninger persönlich bekannt, und wir wußten daher nicht recht, ob wir uns nicht „französisch" empfehlen sollten. Aber zu unserer Verblüffung benahmen sich die Engländer freundlich, wenn auch etwas steif, und der Abend endete damit, daß der englische und der deutsche Tisch sich gegenseitig auf ein baldiges frohes Wiedersehen zutranken. Ein unbefangener Beobachter hätte diesen Abschied für eine Verbrüderungsszene halten können — sie war jedenfalls ein Beweis dafür, daß der Krieg — wenigstens zu Anfang — keineswegs von irgendwelchem Haß getragen war.

Als die Botschaft endlich abfuhr, hatte sich eine ganze Anzahl Menschen vor dem Gebäude eingefunden, die uns zuwinkte und rief: „Auf baldiges Wiedersehen zu Weihnachten, glückliche Wiederkehr!", was sichtlich wenig in die Kriegsstimmung paßte.

Selbstverständlich waren wir uns klar darüber, daß diese Stim-

mung der englischen Bevölkerung in keiner Weise sich mit der grimmigen Entschlossenheit der führenden Kreise deckte. Sie hüllte aber unseren Abschied von London in eine freundliche Atmosphäre.

Um so rauher war für mich der Empfang, der mich in Berlin erwartete.

Als ich mich dort zwei Tage später beim Deutschen Nachrichtenbüro meldete, wurde mir frostig und kühl mitgeteilt, daß ich wegen meiner Londoner Tätigkeit auf Befehl Dr. Goebbels' endgültig entlassen worden sei. Durch eine Rückfrage bei Professor Dr. Karl Böhmer, dem Auslandsreferenten von Dr. Goebbels, erfuhr ich, daß letzterer angeordnet habe, ich sei wegen meines „defaitistischen" Verhaltens in London von der Liste der deutschen Schriftleiter zu streichen!

Nach all dem Vorhergegangenen traf mich diese Mitteilung wie ein Faustschlag in das Gesicht. Glaubte ich doch, auf Hitlers Befehl gehandelt und seine Weisungen korrekt und richtig durchgeführt zu haben. Aber ich kannte aus langer Erfahrung die Launenhaftigkeit Hitlers und war daher doch sehr lebhaft besorgt, was sich nun abspielen würde. Daher beschloß ich, den Stier bei den Hörnern zu packen. Ich ging auf das Auswärtige Amt, meldete mich in der Adjutantur Ribbentrops und verlangte, diesen persönlich zu sprechen.

Hierbei stellte sich heraus, daß Ribbentrop nicht in Berlin war, sondern sich bereits in sein Feldquartier irgendwo im Osten begeben hatte. Trotzdem bestand ich darauf, daß ich Ribbentrop sehen müsse. Tatsächlich erhielt ich nach einer halben Stunde auf eine telefonische Rückfrage hin die Weisung, am nächsten Tage mit seinem Adjutanten nach Lauenburg in Pommern zu fahren, wo uns weitere Mitteilungen erwarten würden. So kam es zu meinem ersten Besuch im sogenannten „Führerhauptquartier".

Am nächsten Morgen brachte mich der Adjutant in rasender Fahrt nach Ostpommern, wo uns nach längerem Herumfragen mitgeteilt wurde, daß sich Ribbentrop, ebenso wie Hitler, in Sonderzügen, d. h. aus Schlafwagen zusammengestellten und mit Fernverbindungsmitteln ausgerüsteten Zügen, weiter östlich, ganz nahe der polnischen Grenze befänden, und daß wir uns dorthin begeben möchten. So wurde es Abend, bis wir endlich auf einem Nebengeleise Ribbentrops Sonderzug fanden. Wir fuhren zunächst an ihm vorbei, weil er völlig unbewacht dastand. Als ich das Auto verließ und auf den Zug zuging, stieg Hewel aus, der mich überrascht und freudig begrüßte.

Aus Hewels Begrüßung schloß ich sofort, daß die Maßnahmen gegen mich lediglich von Goebbels allein ausgingen und daß keinerlei Grund für meine Befürchtung vorlag, daß meine nicht ungefährliche Mission mir die Ungnade Hitlers eingetragen hätte. Im Gegenteil, Hewel versicherte mir, daß alles, was ich getan hätte, nicht nur die Billigung Ribbentrops, sondern sogar die Hitlers gefunden hätte. Er sei mir besonders dankbar für das letzte Telegramm aus London und meinen letzten Schritt bei Sir Horace Wilson gewesen. Goebbels' Maßnahmen seien, so erklärte er, ausschließlich auf einen persönlichen Konflikt mit Ribbentrop zurückzuführen. Dieser sei entstanden, weil Ribbentrop bei Hitler eine Verfügung erwirkt habe, wonach die gesamte Kriegspropaganda im Ausland Ribbentrop unterstellt worden wäre. Das sei nicht zuletzt auf einen meiner Berichte zurückzuführen, der Hitler klargemacht habe, daß die von Goebbels gestartete Propaganda einer sachverständigen Überwachung bedürfe, um nicht Schaden anzurichten.

„Was soll ich nun tun?" fragte ich Hewel und setzte ihm auseinander, daß ich trotz dieser beruhigenden Aufklärung nunmehr jede Möglichkeit einer journalistischen Tätigkeit in Deutschland verloren hätte, da es doch wohl unwahrscheinlich sei, daß Hitler Goebbels' Maßnahme rückgängig machen werde.

„Warum treten Sie nicht bei uns ein?" schlug Hewel darauf vor. „Ich bin überzeugt, daß Ribbentrop einen Englandsachverständigen wie Sie brauchen kann und daß insbesondere der Führer, der sonst keine Versetzungen in das Auswärtige Amt wünscht, in Ihrem Falle einverstanden sein wird."

Hewel berichtete mir darauf zum ersten Male kurz über die Vorgänge, die zum Kriege geführt und über die Motive, die Hitler bewogen hatten, Ribbentrop den Auftrag zu geben, noch einmal den Versuch in London zu machen, den Krieg zu vermeiden, was zu meinem letzten vergeblichen Schritt bei Wilson geführt hatte.

„Hitler", so erklärte mir Hewel, „ist durch die fortlaufenden Berichte über die Gewalttaten der Polen gegen Volksdeutsche ganz zweifellos seit langem in ständig sich steigerndem Maße gereizt gewesen. Selbstverständlich haben wir einen großen Teil der Berichte nicht geglaubt. Wir waren der Überzeugung, es müsse sich bei ihnen um Übertreibungen handeln. Die Berichte enthielten aber so viele Einzelheiten, daß sie doch in ihrer Gesamtheit den Eindruck hervorrufen mußten, die Polen suchten einen Vorwand, um auch den letzten Deutschen zu töten oder auszutreiben. Hätten wir das geduldet, so hätte Hitler seine ganze Politik

gegenüber Polen gar nicht erst anzufangen brauchen. Er hat natürlich geschwankt, ob er zuschlagen sollte, ja, er hat wohl auch Pläne gehabt, um die Polen zu provozieren. Ich kann Ihnen aber versichern, daß dies in dem Augenblick nach allem, was er mir gesagt hat, und nach der Szene, die ich mit ihm gehabt habe, nicht die geringste Rolle gespielt hat. Die ihm von Ingemar Berndt vorgelegten Meldungen haben schließlich den Becher zum Überlaufen gebracht."

Auf meine Frage, ob Hitler somit den Krieg gegen Polen im Zorn befohlen habe, erwiderte mir Hewel: „Jawohl, das ist ganz zweifellos der Fall gewesen. Deswegen hat es ihm ja auch so schnell leid getan, daß er sich dazu hat hinreißen lassen."

Auf meine weitere Frage, ob dieses Bedauern somit die Ursache des an mich gerichteten Auftrages zur Verhandlung mit Sir Horace Wilson gewesen sei, erklärte mir Hewel: „Jawohl! Hitler hätte am liebsten ‚Alles zurück, marsch, marsch!' befohlen."

Auf meinen nicht ohne eine gewisse Erbitterung vorgetragenen Einwand: „Ja, mein Gott, hat ihm denn das niemand klarmachen können, daß man zwar in Diktaturen dieses ‚Zurück, marsch, marsch!' befehlen kann, daß aber in einem parlamentarisch regierten Lande wie in England, wenn nun schon einmal der Entschluß zum Kriege gefaßt ist, dies nach so langer und gründlicher Vorbereitung geschieht, daß dann keinerlei Rückgängigmachung mehr möglich ist. Wie stellt er sich denn das vor? Ich habe doch immer davor gewarnt, daß es in England eine Kriegspartei gibt; wir haben darauf hingewiesen, daß die Zerschlagung der außenpolitischen Position Chamberlains mit absoluter Sicherheit den Sieg der Kriegspartei bringen würde. Hat das niemand gelesen? Wozu haben wir uns denn in England die Finger wund geschrieben?"

Hewel schwieg zunächst betreten, erwiderte dann aber: „Nun ja, der Führer hat eben ganz merkwürdige Vorstellungen von dem Funktionieren einer Demokratie. Er hat sich ja auch in der Rückwirkung des Abschlusses des Russenpaktes getäuscht, er hat tatsächlich nicht glauben wollen, daß der Abschluß dieses Paktes den Krieg mit England erst recht bringen würde. Er hat mich geradezu angeschnauzt, als ich ihm Ihre Meldung über die Erklärung Chamberlains im Unterhaus zu erläutern versucht habe. Er wollte das einfach nicht glauben. Aber befürchten Sie nichts, er hat inzwischen eingesehen, daß Sie richtig berichtet haben, aber machen Sie um Gottes willen keinen Gebrauch davon. Nichts verträgt der Führer weniger als Personen, die ihm gegenüber recht behalten haben!"

Das waren etwa im wesentlichen die Informationen, die mir Hewel gab, bis Ribbentrop von seinem Besuch bei Hitler zurückkam. Er begrüßte mich freundlich, aber kurz und bestellte zunächst Hewel zu sich, um mit ihm irgendeine mir unbekannt gebliebene Angelegenheit zu besprechen. Auf den Vortrag Hewels hin erklärte er sich sofort bereit, mich in seine Dienste zu übernehmen. Er versprach, mich gegen jede Intrige, auch gegen jeden etwaigen Angriff Dr. Goebbels' oder der Partei zu schützen.

Auf diese merkwürdige Art und Weise kam ich zu der Rolle eines Beraters für Englandfragen, dem sämtliches, auch das geheimste Material über England zugänglich gemacht wurde, der aber auf der anderen Seite keinerlei Exekutivbefugnisse hatte und auf Ratschläge beschränkt war, jedoch auch immer wieder, je nach Laune und Gelegenheit, in wichtigste Dinge eingeschaltet wurde. Jedenfalls gab mir diese neue Stellung die Möglichkeit, mich ständig über alle wichtigen Vorgänge militärischer, ziviler, parteilicher und politischer Art aus erster Hand zu unterrichten, so daß ich bis zum Ende des Krieges stets genauestens orientiert wurde.

Nach Erledigung der persönlichen Angelegenheit, die sozusagen in zwei Sätzen erfolgte, wünschte Ribbentrop sofort meine Ansicht über die zukünftige Haltung der Engländer zu hören. Er erklärte mir rund heraus, daß Hitler nur an einem interessiert sei: er wünsche zu wissen, wie viele Divisionen die Engländer den Franzosen zur Verfügung stellen könnten und wann dies der Fall sein würde.

Aus den Gesprächen mit unseren Waffenattachés wußte ich, daß die Engländer bei Kriegsausbruch schätzungsweise 2½ bis 3½ Divisionen verwendungsbereit hätten, daß sie aber ursprünglich nicht die Absicht hatten, ein Expeditionskorps nach Frankreich zu entsenden, bevor nicht etwa 7 Divisionen komplett aufgestellt waren. Andererseits wußte ich aus den Dokumenten der französischen Botschaft in London, die mir Pierre Maillaud gezeigt hatte, daß die Franzosen klipp und klar zu verstehen gegeben hatten, sie würden zu keinerlei Offensive gegen Deutschland schreiten, bevor nicht ein „angemessenes" englisches Expeditionskorps auf französischem Boden zum Einsatz bereit stünde. Auf Grund der Schätzungen der Waffenattachés waren wir in London zu der Ansicht gekommen, daß ein derartiges englisches Expeditionskorps frühestens im Frühjahr, wahrscheinlich erst im Sommer 1940 zur Verfügung stehen werde. Es war also wohl damit zu rechnen, daß die Engländer zu unserer Täuschung und zur Beruhigung der Franzosen Vorkontingente herüberschicken, daß diese jedoch keine ernstzunehmende Bedeutung haben würden.

Diese militärische Information ist, wie ich aktenmäßig weiß, von unseren Waffenattachés einwandfrei nach Berlin gegeben worden. Daher war ich überrascht, daß der Außenminister von diesen Dingen nichts wußte. Aus der Verblüffung und dem Erstaunen Hewels entnahm ich aber, daß auch Hitler diese Dinge so eindeutig bisher nicht berichtet worden waren. Ribbentrop hielt meine Mitteilung für eine „Sensation" und benutzte sie, um einige Worte über die Sabotage der Militärs, die die Pläne des Führers nicht verstünden, zu äußern. Ich verteidigte unsere Waffenattachés daher sehr lebhaft. Es stellte sich jedoch heraus, daß Ribbentrop keineswegs diese, sondern Halder und Keitel gemeint hatte. Ich muß sagen, daß ich nicht ohne gewisse Besorgnis diesen frühzeitigen Gegensatz zwischen Hitler und der militärischen Führung und diese mangelhafte Übereinstimmung von politischer und militärischer Information feststellte. Für den Historiker wird es jedenfalls interessant sein, daß bereits in einem so frühen Stadium die später so verhängnisvoll sich auswirkenden Gegensätzlichkeiten zwischen militärischer und politischer Führung bestanden, denn es war ja damals erst der fünfte Tag des Polenfeldzuges . . .

Nachdem Ribbentrop wieder und wieder durch Kreuz- und Querfragen festzustellen versucht hatte, wie solide die Grundlage war, auf der meine Anschauung beruhte, stellte er eine weitere Frage: Ob ich glaube, daß eine Verständigung mit den Engländern nach der Niederwerfung Polens möglich sein werde? Ich erwiderte ihm, daß ich nach gewissenhafter Erwägung aller Umstände und obwohl sich keineswegs voraussagen ließe, wie sich der Krieg entwickeln würde, der Überzeugung sei, daß eine Verständigung mit England überaus schwierig, wenn nicht überhaupt unmöglich sein würde. Ich schilderte ihm eingehend die letzte Szene, die ich mit Sir Horace Wilson gehabt hatte und unterstrich insbesondere seine Erklärung, daß England zwanzig Jahre gegen Napoleon gekämpft habe und daß es notfalls hundert Jahre gegen Deutschland kämpfen werde, bis Deutschland am Boden liege. Ich müsse, so erklärte ich, angesichts dieser eindeutigen Erklärungen Sir Horace Wilsons, der ganz zweifellos mit der einflußreichste Mann des Kabinetts geblieben sei, annehmen, daß in diesem Punkte völlige Übereinstimmung im gesamten englischen Kabinett herrsche und England entschlossen sei, „nachdem einmal die Würfel gefallen seien, bis zum Siege zu kämpfen". Ribbentrop nahm diese Schilderung mit niedergeschlagenen Augen, ohne auch nur mit einer Miene zu zucken, entgegen. Obwohl es inzwischen dunkel geworden war, ließ er im Salonwagen kein

Licht anzünden, vielleicht um nicht zu verraten, welchen Eindruck diese Erklärungen auf ihn machten. „Nun gut", schloß er das Gespräch, „ich werde auch das dem Führer berichten, ich glaube allerdings nicht, daß er Ihre Ansicht teilt."

Hewel, den ich dann noch einige Minuten allein sprechen konnte, bevor Ribbentrop erneut zu Hitler fuhr, sagte mir: „Seien Sie vorsichtig mit dem, was Sie zuletzt gesagt haben. Der Führer ist ganz anderer Ansicht, er glaubt, daß es nach der Niederwerfung Polens ein leichtes sein wird, sich mit den Engländern zu verständigen. Ribbentrop ist Ihrer Ansicht, weil er ganz auf der russischen Linie liegt, aber Sie wissen ja, wie das ist, wenn der Führer etwas sagt, fällt er immer um. Aber Ihre militärische Information ist von Bedeutung. Der Führer wollte am Nachmittag den Befehl geben, einige Divisionen nach dem Westen zu werfen. Ihre Mitteilungen werden das überflüssig machen. Um so sicherer werden wir in Polen siegen."

Wenige Minuten später verließ Hewel den Salonwagen zusammen mit Ribbentrop, um sich zu Hitler zu begeben, nachdem er mich vorher noch mit jemandem bekannt gemacht hatte, der später eine große Rolle spielen sollte: mit Otto Abetz[35]), dem Frankreich-Sachverständigen Ribbentrops!

Abetz war damals bereits von der Legende umgaukelt. Ein akademischer Zeichenlehrer, der sich durch seine künstlerische Begabung, seinen Charme und seine Überredungskunst in die maßgeblichen französischen Kreise hineingespielt und sich hierdurch das besondere Vertrauen Ribbentrops erworben hatte, war er sicherlich eine besonders fähige Persönlichkeit. Aber was war das nun für ein Mensch? Abetz sah, wie sich herausstellte, in den Engländern die „bösen" Leute, die den Krieg herbeigeführt hatten, während seine „guten" Franzosen nur widerwillig, unter Anwendung großer Bestechungsgelder und einiger anderer „schmutziger" Methoden in den Krieg gestürzt worden seien . . .

Abetz war zu mir von entwaffnender Offenheit. Er schilderte, wie er den Versuch gemacht hatte, das französische Kabinett zu bewegen, dem von London ausgeübten Druck auf Kriegseintritt entgegenzuarbeiten. Die Feindsage hat später behauptet, Abetz habe seinen Einfluß in Frankreich durch eine großzügige Verteilung von Schmiergeldern erzielt. Mir hat Abetz damals voller Stolz versichert, daß er seine französischen Freunde auf rein ideeller Basis gewonnen habe. Die Überzeugung, daß die Kriege zwischen Deutschland und Frankreich endlich aufhören müßten und eine deutsch-französische Verständigung notwendig sei, um

der englischen Vorherrschaft in Europa und damit den ewigen Kriegen auf dem Kontinent ein Ende zu setzen — das war Abetz' Parole. Und er hatte, wie er mir glaubwürdig versicherte, für diesen Gedanken eine Reihe französischer Berufspolitiker gewonnen. Eine echte deutsch-französische Verständigung war sein Ziel.

Mit ebenso großer Offenheit erklärte Abetz mir jedoch, daß er daran zweifele, ob das auch Hitlers Ziel sei. Aber er hoffe, ihm diese Politik aufzwingen zu können, wenn er erst mal sähe, welche Möglichkeiten diese Politik eröffne. „Wenn Hitler nicht von einer krankhaften Anglophilie besessen wäre, dann würde das alles anders und leichter sein."

Plötzlich schilderte er mir dann seine jetzige Kriegsaufgabe. Ribbentrop hatte ihm mit Einverständnis Hitlers die Feindpropaganda nach Frankreich übertragen. Damals war ich noch so sehr in diplomatischen Vorstellungen befangen und zugleich deutschen Verhältnissen so fremd geworden, daß ich nicht sofort begriff, welch große Bedeutung diese Aufgabe hatte. Ich konnte mich eines leichten Lächelns nicht enthalten, als er mir sagte: „Sie werden sehen, ich werde mit meiner Propaganda die französische Armee zerschlagen, bevor sie gegen uns zum Angriff antritt."

Nicht ohne Verblüffung fragte ich ihn daher: „Ja, wie wollen Sie denn das erreichen?"

Da setzte mir Abetz einen Plan zur Zermürbung der französischen Armee auseinander, der, was sofort zu erkennen war, in der Tat genial war und der, wie ich hervorheben möchte, vielleicht ebensoviel zum Siege Hitlers über die französische Armee beigetragen hat wie die rein militärischen Maßnahmen.

„Es kommt darauf an", so führte Abetz aus, „jeden Franzosen zum Defaitisten in diesem Kriege zu machen. Ich werde nicht aufhören, ihnen zu predigen, daß sie ihre Knochen für England zu Markte tragen, daß England der Bösewicht ist, der Frankreich in den Krieg gezwungen hat, daß Hitler keinen Krieg gegen Frankreich will, daß Hitler Elsaß-Lothringen nicht zurück haben will, daß jeder Franzose ein Opfer des englischen Molochs ‚Kapital' ist, und daß es besser ist, wenn er zu Hause bleibt und nur die Narren kämpfen läßt. Tag und Nacht werde ich den Soldaten das ‚Parlez-moi d'amour' vorsingen lassen, damit sie begreifen, daß die Liebste zu Hause auf sie wartet, daß dieser sinnlose und verbrecherische Krieg mit ihren wahren Interessen nichts zu tun hat!" Und dann entwickelte mir Abetz, was er im einzelnen für Propaganda-Ideeen hätte, wen er für die Aufgabe geworben hatte, wie er durch Rundfunk und Flugblätter auf dem Wege über die Schweiz und Holland, kurz und gut, mit welchen

Mitteln er diese Ideen an jeden französischen Soldaten heranbringen werde. „Glauben Sie mir", so versicherte er mir, „ich kenne Frankreich wie meine Tasche. Wenn man an die Liebe appelliert, werden die Franzosen das Schießen vergessen." Ja, er meinte, es würde sogar möglich sein, durch diese Propaganda die französische Regierung zu stürzen und eine neue Regierung heranzuholen, die sich mit Hitler verständigen werde, wobei Abetz immer von der Voraussetzung ausging: „Wir wollen ja nichts von Frankreich!"

Damals war ich tief beeindruckt von diesen merkwürdigen Ideen, die mir einen völlig neuen Aspekt der Kriegführung eröffneten, an den ich bisher nicht gedacht hatte. Ich konnte nicht ahnen, daß mir eine ähnliche Aufgabe wie die Abetz' gegenüber Frankreich auf dem englischen Sektor erwachsen würde. Als wir nach mehrstündigem Spaziergang durch den Wald zum Sonderzug zurückkehrten, war Ribbentrop zurückgekommen.

Ribbentrop strahlte: „Sie haben uns eine außerordentlich wichtige Information gegeben", so erklärte er mir, „Sie bleiben von jetzt an unter meinem Schutz und bei mir!"

Hewel, den ich erst am nächsten Morgen wieder befragen konnte, bestätigte mir in der Tat, daß die Information über die Absichten der Engländer, soweit sie militärisch gewesen seien, als von Wichtigkeit angesehen worden wären und auch den vollen Glauben Hitlers gefunden haben, wärend er die politischen Schlußfolgerungen, so interessant er sie gefunden habe, abgelehnt hätte. „Wenn wir erst Polen niedergeworfen haben", so habe er zu Ribbentrop gesagt, „dann kommen die Engländer ganz von allein. Glauben Sie mir, ich weiß das besser als diese Fachleute!"

Ich habe nach einem ereignislosen Tag, der dazu benutzt wurde, um auf mehreren Umwegen das Hauptquartier nach Schlesien zu verlegen — was sich für uns darin bemerkbar machte, daß die Sonderzüge nach Oberschlesien rollten —, zum ersten Male seit Wochen wieder zwölf Stunden hintereinander durchgeschlafen, wozu nicht wenig die psychische Beruhigung über mein persönliches Schicksal ihr Teil beigetragen hat: Ich hatte mich ja seit Wochen in der Gefahr der Verhaftung durch Engländer und gleichzeitig der Entlassung befunden.

Nachdem das Hauptquartier nach Oberschlesien verlegt war, verblieb es dort einige Tage, die für mich äußerst kurzweilig verliefen, wohl weil ich mich sozusagen nur als Schlachtenbummler im Hauptquartier befand. Um so mehr interessierte ich mich natürlich für die merkwürdige Arbeitsweise meines neuen Chefs und

die Funktionen, welche die verschiedenen Persönlichkeiten seiner Umgebung ausübten. Da ich das Vertrauen der meisten genoß, bzw. nach kurzer Zeit gewonnen hatte — ich erinnere daran, daß ich ja die meisten Herren des Auswärtigen Amtes seit vielen Jahren kannte —, gelang es mir schnell, mir ein Bild von der Stellung und Bedeutung eines jeden einzelnen zu machen. Die Informationen, die ich so gewann, erwiesen sich sehr bald als von großem Nutzen, da ich es auf diese Weise lernte, das „Amtsklavier richtig zu spielen".

Das Überraschendste war für mich dabei die völlige Loslösung des Auswärtigen Amtes von dem sogenannten Führerkreis, d. h. von dem Kreis der Personen, die direkt mit Hitler in Berührung kamen. Allein Walter Hewel war es, der sich ständig in der Umgebung Hitlers befand und, wie ich sehr bald heraushörte, dessen volles Vertrauen hatte. Infolgedessen war er als einziger dazu berufen, Informationen aus dem Munde des Führers direkt an Ribbentrop zu geben. Kein anderer Beamter hatte damals diese Stellung inne, und erst sehr viel später im Verlauf des Krieges kam es dazu, daß noch zwei weitere Personen des Amtes zu diesem Sonderdienst zugelassen wurden. Alle anderen aber, inklusive des Staatssekretärs, der Abteilungsdirektoren und der Botschafter, bekamen Hitler so gut wie niemals zu Gesicht, oder wenn doch, dann nur ganz ausnahmsweise in Gegenwart von Ribbentrop, während sie im übrigen ausschließlich auf den Verkehr mit Ribbentrop angewiesen waren. Ribbentrop selbst machte Unterschiede und glaubte besonders klug zu handeln, wenn er seine linke Hand nicht wissen ließ, was die Rechte tat. Er wünschte absolutes Stillschweigen über die mit ihm gepflogenen Verhandlungen von jedem Beteiligten. Diese Auflage wurde natürlich von den verschiedenen Persönlichkeiten sehr unterschiedlich innegehalten. Einige blieben absolut verschlossen, andere sprachen trotz des Verbots offen über ihre Erfahrungen — was sehr viel dazu beitrug, erkennen zu lassen, daß Ribbentrop selbst keineswegs eine klare Haltung einnahm, sondern offenbar in seinen Ansichten außerordentlich schwankte und sich auch, je nach dem Geschick des Vortragenden, stark beeinflussen ließ. Daher lernte ich sehr bald, daß diese Informationen aus dem näheren Kreise Ribbentrops häufig recht unzuverlässig waren und keineswegs immer ein einwandfreies Bild von den tatsächlichen Vorgängen gaben. Das trug natürlich dazu bei, sein Ansehen in diesem Kreise zu vermindern, besonders, wenn er seinem Temperament die Zügel schießen ließ und, wie wir das vulgär ausdrückten, „wie ein Irrer tobte", was mehr als einmal täglich zu passieren pflegte. Erst im Laufe der Zeit bildete sich bei dem Kreis der Personen, die er zur direkten

Arbeit befahl, eine Art Vertrauensverhältnis, welches darin bestand, daß man sich gegenseitig möglichst über wichtige Vorgänge unterrichtete, um unangenehme Erfahrungen und Pannen nach Möglichkeit auszuschließen. Daß dies trotz entgegenstehender ausdrücklicher Verbote notwendig war, zeigt, wie schwierig die sachliche Arbeit war.

Jedenfalls lernte ich es sehr schnell verstehen, warum gewisse Persönlichkeiten des Auswärtigen Amtes allmählich von einem geradezu fanatischen Haß auf ihren unmittelbaren Chef erfüllt waren, einem Haß, der dann auch später in Memoiren und Aussagen sehr deutlich zum Ausdruck gekommen ist. Das Ganze war eine Nervenmühle, wie man sie sich aufreibender nicht denken konnte, um so mehr, als auch Ribbentrop dazu übergegangen war, sich die Gewohnheiten Hitlers zu eigen zu machen. Er ging also auch erst morgens zwischen drei und vier Uhr zu Bett, so daß die Arbeitszeiten vom Tag auf die Nacht verschoben wurden. Das kollidierte selbstverständlich wieder mit den normalen Arbeitszeiten der militärischen Stäbe, so daß allein aus diesem Grunde sich laufend eine Art technischer Friktion zwischen Politik und Kriegführung ergab. Für die Verbindungsmänner bedeutete ein derartiger Zustand jedenfalls eine ebenso ungewöhnliche wie auf die Dauer untragbare Belastung, die viel zu der unangenehmen Spannung beitrug, die man ständig im sogenannten Feldquartier feststellen konnte.

Daher ist es gewiß zu verstehen, daß ich unter diesen Umständen das Bedürfnis fühlte, einwandfrei unterrichtet zu sein. Ohne genaue Informationen über das, was Hitler wollte, war man überhaupt nicht im Bilde darüber, was sich täglich abspielte. Aus diesem Bedürfnis, zu wissen, was „er" dachte, ergaben sich meine zahlreichen Gespräche und später meine aufrichtige Zuneigung zu Hewel, der seinerseits ebenfalls ein besonderes Vertrauen zu mir faßte und eine Reihe von Angelegenheiten mit mir besprach, die er mit anderen mit Sicherheit nicht besprochen hat. Ich konnte dabei feststellen, daß er absolut zuverlässig war, nie etwas verschwieg und tatsächlich die Dinge so genau wiedergab, als überhaupt zu erwarten war.

Hier in Oberschlesien hatte ich daher auch die erste Gelegenheit, mich im einzelnen darüber zu informieren, was sich in Berlin während meiner letzten Londoner Tage abgespielt hatte. Was ich in vorhergehenden Kapiteln über die sachlichen Vorgänge und Absichten der einzelnen Persönlichkeiten bei Kriegsausbruch geschildert habe, beruht auf Gesprächen und Informationen, die mir Hewel hier in Oberschlesien gegeben hat.

Allerdings beschränkten sich Hewels Mitteilungen nicht allein darauf; wir führten vielmehr auch mehrere eingehende Gespräche über die weiteren Absichten Hitlers. Aus den vielen Antworten auf meine Fragen ist mir daher sehr deutlich die Anfangseinstellung Hitlers zu den wichtigsten Punkten der Kriegführung in Erinnerung geblieben.

Nach den mir gemachten Mitteilungen hat Hitler mit Sicherheit ursprünglich geglaubt, es würde ihm möglich sein, den Krieg gegen Polen zu isolieren und nach einer siegreichen Beendigung des Polenfeldzuges sich mit den Westmächten wieder zu verständigen. Hitler war fest davon überzeugt, eine Wiederverständigung mit den Engländern müsse möglich sein, und lehnte jeden anderslautenden Bericht ab. Er war hauptsächlich daran interessiert, daß Frankreich während des Polenfeldzuges ruhig blieb, damit er dort nicht zum Gegenangriff gezwungen würde. Dabei war sein Kalkül durchaus nicht nur von militärischen Erfordernissen gelenkt. Er dachte auch hier, wie ich zu meiner Verwunderung erfahren mußte, rein politisch. Er hatte die Vorstellung, es sei möglich, sich mit Frankreich zu verständigen, solange es nicht zu größeren Kampfhandlungen gekommen sei. Das gleiche setzte er für England voraus. Eine Reihe von militärischen Befehlen, die damals gegeben wurden, wie z. B. für die Kriegführung der Marine, für das Überfliegen englischen Gebiets, für Einflüge nach Frankreich und ähnliches, die militärisch wahrer Unsinn, ja sogar gefährlich waren, waren nur daraus zu erklären, daß er unter allen Umständen verhindern wollte, daß Kampfhandlungen irgendwelcher Art einer etwaigen Eröffnung des diplomatischen Spiels um den Frieden entgegenstünden.

Die Motive für dieses Verhalten gab mir Hewel ganz eindeutig. „Hitler will", so erklärte er mir, „sich mit den Engländern wieder verständigen und will es ihnen so leicht wie möglich machen. Er ist auch bereit, die von Ihnen, Herr Hesse, begonnenen Gespräche fortzusetzen, sobald sich hierfür eine Chance bietet, nur will er einige der Dinge anders formulieren. Hitler wird jedoch niemals auf die freie Hand in Ost-Europa verzichten, weil er überzeugt davon ist, daß er in dem Augenblicke, in dem er dies den Engländern konzediert, keine Möglichkeit zu dem großen Feldzug gegen Rußland erhält. Er hält es für völlig ausgeschlossen, daß er bei einer Bindung an die Engländer von diesen die Zustimmung dazu erhält, daß er gegen Rußland losschlägt. Das ist einer der Gründe, warum er sich mit den Engländern nicht so eng liieren will."

Auf den Einwand meinerseits, welchen Sinn denn dann der rus-

sische Pakt habe, wenn Hitler seine Absicht, einen Feldzug gegen die Sowjet-Union zu führen, nicht aufgegeben habe, erwiderte mir Hewel, daß der russische Pakt, von Hitler aus gesehen, nur den Zweck verfolgt habe, England zur Neutralität zu zwingen. Nachdem dies mißlungen sei, denke Hitler nicht daran, diesen Pakt zu halten; er sei empört über die ungeheuren russischen Landforderungen und habe nur blutenden Herzens das Baltikum preisgegeben . . .

Ich nahm derartige Erklärungen angesichts der Tatsache, daß die Tinte unter dem Moskauer Pakt ja noch nicht trocken war, mit Erstaunen auf. Man wird aber begreifen, daß ich mich um so mehr dafür interessierte, welche Stellung denn Ribbentrop zu dieser Einstellung Hitlers einnähme. Ich setzte Hewel auseinander, daß Ribbentrop nach dem Abschluß des Moskauer Paktes doch kaum der geeignete Mann sein würde, um mit den Engländern über eine Wiederannäherung zu verhandeln, und schilderte ihm, in wie hohem Maße man in England den Vertrag mit den Sowjets als eine erstklassige Perfidie Ribbentrops ansähe.

Darauf erhielt ich die verblüffende Erklärung: „Ribbentrop", so sagte Hewel, „spielt in den Augen Hitlers überhaupt keine Rolle. Er betrachtet ihn lediglich als eine Art Sekretär, der seine Befehle auszuführen hat. Wenn er sich für seine Aufgabe als ungeeignet erweist, wird er ihn jederzeit entlassen. Er ist keineswegs in Gnade und wird von Hitler nur deswegen gehalten, weil er so getreulich jeden Befehl ausführt und jede Propagandaanweisung sklavisch wiederholt. So z. B. spielt Hitler das englische Spiel auch keineswegs über Ribbentrop oder das Auswärtige Amt allein; er hat hierfür auch noch jemand anderes, nämlich Albrecht Haushofer, der durch den Danziger Völkerbundskommissar [36]) enge Fühlung mit den Engländern hält."

Jedenfalls war das der Hintergrund, der Ribbentrop auf Weisung Hitlers veranlaßt hat, in seiner Danziger Rede nach Abschluß des Polenfeldzuges eine Andeutung zu machen, die den Engländern Verhandlungen über einen Friedensschluß anbot.[37])

Das Echo auf diese Erklärung war bekanntlich gleich Null. Die Engländer stellten sich taub, und sämtliche Versuche, durch Mittelsmänner oder Neutrale ein Echo zu erhalten, verliefen völlig ergebnislos. Trotzdem blieben diese Worte eine Zeitlang von einer gewissen Bedeutung, denn Hitler gab sich nicht so leicht geschlagen. Immer wieder griff er die Tatsache auf, daß er den Engländern die Verständigung bereits einmal angeboten habe, daß sie aber darauf nicht reagiert hätten. Und die Tatsache, daß später für alle Propaganda-Publikationen der Befehl gegeben wurde,

immer wieder zu unterstreichen, daß Hitler vor, während und nach dem Polenfeldzug den Engländern die Verständigung angeboten habe, ist auf diesen einen Satz der Danziger Rede zurückzuführen, um dessentwillen allein die Rede gehalten worden war.

Doch das war später. Ich kehrte nach einigen Tagen nach Berlin zurück, erhielt dort die Weisung, mein Büro in der Wilhelmstraße 63, der sogenannten Dienststelle Ribbentrop,* aufzuschlagen, und erhielt die Ermächtigung, mir alles Material über England geben zu lassen und mir die englischen Zeitungen laufend zu bestellen. Ich habe sie tatsächlich von da an bis zum Kriegsende, oft auf den merkwürdigsten Wegen, zu lesen bekommen. Sie informierten in ihrer Gesamtheit viel besser als das meist aus dunkler Quelle stammende „Nachrichtenmaterial". Im übrigen hörte ich mehrere Wochen nichts mehr von Ribbentrop. Nachdem das Echo auf das Danziger Angebot ausgeblieben war, war für Hitler die Englandfrage nicht mehr interessant, und daher wurde Ribbentrop, und damit auch ich, nicht mehr mit ihr befaßt.

Über die Vorgänge, die sich bei Abschluß des Polenfeldzuges abspielten — das Eingreifen Stalins, den zweiten Moskauer Flug Ribbentrops und die anderen damit zusammenhängenden Ereignisse —, habe ich nichts Besonderes erfahren, diese Dinge spielten sich außerhalb meiner Sphäre ab.

Immerhin hatte ich Gelegenheit, Ribbentrop kurz vor seinem zweiten Abflug nach Moskau zu sprechen. Er war keineswegs entzückt davon, ein zweites Mal nach Moskau fliegen zu müssen, und sah die Lage als überaus ernst an. „Die Russen haben uns", so sagte er, „da eine schöne Suppe eingebrockt. Sie sind, ohne uns vorher ein Wort zu sagen, einfach auch in Polen einmarschiert. Jetzt muß ich mich beeilen, damit es kein Unglück gibt und die beiden Armeen nicht gegeneinander anrennen. Das könnte den Engländern so passen, daß es dazu kommt; wir werden uns in Berlin dann weiter sprechen."**

* Die Dienststelle Ribbentrop ist in der Literatur zu einem wahren Monstrum ausgewachsen. Sie bestand in Wirklichkeit immer nur aus ganz wenigen Personen und hat, die Sekretärinnen ungerechnet, die Kopfzahl von 12 Personen wohl nie überschritten. Es handelte sich im allgemeinen um zwei Gruppen von Personen: um ältere Herren, denen verantwortliche Aufgaben übertragen wurden, und um jüngere, die die Rolle von Adjutanten und Botengängern übernahmen. Es handelte sich also um einen kleinen, sehr sorgfältig ausgewählten Stab, der beschränkte Sonderaufgaben im Auftrage Hitlers ausführte. Die Dienststelle Ribbentrop war eine Abteilung der Reichskanzlei, nicht der Partei.

** Ähnliche Äußerungen machte Ribbentrop am 18. September 1939 auch gegenüber dem Dolmetscher Schmidt, s. „Statist auf diplomatischer Bühne", Seite 469.

Nach Abschluß des Polenfeldzuges setzte Dr. Goebbels seinen Kampf gegen Ribbentrop fort, und ich erhielt daher auch eine Mitteilung von der Berliner Schrifttumskammer, in der man mir schwarz auf weiß erklärte, daß ich auf Grund des § 19,2 des Schriftleitergesetzes als Volksschädling von der Liste der Schriftleiter gestrichen war. Diese Maßnahme Goebbels' war darauf zurückzuführen, daß noch eine weitere Anzahl Journalisten inzwischen in den Dienst des Auswärtigen Amtes getreten waren, nachdem ihre Auslandstätigkeit aufgehört hatte. Um eine weitere Flucht seiner „Schäfchen" in das feindliche Lager zu verhindern, hielt Goebbels eine drastische Maßnahme für notwendig, die darin bestand, daß er über die „flüchtigen Journalisten" Berufsverbot verhängte. Ich hatte als einziger den besonderen Eselstritt des Ausschlusses auf Grund des § 19,2 erhalten. Erst dieses Schreiben brachte mich wieder mit Ribbentrop in Berührung. Ich verfehlte selbstverständlich nicht, ihm von dem Vorgang Kenntnis zu geben, und unterrichtete auch Hewel von dem Vorfall. Ribbentrop fühlte sich um so mehr veranlaßt, mich formell ins Auswärtige Amt einzuberufen und mir eine Beamtenstelle zuzusagen.

Dieses Ereignis hatte auch noch eine weitere Folge. Ribbentrop fand bei diesen Besprechungen, daß ich durch die Beobachtung der Nachrichten nicht genügend ausgenutzt sei, und forderte mich auf, mich bei seinem neuernannten Unterstaatssekretär für die Propaganda, Habicht, zu melden. Habicht, der ein alter Parteigenosse war, ist bekanntlich für den Dollfuß-Putsch verantwortlich gemacht worden, da die Behandlung der österreichischen Aufstandsbewegung seinerzeit ihm unterstand. Auf das Mißglücken des Aufstandes hin und den „versehentlichen" Mord an Dollfuß, war er jedoch in Ungnade gefallen und hatte einen kleinen Bürgermeisterposten in Mitteldeutschland erhalten. Im Polenfeldzug hatte er sich als Offizier bewährt und war verwundet worden. Daraufhin war er bei Hitler wieder in Gnade gekommen und war Ribbentrop als Berater für alle Fragen der Feindpropaganda zugeteilt worden.

Ich erwartete, einem fanatischen Revolutionär, einem Konspirator und blutigen Gewaltmenschen vom Schlage Heydrichs zu begegnen. Statt dessen traf ich in Habicht einen kleinen, bescheidenen, offensichtlich auch anständigen Mann, der vielleicht in kleinen Intrigen ein Geschick besaß, aber weder das Format noch die Fähigkeit hatte, größere Komplexe richtig zu übersehen. Er war ein kleiner Bürokrat mit sichtlich gutem Willen und völligem Mangel an Verständnis für die ihm übertragene Aufgabe, der hilflos jedem Sachverständigen ausgeliefert war, der ihm gegenübertrat. Und

so verfiel Habicht auch auf den Ausweg, zur Steuerung der Propaganda nach England ein Komitee zu gründen, in dem der Versuch gemacht werden sollte, alle Sachverständigen für die Englandfragen zusammenzuholen, und zwar sollten nicht nur die ständigen Herren der Ministerien, sondern auch eine Reihe anderer Persönlichkeiten zugezogen werden. Auf Weisung von Ribbentrop übertrug er mir die Aufgabe eines Sekretärs dieses Komitees, das praktisch seit seiner Einsetzung im Jahre 1940 dann bis zum Ende des Krieges in Form eines inter-ministeriellen Komitees von mir geleitet worden ist.

Als das Komitee zum ersten Male zusammentrat, war nicht vorauszusehen, daß es ein derartig langes Leben haben würde. Es gab unter Ribbentrops Vorsitz eine lange, Stunden währende Sitzung über die Frage, unter welchen Gesichtspunkten man Propaganda nach England treiben und auf welche Weise man den Engländern einen Friedensschluß mit Hitler plausibel machen sollte. Die Weisung Hitlers, die wir für die Sitzung erhielten, lautete: „Der Führer wünscht zu wissen, auf welche Weise man die Engländer davon überzeugen kann, daß sie mit ihm Frieden schließen müssen."

In der Tat habe ich in der Folgezeit den Versuch gemacht, die Vertreter der verschiedenen Ministerien unter dem Gesichtspunkt der gegenseitigen Information zu einem wöchentlichen Zusammentreffen zu bewegen, ein Gedanke, der sich als lebensfähig erwies und dazu führte, daß jedenfalls die England-Referenten die beteiligten Ministerien den ganzen Krieg über wenigstens auf ihrem Sektor einwandfrei unterrichtet hielten. Wie nüchtern dabei im allgemeinen die Dinge in diesem Komitee angesehen wurden, geht daraus hervor, daß ich während des Krieges mehrfach Schwierigkeiten bekam, weil Mitglieder des Komitees auf Grund ihrer Information „defaitistischer" Gesinnung verdächtigt wurden. Auch nach dem Kriege bestätigte mir einer der Teilnehmer, „daß wir ja der reinste Defaitisten-Klub gewesen wären". Sachlich muß ich das bestreiten, aber es war wohl so, daß eine nüchterne Betrachtung der Erfolgschancen bereits sehr frühzeitig im Krieg zu einem ganz anderen Urteil führte, als dies der offiziellen Version entsprach. Es ist dabei interessant festzustellen, daß dieses „Dämpfen" und „Desillusionieren", das unsere Aufgabe war, von denjenigen Stellen, welche die Propaganda auszuführen hatten, durchaus geschätzt wurde, weil das die Zuverlässigkeit der Information gewährleistete. Bemerkenswerterweise ist mir von englischer Seite nach dem Kriege der Vorwurf gemacht worden, daß ich gerade durch diese nüchterne Korrektur des amtlichen Opti-

mismus der deutschen Feindpropaganda nach England einen realistischen Zug gegeben und daß sie gerade dadurch mitunter Erfolge zu verzeichnen gehabt hätte. Daß wir uns nur von sachlichen Gesichtspunkten leiten ließen, brauche ich nicht besonders hervorzuheben.

In diese Zeit fiel der erste Besuch, den mir Albrecht Haushofer in meiner neuen Dienststelle machte. Er begrüßte mich wie einen alten Mitverschworenen. Obwohl ich ihn seit mindestens einem Jahr nicht mehr gesprochen hatte, nahm er es als selbstverständlich an, daß ich Hitler und dem nationalsozialistischen Regime gegenüber sehr kritisch eingestellt sei und daß ich auch die Schwächen meines Chefs richtig erkannt hätte. Haushofer bezeichnete Hitler und seinen Kreis als Kanaillen, seine Mitarbeiter als Gangster und schilderte unverblümt und mit einer boshaften Schärfe, die nicht zu übertreffen war, die persönlichen Schwächen der einzelnen Persönlichkeiten. Da Haushofer selber eine bedeutende Rolle als Berater, wenigstens eine Zeitlang, gespielt hatte, dann aber von Hitler, wie das so üblich war, fallen gelassen worden war, hatten seine Äußerungen durchaus den Stempel des ursprünglichen Erlebnisses.

Haushofer stimmte völlig mit meiner Ansicht überein, nämlich daß, nachdem einmal die Würfel gefallen seien, der Kampf von den Engländern bis zum bitteren Ende durchgefochten werden würde und es für Hitler keinerlei Chance für eine Verständigung gäbe. Haushofer war aber auch in der Beurteilung der deutschen innerpolitischen Lage ganz der gleichen Ansicht wie ich, daß die patriotische Zwangslage, in der sich alle guten Deutschen befanden, der Terror der Gestapo und die Unentschlossenheit der politisch subalternen Generale es als ausgeschlossen erscheinen ließen, daß irgendeine Aktion von innen her das Hitler-Regime während des Krieges stürzen würde. Wir stimmten also bereits so frühzeitig im Beginn des großen Ringens darin überein, daß erst nach einer Niederlage Hitlers für Deutschland die Chance zu einer Verständigung mit dem Gegner kommen würde.

An diese erste Unterredung habe ich oft denken müssen, weil sie mit Präzision und Schärfe die Probleme umriß, denen wir in bezug auf unsere Westpolitik gegenüberstanden und die den ganzen Krieg über konstant blieben. Nicht zuletzt aus dem Grunde, weil es für Engländer, Franzosen und später Amerikaner grundsätzlich um die Vernichtung der deutschen Macht ging, wobei es erst recht keinerlei Kompromiß mit einer von Militärs geleiteten Opposition gab, die ja den deutschen Machtanspruch sozusagen traditionell durch ihre Namen personifizierte.

Haushofer schilderte mir im weiteren Verlaufe des Gesprächs die mehrfachen Bemühungen, die Hitler gemacht hatte, nach der Beendigung des Polenfeldzuges im Westen loszuschlagen. Dabei bestätigte er mir das, was ich aus den Besprechungen mit Oberst Liss bereits wußte: daß Hitler den Polenfeldzug keineswegs vorbereitet begonnen hatte; daß die Armee schwerste Mängel in bezug auf schwere Panzer, schwere Artillerie und in der Motorisierung aufwies und daß es noch Monate dauern würde, bis diese Mängel abgestellt sein würden. Auf meine Frage, wie sich denn Hitler den Feldzug gegen den Westen ohne die entsprechende Ausrüstung der Luftwaffe, der Artillerie und der Panzer vorstelle, erwiderte mir Haushofer, Hitler vertraue auch hier wieder auf sein Glück und sehe die Bedenken der Generale für unbegründet an. Haushofer war der erste, der mir damals angekündigt hat, daß Hitler eines Tages die Führung selbst übernehmen und Brauchitsch und Rundstedt ausschalten werde, eine Perspektive, die mich sofort mit bösen Ahnungen erfüllte.

Einige Tage später suchte mich Hewel auf, der anläßlich einer belanglosen Aktennotiz über die Rede irgendeines englischen Politikers von mir noch einmal grundsätzlich zu wissen wünschte, wie ich die englische Lage beurteilte. Interessanterweise bestätigte er mir, daß Hitler schwerste Konflikte mit Halder und Brauchitsch habe und vor Ungeduld brenne, im Westen loszuschlagen. Er wünsche, so erklärte mir Hewel, nunmehr die Franzosen zu besiegen, bevor die Engländer ihr Expeditionskorps entsenden könnten. Nach wie vor sei er nämlich der Überzeugung, daß er es nicht zu ernsten kriegerischen Handlungen mit den Engländern kommen lassen dürfe. Solche Handlungen würden nach Hitlers Ansicht den furor teutonicus bei den Engländern wecken und dann einen Kampf bis zum letzten unvermeidlich machen. Meine ironische Feststellung, der Kampf sei doch nach allem, was man gehört habe, unvermeidlich, und nur eine eklatante Niederlage könne die Engländer zum Nachgeben zwingen, veranlaßte Hewel, mich davor zu warnen, diese Ansicht allzu deutlich zu sagen, da Hitler in diesem Punkt ganz anderer Meinung sei.

Ribbentrop, der mehrfach schlechte Erfahrungen gemacht hatte, wenn er Hitler unverblümt die Wahrheit sagte, diktierte deshalb meine Aktennotizen so um, daß ich sie, als ich sie von Hewel mit dem üblichen „Hemdchen" versehen wiedererhielt, nicht wiedererkannte. Ich entsann mich des alten Satzes, daß nur der Bestinformierte in der Lage sei, in einem Krieg zu siegen, und konnte nicht umhin, aus diesen Dingen meine Schlußfolgerungen

für mich privat zu ziehen. Daß ich im übrigen nichts gegen diese Dinge tun konnte, wurde mir sehr schnell klar, wenn ich mit meinen alten Freunden sprach. Bereits der Sieg über Polen hatte Hitler einen Nimbus verliehen, der ihn praktisch unangreifbar machte . . .

Wenige Tage nach dem Besuch Haushofers, etwa Anfang Dezember 1939, erhielt ich zum ersten Male eine Information, die es als wahrscheinlich erscheinen ließ, daß die skandinavischen Staaten in irgendeiner Form in den Krieg einbezogen würden. Alfred Rosenberg hatte Verbindung mit Vidkun Quisling aufgenommen, der damals der Kriegsminister Norwegens war. Ressortmäßig ging diese Angelegenheit also das Auswärtige Amt nichts an. Ribbentrop wurde daher auch nur sehr flüchtig über das, was Rosenberg und Quisling Hitler vortrugen, unterrichtet.* Erst einer gelegentlichen Bemerkung Hewels, der Führer interessiere sich besonders für diese norwegischen Nachrichten, konnte ich entnehmen, worum es sich eigentlich handelte. Das vorgetragene Material erschien mir derart phantastisch, daß ich, als Hewel mir mündlich Aufschluß über angebliche Sonderpläne der Engländer in Norwegen gegeben hatte, diese für höchst zweifelhaft hielt. Damals bin ich sogar der Auffassung gewesen, es handele sich um eine Falle, in die wir aus irgendwelchen Gründen hineingelockt werden sollten. Ich könnte mir, so erklärte ich ihm, sehr gut vorstellen, daß die Engländer uns bei einer Landung in Norwegen eine Schlappe versetzen würden, die sich dann weidlich gegen uns ausnutzen ließe. Hewel versicherte mir jedoch, daß ich mich irre und das von Quisling vorgetragene Material völlig einwandfrei wäre; er versprach mir, wenn ich Ribbentrop hiervon nichts wissen ließe, mir die Denkschrift Quislings, die er dem Führer unterbreitet habe, zugänglich zu machen.

Diese Denkschrift bekam ich dann einige Tage später von Hewel zu lesen, d. h. er kam damit in mein Büro, ich durfte sie durchlesen, dann steckte er sie wieder ein und nahm sie mit, so daß ich also nur einige Minuten, wenn auch in aller Ruhe, sie

* Die von mir gegebene Darstellung wird bestätigt durch Allan Bullock a. a. O., Seite 528—530. Auch das soeben in England erschienene Werk von T. K. Derry, „The Campaign in Norway", London 1952, bestätigt die Tatsache, daß die Alliierten in Norwegen landen wollten. Das Buch irrt nur in einem Punkte. Wir waren sehr genau über die englischen Pläne unterrichtet, und Hitler war infolgedessen in der Lage, rechtzeitig einzugreifen. Quisling verstand die militärischen Dinge im übrigen in besonders hohem Grade, da er selber früher Generalstabsoffizier gewesen war.

studieren konnte. Das Material, das Quisling damals vorgetragen hat, ist meiner Erinnerung nach voll beweiskräftig gewesen. Er als norwegischer Kriegsminister mußte ja schließlich wissen, was man sowohl in Norwegen als auch in England vorhatte. Im Gegensatz zu seinen Landsleuten glaubte Quisling daran, daß Hitler siegen würde, und es war sehr wohl zu verstehen, daß er dieses Material Hitler zugänglich machte. Ich entsinne mich, daß es mich in meiner Ansicht völlig umstimmte und ich Hewel recht geben mußte. Dieses Material bewies einwandfrei, daß die Engländer bei passender Gelegenheit in Zusammenarbeit mit der norwegischen Regierung einen Stützpunkt schaffen wollten, um von der norwegischen Küste aus die Ostsee abzuriegeln und Deutschland an dem weiteren Bezug der Erze von Narvik zu hindern. Allerdings ging aus dem Material nicht hervor, wann dieser Schlag erfolgen sollte. Es war aber klar, daß er früher oder später kommen würde. Es ist selbstverständlich, daß ein Nachrichtendienst, der auf einer so sorgfältigen Unterrichtung wie der durch den Kriegsminister des fremden Landes basiert, es nicht schwer hatte, die Dinge so zu beobachten, daß ein rechtzeitiges Eingreifen möglich war, um das Prävenire zu spielen.

Daher war ich nicht überrascht, als viele Monate später, nämlich kurz vor dem tatsächlichen Einfall in Norwegen, Hewel mir erneut Material zur Kenntnis brachte, diesmal mit Zustimmung Ribbentrops, in dem erneut von englischen Einfallsabsichten gesprochen wurde. Das Material stammte diesmal von Canaris und wurde uns zur Begutachtung gegeben. Das fand ich an und für sich überflüssig, nachdem ich das Material studiert hatte, da es ganz einwandfrei war. Es dokumentierte die englischen Landungsabsichten so eindeutig, daß es nur eins gab: entweder war das gesamte Material echt, oder es war falsch! Als solches war es aber völlig schlüssig und bewies eindeutig, daß die von Quisling vorausgesagte Invasion der Engländer unmittelbar bevorstand.

Die erwähnten Berichte Quislings hatten im übrigen einen verhängnisvollen Einfluß auf die Entscheidungen Hitlers. Sie warfen nämlich das Problem der Neutralität der kleinen, an Deutschlands Grenzen gelegenen Staaten, auf. Denn wenn die Engländer die Neutralität der skandinavischen Staaten nicht achteten, was lag näher, als anzunehmen, daß auch die Neutralität Belgiens und Hollands in gleicher Weise gefährdet sein würden, falls dies im Interesse der Westmächte liegen sollte? In der Tat ist durch diese Berichte Hitlers Aufmerksamkeit auf die angebliche Gefährdung Belgiens und Hollands gerichtet worden,

wobei ich es dahingestellt sein lasse, wie weit dies nicht auch durch andere Ereignisse hätte geschehen können. Aber man wird verstehen, daß, nachdem einmal der überzeugende Beweis für eine bevorstehende Neutralitätsverletzung der Engländer in Skandinavien vorlag, sich der Gedanke aufdrängen mußte, eine entsprechende Aktion könne auch in Holland oder Belgien erfolgen. Jedenfalls hätte Hitler so gedacht.

Mir ist dies deshalb in Erinnerung, weil ich genau wie im Falle Norwegens auch im Falle Hollands und Belgiens um ein Gutachten ersucht worden bin, ob die Engländer in Holland zu landen oder die Neutralität Belgiens und Hollands auf andere Weise zu verletzen beabsichtigten. Anlaß zu dieser Fragestellung gab die Tatsache, daß englische Flugzeuge wiederholt bei ihren Einflügen nach Deutschland über holländisches und belgisches Gebiet einflogen, ohne daß die Niederländer mehr als einen platonischen Protest in London einlegten.

Ich habe entsprechend dem mir vorgelegten Material damals ein Gutachten verfaßt, in welchem ich darauf hinwies, daß irgendwelche Anzeichen für eine größere Aktion der Engländer in diesen beiden Ländern nicht vorlägen. Weiter versuchte ich, nach Möglichkeit den Neutralitätswillen der holländischen Königin und des Königs von Belgien zu unterstreichen. Das hatte später unter anderem einen Befehl Hitlers zur Folge, in dem er eine sorgfältige Schonung der holländischen und belgischen Königsfamilien und auch der Bevölkerung der beiden Länder anbefahl. In der Sache selbst entschied er sich jedoch anders. Nach den Mitteilungen, die mir Hewel darüber machte, erklärte Hitler: Der Bericht schildere die Lage zweifellos richtig, aber es sei lächerlich, sich einzubilden, daß es auf die Haltung der Holländer und Belgier ankäme. Wenn Not am Mann sei, würden sich die Engländer und Franzosen den Teufel um die belgische und die holländische Neutralität kümmern.

Daß daher der Verlauf des Norwegenunternehmens und der Einsatzpunkt des Westfeldzuges für mich keine Überraschungen bedeuteten, ist wohl ohne weiteres zu begreifen.

Diese Gelegenheit muß ich benutzen, um auch einige Worte über die Einstellung Weizsäckers und seines Kreises zu sagen. Ich hatte ursprünglich erwartet, daß ich bei meiner Arbeit im Auswärtigen Amt Verständnis, Hilfe und Förderung bei Weizsäcker finden würde, da Weizsäcker wissen mußte, daß ich seit vielen Jahren der Vertraute Bernhard Wilhelm v. Bülows, seines Vorgängers, gewesen war und ich niemals und bei keiner Gelegenheit

dieses Vertrauen mißbraucht hatte. Die wenigen Unterredungen, die ich mit Weizsäcker hatte, zeigten mir jedoch, daß ich alle derartigen Hoffnungen begraben mußte. Ob er mir nicht traute, was ich nicht begriff, oder ob er tatsächlich ein so schlechtes Urteil hatte, daß er völlig abwegige Ansichten über die Lage äußerte, muß ich dahingestellt sein lassen. Jedenfalls kam ich zu der Anschauung, daß er der Lage in keiner Weise gewachsen war und sich ebenso wie Hitler in eine fixe Idee festgerannt hatte, wie ja auch Weizsäcker und sein Kreis von einer unbegreiflichen Englandfreundlichkeit waren. Weizsäcker und die hinter ihm stehenden Persönlichkeiten* — wobei ich annehme, daß dies ursprünglich auch Beck war — huldigten der Anschauung, daß zwar für die Angelsachsen mit Hitler keine Verständigung möglich sein würde, daß sie, die konservativen, christlichen und gemäßigten Kreise, aber auf eine solche Verständigung rechnen könnten!

Was für ein tragischer Irrtum!

Begriff denn niemand in Berlin, daß es für die Angelsachsen vollkommen gleichgültig war, wer in Deutschland regierte? Daß die einfache Tatsache, daß Deutschland zur größten Macht des Kontinents aufgestiegen war, für Angelsachsen und Franzosen ausreichen mußte, ihnen auf Grund ihrer vorgefaßten Konzeption den Kampf aufzuzwingen?**

Umgekehrt verstand auch niemand, daß die Opposition in Deutschland den Frieden nur hätte haben können, wenn sie auf einen großen Teil, ja wenn nicht auf alles, was Hitler erzielt hatte, verzichtete, und daß dann auch eine Wiedererrichtung des gesamten Versailler Systems zu erwarten war. Das zu akzeptieren waren jedoch Beck, Goerdeler und die vielen anderen Oppositionellen nicht bereit! Sie glaubten nach einem Sturz des Hitler-Regimes diesen Demütigungen entgehen zu können. Gerade das entzog ihnen aber bei den in England maßgebenden Kreisen den Kredit (Vansittard!). Ich dachte an meine Londoner Erfahrungen zurück und war damals, wie ich leider heute sagen muß zu Recht,

* Es handelt sich hierbei um eine Reihe von Marineoffizieren und früheren Marineoffizieren, insbesondere auch Canaris, sowie natürlicherweise um die Herren des Ministerbüros.

** Die vorgefaßte Konzeption der Engländer und Amerikaner finde ich insbesondere in dem Buche von Sir Halford J. Mackinder, „Democratic Ideals and Reality", London 1919, vertreten. Seine Lehre vom Herzland sowie die des Admirals Mahan haben zu dem völligen Mißverständnis der Politik der Kontinentalmächte geführt, ohne die man die englische und die amerikanische Politik in diesem Jahrhundert nicht verstehen kann. Es sind insbesondere diese Gedanken gewesen, auf Grund derer die Angelsachsen im Interesse ihrer Sicherheit Deutschland zerschlagen zu müssen glaubten.

davon überzeugt, daß erst nach einem langen und blutigen Kriege auch in den Westländern die Einsicht gewonnen werden würde, man müsse Deutschland ebenfalls Gleichberechtigung, Freiheit und Lebensraum gewähren, daß aber bis dahin die Aussichten jeder Verständigung und jedes Friedensfühlers, für wen auch immer, ohne Erfolg sein würden. Ich entsinne mich, daß ich das verschiedentlich Weizsäcker gesagt habe; verstanden hat er mich aber nicht. Er sah in meinen Anschauungen lediglich den bösen Willen, koste es, was es wolle, den Krieg bis zur Neige auszukosten, und nicht die bittere Erkenntnis der nackten Wahrheit.

Die Ereignisse in Norwegen und der Beginn des Westfeldzuges hatten den Sturz der bisherigen Regierung Chamberlain zur Folge. Chamberlain blieb zwar noch formell im Kabinett, aber die Rolle des Ersten übernahm von da ab der Mann, der für die englische Kriegspolitik in erster Linie verantwortlich war, Winston Churchill, bis dahin Erster Lord der Admiralität, d. h. also Marineminister.

Selbstverständlich machte dieser Wechsel auch auf Hitler und Ribbentrop einen beträchtlichen Eindruck. Obwohl alles Interesse auf die kriegerischen Ereignisse gerichtet war, erhielt ich den Auftrag, einen eingehenden Bericht über den Vorgang zu verfassen, der mir mit entsprechenden Rückäußerungen sowohl von Ribbentrop wie auch von Hitler wieder vorgelegt worden ist.[38]) Ich war und bin der Ansicht, daß Churchill damals mit einem ungeheuren Geschick, das er sehr oft in schwierigen Lagen entfaltet hat, den von ihm zu verantwortenden Mißerfolg in Norwegen, der sehr leicht zu seiner Ausbootung hätte führen können, in einen Angriff gegen Chamberlain umgemünzt hat, um auf diese Weise dieser letzten vielleicht noch deutschfreundlichen Gruppe zuvorzukommen. Das waren alte Feindschaften, die hier ausgetragen wurden, denen sich der schwerkranke und im Innern auch wohl gebrochene Chamberlain nicht mehr gewachsen gezeigt hat.

Mit Churchill übernahm die stärkste politische Figur in England die Leitung des Krieges. Daher war es mir von vornherein klar, daß von nun an die Aussichten auf eine Verständigung mit England gleich Null sein würden. Ich hatte Churchills Tätigkeit in England 5½ Jahre hindurch auf das genaueste beobachten können, hatte ihn und seine Familie auch persönlich kennengelernt und kannte so viele Persönlichkeiten aus seinem Kreise, daß es mir völlig eindeutig erschien: dieser Mann würde mit Hitler keinen Frieden schließen. Mit anderen Persönlichkeiten in Deutschland würde er erst dann reden, wenn dieses am Boden

lag. Ich sah also, da mir ja die Absichten Hitlers in bezug auf England bekannt waren, in der Premierministerschaft Churchills das Zeichen, daß nunmehr der Kampf bis aufs Messer bevorstünde, den mir auch Sir Horace Wilson prophezeit hatte. Mit aller Sorgfalt habe ich mich daher bemüht, in meiner Notiz klarzulegen, was Churchill für Hitler und seine Politik bedeutete.

Hitler nahm diese Dinge verhältnismäßig ruhig auf, ja, er erklärte sich sogar befriedigt darüber, daß Churchill nunmehr in das volle Rampenlicht der Öffentlichkeit getreten sei. „Es ist vielleicht gut so", erklärte er, „daß der Mann, der für den Krieg der Engländer gegen mich verantwortlich ist, nunmehr offiziell auch die volle Verantwortung für den Krieg trägt. Um so mehr hoffe ich, daß es eines Tages einmal möglich sein wird, sich mit diesem Manne zu verständigen. Wenn uns das gelingt, dann werden wir in ihm einen wirklich guten und zuverlässigen Freund haben."

Hitler gab sich also auch hier trotz aller Warnungen der Täuschung hin, es könnte für ihn möglich sein, sich mit Churchill zu verständigen. Allerdings hatte er auch gewisse Zweifel. „Bis es dazu kommt", so erklärte er weiter, „wird es wohl noch gute Weile haben und vielleicht auch einen harten Kampf kosten. Imerhin müssen wir der Welt klarmachen, daß Churchill der Verantwortliche ist. Trotzdem darf nichts geschehen, was diesen Mann beleidigt . . .".

So kam es zu der merkwürdigen Propagandaanweisung, daß sich die deutsche Propaganda gegen Churchill als den Hauptverantwortlichen zu richten habe, der am Ausbruch des Krieges die Hauptschuld habe, während es auf der anderen Seite verboten war, Churchill persönlich anzugreifen oder zu beschimpfen. Diese Weisung bestand tatsächlich eine lange Zeit, bis Hitler sie selbst eine Tages umstieß.

Doch dieser politische Schatten blieb vorderhand ohne jeden Einfluß auf die militärische Entwicklung. Zunächst gab es einen beispiellosen Triumph der deutschen Waffen in Frankreich. Niemand, der einen tieferen Einblick in die Vorgänge gehabt hat, kann abstreiten, daß Hitlers persönliches Eingreifen und seine oft geniale Konzeption der militärischen und psychologischen Lage des Gegners einen großen Anteil an dem erzielten militärischen Erfolg hatte! Umgekehrt besteht aber kein Zweifel daran, daß die beim Frankreichfeldzug gemachten Fehler ebenfalls auf Hitlers Konto zu schreiben sind.

Das erstaunlichste Ereignis dieser Art ist der berühmt gewordene Eingriff Hitlers in die Operation der auf Dünkirchen

vorstoßenden Panzerarmeen Guderians, denen er unter lächerlichen Vorwänden eine Atempause befahl, während in Wirklichkeit sein Ziel dahinging, eine Vernichtung des englischen Feldheeres zu vermeiden.*

Ich entsinne mich noch, wie fassungslos mich die diesbezüglichen Mitteilungen Hewels damals machten. „Der Führer hat", so erklärte er mir triumphierend, „persönlich eingegriffen, um die Engländer bei Dünkirchen entkommen zu lassen." Er war der Überzeugung, daß diese „ritterliche" Haltung sich politisch bezahlt machen würde, daß Churchill, nachdem man ihm die letzte Niederlage erspart hatte, bereit sein würde, sich mit Hitler zu verständigen. „Stellen Sie sich vor", rief Hewel aus, „was es bedeutet hätte, wenn wir die gesamten englischen Feldarmeen vernichtet hätten. Wir hätten, davon ist der Führer hundertprozentig überzeugt, damit die Engländer gezwungen, bis zum letzten Mann zu kämpfen."

Ich war der gegenteiligen Ansicht und versuchte, Hewel davon zu überzeugen. „Nur eine völlige Niederlage der Engländer", so erwiderte ich ihm, „kann eine Verständigungsregierung ans Ruder bringen, während von dieser chevaleresken Geste keiner etwas halten wird. Das wird lediglich den Engländern und insbesondere Churchill gestatten, eine Epopöe aus der englischen Niederlage zu machen und von dem unsterblichen Ruhm der Evakuierung aus Dünkirchen zu sprechen. Das wird nur den Kampfesmut in England anstacheln und dazu entflammen, den Krieg weiter fortzusetzen."

Hewel war sehr nachdenklich, als ich ihm das sagte . . .

Wenn man geschichtlich rückblickend ein Urteil über den damaligen Entschluß Hitlers, die Panzerarmeen vor Dünkirchen anzuhalten, zu gewinnen sucht — ein Entschluß, der, wie sich aus

---

* S. hierzu insbesondere das Buch von Liddell Hart, „The other Side of the Hill", London 1948, auf deutsch unter dem Titel „Jetzt dürfen sie reden" erschienen. Liddell Hart schildert sehr eindrucksvoll seine Vernehmungen der verschiedenen an der Dünkirchen-Operation beteiligten Herren. Jeder von ihnen gibt einen anderen Grund an, den ihm Hitler für sein Anhalten der Panzerarmeen genannt hat. Hitler hat also offenbar jedem der Generale etwas anderes vorgemacht, weil er den politischen Grund nicht sagen wollte. Über das Eingreifen Hitlers s. u. a. auch Walter Görlitz, „Der zweite Weltkrieg", Steingrüben-Verlag, Stuttgart 1951, Seite 131, sowie insbesondere auch die vorzügliche Darstellung bei Chester Wilmot, „Struggle for Europe", Collins 1952, Seite 19—21. Ich kann mich allerdings der Ansicht von Chester Wilmot nicht anschließen, wonach das lockende Ziel Paris Hitler davon abgehalten haben soll, die letzte Entscheidung zur Vernichtung der Engländer bei Dünkirchen zu fällen.

diesen Mitteilungen ergibt, auf vorgefaßte politische Anschauungen Hitlers zurückzuführen war —, so war er in der Tat von entscheidender Bedeutung. Das Entkommen der englischen Armee bei Dünkirchen und die dramatischen Umstände, bei denen es gelang, fast die gesamte Feldarmee, wenn auch unter Preisgabe sämtlicher Waffen zu retten, wurde als ein Heldenstück ohnegleichen in England bezeichnet und dient heute noch der englischen Propaganda dazu, die Haltung der englischen Armeen in einem leuchtenden Licht erscheinen zu lassen. Vielleicht ist es müßig, darüber zu spekulieren, was geschehen wäre, wenn Hitler diese 280 000 Engländer und 100 000 Franzosen gefangengenommen hätte. Aber ist es nicht gestattet zu fragen, ob denn nicht in diesem Fall der Sturz des Kabinetts Churchill vielleicht doch erfolgt und damals ein Friedensschluß für Hitler mit England möglich gewesen wäre? Jedenfalls wäre wohl die Invasion des Jahres 1944 ohne die nach Hause gekehrten Engländer kaum möglich gewesen. Denn sie stellten die Blüte der englischen Armee und das Beste dar, was England in den Kampf werfen konnte![39]) Daß diese Armee entkam, bedeutet also sehr wohl einen beispiellosen Triumph Churchills, wenn auch aus anderen Gründen, als dies gemeinhin angenommen wird.

So, wie die Dinge liefen, endete andererseits der Frankreichfeldzug mit der Vernichtung der französischen Feldarmee, der Kapitulation Frankreichs und der Einsetzung der Regierung Pétain-Laval.

Das französische Waffenstillstandsangebot war für Hitler doch eine beträchtliche Überraschung. Ein so schnelles Nachgeben der Franzosen hatte er nicht erwartet. Überschaut man heute rückblickend die Bestimmungen des Waffenstillstands von Compiègne, so kann man nicht leugnen, daß Hitler großzügig war und daß, abgesehen von den monetären Bestimmungen, die Bedingungen überaus milde waren. Das Ganze war jedoch charakteristisch für einen Zug, den ich so oft Gelegenheit gehabt habe, bei Hitler zu beobachten. Er setzte großzügig, ja genial zu einer Planung an, faßte die kühnsten Entschlüsse... um mitten in der Ausführung abzubrechen, von Furcht gepackt zu werden oder gar zum Rückzug zu blasen. So war es ja wohl auch mit dem Frankreichfeldzug. Anstatt ihn militärisch konsequent zu Ende zu führen, brach er ihn im entscheidenden Augenblick ab, überließ die Hälfte Frankreichs einer Schattenregierung, die er dann später doch beseitigen mußte, verzichtete auf die damals mögliche Eroberung

der französischen Kolonien, kurz, führte auch diesen Feldzug, genau wie den Feldzug gegen die Engländer, nicht zu seinem logischen militärischen Ende.

Wieder standen bei diesen Entschlüssen politische Erwägungen im Hintergrund. Ursprünglich hatte Hitler die Absicht, sich mit Frankreich zu verständigen und mit dem Land einen Verständigungsfrieden zu schließen. Er glaubte, dies müsse schon deshalb geschehen, um einen Frieden mit England zu bekommen. Jedenfalls war das die Begründung, die sowohl Ribbentrop als auch Hewel und Abetz mir wiederholt für die nicht immer logischen Entschlüsse Hitlers in Frankreich genannt haben. Er sah die ganze französische Regelung ursprünglich nur als eine vorübergehende an, da es ja nach seiner Ansicht doch bald zu einem Frieden mit den Engländern kommen müsse. Als das dann später nicht der Fall war und sich immer deutlicher herausstellte, daß die erhofften Verständigungsmöglichkeiten mit den Engländern sich als illusorisch erwiesen, ließ Hitler seine Politik in Frankreich fallen. Während er noch im Juni von der deutsch-französischen Verständigung gesprochen hatte, war er Ende 1940 in Montoire bereits davon überzeugt, daß es eine Verständigung mit Frankreich nicht geben könne. Seine gesamte Politik, so erklärte er, habe nur das Ziel verfolgt, Frankreich seinen Zwecken dienstbar zu machen. Ja, er tat in den internen Besprechungen sogar so, als ob er nie daran gedacht habe, sich mit den Franzosen zu verständigen und Frankreich für die deutsche Sache zu gewinnen.

In einem späteren Stadium des Krieges, nämlich nach Stalingrad, war dies erst recht der Fall. Die Lage zwang ihn nach seiner Ansicht dazu, weitgehende Zwangsrekrutierungen von Arbeitern und ähnliches zu verfügen, nachdem er seine Armeen im Osten Europas vertan hatte. Erst dann setzte wegen des französischen Widerstandes hiergegen und der von den Engländern gesteuerten Widerstandsbewegung sein Haß gegen Frankreich wieder ein. Seine späteren Befehle haben zweifellos ihr gerütteltes Maß dazu beigetragen, um die psychologische Situation im besetzten französischen Gebiete völlig umzukehren und das französische Volk erst das zu lehren, was es ursprünglich nicht hatte.

Daß ich meine Behauptung nicht aufs Geratewohl mache, sondern diese meine Anschauung auf bezeugte Vorkommnisse gründen kann, möchte ich besonders betonen. Das bezeichnendste Ereignis dieser Art, das ich erlebt habe, war der grundsätzliche Befehl Hitlers über die Behandlung der französischen und eng-

lischen Kriegsgefangenen, der nach Abschluß des Frankreichfeldzuges erging. Dieser Befehl wurde erlassen, kurz nachdem Abetz zum Botschafter in Frankreich ernannt worden war. Er kam wie folgt zustande:

Abetz war nach Fuschl befohlen worden und sollte von Ribbentrop Hitler vorgestellt werden. Ich hatte vorher einen für diese Frage belanglosen Pressebericht vorzutragen gehabt, so daß ich, Ribbentrop begleitend, Abetz vor der Türe des Fuschlturms traf. Abetz war sehr erregt. Er hatte den Entwurf eines Befehls in der Hand, den Goebbels für die Behandlung der französischen Kriegsgefangenen Hitler vorgelegt hatte. Dieser besagte nicht mehr und nicht weniger, als daß der Versuch gemacht werden müsse, die in deutscher Hand befindlichen Kriegsgefangenen nach Möglichkeit physisch so zu schwächen und herunterkommen zu lassen, daß sie Frankreich nicht wiedersehen würden. Goebbels führte in dem Entwurf aus, daß das Schicksal uns die gesamte Manneskraft Frankreichs in die Hände gegeben habe, daß praktisch jeder französische Mann zwischen 18 und 55 Jahren sich in deutscher Hand befände. Das sei die „von Gott gegebene Gelegenheit", Frankreich durch Vernichtung seiner Manneskraft so zu schwächen, daß es sich nie wieder waffentragend gegen Deutschland erheben könne. Abetz war mit Recht empört. Aber auch ich hielt es für nötig einzugreifen, da sich die Goebbelssche Weisung nicht nur auf die Franzosen beschränkte, sondern ganz allgemein die Behandlung der Kriegsgefangenen im Westen betraf.

Ich nahm daher das Papier, ging auf Ribbentrop zu und erklärte ihm etwa dem Sinne nach, daß Goebbels' Entwurf jede Hoffnung des Führers auf eine Verständigung mit England ein für allemal erledigen würde. Es sei vollkommen klar vorauszusehen, daß eine derartige Behandlung der französischen Kriegsgefangenen nicht geheim bleiben könne, sondern den Kampfeswillen des Westens bis zum letzten anstacheln würde. Zugleich würde damit ein Haß geschaffen, den Hitler nie würde überwinden können. Wenn er die Absicht habe, an der Verständigungspolitik mit den Engländern festzuhalten, so müsse alles geschehen, um zu verhindern, daß diese Goebbelsschen Gedankengänge von Hitler akzeptiert würden. Ribbentrop stimmte mir zu und diktierte sofort einen Gegenentwurf, in dem das OKW auf das schärfste angewiesen wurde, aus politischen Gründen eine gute Behandlung der im Westen gemachten Kriegsgefangenen sicherzustellen. Ja, es fand sich in diesem Vorschlag sogar eine Erklärung, wonach es verboten sein sollte, englische oder französische Kriegsgefangene in das KZ einzuweisen.

Ribbentrop und Abetz gingen mit dieser Weisung zu Hitler und kamen am späten Abend wieder. Wir hatten mit unserer Intervention einen vollen Erfolg. Hitler hatte den Goebbelsschen Entwurf wütend abgelehnt und sofort in Ribbentrops und Abetz' Gegenwart Keitel die von uns ausgearbeitete Weisung übergeben. Abetz berichtete mir, daß Hitler bei dieser Gelegenheit dem Militär das „alleranständigste Betragen" in Frankreich anbefohlen habe, „da nichts den Völkerhaß so sehr zu vertiefen pflege als Ausschreitungen einer Besatzungsmacht".

Das war die ursprüngliche Politik Hitlers in Frankreich.

Die genannte Weisung hat mir übrigens jahrelang als Grundlage für die Verteidigung der englischen Kriegsgefangenen gedient. Auf Grund dieser Weisung ist es mir bis in die letzten Tage des Krieges hinein möglich gewesen, eine Vorzugsbehandlung der Engländer und später auch der hinzukommenden Amerikaner durchzusetzen. Daß die von oben gegebenen Weisungen nicht überall eingehalten worden sind, ist ein Kapitel für sich. Wo immer wir Mißstände aufdeckten, hat das Auswärtige Amt jedenfalls interveniert, da die von uns gegebenen Richtlinien für die Gefangenenbehandlung selbstverständlich auch von der zuständigen Abteilung des Auswärtigen Amtes im vollen Maße übernommen wurden.

Bei diesen Vorgängen handelte es sich selbstverständlich nur um eine Nebenlinie meiner Tätigkeit. Meine Hauptaufgabe während der ganzen Zeit des Krieges blieb die Beurteilung der einlaufenden Englandnachrichten. Daß diese Aufgabe mich mit allen aktuellen Englandfragen laufend in Berührung gebracht hat, ergibt sich von selbst. Ich habe daher auch Gelegenheit gehabt, die militärische Beurteilung der englischen Lage wie überhaupt die Frage der militärischen Entschlüsse Hitlers gegen die Engländer kennenzulernen.

Zur Erläuterung der historischen Frage, warum Hitler den Krieg gegen die Engländer verloren hat, möchte ich nun einiges aus den mir zur Kenntnis gebrachten Tatsachen wiedergeben, wobei ich mir bewußt bin, daß ich die Darstellungen von berufener militärischer Seite nur nach den politischen Gesichtspunkten zu ergänzen in der Lage bin. Ehe ich von diesen Dingen erzähle, möchte ich kurz ein wenig bekanntes, groteskes Zwischenspiel rein politischer Art schildern, das sich unmittelbar nach Abschluß des Frankreichfeldzuges abgespielt hat, als Hitler seine berühmte Reichstagsrede vom 19. Juli 1940 vorbereitete und in diesem Zusammenhang erneut ein Friedensangebot an die Engländer machte.

VI. Kapitel

HITLER UND DAS ENGLISCHE PROBLEM

Etwa 14 Tage vor Beendigung des Frankreichfeldzuges lief im Auswärtigen Amt und zugleich über eine Reihe von geheimen Dienststellen ein Bericht über eine Fühlungnahme mit englischen Agenten ein, der — aus welchen Gründen vermag ich nicht mehr zu sagen — bei Hitler und Ribbentrop den Eindruck erweckte, als ob Gespräche mit den Engländern doch noch möglich wären. Wenn ich mich nicht irre, war etwa folgendes passiert:

Ein englischer Agent, der offenbar im Auftrag des englischen Generalkonsuls in Genf handelte, war sowohl an den deutschen Generalkonsul Krauel in Zürich wie auch an den Beauftragten von Canaris herangetreten und hatte diese aufgefordert, ein Gespräch über Friedensmöglichkeiten zu beginnen. Auf diesen Anstoß hatte Krauel die Weisung erhalten, über den Nuntius in Bern an die Engländer heranzutreten, was dann auch geschah.* Ribbentrop berief mich daher in sein Feldquartier im Westerwald. Er bezeichnete dabei meine Reise als äußerst dringlich, so daß ich das nächstbeste Flugzeug, einen Junkers-Frachter, nehmen mußte, um innerhalb weniger Stunden bei ihm zu sein. Gleichzeitig mit mir war Professor Friedrich Berber geholt worden, den ich auf diese Weise zum ersten Male näher kennenlernte. Als wir endlich am Abend im Sonderzuge eintrafen, nahm mich Ribbentrop sogleich zur Seite, zog die erwähnten beiden Berichte aus der Tasche und fragte mich, was ich von ihnen hielte. Angesichts der Tatsache, daß der Frankreich-Feldzug gewonnen war und die Einnahme von Paris unmittelbar bevorstünde, lege Hitler den größ-

* Chester Wilmot, a. a. O., schreibt auf Seite 24: Als eines dieser Angebote London durch Vermittlung des päpstlichen Nuntius in Bern erreichte, fand die britische Antwort spontanen Ausdruck in der Note, die Churchill an den Außenminister Lord Halifax schickte. Sie lautete: „Ich hoffe, daß dem Nuntius klargemacht wird, daß wir keinerlei Anfragen wegen Friedensbedingungen mit Hitler zu stellen wünschen, und daß es allen unseren Agenten verboten ist, irgendeine derartige Anregung zu machen." Wilmot fährt dann fort: Die Frage, ob der Krieg nach dem Fall Frankreichs fortgesetzt werden solle, ist vom britischen Kriegskabinett niemals formell auch nur erörtert worden.

ten Wert darauf zu wissen, was von derartigen Berichten zu halten sei.

Nachdem ich die Telegramme — die meiner Meinung nach sachlich inhaltlos waren, da sie lediglich besagten, ein Agent habe den Wunsch gehabt, mit anderen Agenten zu sprechen, während nicht das mindeste über eine Ermächtigung der englischen Regierung bezüglich Friedensbedingungen und ähnlichem in den Telegrammen enthalten war — gelesen hatte, sagte ich Ribbentrop, daß ich starken Zweifel hegte, ob es sich hierbei um eine wirklich ernst zu nehmende Angelegenheit handele. Meiner Überzeugung nach hätten Hunderte von Agenten den gleichen Auftrag, sich mit deutschen Stellen in Verbindung zu setzen, um herauszubekommen, wie man sich deutscherseits den Frieden denke, wobei das selbstverständlich lediglich informatorischen Wert für die britische Regierung haben würde. Echte Friedensfühler müßten meiner Meinung nach ganz anders aussehen.

Ribbentrop stellte hierauf die Frage, ob ich es denn nicht für möglich hielte, echte Friedensfühler zu „provozieren", und ob es denn keine Methode gäbe, dies zu tun? Ich erwiderte ihm, daß ich das durchaus für möglich hielte, daß man aber zu diesem Zweck erst einmal ein vollständiges Programm der Punkte haben müßte, unter denen Hitler bereit sei, den Frieden wiederherzustellen. Zweifellos gäbe es doch für die Engländer eine Reihe unabdingbarer Punkte, ohne deren Zugeständnis sie nicht einmal Verhandlungen aufnehmen würden.

Daraufhin wollte Ribbentrop wissen, was für Punkte dies seien. Da ich mir diese Frage schon öfters gestellt hatte, blieb ich ihm die Antwort nicht schuldig und erwiderte ihm:

1. dürfte meines Erachtens ein Frieden für die Engländer nur dann möglich sein, wenn Deutschland ausdrücklich auf territoriale Änderungen im Westen, d. h. also ausdrücklich auch noch einmal auf Elsaß-Lothringen, verzichte;

2. wenn wir keinerlei Kriegsentschädigung von England, Frankreich, Belgien, Holland und Norwegen verlangten;

3. wenn wir eine Friedensgarantie gäben in der Form, daß wir entweder uns bereit erklärten, wieder in den Völkerbund einzutreten oder ein Friedensersatzsystem auf Grund eines Ausbaus des Kellogg-Paktes anzunehmen (was ihm sofort den Einwurf entlockte: So etwas akzeptiert der Führer nie!);

4. wenn wir unsere territorialen Erwerbungen im Osten auf die Wiederherstellung der Grenzen von 1914 beschränkten;

5. wenn wir zusagten, die Unabhängigkeit Polens und der Tschechoslowakei unter internationaler Garantie wiederherzustellen.

Dagegen könnten wir, so meinte ich, andererseits verlangen, daß wir unsere Kolonien wieder erhielten und daß England einen Nichtangriffspakt mit uns abschließe, vielleicht in der Form, daß aus der englisch-französischen Entente eine deutsch-englisch-französische würde. Das letztere würde selbstverständlich bedingen, daß wir auf unsere Bindungen an Rußland verzichteten.

Dieses Stichwort benutzte Ribbentrop, um mir sehr lebhaft und leidenschaftlich auseinanderzusetzen, daß der Führer sein Bündnis nie aufgeben, daß selbstverständlich das Ganze nur unter Einschaltung Rußlands möglich sein würde und daß die russischen Erwerbungen selbstverständlich von den Westmächten ebenfalls sanktioniert werden müßten. Auf meinen Einwurf, daß ich es für sehr schwierig hielte, die russische Frage gleichzeitig mit der westeuropäischen zu lösen, erwiderte mir Ribbentrop, ich vergäße darüber hinaus doch noch etwas anderes, nämlich das Versprechen des Führers an Mussolini, die italienischen Forderungen zu unterstützen. Da er hier sein Wort gegeben habe, werde er auch hiervon nicht abgehen.

Daraufhin erklärte ich ihm, ich hielte es für bedauerlich, daß die Italiener in den Krieg eingetreten seien; sehr viel besser wäre es gewesen, wenn sie neutral geblieben wären, da man dann ohne weiteres einen Vermittler nach der westlichen Seite haben würde. Nunmehr sei es wohl schwierig, einen solchen zu finden, da keine der verbliebenen Mächte hierfür in Frage komme. Dagegen hielte ich es nicht für aussichtslos, daß der Schweizer Burckhardt einen derartigen Auftrag übernehmen könnte.

Zu meiner Überraschung pflichtete mir Ribbentrop durchaus bei. Er schimpfte in heftigen Worten über die Niedertracht Cianos, die Unzuverlässigkeit Mussolinis und die Leichenfledderei, die in dem ganzen italienischen Verhalten liege. Die Italiener, so erklärte er, hätten uns einen großen Dienst erweisen können, wenn sie, als die Sache kitzlig wurde, bindend erklärt hätten, daß sie sich auf unsere Seite stellten. Vielleicht wäre dann der Krieg überhaupt nicht gekommen. Aber jetzt machten sie uns die Angelegenheit, den Krieg zu liquidieren, durch ihren unnötigen und überflüssigen Eintritt und ihre Forderungen übermäßig schwer.

Ich schlug Ribbentrop daher vor, daß man ferner noch eine Formel für die Regelung der italienischen Ansprüche finden müsse, etwa in der Form, daß wir lediglich bereit sein würden, Frieden zu schließen, wenn auch die Voraussetzung einer Befriedigung der italienischen Wünsche seitens der West-Alliierten erfüllt werde.

Ribbentrop bat mich daraufhin, die gesamten besprochenen Punkte in einer kurzen Denkschrift zusammenzufassen und diese

am nächsten Abend zu überbringen, da er inzwischen dringende andere Verpflichtungen zu erfüllen habe. Das ganze Memorandum solle als Unterlage für Friedensgespräche deutscher Agenten mit englischen Agenten dienen.

Nachdem ich diesen Schriftsatz einer der Sekretärinnen Ribbentrops noch im Sonderzuge diktiert hatte und in mein Quartier zurückgekehrt war, traf ich hier Professor Berber, der mich lächelnd erwartete und fragte: „Nun, hat man Sie auch mit dem Friedensfühler befaßt?" Auf meine erstaunte Frage, wer denn da alles mit ihm zu tun hätte, erwiderte mir Berber: „Ja, kennen Sie denn nicht Ribbentrops Methode, der bei solchen Gelegenheiten Hinz und Kunz zu befragen pflegt und sich niemals damit zufrieden gibt, daß nur ein Berater sein Votum abgibt? Außer uns beiden werden noch Herr Gauß und Herr Abetz mit der gleichen Aufgabe befaßt, und wenn ich mich nicht irre, besteht die Absicht, noch eine weitere Reihe von Sachverständigen heranzuziehen . . ." Auf meine Frage, warum denn Ribbentrop nicht die Herren zu einer Konferenz zusammenrufe, versprach mir Berber, einen entsprechenden Vorschlag zu machen.

Tatsächlich gelang es ihm, von Ribbentrop die Zustimmung zur Bildung eines Redaktionskomitees für diese Weisung zu erhalten, so daß die Frage der Bedingungen, unter denen Hitler bereit gewesen wäre, ein Friedensangebot zu machen, von einer Sachverständigen-Kommission, die sich aus den genannten Herren zusammensetzte, in den nächsten Tagen besprochen wurde. Allerdings wurden Voraussetzungen und Absicht der ursprünglichen Weisungen sehr bald in etwas ganz anderes verkehrt. Ribbentrop wurde zu Hitler befohlen und hatte Gelegenheit, die gleiche Frage, die er mit mir diskutiert hatte, dort auch mit ihm zu besprechen.

Hitler entschied jedoch anders, als Ribbentrop erwartet hatte. Er erklärte ihm nunmehr, das Verhandeln durch kleine Agenten habe keinen Zweck. Daher werde er in einer größeren Rede den Engländern den Frieden anbieten. Er beauftragte also Ribbentrop, ihm einen entsprechenden Entwurf für eine Reichstagsrede auszuarbeiten und ihm diesen möglichst bald zu bringen. Was die einzelnen besprochenen Punkte betraf, so erklärte er sich bemerkenswerterweise im wesentlichen mit den von mir vorgetragenen Gedankengängen, die Ribbentrop offenbar bei seinem Vortrag übernommen hatte, voll einverstanden und behielt sich nur vor, die letzte Redaktion selbst vorzunehmen.

Man kann sich lebhaft vorstellen, mit welch gestärktem Selbstbewußtsein Ribbentrop von dieser Unterredung zurückkam. Er

fand, daß er endlich nach den langen Monaten des Abseitsstehens und des Kampfes um die Propagandastellung mit Goebbels wieder eines einem Reichsaußenminister würdigen Auftrages für wert befunden worden sei. Er sah darin einen ganz besonderen Vertrauensbeweis Hitlers und betrieb nun die Angelegenheit mit einem Übereifer, der, das darf ich wohl für alle Beteiligten offen sagen, von den Mitgliedern des sogenannten Redaktionskomitees mit Zorn, Ärger, Verdruß und auch Widerwillen empfunden wurde.

Mit einer Zähigkeit, die ich erst bewunderte, später aber hassen lernte, saß so Herr von Ribbentrop vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit uns zusammen und plagte sich mit der Kunst des Formulierens herum, so daß jeder von uns froh war, wenn er sich unter Vorwänden diesen Redaktionssitzungen entziehen konnte. Schließlich war aber doch nach ungefähr acht Tagen ein etwa achtzehn Seiten umfassendes Manuskript als Rohentwurf für eine außenpolitische Erklärung, die der Führer im Reichstag bezüglich eines Friedensschlusses mit den Weststaaten halten wollte, tatsächlich fertiggestellt. Nachdem das Dokument fertig war, kamen Ribbentrop jedoch wieder neue Bedenken, so daß es meiner Erinnerung nach volle 10 Tage gedauert hat, bevor er endlich mit dem fertigen Entwurf zu Hitler kam.

Erst Wochen nachher berichtete mir Hewel, was sich dabei abgespielt hat, und erst zwei Jahre später, kurz nach der Niederlage bei Stalingrad, hat mir Ribbentrop selbst erzählt, was sich damals im Adlernest im Westerwald zutrug. Nach diesen beiden Darstellungen war etwa folgendes geschehen:

Ribbentrop kam zu Hitler und erklärte ihm: „Mein Führer, ich habe Ihren Weisungen entsprechend den Entwurf für Ihre Erklärung über den geplanten Frieden mit den Westmächten mit meinen Sachverständigen ausgearbeitet und bitte, Ihnen diesen nunmehr übergeben zu dürfen." Hitler ließ sich daraufhin das Manuskript geben und las es sehr sorgfältig Zeile für Zeile durch. Daraufhin sprang er aus dem Sessel auf, maß Herrn von Ribbentrop, der sich ebenfalls erhoben hatte, mit durchbohrendem Blick und herrschte ihn an: „Ja, Herr von Ribbentrop, haben Sie denn völlig vergessen, daß wir den Krieg gewonnen und nicht verloren haben?" Ribbentrop geriet daraufhin in Verlegenheit und erklärte: „Mein Führer, ich habe nur das durchgeführt, was Sie mir befohlen haben. Hewel ist Zeuge, daß ich nichts anderes als das getan habe." Hitler drehte sich um, ging schweigend mehrere Male im Zimmer auf und ab und sagte: „Das ist ja alles ganz falsch, was Sie da machen. Auf dieses Angebot packen die Eng-

länder sofort zu! Das will ich aber gar nicht. Hören Sie, ich habe ganz andere Pläne:

Ich habe mich entschlossen, gegen Rußland zu marschieren. Ich bin entschlossen, der bolschewistischen Drohung ein für allemal ein Ende zu machen und uns in Europa die Kolonien zu sichern, die allein eine Garantie für unsere Zukunft sein können. Das ist der Sinn meines Lebens, dafür habe ich gekämpft, dafür allein habe ich die Opfer auf mich genommen und das ist meine Aufgabe! Überlegen Sie sich doch nur einmal, wenn ich jetzt mit den Engländern Frieden schließe, dann ist es doch selbstverständlich, daß sie in dem Augenblick, in dem ich gegen Rußland antrete, mir wieder in den Rücken fallen. Ich muß daher Rußland schlagen, solange England am Boden liegt. Nur wenn ich Rußland geschlagen habe, werden die Engländer bereit sein, mit mir Frieden zu schließen und meine Eroberungen anzuerkennen. Es ist daher völlig sinnlos, wenn mir vorgeschlagen wird, daß ich den Engländern jetzt ein substanziertes und bis ins einzelne ausgearbeitetes Friedensangebot machen soll und noch dazu eines, das sie selbstverständlich nur mit Kußhand annehmen können. Ihr Vorschlag entspricht daher in keiner Weise meinen Intentionen."

Ribbentrop hat mir versichert, daß für die Entscheidung Hitlers, gegen Rußland vorzugehen, damals, Ende Juni 1940 der Einmarsch der Russen in das Baltikum und in Bessarabien nicht ausschlaggebend gewesen sei. Die Sowjets besetzten damals bekanntlich plötzlich die baltischen Staaten, Lettland, Litauen und Estland und das Rumänien gehörende Gebiet der Bukowina, und es kam deswegen zu einem Notenaustausch mit den Russen, in welchem Hitler sehr lebhaft gegen die Besetzung einiger dieser Gebiete protestierte. Als die Russen gar in einer Unterredung zwischen Molotow und Schulenburg erklärten, daß sie nicht nur Bessarabien, sondern auch die Bukowina haben wollten, gab Hitler zwar nach. Der Botschafter in Moskau, Graf von der Schulenburg, wurde aber angewiesen, Moskau mitzuteilen, daß weitere Ansprüche der Russen gegen Rumänien und Ungarn deutscherseits nicht anerkannt würden. Deutschland garantiere von nun ab die Integrität Rumäniens und Ungarns.

Hitler hat später in diesem russischen Vordringen eine Bedrohung der rumänischen Ölquellen gesehen, die er als lebenswichtig für Deutschland ansah. Trotzdem aber hat er der Ansicht gehuldigt, daß diese Forderungen Stalins lediglich der im Protokoll vereinbarten Linie entsprächen, man also Rußland keine Vorwürfe machen könne, wenn es sich nähme, was ihm zukomme.

Dagegen führte Ribbentrop die Entscheidung des Führers in Rußland auf Vorträge des Gauleiters Koch aus Ostpreußen und des Obergruppenführers Lorenz zurück. Ursprünglich, so erklärte Ribbentrop mir, habe er an eine vorübergehende Laune Hitlers geglaubt. Insbesondere hätte sich Lorenz dadurch lächerlich gemacht, daß er dem Führer erzählte, die russischen Generalstabsoffiziere, die er getroffen habe, hätten nicht einmal richtig die Karte lesen können. (Obergruppenführer Lorenz hatte berichtet, daß sein Gegenüber, ein russischer General, die Karte auf dem Kopf gehalten habe und daß ihm erst sein Generalstabschef habe sagen müssen, wie man eine Karte richtig lese!) Der Gauleiter Koch hätte Agentennachrichten vorgetragen, wonach das russische Offizierskorps sich in Zersetzung befände und ein Anschlag auf Stalin geplant sei.

Ribbentrop fuhr fort: „Wenn nur nicht immer wieder sämtliche Köche in dem außenpolitischen Brei herumstochern wollten. Alle reden sie dem Führer immer nur nach dem Munde, und mir wird es dann überlassen, ihm die unangenehmen Wahrheiten zu sagen." Aus allen diesen Gründen habe er, Ribbentrop, geglaubt, Hitler widersprechen zu müssen und habe ihn darauf hingewiesen, daß man das Ostproblem nicht anpacken dürfe, bevor das Westproblem endgültig gelöst sei. Im übrigen müsse er warnen vor Nachrichten, die Unbefugte ihm über die Zustände in Rußland vorlegten. Er, Ribbentrop, verfüge in seinem Auswärtigen Amt allein über die wirklich zuständigen Sachverständigen, und er wäre daher dankbar, wenn der Führer erst einmal diese hören wollte. Hitler habe das aber energisch abgelehnt. Er habe sich exaltiert und habe ihn schließlich angefahren, so daß er, Ribbentrop, es für klüger gehalten habe, das Gespräch nicht fortzusetzen.

Wenige Tage danach ereignete sich nun aber eine Szene zwischen Hitler und Ribbentrop, die noch heftiger war. Ohne zu bedenken, in welch übler Laune sich Hitler befand, nachdem er sich derartig mit seinem Außenminister über eine so wichtige Frage gezankt hatte, fuhr Ribbentrop erneut ins Hauptquartier, um sich darüber zu beschweren, daß Keitel vorgeschlagen hatte, zur Ergänzung des Ritterkreuzes des Eisernen Kreuzes das Deutsche Kreuz in Gold zu stiften. Diese Bezeichnung war mit dem einzigen außenpolitischen Orden, den das Dritte Reich verlieh und dessen Inhaber und oberster Ordensträger der jeweilige Außenminister war, zu verwechseln. Daß diese Bezeichnung sozusagen weggenommen wurde, ohne daß das Auswärtige Amt überhaupt auch nur gefragt worden war, hielt Ribbentrop für eine ausgemachte

Unverschämtheit der Militärs. Er glaubte, bei Hitler Gehör mit seiner Beschwerde zu finden.

Hitler, der jedoch in überaus gereizter Stimmung war, nahm die „lächerliche und querulantenhafte Beschwerde Ribbentrops" (das waren seine eigenen Worte) sehr übel auf. Er regte sich maßlos auf, brüllte Ribbentrop wie einen Schuljungen an und erklärte ihm, er mische sich in unverschämtester Weise in eine der eigensten Angelegenheiten des Führers und habe überhaupt die Neigung, ihm zu widersprechen, wenn er Lieblingswünsche äußere. Er verstehe überhaupt nicht, wie er je dazugekommen sei, ihn sich zum Berater auszuwählen. Er steigerte sich in eine derartige Erregung hinein, daß er sichtlich vor den Augen der Anwesenden einen Herzkrampf bekam und sich am Boden wälzte, wobei er eine Verfluchung Ribbentrops nach der anderen aussprach. „Sie, Herr von Ribbentrop", so fauchte der am Boden Liegende ächzend, „sind schuld daran, wenn ich, der größte Mann, den das deutsche Volk hervorgebracht hat, am Herzkrampf verrecke, weil Sie mir immer bei meinen Lieblingswünschen in der plumpsten und dümmsten Weise widersprechen." Morell, der schnell herbeigerufene Leibarzt Hitlers, machte der weiteren Besprechung ein Ende, jedoch nicht ohne daß Hitler dem aus dem Zimmer gehenden Ribbentrop nachrief: „Scheren Sie sich mir aus den Augen, ich will Sie nicht mehr wiedersehen!"

Ich lasse es dahingestellt, ob dieser Szene, die mir mit leichten Divergenzen in dieser Form von Ribbentrop selbst, von Hewel und von Morell geschildert worden ist, ein wirklicher Herzanfall Hitlers zugrunde lag oder ob er diesen lediglich vorgespielt hat, da er es ja liebte, derart hysterisches Theater zu spielen. — Tatsache bleibt jedenfalls, daß dieser Vorgang das Verhältnis zwischen Außenminister und Führer auf das tiefste beeinflußte, denn er zerstörte selbstverständlich das Vertrauensverhältnis zwischen Hitler und Ribbentrop und führte zu jener sonst unbegreiflichen, völligen inneren Unsicherheit Ribbentrops während des ganzen Krieges, die ihn daran hinderte, in irgendeinem Punkt zu einer klaren Entscheidung zu kommen. Daß er gleichzeitig nach außen hin, vielleicht gerade im Bewußtsein dieser Schwäche, um so mehr auftrumpfte und den starken Mann markierte, häufig in so grotesker Form, daß man an seinem Verstand zweifelte, hatte psychologisch eben in diesen Vorkommnissen seine Ursache.

Ribbentrop zog aus diesem Ereignis den einzig möglichen Schluß. Er reichte zum ersten Male in diesem Kriege Hitler sein Rücktrittsgesuch ein und bat, ihn entweder zu entlassen oder aber ihm ein Frontkommando zu übertragen.

Hitler jedoch reagierte völlig unerwartet. Er ließ zunächst drei Tage lang nichts von sich hören und teilte ihm dann durch Hewel mit, er verbäte sich jedes Rücktrittsgesuch. Ob jemand zurückträte, bestimme er: Er würde es ihn wissen lassen, wenn er das Rücktrittsgesuch annähme. (Diese, wie man leicht sehen kann, widerspruchsvolle Erklärung, die auf der einen Seite das Rücktrittsgesuch ablehnt und auf der anderen Seite seine Annahme in Aussicht stellt, ist mir in dieser Form wiedergegeben worden. Meiner Meinung nach handelt es sich hier um eine der typischen Führerweisungen, die sehr häufig unlösbare Widersprüche in sich trugen.)

Seinen Sachverständigen und den Intimen seines Kreises hat Ribbentrop damals bemerkenswerterweise nichts über diesen „Krach" mit dem Führer mitgeteilt. Ob Hewel auch anderen Persönlichkeiten Mitteilung davon gemacht hat, ist mir nicht bekannt geworden; ich halte es aber für möglich.[40])

Was sich abgespielt hatte, wußten wir daher längere Zeit nicht. Uns wurde nur mitgeteilt, daß das Schriftstück zunächst einmal zu den Akten zu legen sei und daß wir nach Berlin zurückkehren würden, ohne daß eine Entscheidung über Annahme oder Ablehnung der geplanten Friedensaktion gegeben wurde.

Wir kehrten also aus Frankreich nach Deutschland mit überaus gemischten Gefühlen zurück. Der Siegesjubel in Deutschland schien uns wenig verständlich. Für uns war der Krieg ohne Friedensschluß noch nicht gewonnen. Jedenfalls waren wir so bedrückt, daß dies in Berlin auffiel und sogar zu falschen Gerüchten in der Auslandspresse Anlaß gab.

Übrigens ist bemerkenswert, daß trotz dieses Zwischenfalles Ribbentrop von Hitler z. B. zur Regelung der französischen Fragen, bei denen allerdings Abetz weitgehend federführend war, ständig hinzugezogen wurde und daß auch die normale Arbeit zwischen Auswärtigem Amt und Führerstab weiterlief, als ob nichts geschehen sei, so daß die inneren Spannungen sich, jedenfalls zunächst, auf die Maschinerie nicht störend auswirkten.

Ja, nachdem Hitler nach Berlin zurückgekehrt war und ernsthaft seine Reichstagsrede vorbereitete, ließ er sich sogar das Manuskript des Entwurfes noch einmal kommen, das, wenn ich mich nicht irre, inzwischen von Gauß noch einmal neu redigiert und auf alle völkerrechtlichen Bedenken hin durchgesehen worden war. Hewel berichtete uns, daß Hitler unsere 18 Seiten in seine Rede einfügen werde, eine Mitteilung, die Ribbentrop mit verständlicher Befriedigung aufnahm.

Aber auch diesmal sollte es anders kommen, als wir uns gedacht hatten. Während all dieser unter dem Siegel des Geheimen sich vollziehenden Vorbereitungen für die Reichstagsrede, erschien plötzlich der Unterstaatssekretär Luther bei mir und erklärte, Hitler habe angeordnet, daß außer seiner Rede ein Flugblatt angefertigt und dieses in Millionen von Exemplaren über England abgeworfen werden solle. Ich möchte daher von der Rede eine entsprechende Kürzung anfertigen, um ein Flugblatt zu entwerfen. Selbstverständlich hafte ich mit meinem Kopf dafür, daß außer meiner Sekretärin, die ich besonders zu vereidigen hätte, niemand dieses Exemplar des Vorentwurfs der Rede zu sehen bekäme. Wie ängstlich der sonst sehr robuste Herr Luther bei dieser Gelegenheit war, zeigte sich, als ich ihm erwiderte, ob er denn vielleicht die Vorstellung habe, daß ich die Rede deutsch abwerfen lassen könne. Ich müßte sie doch übersetzen lassen. Ganz abgesehen davon müßte die Rede doch auch gedruckt werden. Wie denn das mit der Geheimhaltung bei den Druckern sein werde? Kurz und gut, so einfach, wie er sich das vorstelle, mir das Manuskript in die Hand zu drücken und mich im übrigen mit Erschießen zu bedrohen, sei die Angelegenheit wohl nicht. Daraufhin steckte Herr Luther das Manuskript wieder in seine Aktentasche und erklärte: „Ohne Befehl von oben, der alle diese Punkte kläre, behandele er die Angelegenheit jedenfalls nicht weiter." Nach zwei Tagen erschien Herr Luther wieder in meinem Büro und teilte mir mit, daß er inzwischen alle erforderlichen Vollmachten erhalten habe. Ich könne also die entsprechende Kürzung der Rede für das Flugblatt anfertigen und die Fertigstellung sichern. Inzwischen werde er mit der Luftwaffe verhandeln, damit die entsprechenden Bomberverbände zur Verfügung gestellt würden, um die Rede in dem Augenblick über England abzuwerfen, in dem Hitler sprach.

Unter Aufsicht der Gestapo wurde so ein Flugblatt von vielleicht 10 Schreibmaschinenseiten fertiggestellt und nach einer Übersetzung ins Englische in der Druckerei des „Völkischen Beobachters" gesetzt und in die Rotationsmaschinen gegeben. In dem Augenblick, in dem dies erfolgt war, rief mich jedoch Luther an, ich möchte sofort die ganze Aktion stoppen, da es „eine ganz große Panne" gegeben habe. Ich möchte sofort zu Hewel in die Reichskanzlei kommen, um zu sehen, was noch zu retten wäre.

Zunächst konnte ich mir überhaupt nicht erklären, was denn überhaupt passiert sein könnte. Als ich zu Hewel in die Reichskanzlei kam, fand ich diesen völlig entmutigt auf einem Sofa sitzend und die Hände ringend vor. Auf meine Frage, was denn

um Gottes willen passiert sei, erklärte er mir lediglich, es sei alles aus. Er habe Hitler das Probeexemplar des Flugblattes gezeigt, und dieser habe es sich übersetzen lassen, um festzustellen, was denn in diesem für die Engländer bestimmten Flugblatte enthalten sei. Das waren selbstverständlich die Stellen aus unserer Denkschrift, die sich auf die Möglichkeiten eines Friedens bezogen, also das Friedensangebot, das Hitler an die Engländer zu machen beabsichtigte. Aber Hitler versetzte diese Tatsache in Weißglut. Er habe ihn sozusagen das Flugblatt um die Ohren geschlagen und ihm erklärt, daß nur ein Wahnsinniger, ein Verbrecher, dieses Flugblatt verfaßt haben könnte. „Ich, Hitler, spreche nur zum deutschen Volk und niemals zu den Engländern! Außerdem krieche ich dieser Bande nicht in den H....! Ich habe schon Hunderte von Malen gesagt, daß ich es mir verbitte, daß an meinen Reden herumgekürzt wird. Man gibt meine Reden ganz oder gar nicht. Wenn Sie ein Flugblatt machen wollen, dann werfen Sie meine ganze Rede ab, aber nicht einen von einem Idioten zusammengestutzten Text!"

Ich muß sagen, daß ich die Szene trotz des Ernstes als komisch empfand. Hewel behielt aber seine tragische Miene bei. „Ja", sagte er, „Hitler ist aber noch weiter gegangen. Er hat wieder erklärt, daß er sich von dem Idioten, dem Ribbentrop, der für so etwas verantwortlich sei, trennen würde und hat auch mir erklärt, daß ich offenbar für meine Aufgabe gänzlich unbrauchbar wäre. Sie ahnen ja nicht, was Sie alles mit Ihrem Flugblatt zerschlagen haben!"

Das war mir denn doch zuviel. Ich erklärte Hewel — es ist das einzige Mal, daß ich mich mit ihm gezankt habe —, derartige Bemerkungen verbäte ich mir, da ich lediglich die bis ins einzelne ausgeführten Weisungen des Unterstaatssekretärs Luther, die ich schriftlich vorweisen könne, ausgeführt habe und nichts sonst. Im übrigen zweifelte ich nicht daran, daß sowohl Ribbentrop wie Luther als auch er, Hewel, die ursprünglichen Intentionen richtig wiedergegeben hätten. Es läge hier ein Wandel der Auffassungen Hitlers vor, den ich jedenfalls nicht persönlich zu vertreten hätte.

In diesem Augenblick wurde Hewel erneut zum Führer befohlen. Als er nach wenigen Minuten wiederkam, berichtete er mir, Hitler habe den gesamten detaillierten Passus über das Friedensangebot an England gestrichen! Er werde in seiner Rede nur einige allgemeine Sätze bringen. Ich möchte also bei der Übersetzung der Rede dafür sorgen, daß von vornherein sämtliche Stellen mit dem Angebot an die Engländer fortblieben, die neue Fassung würde er mir noch übermitteln.

Und dabei blieb es denn in der Tat. Aus dem großen Friedensangebot, der Magna Charta für den Frieden Europas, die wir hatten entwerfen sollen, blieben nur einige nichtssagende mehrdeutige Stellen übrig.*

Und wir mußten in der Tat die gesamte Rede Hitlers durch den Sprachendienst des Auswärtigen Amtes übersetzen und sie dann in vollem Umfange drucken lassen! Aus einem Flugblatt wurde ein Buch, eine ungefähr 32seitige Broschüre, was das Gewicht der abgeworfenen Flugblattmengen ungefähr verzwanzigfachte.** Als Göring das erfuhr, tobte er seinerseits wie ein Wilder und bezeichnete die Herren vom Auswärtigen Amt, die für diesen Narrenstreich verantwortlich seien, ebenfalls als Idioten. Er bemühte sich sogar persönlich zu Hitler, wurde aber von Hewel abgehalten, die Angelegenheit des unglückseligen Flugblattes noch einmal vorzutragen. Der Erfolg war jedenfalls, daß eine ganze Güterhalle voller Flugblätter liegenblieb, da die zur Verfügung gestellten zwölf Bomber selbstverständlich nur einen winzigen Bruchteil, wenn ich nicht irre, ein Tausendstel der gedruckten Menge, tatsächlich über England abwerfen konnten. Der Rest, als geheime Kommandosache aufgehoben, verfaulte zwei Jahre lang im Schuppen, bis schließlich Speer eines Tages das Geheimnis dieser Papiermengen lüftete und sie einer anderen Verwendung zuführte. Daß die Engländer sich über dieses merkwürdige Flugblatt, das ihnen da in höchst unzureichender Anzahl in einigen Dörfern auf den Kopf fiel, nur lustig gemacht haben, ist selbstverständlich. Denn die großen englischen Zeitungen brachten bereits 24 Stunden vorher einen lesbaren Auszug aus der Rede Hitlers, so daß also der Sinn dieser komischen Flugblattaktion ihnen völlig verborgen blieb. Sie konnten ja nicht ahnen, daß um eines einzigen Satzes willen, den wir nicht einmal fett hatten drucken dürfen, ihnen dieser Papiersegen zugute kam.

Einer meiner zuverlässigsten Agenten berichtete mir hingegen,

* S. hierfür die Rede Hitlers vom 19. Juli 1940. Von unserem ganzen Friedensappell waren nur folgende Worte stehen geblieben: „In dieser Stunde halte ich es für meine Pflicht vor meinem Gewissen, noch einmal an die Vernunft und den gesunden Menschenverstand in Großbritannien und auch anderswo zu appellieren. Ich glaube, ich bin in der Lage, diesen Appell zu machen, da ich nicht ein Besiegter bin, der um eine Gunst bettelt, sondern der Sieger, der im Namen der Vernunft spricht. Ich sehe keinen Grund, warum dieser Krieg fortgesetzt werden muß."

** Das Flugblatt ist damals in den englischen Tageszeitungen abgebildet worden und erregte allgemeine Heiterkeit, s. Chester Wilmot, a. a. O., Seite 28.

daß man auf amerikanische Veranlassung hin in England mit den Franzosen übereingekommen sei, nur unter folgenden Bedingungen Frieden zu schließen:

1. Hitler und das Nazi-Regime hätten zu verschwinden;
2. Deutschland habe erneut den Versailler Vertrag anzuerkennen;
3. die deutsche Wehrmacht würde aufgelöst und Deutschland jede weitere Bewaffnung verboten werden;
4. Deutschland werde 50 Jahre lang von alliierten Truppen besetzt werden, damit es nicht von neuem den Frieden der Welt brechen könnte.

Ich vermag nicht zu sagen, ob dieser Bericht, der an sich aus einer guten Quelle kam,* tatsächlich die wirkliche Reaktion auf das Ausbleiben einer Friedensgeste Hitlers gewesen ist. Daß es Kreise gegeben hat, die bereits damals derartige Ansichten geäußert haben, ist sicher.

Während Hitler so durch seine Entscheidungen die geringen diplomatischen Chancen, die es gegeben hätte, vielleicht doch zu einer Art von Frieden mit den Engländern zu kommen, verspielte, weil er anderen Plänen nachlief, verspielte er gleichzeitig die militärische Chance, England zum Nachgeben zu zwingen, wobei er wiederum von der einen Vorstellung, daß man die Engländer nicht besiegen dürfe, auf der anderen Seite jedoch, daß man alles für den russischen Feldzug aufsparen müsse, beherrscht war. Auch hier hatte ich die Möglichkeit, einen Einblick in die Vorgänge zu tun.

Die englische Propaganda hat die Tatsache, daß Hitler eine Invasion Englands unterließ, als einen Beweis für die Unbesiegbarkeit Englands hingestellt und hat seinen „gescheiterten" Invasionsversuch, wie sie es nannten, für ihre Zwecke zu verwenden versucht. Nichts aber ist weniger wahr als dies. Ich kann vielmehr einwandfrei bezeugen, daß Hitler die Invasion Englands niemals betrieben hat, sondern ihr, was die technische Seite anbelangt, äußerst skeptisch gegenüberstand und sie politisch für unerwünscht hielt. Weil er sie für politisch unerwünscht hielt, hat er sie schließlich nach drei Monaten auf unbestimmte Zeit vertagen, d. h. absagen lassen.

Die Einschaltung des Auswärtigen Amtes in dieses Problem begann unmittelbar nach der Einnahme von Paris. Und zwar, soweit mir erinnerlich ist, veranlaßt durch eine Besprechung, die

* Einer meiner Freunde hatte mit dem britischen Gesandten in Bern, Sir Clifford John Norton, gesprochen, der vorher Gehilfe Lord Vansittards gewesen war. Er gehörte zum engsten Kreise der deutschfeindlichen Gruppe des Foreign Office.

Hitler mit der Generalität über die Invasionsvorbereitungen hatte. Rundstedt und eine weitere Reihe von Generalen waren es, die zur Invasion drängten, wobei sie ursprünglich sehr lebhaft von Göring und dem Luftwaffengeneralstab unterstützt worden waren. Die Haltung der Marine war hingegen konsequent ablehnend. Sie erklärte, sie könne eine deutsche Landungsflottille gegen ein Eingreifen der englischen Flotte niemals schützen. Nach den mir gemachten Mitteilungen hat Raeder diese Haltung ganz konsequent eingenommen und sich mit dieser Ansicht schließlich „durchgesetzt".

Es ist bekannt, daß ein Operationsplan mit allen Details für die Landung ausgearbeitet worden ist, daß man Luftlandungen in England, besonders bei Dover, vorgesehen hat, daß die Flußkähne von Elbe, Rhein und Donau zusammengezogen und für das Übersetzen von Truppeneinheiten auf dem Kanal eingerichtet wurden, kurz, daß technisch die Vorbereitungen für die Invasion einen so großen Umfang eingenommen hatten, daß es kaum glaublich erscheint, daß diese Dinge gegen den Willen Hitlers ausgeführt wurden. Und doch muß ich dies aus verschiedenen Bemerkungen, die Hewel mir gegenüber gemacht hat, schließen. Hitler machte sich lustig über die Generale, spottete über ihren Mangel an Augenmaß und ihren Mangel an technischem Verständnis. Gelegentlich wurde er auch wütend und griff in einzelne Maßnahmen ein, die ihm sinnlos erschienen, bis schließlich das Ganze abgeblasen wurde. Letztlich haben jedoch meiner Ansicht nach nicht die militärischen Gesichtspunkte den Ausschlag gegeben, sondern rein politische.[41])

Um das zu verstehen, muß ich hier wiederholen, daß Hitler nach meinen Beobachtungen von einer merkwürdigen Haßliebe England gegenüber beseelt war. Er bewunderte das Britische Weltreich und bezeichnete es mehrfach als das größte Wunderwerk, das Gott je geschaffen habe. Bei anderen Gelegenheiten sah er im Britischen Commonwealth die höchste Ausprägung germanischer Staatsweisheit und germanischen Führerwillens. Er war überzeugt, daß die Engländer durch und durch von germanischen Ehrbegriffen erfüllt seien und daß sie eines Tages doch seine Bundesgenossen werden würden. Die englische Gegnerschaft gegen Deutschland und gegen seine Person, ja, insbesondere auch gegen den Nationalsozialismus führte er, je länger der Krieg dauerte, um so mehr auf jüdische und amerikanische Machenschaften zurück, in jedem englischen Redner, der gegen ihn sprach, witterte er einen Juden.

Die Auseinandersetzungen über die Frage der Aussicht einer Invasion in England waren jedoch zumeist relativ sachlich gehalten. Ribbentrop oder das Auswärtige Amt wurden natürlich nicht auf-

gefordert, ein Gutachten über die militärisch-technische Seite zu geben. Das kam dem Amt nicht zu. Aber dafür wurden andere Fragen gestellt, aus denen klar ersichtlich war, wie Hitler dachte und wohin ihn seine eigentümliche Logik führte.

So fragte mich Ribbentrop bereits zu der Zeit, in der wir an dem Friedensangebot arbeiteten, ob ich glaubte, daß die Engländer weiterkämpfen würden, falls die Invasion in England glücken sollte. Ribbentrop stellte dabei die Invasion als eine selbstverständliche, unschwer zu bewältigende Angelegenheit hin. Ich widersprach sehr lebhaft und erklärte ihm, daß meiner Ansicht nach die Engländer sich bis zum äußersten und bis zum letzten Mann wehren und daß wir eine „levée en masse" in England erleben würden, wie sie uns vorher noch nirgends begegnet sei. Ich wies auf die zahlreichen Berichte über den Barrikadenbau, die Verminung der Straßen und das Umstellen der Straßenschilder und andere Berichte hin, aus denen hervorging, daß die Engländer trotz des Verlustes aller schweren Waffen sich bis zum Äußersten zur Wehr setzen würden. Auch schien es mir, daß Churchill sich selbst durch eine geglückte Invasion nicht zum Nachgeben zwingen lassen würde. Aus den Berichten meiner Gewährsleute ging hervor, daß im Falle des Gelingens einer deutschen Invasion in England Churchill die Regierung nach Kanada verlegen werde, wonach der Kampf von dort aus weitergeführt werden würde. Ich erklärte ihm auch, ich sei überzeugt, daß eine Invasion in England möglicherweise ein Eingreifen der Vereinigten Staaten zur Folge haben würde, so daß also eine Invasion nur ein Pyrrhussieg sein würde und damit vielleicht den Einsatz der Opfer nicht wert sei. Ich betonte noch einmal, daß nur nach einem langjährigen Ermüdungskrieg ohne große entscheidende Schläge, bei ständiger Wiederholung der deutschen Verständigungsbereitschaft, England dazu gebracht werden könne, schließlich unsere Vorherrschaft auf dem Kontinent anzuerkennen und mit uns Frieden zu schließen.

Ribbentrop stellte mir in diesem Zusammenhang zum erstenmal die Frage, ob Churchill in England während des Krieges gestürzt werden könne. Das war die Frage, die Hitler offenbar am meisten interessierte und die er glaubte, auch von außen beeinflussen zu können. So erteilte er unter anderem erneut eine Propagandaweisung, wonach ständig darauf hinzuweisen war, daß Churchill an allem schuld sei und wonach alles Elend und alles Unglück in England ausschließlich auf die zum Kriege treibende Politik Churchills zurückgeführt werden müsse. Hitler glaubte, daß durch derartige Hinweise auf die Dauer die Stellung Churchills unterminiert werden würde. „Es kommt nur darauf an", so erklärte

mir Ribbentrop wiederholt, „den Engländern plausibel zu machen, daß Churchill derjenige ist, der die Verantwortung für alles Blut und alle Tränen, die über die Welt gekommen sind, trägt. Dann wird sich das englische Volk gewiß eines Tages von ihm trennen."

Ich hatte meine Zweifel, ob es tatsächlich möglich sein würde, eine fremde Regierung durch Propaganda zu stürzen, noch dazu im Kriege, und wies auf die technischen Schwierigkeiten für die deutsche Propaganda in diesem Zusammenhang hin. Meine Argumentation hatte aber nur den Erfolg, daß Hitler um so schärfer darauf bestand, daß diese Weisung eingehalten würde. Er glaubte bis zuletzt, daß es möglich sein würde, dem englischen Volk auf diese Weise klarzumachen, daß er ja eine Verständigung mit ihm wünsche. Es habe sich „nur" Churchills zu entledigen. Daß diese Art von Propaganda in England sehr stark gehört worden ist, dafür habe ich verschiedene Beweise gesehen. Ich glaube aber kaum, daß sie Churchill je ernstlich Schwierigkeiten bereitet hat, da diese Art von Behauptungen natürlich auch zurückschlug. Wenn man nachgewiesen hatte, daß Churchill an allem schuld war, dann war es erklärlicherweise dem englischen Volk auch nicht auszureden, daß er umgekehrt ebenso alle Erfolge für sich zu verbuchen hatte. Diese Propagandathese war also eine äußerst zweischneidige Angelegenheit. Sie hat bestimmt ihr gerütteltes Maß dazu beigetragen, um Churchill zu seiner Popularität zu verhelfen

Auf die letzte Frage Ribbentrops, ob ich es denn überhaupt für möglich hielte, England durch militärische Maßnahmen zu einem politischen Nachgeben zu zwingen, konnte ich nicht umhin, dies theoretisch zu bejahen. Ich wies auf die geplanten Luftmaßnahmen hin und die geplante U-Bootblockade, die allerdings wohl erst nach einem Jahr wirksam würde anlaufen können.

Ribbentrop erwiderte mir unwirsch, daß der Führer das alles nicht gebrauchen könne. Er wünsche zu wissen, ob man sich mit den Engländern jetzt verständigen könne. Darauf erwiderte ich ihm, dies könnte erst ersichtlich sein, sobald der Führer seine Friedensrede gehalten habe. Erst danach werde sich herausstellen, ob England bereit sei, auf solche Angebote einzugehen. Ich persönlich hielte dies nicht für sicher.

Hewel hat mir sehr viel später bestätigt, daß Ribbentrop die von mir vorgetragenen, auf dem eingegangenen Nachrichtenmaterial beruhenden Gedankengänge an Hitler weitergegeben und daß dieser die Dinge teils verärgert, teils zustimmend entgegengenommen hat. So berichtete er mir, Hitler habe sich die Ansicht zu eigen gemacht, daß er die britische Regierung nicht zwingen dürfe, England zu verlassen, weil dies auch nach seiner

Ansicht den Krieg mit Amerika und die endlose Fortsetzung des Kampfes mit dem Britischen Weltreich bedeuten würde: „Sie entwischen mir nur nach Kanada und setzen dort den Kampf bis in alle Ewigkeit fort. Und nach Kanada komme ich nie. Ich muß also sehen, daß die britische Regierung in England bleibt, und muß versuchen, sie dort auf die Knie zu zwingen. Im übrigen will ich England einen ehrenhaften Frieden gewähren. Ich will mich mit ihm verständigen, ich will es nicht besiegen. Ich will es zwingen, meine Freundschaft anzunehmen und das ganze jüdische Gesindel, das gegen mich hetzt, davonzujagen."

Auf der anderen Seite fürchtete Hitler, daß er sich zu nachgiebig und zu schwach zeigen könnte, und aus dieser zwiespältigen Haltung heraus hat er wohl auch unser berühmtes Angebot an die Engländer auf die wenigen Worte der Reichstagsrede zusammengestrichen. Diese wenigen Worte hielt er aber für so bedeutend, daß er geradezu danach fieberte, zu hören, welchen Eindruck seine Rede in England gemacht habe. Als tagelang wieder und wieder nur Absagen eintrafen, als klar wurde, daß die Churchillsche ablehnende Erwiderung tatsächlich der Stimmung des gesamten Landes entsprach, wurde er immer grimmiger und verfügte daher, daß England nicht nur durch die Invasion, sondern auch durch andere Maßnahmen, also durch den Luftkrieg und den U-Bootkrieg, auf die Knie zu zwingen sei. Da Göring in seiner üblichen prahlerischen und großmäuligen Manier diese Aufgabe für einfach erklärte, während die Kriegsmarine vor einem Versuch der Niederwerfung Englands durch einen U-Bootkrieg warnte und wahrheitsgemäß auf die Schwierigkeiten des Invasionsunternehmens hinwies, wurde Hitler offensichtlich in seiner Ansicht bestärkt, daß man das Invasionsunternehmen als sinnlos fallen lassen müsse.

Hitler führte also auch hier einen politischen Krieg und ließ sich keineswegs von rein militärischen Gesichtspunkten leiten. Er war auf diesem Gebiet ein echter Repräsentant der Tradition, die Kriege und Kriegführung stets unter politischen Aspekten gesehen wissen will. Die Anschauung, daß Hitler planlos und aus Laune die Invasion aufgegeben habe, ist also nicht richtig.

Man hat heute in weiten Kreisen die falsche Vorstellung, daß England den Luftkrieg vor der Invasion dank der Überlegenheit seiner Luftwaffe und der von der deutschen Luftwaffe gemachten Fehler gewann. Beide Anschauungen werden sich meiner Ansicht nach auf Grund des historischen Materials nicht halten lassen. Der Luftkrieg gegen England war in seiner ursprünglichen Konzeption keineswegs darauf gerichtet, durch das Massenbombardement von Städten Terror über das Land zu verbreiten und auf diese Weise

England zum Nachgeben zu zwingen. Hitler und auch der deutsche Luftwaffengeneralstab hielten von Massenbombardements und der systematischen Zerstörung der Städte nichts. Der ursprüngliche Plan sah statt dessen vor, daß die Luftwaffe eine Art Blockade durchführen sollte. Diese bestand darin, daß alle wesentlichen Verkehrseinrichtungen in England zerstört würden; da England zu 40 % seine Lebensmittel aus dem Ausland beziehen mußte, kam es darauf an, die englischen Häfen und Lebensmittellager sowie die Verkehrswege von und zu den Häfen systematisch zu zerstören. Die Häfen sollten unbenützbar gemacht, die Schiffe in ihnen zerstört und die Ausladeeinrichtungen unbrauchbar gemacht werden. Die Docks mit ihren riesigen Warenmengen sollten vernichtet werden. Ein genauer Plan wurde ausgearbeitet, der systematisch die Zerstörung dieser Objekte vorsah, während eine Bombardierung der Wohnstätten der Zivilbevölkerung nicht vorgesehen war.

Selbstverständlich waren London und Liverpool, als die beiden größten Häfen Englands, Hauptziele der geplanten Luftangriffe, aber es galt als Verschwendung und sinnlos, Bomben auf zivile Häuser zu werfen. Nur die Dockanlagen und alles, was mit der Versorgung Englands zusammenhing, galt als legitimes und sinnvolles Ziel. Es ist daher nicht wahr, wenn die englische Propaganda davon gesprochen hat, die deutsche Luftoffensive habe das Ziel gehabt, London zu vernichten. Die sehr viel spätere Äußerung Hitlers, er werde die englischen Städte ausradieren, machte er im Zorn über die sinnlose Zerstörung deutscher Städte durch englische Luftangriffe. Das „Coventrieren" von Städten, von dem Goebbels in seiner Propaganda sprach, entsprach nicht den Intentionen der Luftwaffe, sondern war lediglich eine Propagandaphrase.

Auch die Zerstörung der Londoner City ist nicht planmäßig erfolgt, sie war weder beabsichtigt noch gewollt. Ich entsinne mich noch, die ursprüngliche Meldung gesehen zu haben, in der berichtet wurde, daß es nunmehr gelungen sei, Londoner Docks zu treffen und völlig zu zerstören, was aus den berichteten Riesenbränden geschlossen wurde. Als dann die Aufklärung feststellte, daß nicht die Docks, sondern die City brannte, und als dies Hitler berichtet wurde, war dieser wütend. Er war derartig empört über die Sinnlosigkeit der Zerstörung dieses „Heiligtums der Engländer", daß er zunächst an drastische Maßnahmen zur Bestrafung der Schuldigen dachte. Später entschloß er sich jedoch auf einen Anruf von Goebbels hin, der die Nachrichten über den Brand der City über den englischen Rundfunk gehört hatte und sich begeistert darüber äußerte, die Aktion als planmäßig und gewollt in den Heeres-

bericht mit aufzunehmen, um, wie er sich Hewel gegenüber ausdrückte, auch Dr. Goebbels einmal Munition für seine Propaganda zu liefern, „nicht aber, weil wir das gewollt hätten".

Nachdem diese verhängnisvolle Linie einmal eingeschlagen war, mußte die Propaganda natürlich weiter in diese Kerbe schlagen. Von jetzt ab spielte die in Wirklichkeit nie gewollte Vernichtung Londons in der Phantasie der Nichteingeweihten eine verhängnisvolle Rolle.

Bei dieser Gelegenheit muß überhaupt betont werden, daß das Einsetzen der innerdeutschen Propaganda gegen England ein gut Teil dazu beigetragen hat, den Sinn der deutschen Luftoffensive gegen England zu verwirren. Selbstverständlich hat auch die Gegenpropaganda ihr gerütteltes Maß von Schuld an diesen Dingen, da die Engländer in der Aufputschung ihrer Zivilbevölkerung ein willkommenes Mittel der psychologischen Kriegführung sahen.

Hitler steuerte auch hier unsere Propaganda im wesentlichen selbst. Er war der Anschauung, daß man durch geschickte Radio- und Flugblattpropaganda die Moral des Gegners erschüttern könne, und ließ sich durch keinerlei Gegenargumente davon überzeugen, daß die Propaganda des Feindes nur dann defaitistisch wirksam ist, wenn die Defaite bereits da ist, nicht aber vorher. Das war aber doch eben bei den Luftangriffen nicht der Fall. So erhielten wir von Hitler Weisung über Weisung, daß die Engländer mit jedem Mittel psychologisch zu terrorisieren seien und daß ihnen die Luftangriffe immer fürchterlicher geschildert werden müßten, um sie zum Einlenken zu veranlassen, bevor das Schlimmste eingetreten wäre — ein Mittel, dem ich überaus skeptisch gegenüberstand und das ich nicht für brauchbar hielt.

Selbstverständlich habe ich das damalige Ausmaß der deutschen Luftangriffe in England im Auge und hatte keinerlei Vorstellung von den Vernichtungsbombardements, die wir später in Deutschland durch die englische und amerikanische Luftwaffe erleben sollten. Aber ich wußte eben auch, daß die strategischen Ziele der deutschen Luftbombardements ganz andere waren als die einer Terrorisierung der Bevölkerung. Es war mir aus einem Gespräch, das ich im Sonderzuge Görings mit Generaloberst Jeschonek und Oberst B. Schmidt hatte, durchaus klar, daß die Abwurfmengen an Bomben, die damals der deutschen Luftwaffe zur Verfügung standen, zu einem derartigen Terrorbombardement ja auch gar nicht ausreichten.

Trotzdem hätte der deutsche Luftkrieg gegen England zu einem Erfolg führen können, wenn nicht wiederum Hitler eingegriffen

hätte, der Sinn und Zweck der Maßnahmen der Luftwaffe mißverstand und im übrigen wohl auch in dieser Frage von der Vorstellung geleitet war, daß er die Engländer zum Nachgeben, aber nicht auf die Knie zwingen dürfe.

Die ständigen deutschen Luftangriffe auf die Häfen, Verkehrseinrichtungen und — Flugplätze (!) hatten eine zunächst als Nebenwirkung angesehene, aber von den Fachleuten richtig erkannte Folge. In diesem Kampf nutzte sich nämlich die englische Jagdabwehr in so hohem Maße ab, daß der Tag abzusehen war, an dem die Engländer keinerlei Jäger mehr besitzen würden. Aus den englischen Berichten über die „Battle of Britain" geht hervor, daß nach dem letzten der großen Luftangriffe auf England die einsatzfähigen englischen Kampfmaschinen auf ein rundes Dutzend zusammengeschmolzen waren. Es war also klar, daß noch ein oder zwei weitere große deutsche Luftangriffe genügt haben würden, um die letzte englische Jagdmaschine vom Himmel zu verjagen.[42])

Was das bedeutet hätte, kann nicht genügend unterstrichen werden: Es hätte nämlich die Folge gehabt, daß ganz England für die deutschen Luftangriffe offen dagelegen hätte. Es hätte keinerlei Verteidigung gegen irgendwelche Luftangriffe mehr gegeben. England würde in wenigen Wochen zur Kapitulation gezwungen gewesen sein! Denn die völlige Überlegenheit in der Luft über England hätte mit aller Wahrscheinlichkeit auch die Invasion gestattet und es erlaubt, die Blockade Englands zu einer hundertprozentigen zu machen. Das heißt: die Vernichtung der englischen Jagdluftwaffe wäre also mit der militärischen Niederlage gleichzusetzen gewesen.

Von der Luftwaffe wurde das voll und ganz erkannt, und ich kann mich der fieberhaften Spannung entsinnen, mit der die Fachleute das Immer-schwächer-Werden des englischen Jägerwiderstandes und das praktische Verschwinden der englischen Jagdfliegerwaffe beobachteten. Wir wußten, was das bedeutete.

Aber dieser Erfolg war auch mit ungeheuren Opfern an deutschem Material erkauft. Die gegen England eingesetzte Luftwaffe hatte sich gleichzeitig praktisch aufgerieben. Göring und der Luftwaffengeneralstab waren jedoch nicht gewillt, nachzugeben. Sie forderten daher bei Hitler die Genehmigung an, die in Polen liegenden Luftflotten nach Flandern zu verlegen, um sie dort zum letzten Kampfe gegen England einzusetzen. Der technische Befehl für die Durchführung dieser Maßnahme, die den Sieg über England bedeutet hätte, war bereits vorbereitet — als Hitler eingriff.

Hitler tobte (nach dem Bericht Hewels) „wie ein Irrer" am Telefon und verbat sich jede Einmischung in seine militärischen Dispositionen. Er brüllte Göring wie einen Schuljungen an und erklärte ihm, er verbäte es sich, daß ihm die für den Rußlandfeldzug bereitgestellten Luftstreitkräfte für ein sinnloses Unternehmen weggenommen würden. Niemand dürfe über die für diesen Zweck zur Verfügung gestellten Luftstreitkräfte verfügen als er allein. Auf die Einwände Görings, daß doch diese Maßnahme notwendig sei, um den Sieg über die Engländer zu erringen, erklärte Hitler, er wisse das besser, er verbitte sich diese Einmischung in die politischen Entscheidungen, Göring habe offenbar noch immer nicht begriffen, daß er die Engländer nur kleinhalten, aber nicht niederringen wolle. Im übrigen halte er Görings Anschauungen für eine Illusion. Der Luftkrieg gegen England habe genug gekostet, er habe es jetzt satt, dafür noch Maschinen zu opfern.

Das war das Ende des Versuchs, England aus der Luft niederzuringen, aber auch das Ende aller Invasionsvorbereitungen.*

Göring war von da ab in Ungnade, und trotz aller Bestrebungen, sich immer wieder nach vorn zu spielen, verzieh ihm Hitler in einer völligen Verkennung der Umstände den englischen Mißerfolg nicht — während die Engländer umgekehrt aufatmeten. Sie hatten einen der größten Siege ihrer Geschichte errungen, die „Battle of Britain" war gewonnen! Wenn auch nicht aus den Gründen, die sie schilderten, sondern weil ihr Gegner aus vorgefaßten Meinungen heraus handelte und auch hier vor dem letzten Schritt, ihrer Besiegung, zurückschreckte, da ihm dies nicht als das politisch erstrebenswerte Ziel erschien.

Nach dem Mißlingen des Luftbombardements auf England setzte Hitler alle Hoffnungen auf eine Niederhaltung Englands durch den U-Bootkrieg. Dieser wurde von der Marine ohne jede Einmischung von anderer Seite geführt. Admiral Raeder und Dönitz hatten alle Maßnahmen ungehindert und selbständig durchführen können. Hitler hat sich auch verhältnismäßig wenig in die gesamten mit der U-Bootkriegführung verbundenen Probleme eingemischt. Er hat sich im wesentlichen darauf beschränkt, die allgemeinen Anweisungen für die erforderlichen U-Boot-Bauten

* Am 17. September 1940 wurde auf Befehl des Führers die Operation Seelöwe auf unbestimmte Zeit vertagt, da die Luftwaffe des Gegners noch immer unbesiegt sei. Dieser Auszug aus dem Tagebuch der Kriegsmarine gibt, wie man sieht, nicht alle Gründe für Hitlers Entscheidung wieder.

und die Durchführung des U-Boot-Krieges zu geben. Im übrigen gestand er offen ein, daß er von der Seekriegführung nichts verstünde, was aber nicht hinderte, daß er bei Mißerfolgen sehr scharfe Kritik übte.

Auch über den Verlauf des U-Boot-Krieges wurde das England-Komitee laufend unterrichtet. Die Kriegsmarine stellte uns Verbindungsoffiziere, die, soweit ihnen das dienstlich möglich war, uns ein verhältnismäßig richtiges Bild von der wirklichen Lage gaben (das sich verständlicherweise von den in den Wehrmachtberichten gegebenen Tatsachen und von der Propagandalinie sehr weitgehend unterschied).

Bezeichnend für diesen Abschnitt des Krieges ist, daß Hitler auch hier stark improvisiert hat. Als der Krieg ausbrach, war er keineswegs darauf vorbereitet, einen U-Boot-Krieg gegen England zu führen. Dazu war die Zahl der vorhandenen U-Boote viel zu klein. Die Vorstellungen, die man gepflegt hatte, waren im wesentlichen romantischer Art. Man hatte an einen Kreuzerkrieg gedacht und gehofft, durch einen umfangreichen Kaperkrieg dem Feinde zu schaden. Im übrigen war die Flotte an Kampfkraft den Engländern in keiner Weise gewachsen. Großkampfschiffe gab es so gut wie überhaupt nicht, die wichtigsten von ihnen wurden erst im Krieg fertig, Kreuzer waren nur in unzureichender Anzahl vorhanden, und die Taschenpanzerkreuzer der Deutschlandklasse erwiesen sich sehr schnell als Nieten. Die tapfere Haltung der Marine und die geschickt geleitete Propaganda für die Marine täuschten allerdings das Publikum über diese Fakten hinweg. Niemand hatte den Mut, in der deutschen Öffentlichkeit wahrheitsgemäß festzustellen, daß Hitler auf einen Seekrieg mit den Engländern nicht vorbereitet war. Daß Admiral Raeder im persönlichen Gespräch mit Hitler diese Tatsache sehr nachdrücklich vorgebracht hat, war nur einem sehr kleinen Kreise bekannt, über den dieses Wissen kaum hinaus ging.

Umgekehrt scheint auch Hitler selbst ursprünglich keine klare Vorstellung davon gehabt zu haben, wie man England durch einen Seekrieg bezwingen könne. Die naive Ansicht, daß die englischen Inseln durch ein Abschneiden von allen Zufuhren, insbesondere von allen Lebensmittelzufuhren, innerhalb eines Zeitraumes von etwa eineinhalb Jahren blockademäßig zu bezwingen sein könnten, war ihm ursprünglich fremd. Später, als er forderte, man sollte die Engländer durch eine U-Boot-Blockade auf die Knie zwingen, waren die technischen Voraussetzungen hierfür nicht gegeben. Zu der Unklarheit auf diesem Gebiete trug das Material bei, das von einem der Wehrmachtstäbe, nämlich vom Amt für Wirtschaft

und Rüstung („Wirü"), ausgearbeitet und das hauptsächlich der Luftflotte zur Verfügung gestellt wurde, während die Marine ihre eigenen Beobachtungen anstellte. Da diese beiden Berechnungen nicht übereinstimmten, wurde eine dritte Instanz eingeschaltet, nämlich das Reichsernährungsministerium, das nun seinerseits auf Grund seiner statistischen Erfahrungen ein drittes Memorandum verfaßte, das die Möglichkeit einer Aushungerung Englands behandelte. In den Materialien ergaben sich so große Divergenzen, daß nach Durchsicht aller drei Berichte ohne weiteres klar war, daß offenbar mit ganz verschiedenen zahlenmäßigen Unterlagen gearbeitet wurde. Der Krieg gegen England war also auch wirtschaftsmäßig schlecht vorbereitet.

Denn alle diese Kriegspläne berücksichtigten den einen Gesichtspunkt nicht, der eigentlich selbstverständlich war: daß der Gegner nach Erkenntnis der Blockadeabsichten doch selbstverständlich alles tun würde, um die Absichten der Feindseite zu durchkreuzen. Und gerade auf diesem Gebiete hatte ja England bereits im Kriege 1914/18 Erfahrungen sammeln können, so daß es unschwer war, abzuschätzen, was die Engländer zur Abwehr der Blockade alles tun würden.

Die Engländer bemühten sich, durch eine äußerst scharfe Zensur und Absperrung ihrer Insel von der Außenwelt ein völliges Dunkel über die Zustände in England zu breiten. Das ist ihnen in der Tat meisterhaft gelungen. Zu keinem Zeitpunkt ist es der deutschen Kriegsleitung bekannt gewesen, wie die englischen Rationssätze genau aussahen und wie infolgedessen der Ernährungszustand der englischen Bevölkerung einzuschätzen war. Als es uns nach mühseligen Gefangenenbefragungen auf Grund jahrelanger Beobachtungen der englischen Presse gelungen war, einen vollständigen Rationssatz im dritten Kriegsjahr für England aufzustellen, der, wie ich später feststellen konnte, tatsächlich ungefähr richtig war, erregte der Bericht hierüber die Empörung Hitlers. Er hielt so etwas einfach nicht für möglich, hatte er doch geglaubt, die Engländer seien kurz vor dem Verhungern. Daß die von uns errechneten Rationssätze das Gegenteil bewiesen, wollte er nicht wahrhaben, und ich habe z. B. wegen eines solchen Berichtes tagelang währende Auseinandersetzungen mit Ribbentrop und Hewel gehabt.

Der gegen England begonnene Blockadekrieg war also nicht nur, was das U-Boot-Bauprogramm und den eigentlichen U-Boot-Krieg anbetraf, sondern auch in jeder anderen Hinsicht improvisiert. Er erzielte daher sehr viel weniger Wirkung, als er nach einer sorgfältigen Planung und Vorbereitung hätte haben können. Es kann heuzutage nur als erstaunlich bezeichnet werden, mit welch

geringen Mitteln die deutsche U-Boot-Flotte, die sich übrigens großartig schlug, ihre Wirkungen erzielte.

Wenn dieser Krieg gescheitert ist, so lag das allerdings nicht nur daran, daß die Engländer planmäßig, zäh, opferbereit und mit äußerster Überlegung den Plänen zur Aushungerung Englands zu begegnen wußten, sondern auch daran, daß sie es sehr gut verstanden, für die Abwehr der U-Boote neue Waffen einzusetzen. Es war das berühmte Radargerät, eine Art Kurzwellen-Echolot, das es Flugzeugen gestattete, U-Boote zu sichten, lange bevor diese selbst in der Lage waren, den feindlichen Aufklärer zu erkennen. Diese Erfindung war keineswegs neu. Auch die deutsche Luftwaffe hatte sie gehabt, aber Göring hatte in seiner üblichen überheblichen Art die Entwicklung dieses Geräts als überflüssig abgelehnt (wie ihm überhaupt ein gerütteltes Maß an Verantwortung dafür zufällt, daß technische Errungenschaften, die sich späterhin im Verlaufe des Krieges als von größter Bedeutung erwiesen, verspätet oder erst dann entwickelt wurden, wenn der Gegner schon mit solchen Geräten aufgetreten war). Heereswaffenamt und Luftwaffenamt versagten hier in gleicher Weise. Derjenige, der allein diese Dinge erkannte und der ein Verständnis für die technische Entwicklung der Kriegswaffen hatte, war Hitler selbst. Wie das sein Programm der Wunderwaffen-Entwicklung später gezeigt hat, hat er tatsächlich der Kriegführung neue Wege gewiesen und neue Waffen entwickelt, die allerdings Deutschland nicht mehr zugute kamen.

Als die ersten Berichte über die enormen U-Boot-Verluste infolge der neuen englischen Geheimwaffe eintrafen, herrschte bei allen beteiligten Stellen Konsternierung. Es dauerte Monate, bis man völle Klarheit darüber hatte, was denn die Engländer in den Stand setzte, immer mehr deutsche U-Boote auf den Meeresgrund zu schicken, so daß sie allmählich und sicher eine Überlegenheit in der U-Boot-Abwehr entwickelten.

Fachleute, die ich Gelegenheit hatte, nach dem Kriege zu sprechen, gaben mir eine Erklärung für die Tatsache, warum das Radargerät deutscherseits so spät entwickelt worden ist, die mir durchaus plausibel erscheint. Das war nämlich nichts anderes als der berühmte Befehl Hitlers, der es verbot, daß irgend jemand über sein Gebiet mehr wissen dürfte, als unbedingt notwendig sei [43]), wonach also ein Austausch von Nachrichten zwischen den verschiedenen Abteilungen der Wehrmacht, d. h. also Luftflotte, Kriegsmarine und Heer, unterbunden wurde. Dieser Befehl schuf sozusagen wasserdichte Abteilungen. Was das Heer wußte, war der

Marine unbekannt und umgekehrt. Und das gleiche galt für das Verhältnis von Luftflotte, Marine und Heer. Dieser Mangel an Zusammenarbeit und das Fehlen eines zentralen technischen Planungsstabes waren es, die im U-Boot-Krieg die verhängnisvolle Rolle spielten. Die Engländer entwickelten ihr U-Boot-Abwehrgerät bereits zu einer Zeit, in der dieses Gerät der Luftwaffe voll bekannt war, ohne daß diese es sich erlauben durfte, ihre Kenntnisse an die Marine weiterzugeben. Das war Hitlers Schuld, der in seinem maßlosen Mißtrauen seine Politik des „divide et impera" auf ein Gebiet übertrug, auf dem es nichts zu suchen hat. Die Folgen waren jedenfalls katastrophal. Hitler, der keine technische Überlegenheit des Gegners anerkannte, jagte die deutsche U-Boot-Waffe in den Tod: Er verbot es, die befohlenen Angriffe abzubrechen, und zwang die Marine, die Blockade gegen England fortzuführen, als sich alle Sachverständigen längst klar darüber geworden waren, daß jedes U-Boot, das ausfuhr, Selbstmord beging.

Zu einem sehr viel späteren Zeitpunkte und als das Wunderwaffenprogramm durchgeführt worden war, hat die deutsche Marine U-Boote geschaffen, die wochen- und monatelang unter Wasser bleiben konnten und damit für Radargeräte kaum zu entdecken waren. Aber als diese neue Waffe zur Verfügung stand, war der Krieg bereits verloren. Die letzten derartigen U-Boote fielen den Russen in die Hände, und nur wenige kamen in den Besitz der West-Alliierten. Diese konnten nicht umhin anzuerkennen, daß Hitler in diesen U-Booten eine tödliche Waffe geschaffen hatte und daß sie froh sein mußten, ihrem Einsatz in größerer Menge entgangen zu sein.

Man kann also wohl feststellen, daß Hitler den Krieg gegen die Engländer verloren hat, weil er drei entscheidende Fehler gemacht hat. Diese Fehler sind zugleich ein Beweis dafür, daß Hitler den Krieg gegen England nicht geplant hat. Der völlige Mangel an Vorbereitungen auf dem Gebiet des Luftkampfes wie insbesondere auf dem der Seekriegführung lassen sich nur damit erklären, daß Hitler den englischen Krieg weder plante noch überhaupt in Rechnung stellte. Insbesondere waren alle Maßnahmen der Kriegsmarine so sehr auf eine Defensive und so wenig auf den Ernstfall eingestellt, daß gerade diese wichtigste Waffe im Kampf gegen eine Seemacht als gänzlich unvorbereitet angesprochen werden muß.

Die von Hitler gemachten Fehler waren:

1. das Anhalten der Panzerarmee vor Dünkirchen, was das Entkommen der englischen Invasionsarmee gestattete;

2. der Abbruch des Luftkampfes gegen England in dem Augenblick, als die englische Jagdwaffe praktisch vernichtet war;

3. das Verbot der Zusammenarbeit zwischen Luftwaffe und Marine auf dem Gebiete des U-Boot-Krieges, wobei das Verbot, das ich geschildert habe, es verhindert hat, daß die Marine rechtzeitig über die Möglichkeiten der U-Boot-Abwehr mit Hilfe von Radargeräten durch die Luftwaffe unterrichtet wurde.

Nur wenigen Beteiligten war es damals klar, daß infolgedessen die Engländer bei längerer Dauer des Krieges sich erholen würden und daß sie in einer unerhörten Wucht im Nachstoß dann gegen uns ausholen würden, wenn wir am meisten geschwächt waren. Das war etwa Mitte 1942, also lange vor Stalingrad, bereits sehr deutlich zu erkennen. Aber Hitler zog aus diesen militärischen Erkenntnissen eine andere Folgerung, als sie ein normaler Mensch gezogen hätte: er verbot jeden Versuch einer politischen Fühlungnahme mit dem Feinde. „Ich verhandle nicht mit dem Feinde, solange er siegt. Erst wenn ich selbst wieder gesiegt habe, bin ich bereit, mit ihm zu sprechen", so erklärte er bereits im Sommer 1942 seinem Außenminister, der damit auch jede theoretische Möglichkeit einer politischen Betätigung nach dem Westen hin verlor.

In diesem Zusammenhang ist es aber nun sehr wichtig festzustellen, daß auch auf anderen Gebieten Hitler von einer merkwürdigen, kaum erklärlichen Abneigung erfüllt war, entscheidende Schritte gegen die Engländer zu unternehmen. Es handelt sich hierbei zum Teil um Planungen, die vom technisch-militärischen Standpunkte aus sehr heftig umstritten werden. Ich denke dabei vor allen Dingen an die Art und Weise, wie Hitler den Afrika-Feldzug, den Plan zur Eroberung Gibraltars und den Plan zur Eroberung Maltas behandelt hat.

So erscheint es mir nicht richtig, wenn heutzutage von spanischer Seite behauptet wird, daß die Weigerung Francos nach der berühmten Unterredung mit Ribbentrop und Hitler bei Hendaye die Ursache dafür gewesen sei, daß das Gibraltar-Unternehmen unterblieb. Nach den mir sowohl vom Außenminister als auch von Hewel gemachten Mitteilungen weiß ich vielmehr, daß Hitler unmittelbar nach der Unterredung mit Franco, in der dieser sich bereit erklärt hatte, die deutschen Truppen durchmarschieren zu lassen, auf die Durchführung des Gibraltar-Unternehmens verzichtete, wobei er wiederum den Gesichtspunkt in den Vordergrund schob, daß die Engländer dies sich auf keinen Fall gefallen lassen könnten. „Der Verlust von Gibraltar ist ein Schlag, den uns die Engländer nie verzeihen können", so erklärte er Hewel. Er wünsche alle Möglichkeiten zu einem Friedensschluß offenzuhalten. Es dürfe daher nichts unternommen werden, was ihren Kampfeswillen erregen oder steigern würde.

Im Falle Maltas hatte er andere Gründe. Zu dem Zeitpunkt, an dem man Malta hätte nehmen können, unterließ es Hitler, weil er die Insel für unwesentlich hielt. Als das Unternehmen endlich geplant wurde, blies er es in letzter Minute ab, weil er befürchtete, daß die Italiener ihn im Stiche lassen könnten. So unterblieb die entscheidende Sicherung des Nachschubs nach Afrika aus jenem denkwürdigen falschen Respekt vor den Engländern, der Hitler unbewußt immer wieder beeinflußte.

Am groteskesten war für unser Gefühl aber die Behandlung des Afrika-Feldzuges. Ich bin überzeugt, daß jemand, der den Willen gehabt hätte, die Engländer zu schlagen, den Afrika-Feldzug nicht verloren hätte. Für Hitler war der ganze Afrika-Feldzug aber lediglich ein Unternehmen zur moralischen Unterstützung der von ihm verachteten Italiener. Daß Goebbels die Erfolge Rommels so groß herausstellte, hat Hitler mehr als einmal als sehr ärgerlich empfunden. Jedenfalls ließ er sich aber nicht in seinen „großen Entscheidungen" von diesen Dingen beeinflussen. Der Afrika-Feldzug war ihm im Grunde genommen gleichgültig, und als er sich schließlich viel zu spät dazu entschloß, doch größere Truppenmengen nach Afrika zu werfen, war es bekanntlich zu spät. Die Katastrophe von Tunis, die Hitler verschuldete, war die Konsequenz einer fehlerhaften, um nicht zu sagen liederlichen Politik, die zu spät einsah, daß Afrika eine eminente Bedeutung für England hatte.

Berichte, welche Folgen ein deutscher Sieg in Afrika, eine Eroberung Ägyptens und des Suez-Kanals haben würden, lehnte Hitler als lächerlich ab. Auf den Bericht eines Vertrauensmannes, der darauf hinwies, daß die Einnahme des Suez-Kanals und Ägyptens unter Umständen den Sturz des Kabinetts Churchill zur Folge haben könnte, erklärte er Hewel, daß dies Phantasien seien.

Am groteskesten wurde mir dies alles bewußt, als ein Ereignis die Welt erschütterte, das ebenso überraschend wie erstaunlich und lächerlich war: der Flug Rudolf Heß' nach England! Ich selbst geriet in den (allerdings unbegründeten) Verdacht, in diese Angelegenheit verwickelt zu sein, da ich mit Albrecht Haushofer befreundet war und Heß von meiner Studienzeit her gut kannte. Ich kam daher zu der zweifelhaften Ehre einer Vernehmung über die Angelegenheit unmittelbar nachdem sie bekannt geworden war, die von niemand anderem als von Ribbentrop und — Himmler persönlich geführt wurde.

Wir befanden uns in Salzburg, bzw. Ribbentrop in Fuschl, als

diese Nachricht eintraf. Bevor sie noch bekannt geworden war und bevor ich selbst irgend etwas darüber erfahren hatte, wurde ich zu Ribbentrop bestellt. Er empfing mich im Schloß Fuschl im Salon und stellte mich bei dieser Gelegenheit Himmler vor, dem ich bis dahin noch nie in meinem Leben begegnet war. Ribbentrop hielt es für richtig, mich unvorbereitet zu vernehmen, denn er stellte mir sofort die Frage: „Was wissen Sie von der Flucht Rudolf Heß' nach England?"

Wahrheitsgemäß konnte ich auf diese merkwürdige Frage nur antworten, daß mir nichts darüber bekannt sei. Ich bäte, mir mitzuteilen, was sich abgespielt habe. Darauf schilderte Himmler in knappen Worten, daß sich Heß ein Flugzeug genommen habe und nach England geflogen sei. Er habe dem Führer einen Brief geschrieben, in dem er erklärte, er hoffe über den Herzog von Hamilton einen Frieden mit England vermitteln zu können. Die Briefe an den Herzog seien über Haushofer und Burckhardt nach England gegangen.

Ich erwiderte wahrheitsgemäß, daß ich Heß seit einem Jahr nicht mehr gesprochen und er mir bei unserer letzten Unterredung gesagt habe, Hitler werde die Engländer bis zum letzten Mann niedermachen und Frauen und Kinder über die Klinge springen lassen. Ich hätte mich gefragt, ob Heß noch bei Verstand gewesen sei, als er mir das sagte, und hätte ihn nach einer erregten Szene wieder verlassen.

Das entsprach selbstverständlich in großen Zügen auch der Wahrheit — ich verschwieg allerdings, daß Heß, nachdem ich ihm sehr heftig widersprochen hatte, sich zuletzt wieder vernünftig mit mir über eine belanglose Angelegenheit aus unserer Jugendzeit unterhalten hatte. Ribbentrop fragte mich daraufhin erstaunt, ob ich wirklich nichts wisse. Das sei doch bei meinen intimen Beziehungen ganz unmöglich. Da ergriff zu meinem Erstaunen Himmler meine Partei und verteidigte mich gegen meinen Chef. Himmler ging sogar so weit, daß er in einem sehr ruhigen, aber doch fast unfreundlich zu nennenden Tone zu Ribbentrop sagte: „Herr v. Ribbentrop, es steht außer Zweifel, daß Herr Dr. Hesse in diese Angelegenheit in keiner Weise verwickelt ist. Der Führer möchte ja durch die Vernehmung auch nur klarstellen, welche Aussichten der Friedensschritt von Heß hat."

Die absolute Verblüffung, die ich ganz zweifellos auf diese Erklärung hin zeigte, muß wohl auch Ribbentrop davon überzeugt haben, daß ich tatsächlich unbeteiligt war und die ganze Vorstellung für absurd hielt, was ihm offensichtlich sehr willkommen war. Nachdem sich das Gespräch eingangs in keineswegs

freundlich zu nennenden Formen abgespielt hatte, glich es von da ab mehr einer freundlichen Konversation als einer ausgesprochenen Vernehmung. Ich bat daher Himmler, mir noch einmal sämtliche Details zu geben, der das freundlich und gleichmäßig tat, wie dieser Mann überhaupt damals auf mich eher einen etwas subalternen und angenehmen Eindruck machte, während von seiner Härte und seiner Grausamkeit auch der schärfste Beobachter nichts hätte feststellen können. [44])

Ich wiederholte, daß der Herzog von Hamilton, den ich zufälligerweise ebenfalls in London kennengelernt hätte, eine völlig bedeutungslose Figur sei, da er politisch ohne Einfluß wäre. Sein gegenwärtiger Rang als Hauptmann der Luftwaffe zeige im übrigen, daß er auch nur ein untergeordnetes Kommando führe. Er habe meines Wissens keinerlei Beziehungen zur britischen Regierung, zum britischen Geheimdienst oder zu Churchill. Ich hielte es daher für völlig unwahrscheinlich, daß die Engländer eine derartig bedeutungslose Figur und einen derartig politisch unerfahrenen Mann dazu benutzten, einen Friedensfühler mit Deutschland in Gang zu setzen. Dazu hätten sie so viele andere Möglichkeiten, daß dies völlig ausgeschlossen wäre.

„Und", so fragte mich da Himmler, „wenn nun der Herzog von Hamilton doch in diesem Sinne an Heß geschrieben hat?"

„Dann", so erwiderte ich ihm, „sind die Briefe möglicherweise nicht vom Herzog von Hamilton, sondern Arbeiten eines Provokateurs, Arbeiten von Personen, die sich bemüht haben, aus mir allerdings unverständlichen Gründen, Heß nach England zu locken, vielleicht auch nur, um aus ihm Nachrichten über die weiteren Absichten Hitlers herauszuholen." Himmler trat daraufhin auf mich zu, blickte mich sehr ruhig an und sagte: „Was wollen Sie damit sagen? Meinen Sie, daß Heß etwas über die Absichten des Führers in bezug auf Rußland verraten könnte?" In diesem Augenblick intervenierte Ribbentrop und sagte: „Herr Dr. Hesse ist nur mein Englandreferent, er ist über die russischen Absichten nicht unterrichtet." Ich erklärte daraufhin lediglich, ich hielte es für ausgeschlossen, daß Heß Verrat begehen könne, aber ich könnte mir vorstellen, daß ein verstiegener Idealist in der Absicht, die Engländer zu gewinnen, ihnen etwas von den russischen Absichten, wenn solche bestehen sollten, erzählen könnte. Aber das sei natürlich eine Spekulation . . . .

Himmler fragte mich darauf, ob man also meine Meinung so zusammenfassen könnte: ich hielte es für aussichtslos, daß durch den Flug von Heß ein Friede mit England zustande käme. Ich sollte mir diese Frage genau überlegen; das sei das einzige,

was Hitler interessiere. Ich erwiderte: „Nein, ich halte es für ausgeschlossen!" Und war damit entlassen. Himmler und Ribbentrop fuhren darauf zu Hitler. Ribbentrop kam nach wenigen Stunden wieder; er nahm mich beiseite und, den Kopf schüttelnd, ging er einige Schritte mit mir vor dem Schloß Fuschl auf und ab: „Eine unverständliche Sache! Ich habe dem Führer berichtet, was Sie gesagt haben, und habe betont, daß ich Ihre Ansicht voll und ganz teile. Das ist ein Narrenstreich, wie wir ihn uns schlimmer nicht vorstellen können. Wenn der Führer nur nicht immer auf solche Narren hereinfallen wollte, die ihm vorgaukeln, daß es einen leichten Frieden mit den Engländern geben könnte. Stellen Sie sich vor, er hat es tatsächlich für möglich gehalten, daß Heß doch Erfolg haben könnte. Na, das ist jetzt alles anders, seien Sie froh, daß Sie mit der Angelegenheit nichts zu tun haben. Heß und sein Stab sind von jetzt an tote Leute."

Ribbentrop hat zweifellos diesen Augenblick als einen persönlichen Triumph empfunden, da er Heß und seinen Gehilfen Bormann auf das tiefste haßte. Er war sich aber doch wohl gleichzeitig bewußt, was für Gefahren darin lagen, daß Hitler so rätselhaft der Vorstellung von einer Verständigung mit England verfallen war und die Dinge immer wieder nur von diesem Gesichtspunkte aus sah.

VII. Kapitel

WIE HITLER DEN KRIEG GEGEN RUSSLAND VERLOR

Hitler verlor den Krieg gegen die Engländer, weil er den Krieg gegen Rußland begann, bevor er die Engländer besiegt hatte. Er selbst sah die Dinge jedoch anders. Er war der Auffassung, daß die Niederwerfung Rußlands der Weg dazu sein würde, die Engländer zu einer Verständigung zu zwingen. Er hatte die Vorstellung, daß nach einer Niederlage der Sowjets die Engländer von selbst „angelaufen kommen würden, um ihn um Frieden zu bitten", den er dann großmütig zu gewähren gedachte.

Der tatsächliche Verlauf des russischen Unternehmens enttäuschte jedoch diese Hoffnungen. Andererseits hinderte der russische Feldzug Hitler daran, U-Boot-Krieg und Luftkrieg gegen die Engländer in dem Ausmaß zu führen, in dem das notwendig gewesen wäre, um sie niederzuringen. Der Krieg gegen Rußland aber ging verloren, weil Hitler selbst eine Reihe von Fehlern machte, die schließlich zur Niederlage der deutschen Armeen auf allen Kriegsschauplätzen führten.

Die Nachkriegsgeschichtsschreibung ist insbesondere zum Teil in Deutschland von der Auffassung ausgegangen, daß der Krieg gegen Rußland für Hitler von vornherein verloren gewesen sei. Der weite Raum Rußlands sei unbezwingbar. Die Überlegenheit an Menschenmassen und damit an einsatzfähigen Divisionen auf russischer Seite wäre so groß und der Fanatismus der Bolschewiki so unüberwindlich, daß es aussichtslos gewesen sei, gegen diesen Koloß überhaupt anzurennen. Der Geschichtsschreiber, der sich um die Erkenntnis der Tatsachen bemüht, muß aber zu einem anderen Ergebnis kommen. Er kann sich nicht der Erkenntnis verschließen, daß Hitler auch in Rußland sehr nahe am Siege gewesen ist. Ob er gesiegt haben würde, wenn er den Feldzug weniger dilettantisch geführt hätte, ist hingegen eine andere Frage.*

* Die Vorstellung, daß Hitler aus weltanschaulichen Gründen gegen Rußland losgeschlagen hat, halte ich ebenfalls für nicht stichhaltig. Aus der Behandlung unserer Propagandavorlagen weiß ich, daß er die Kreuzzugsidee gegen Rußland, die insbesondere von der Wehrmacht-

Die Legende bemüht sich darzulegen, daß Hitler „gezwungen" gewesen sei, gegen Sowjet-Rußland loszuschlagen, um einem russischen Überfall zuvorzukommen oder um die Gefahr eines russischen Eingreifens durch ein Prävenire abzuwehren. So wird berichtet, daß Nachrichten über russische Angriffsabsichten vorgelegen und daß diese Hitler zum Losschlagen gezwungen hätten. Das ist eine Behauptung, für die ich nie einen Beweis gefunden habe. Es gibt einen anderen berühmten Bericht, der besagt, daß Stalin bei der Neujahrsfeier der Absolventen der russischen Militärakademie 1940/41 darauf hingewiesen habe, daß Deutschland der nächste Gegner sein werde. Bei seinem Trinkspruch habe er gesagt: „Die Deutschen werden alle in der Welt schlagen, aber nicht uns. Es wird Eure Aufgabe sein, Offiziere der Roten Armee, Hitlers Garden zu besiegen." Dieser Bericht ist Hitler tatsächlich vorgelegt worden, aber erst nach Beginn des Feldzuges.

Es wird auch behauptet, daß die deutsche Armee bei ihrem Vormarsch in Rußland die russische Armee bereits in Offensivstellungen vorgefunden habe oder daß die Vorbereitungen für einen Groß-Offensiv-Aufmarsch festgestellt wurden. Das alles sind Vorwände, die erst nachträglich erfunden wurden. Die Vorbereitungen für den Einmarsch in Rußland sind, wie heute aktenmäßig feststeht,* bereits sieben Monate vor dem Einmarsch befohlen worden, und zu diesem Zeitpunkt, d. h. also im November 1940, war auch noch nicht der Schatten eines Beweises dafür zu sehen, daß die Sowjets Deutschland angreifen würden. Es ist richtig, daß sich das diplomatische Verhältnis bereits damals zugespitzt hatte und daß Hitler in seinem ewigen Mißtrauen aus einer ganzen Reihe von Meldungen auf einen Wandel der russischen Haltung schließen zu können glaubte. Aber Beweise dafür, daß dies tatsächlich der Fall war, sind nicht erbracht worden.

Auch das Scheitern der letzten Besprechungen zwischen Ribbentrop und Molotow[45]) — über die im übrigen einwandfreie Berichte von beiden Seiten vorliegen — kann kaum als erheblicher Grund für die Eröffnung des Krieges angesehen werden. Die russischen Forderungen berührten Deutschlands Lebensinteressen nicht. Molotow hatte Bulgarien und die Dardanellen verlangt. Aber trotz der üblichen Hartnäckigkeit, mit der Molotow auftrat, waren weder Hitler noch Ribbentrop nach diesem Gespräch zunächst der Auffassung, daß es zum Krieg kommen werde. Weiz-

---

propaganda vertreten wurde und die Goebbels später aufnahm, eindeutig abgelehnt hat.

* Die Genehmigung Hitlers zur Operation Barbarossa (Aufmarsch gegen Rußland) wurde am 18. Dezember 1940 gegeben.

säcker allerdings war der Meinung, daß das Gespräch das Gegenteil einer Annäherung herbeigeführt habe.

Ich habe selbst Gelegenheit gehabt, Ribbentrop unmittelbar nach dieser Unterredung zu sprechen. Er meinte damals, daß die Forderungen der Sowjets auf Zubilligung eines Einmarschrechts in Bulgarien und auf eine Inbesitznahme der Dardanellen Material wäre, das man den Engländern zur Kenntnis bringen müßte, um ihnen klarzumachen, daß die Sowjets ihre Interessen bedrohten und sie daher nachgeben sollten. Er erklärte mir aber gleichzeitig dabei, daß die russischen Forderungen in weiteren Verhandlungen geklärt würden. Ja, er sagte mir sogar, man werde nicht umhin können, die Wünsche der Sowjets zu erfüllen, um sie bei der Stange zu halten, wenn die Engländer sich nicht endlich zum Nachgeben entschlössen und mit uns Frieden schließen wollten!

In der Tat ist mir aus späteren zahlreichen Gesprächen mit Hewel und anderen Persönlichkeiten des Führungsstabes sowie selbstverständlich auch mit Ribbentrop selbst klargeworden, daß Hitler der Entschluß, Krieg gegen Rußland zu führen, keineswegs leicht geworden ist.

Es besteht kein Zweifel darüber, daß die Erfahrungen des ersten Finnland-Feldzuges[46]) außerordentlich dazu beigetragen haben, den Entschluß zum Rußland-Feldzug bei Hitler zu festigen. Die Sowjet-Truppen haben sich im ersten finnischen Feldzug bekanntlich ungewöhnlich schlecht geschlagen. Führung, Mannschaften und Material, alles war minderwertig und konnte zu dem militärischen Urteil verleiten, daß die russische Armee sich nicht nur in diesem einen Fall als zweitklassig erwiesen habe, sondern daß dies als ein allgemeingültiges Urteil über die Sowjet-Armee anzusehen wäre. Die Berichte der deutschen Offiziere, die der finnischen Armee zugeteilt waren, sind in diesem Punkte eindeutig gewesen und können nicht nachträglich bestritten werden. Es ist auch kaum anzunehmen, daß die Sowjets hier ein Täuschungsmanöver vorhatten, d. h. daß sie absichtlich besonders minderwertige Truppen gegen Finnland eingesetzt haben, sondern es ist wohl so, daß sie diesen Krieg zur linken Hand geführt haben und daß daher der entstandene Eindruck ein zufälliger war. Jedenfalls war er verhängnisvoll, und in internen Besprechungen hat Hitler immer wieder Persönlichkeiten, die gegen den Rußland-Feldzug opponierten, die Tatsachen vorgehalten, wie sie ihm berichtet wurden. Trotzdem hat ihn wohl eine innere Stimme gewarnt, und es hat, wie bei allen großen Entschlüssen Hitlers, auch hier die Ungewißheit bis zur letzten Minute gegeben.

Den endgültigen Ausschlag gaben erst die Ereignisse in Jugoslawien: Die Tatsache, daß die Regierung Zwetkowitsch und der Prinzregent Paul unmittelbar nachdem sie einen Freundschaftsvertrag mit Deutschland geschlossen hatten, der Jugoslawien in die Reihe der deutschen Verbündeten stellte und den Konfliktstoff mit Italien beseitigt hatte, gestürzt wurden und daß an ihre Stelle eine deutschfeindliche Regierung trat, die sämtliche Abkommen aufkündigte, gab wohl den letzten Anstoß für Hitler, den Krieg mit Rußland tatsächlich zu beginnen.

Obwohl die offizielle deutsche Propaganda die Engländer der Machinationen beschuldigt hat, die zum Sturz der Regierung Zwetkowitsch führten, war Hitler, wie ich aus Bemerkungen Ribbentrops weiß, fest überzeugt, daß es sich hier um eine Sowjet-Machenschaft handele, um ihn zu zwingen, den Krieg gegen Rußland hinauszuschieben, ja, nach Möglichkeit diesen Krieg noch im gleichen Jahre unmöglich zu machen. Denn es ist ja wohl klar, daß infolge des zweimonatigen deutschen Feldzuges in Jugoslawien der Zeitpunkt für den Beginn des russischen Feldzuges schließlich so weit hinausgeschoben wurde, daß es von vornherein zweifelhaft war, ob Rußland in einem Sommerfeldzug besiegt werden könne. Von Juni bis zum September standen ja praktisch nur 4 Monate zur Verfügung, eine Zeitspanne, die von den militärischen Sachverständigen als unzureichend für die Niederwerfung Sowjet-Rußlands angesehen wurde. Hitler hat zweifellos geglaubt, daß dies in der Absicht der Sowjets gelegen hätte, die noch Zeit brauchten, um ihren großen Aufmarsch und ihre Rüstung zu vervollständigen. Es schien ihm daher völlig klar zu sein, daß die Russen das Ganze angelegt hatten, um eine Vertagung des Planes, im Sommer 1941 mit dem Krieg zu beginnen, zu erzwingen. Gerade daraus schloß er aber auf die Unvermeidlichkeit der Auseinandersetzung. Wenn es also zutreffen sollte, daß tatsächlich englische und nicht russische Machenschaften den Sturz der deutschfreundlichen jugoslawischen Regierung herbeigeführt haben, so hat die englische Diplomatie hier ein Plus für sich zu buchen, das nicht groß genug in Rechnung gestellt werden kann, denn es ist ganz zweifellos, daß der Zeitverlust durch den jugoslawischen Feldzug von entscheidender Bedeutung für den Verlauf des russischen Feldzuges war.

Ribbentrops Haltung in diesen Dingen ist überaus schwankend gewesen. Aus den Besprechungen mit ihm und den Bestätigungen, die ich hierfür durch Hewel erhielt, geht einwandfrei hervor, daß er der schärfste Gegner eines Feldzuges gegen die Russen war.

Am deutlichsten spricht für die These, daß Ribbentrop gegen den russischen Krieg war — wie er mir wiederholt während dieser Zeit und auch später versichert hat —, daß er den Versuch gemacht hat, Hitler den ganzen Plan auszureden. Das hat Hewel ebenfalls bezeugt. Es wird u. a. dadurch bewiesen, daß er den deutschen Botschafter in Moskau, den Grafen Werner v. d. Schulenburg, zusammen mit seinem Botschaftsrat, dem bekannten Wirtschaftssachverständigen Gustav Hilger, nach Berlin kommen ließ, um Hitler Vortrag über die militärischen, wirtschaftlichen und anderen Möglichkeiten Rußlands halten zu lassen. Dieser Vortrag Schulenburgs ist tatsächlich zustande gekommen. Er nahm — nach Ribbentrops Schilderung — einen dramatischen Verlauf. Hitler sprang im Verlauf der Unterredung auf, lief wie ein Wilder im Zimmer hin und her und ging schließlich, ohne sich zu verabschieden, nur mit einem wütenden Blick auf Ribbentrop, die Türe hinter sich zuschlagend, aus seinem Arbeitszimmer hinaus, so daß also Schulenburg und Ribbentrop verdutzt zurückblieben, ohne sich einen Vers aus der ganzen Angelegenheit machen zu können.* Später rief Hitler Ribbentrop an und erklärte ihm, er wolle von derartigen Idioten, wie seinen Botschaftern, nichts mehr wissen, da diese doch nichts verstünden. Schließlich sollte er wissen, daß er, Hitler, immer gegen alle Sachverständigen recht behalten habe.

Nach den weiteren Schilderungen, die mir Ribbentrop gegeben hat, hat Hitler ihm darauf erneut mit Entlassung gedroht, sich aber dann doch anders besonnen und von ihm verlangt, daß er sich Hitlers „besserer" Einsicht unterordne, was Ribbentrop dann schließlich auch tat.

Abgesehen von der Auseinandersetzung um das eigentliche Problem spielte aber auch das Verhalten Italiens in den Vorstadien des russischen Konflikts eine gewisse Rolle. Die Italiener waren bei Ausbruch des Krieges entgegen Hitlers Erwartungen neutral

* Nach einer Darstellung des Botschaftsrats Gustav Hilger, Schulenburgs Mitarbeiter, hat sich die Angelegenheit anders abgespielt. Nach dieser Darstellung übergab Ribbentrop in Gegenwart Schulenburgs Hitler am 28. April 1941 in Wien eine von Schulenburg und Hilger verfaßte Denkschrift, die vor einer Unterschätzung Sowjet-Rußlands warnte. In dem Gespräch zwischen Hitler, Schulenburg und Ribbentrop sei diese Frage jedoch nicht berührt worden. Hitler habe vor Verlassen des Zimmers dem Grafen v. d. Schulenburg pointiert gesagt: „Ich beabsichtige keinen Krieg gegen Rußland!" Schulenburg habe dies aber nicht geglaubt, sondern ihm, Hilger, nachher gesagt: „Der Kerl hat mich angelogen!" Beide Darstellungen können aber durchaus auf einen Nenner gebracht werden.

geblieben, eine Tatsache, die ganz zweifellos sehr wesentlich dazu beigetragen hat, daß es zu einer Ausweitung des Krieges im Westen gekommen ist. Nachdem der Frankreich-Feldzug aber so glatt und so glücklich verlaufen war, änderten die Italiener ihre Haltung und beteiligten sich in den letzten Tagen des Frankreich-Feldzuges plötzlich doch an dem Kriege gegen die Franzosen.

Dieses Eingreifen Mussolinis hat Hitlers und Ribbentrops Ärger in ganz besonderem Maße erregt. Sie waren der Auffassung, daß es sich um einen „Schurkenstreich" oder eine „ganz besonders erbärmliche Angelegenheit" handele, und Hitler gab wiederholt seiner Verachtung der Italiener im internen Kreise Ausdruck. Auch durchkreuzte natürlich der späte italienische Kriegseintritt, der weder von Hitler noch von Ribbentrop gewollt war (den vielmehr Ciano inszeniert hatte, weil er hoffte, auf diese Weise billig an der Beute beteiligt zu werden), Hitlers Absicht, die Italiener als neutrale Vermittler zur Beilegung des Konfliktes mit den Engländern einzusetzen.[47])

„Es wäre", so erklärte mir Ribbentrop, „Mussolinis große Aufgabe gewesen, als Neutraler den Krieg zwischen den Deutschen und den Engländern beizulegen und den Frieden zu vermitteln." Und Hewel bestätigte, daß dies auch die Auffassung Hitlers war.*

Hätten sich die Italiener mit dem Kriegseintritt gegen Frankreich und England begnügt, so daß allein der Krieg in Afrika zu führen gewesen wäre, so wäre dies bereits unbequem genug gewesen. Aber Ciano begnügte sich nicht damit. Er verstand es, seinen Schwiegervater Mussolini zu einem Angriff auf Albanien und Griechenland zu bewegen, der mit den kläglichsten Niederlagen der Italiener begann. Das Hineinziehen Griechenlands in den Krieg bedeutete in der Vorstellung Hitlers aber das Heraufbeschwören einer zusätzlichen großen Gefahr. Das war nämlich in seinen Augen die 2. und 3. Front, die unter allen Umständen zu vermeiden war. Hitler lebte ja durchaus in den Vorstellungen des ersten Weltkrieges und in den Erfahrungen, die man damals gesammelt hatte. Die mazedonische Front hatte seinerzeit in höchstem Maße zum Zusammenbruch der Donaumonarchie beigetragen.

Man kann also, wenn man so will, die unglückliche Politik Italiens auf dem Balkan als eine Vorbelastung des russischen Feldzuges betrachten. Jedenfalls war dies bei Hitler der Fall, den

* Aus den Akten jedoch geht hervor, daß Hitler Mussolinis Kriegseintritt überschwenglich begrüßt hat. Aber konnte Hitler sich anders äußern? Das Ganze ist ein Beispiel dafür, wie Akten „lügen" können!

alle diese Verzögerungen seines Lieblingsplanes in Erregung und in wachsenden Zorn versetzten.

Es kann nach alledem also nicht die Rede davon sein, daß es in den deutsch-russischen Beziehungen Anlässe für einen Einmarsch in Rußland gab. Die vorgefaßte politische Meinung, die für Hitler in allen seinen entscheidenden Handlungen bestimmend war, war das vielmehr auch hier. Er hatte in „Mein Kampf" die Vernichtung des Bolschewismus als wünschenswert bezeichnet, wobei er von der Anschauung ausgegangen war, daß durch eine derartige Zielsetzung gleichzeitig der deutsch-englische Gegensatz in der Welt für immer verschwinden werde. Mit dem Augenblick, in dem er glaubte, daß die entscheidende Situation für die Durchführung dieses Planes gekommen war, gab es daher auch für ihn kein Halten mehr, trotz der Widersprüche und Warnungen der Militärs, trotz der ablehnenden Haltung der entscheidenden Politiker. Nicht nur Ribbentrop, sondern auch Göring und Todt waren gegen diesen Feldzug, den Hitler begann, ohne daß Stalin hierfür einen triftigen Grund geliefert hätte.

Vor Beginn des Rußlandkrieges zeigte sich zudem, auf welch schwachen Füßen Hitlers Bündnisse standen; es erwies sich nämlich nicht mehr und nicht minder, als daß auch das Bündnis mit Japan nur ein Scheinbündnis war. Ebensowenig wie es gelungen war, eine wirkliche Übereinstimmung zwischen der italienischen und der deutschen Politik herbeizuführen — wobei ich als letzten Beweis hierfür die Tatsache des selbständigen Kriegseintritts Italiens ansehe —, genau so wenig war Hitler eine Koordinierung der deutschen und der japanischen Politik möglich gewesen.

Kurz vor Ausbruch des Rußlandkrieges besuchte der japanische Außenminister Matsuoka Berlin und entsprach damit einem seit langem von Hitler geäußerten Wunsch, sich auch persönlich mit den Leitern der japanischen Außenpolitik zu besprechen. In den Unterredungen Matsuokas mit Hitler und Ribbentrop haben beide nach den mir hierüber gemachten Mitteilungen alle Mittel der Beredsamkeit aufgewendet, um Matsuoka davon zu überzeugen, daß Japan an der Seite Deutschlands in den Krieg eintreten müßte.* Es besteht aber Zweifel darüber, ob Matsuoka von

* Paul Schmidt, a. a. O., Seite 526 ff., s. insbesondere Seite 532. Schmidt schreibt hier: „Zum zweiten Hauptthema bemerkte Hitler, es erscheine ihm äußerst wünschenswert, Amerika aus dem Krieg herauszuhalten. Eines der Mittel, die sich zu diesem Zwecke besonders eignen würden, sei ein resoluter Angriff auf England, d. h. die überraschende Wegnahme von Singapore durch Japan. Eine solche Gelegenheit würde sich so bald nicht wieder bieten."

Hitler und Ribbentrop über den geplanten Angriff gegen Sowjet-Rußland ins Bild gesetzt worden ist. Man wollte offenbar Matsuoka nicht informieren, weil man Indiskretionen befürchtete, und erging sich deshalb in Andeutungen eines möglichen Konflikts. Ich lasse es dabei dahingestellt, wie deutlich Hitler und Ribbentrop geworden sind.

Da der japanische Nachrichtendienst im übrigen, wie wir aus den Abhörberichten wußten, glänzend funktionierte, habe ich gar keine Zweifel darüber, daß Matsuoka über die kommenden Absichten Hitlers sehr gut im Bilde war, als er Berlin verließ. Ribbentrop hat, wie ich weiß, auf spätere Vorwürfe Hitlers sich damit verteidigt, er habe Matsuoka ausdrücklich zu verstehen gegeben, daß er im Falle eines Konfliktes mit Sowjet-Rußland auf japanische Waffenhilfe rechne. Die Japaner sind jedoch einer klaren Beantwortung der Frage, warum sie auf dieses Ersuchen nicht reagiert haben, bis zum Kriegsende ausgewichen. Matsuoka nahm jedenfalls die deutschen Mitteilungen entgegen und ließ sich überall feiern, machte dann noch einen kurzen Besuch in Italien, wo er sich sehr eingehend mit Ciano besprach, und kehrte, offensichtlich mit italienischen Ratschlägen versehen, über Moskau nach Japan wieder zurück.

In Moskau schloß Matsuoka jedoch mit den Russen einen Nichtangriffspakt ab, tat also genau das Gegenteil von dem, was man ihm deutscherseits so deutlich wie möglich nahegelegt hatte. Dieser Nichtangriffspakt, der offenbar auch militärische Klauseln und Zusicherungen enthalten hat, die sehr weitreichender Natur waren, hat später im Verlauf des russischen Feldzuges eine wichtige Rolle gespielt, die ich noch schildern werde.

Ich habe später aus zuverlässiger japanischer Quelle gehört, daß Matsuoka keineswegs mit der Absicht nach Moskau gegangen sei, den Vertrag mit den Russen abzuschließen. Der Vertrag habe sich vielmehr auf eine Unterredung zwischen Stalin und Matsuoka hin zufällig ergeben. Es wäre dies ein Beweis dafür, mit welch klarer Voraussicht Stalin in den Krieg eingetreten ist, während es umgekehrt ein deutliches Licht auf die Motive der Japaner wirft. Vom japanischen Standpunkte aus war Matsuokas Handeln selbstverständlich richtig. Wenn Ribbentrop ihm gegenüber von einem möglichen Konflikt mit Sowjet-Rußland gesprochen hat, so halte ich dies für eine durchaus plausible Erklärung dafür, warum Matsuoka auf die russische Anregung eingegangen ist, den Vertrag zu schließen. Da die Japaner gegen einen Angriff auf Sowjet-Rußland waren, war ihr Vertrag ein deutlicher Wink an die deutsche Adresse, den geplanten Feldzug

bleiben zu lassen. Wenn andererseits Japan, wie es sehr wahrscheinlich ist, bereits damals die Absicht hatte, einen Krieg gegen die Angelsachsen zu führen, dann mußte es sich den Rücken sichern. Daß Matsuoka, der hierzu alle Vollmachten von seinem Kabinett hatte, die Gelegenheit zur Neutralisierung der Russen in Moskau sofort benutzt hat, war also nur verständlich. Nur war dies erklärlicherweise auch ein Beweis dafür, daß es eben mit dem japanisch-deutschen Militärbündnis nicht weit her war. Schließlich bestehen Militärbündnisse ja wohl nicht zu dem Zweck, daß der eine gegen einen Feind Krieg führt, während der andere mit ihm eine Art Rückversicherungsvertrag schließt.

Ich erlebte selbst die Reaktion Ribbentrops, als er die Nachricht über den Abschluß des Nichtangriffspaktes zwischen Japan und Sowjet-Rußland hörte. Ribbentrop sprang auf und war einfach empört. Er bezeichnete den Abschluß des Paktes als einen niederträchtigen Streich und als einen Beweis dafür, daß man den Japanern nicht trauen könne. Insbesondere erging er sich in Beschimpfungen Matsuokas. „Dieses gemeine, von den Engländern gekaufte Subjekt", rief er wiederholt aus und verdächtigte alle möglichen Personen, daß sie an diesem Streiche der japanischen Politik schuld seien. Insbesondere hatte er seinen „treuen Freund Ciano" wieder in Verdacht, der diese Geschichte offenbar mit den Japanern ausgeknobelt hatte, um ihm persönlich eins auszuwischen.

Hitlers Reaktion auf den japanischen Verrat war der Ribbentrops durchaus ähnlich, nur sah er die Dinge sachlicher und weniger vom persönlichen Standpunkt aus. Er hatte sofort den Verdacht, daß die Japaner seine Angriffsabsichten gegen Sowjet-Rußland in Moskau verraten und sich aus irgendwelchen dunklen Gründen an die Russen verkauft hätten. Er befürchtete also, daß durch einen Verrat seiner Absichten die militärischen Pläne gegen Sowjet-Rußland durchkreuzt worden seien. Ja, er verdächtigte vorübergehend seinen Außenminister, daß er in seinen Mitteilungen Matsuoka gegenüber nicht vorsichtig genug gewesen sei, nachdem er vorher ihm das Gegenteil vorgehalten hatte. Militärisch zog er aber hieraus den verständlichen Schluß, daß er nunmehr keine Zeit zu verlieren habe und daß er, nachdem alle seine Pläne den Sowjets durch diese ungetreuen Alliierten verraten worden seien, erst recht zum baldigen Schlagen gezwungen sein würde. Der Abschluß des russisch-japanischen Neutralitätsvertrags bestärkte Hitler also in seinem Entschluß, den Feldzug gegen Rußland so bald als möglich zu beginnen.

Daß trotz dieses unerwarteten Ereignisses die Beziehungen zu

Japan bestehen blieben, war ein Wunder. Hitler und Ribbentrop überredeten sich gegenseitig, daß man gute Miene zum bösen Spiel machen müsse, weil man andernfalls das Spiel den Engländern allzu leicht machen würde. Im übrigen gab Hitler sich nicht geschlagen. Er bestand darauf, daß Ribbentrop den Versuch machen müsse, die Japaner doch noch zum Losschlagen gegen Rußland zu bewegen, und es ist mir bekannt, daß ein großer Teil der Bemühungen Ribbentrops während des Krieges hierauf gerichtet war, wenn auch, wie die Geschichte zeigt, völlig ergebnislos.

Mir erschien damals dieses Ereignis jedenfalls wie ein warnender Paukenschlag des Schicksals. Alle Mächte schienen sich gegen Hitlers Rußlandplan verschworen zu haben, da ja die aufeinanderfolgenden unglücklichen Ereignisse, der überflüssige italienische Einfall in Albanien und Griechenland, der Sturz der deutschfreundlichen Regierung in Jugoslawien und der Streich Matsuokas in Moskau so deutliche diplomatische Fehlschläge in der Vorbereitung des Rußland-Feldzuges waren, daß schon ein ungewöhnliches Maß an Eigensinn dazu gehörte, um trotz aller dieser Fehlschläge den Waffengang im Osten zu beginnen.

Der deutsche Angriff in Rußland hätte also den Sowjets nicht überraschend kommen dürfen. Ob sie geglaubt hatten, daß alle diese diplomatischen Fehlschläge und die Verzögerung durch den Balkanfeldzug Hitler vom Schlagen abhalten würden? Es scheint, als ob dies der Fall war, denn sonst ist kaum zu erklären, warum sie, als die deutschen Truppen tatsächlich zum Angriff antraten, sich als so unvorbereitet erwiesen. Die ersten russischen militärischen Einheiten, auf welche die deutsche Armee traf, wurden völlig überrascht.

Auch in diesem Falle waren die politischen Erwartungen, die Hitler bezüglich der Rückwirkung auf England gehegt hatte, falsch. Nach den Mitteilungen Ribbentrops hierüber hat Hitler gehofft, daß sein Einmarsch in Rußland den Sturz des Kabinetts Churchill zur Folge haben werde. Churchills berühmte Rede, in der er darauf hinwies, daß der Gefreite Hitler mit dem Rußland-Einfall den entscheidenden Fehler gemacht habe, der zu seinem Sturz führen werde, verwundete ihn um so tiefer. Daß das englische Parlament Churchills überaus geschickter Rede auch noch zujubelte, versetzte ihn in heftigen Zorn, und er hat diesen Gefühlen in einer sehr lebhaften Unterredung mit Ribbentrop starken Ausdruck gegeben. Ich selbst bekam die Nachwirkungen dieser Auseinandersetzung zu spüren, da Ribbentrop auf den naiven Einfall gekommen war, zu glauben, unsere Propaganda

gegen England sei daran schuld, daß Churchill auf den Rußland-Einmarsch hin nicht gestürzt worden wäre. Er hat mir in einer längeren Unterredung vorgehalten, daß wir hier kläglich versagt hätten, und darum seien auch die von Hitler gewünschten Ergebnisse nicht eingetreten. Meine sehr energischen Entgegnungen, in denen ich ihm klarzumachen versuchte, wie wenig unsere Propaganda auszurichten vermöchte, wollte er nicht gelten lassen.

Der Rußland-Feldzug bedeutete auch eine einschneidende Änderung für die gesamte diplomatische Lage, in der sich das Deutsche Reich befand. Hitler war damals auf dem Höhepunkt seiner Macht. Europa lag ihm praktisch zu Füßen, England war ausgeschaltet, und alle Völker fürchteten, daß der nächste Schlag des Kriegsgewitters sie treffen würde. Hitler hatte tatsächlich das weitere Schicksal der Welt in seiner Hand. Im Freundeskreise rühmte er sich dessen ganz offen und enthüllte dabei seine Absichten mit der Naivität, die nur der Siegestrunkene kennt. „Jetzt werde ich", so erklärte er, „Europas Geschichte ein neues Gesicht geben. Ich werde die Gefahr des Bolschewismus ein für allemal beseitigen und Deutschland in Polen und der Ukraine das große Kolonialland geben, das die Deutschen dann in den nächsten 1000 Jahren besiedeln und germanisieren können. Damit werde ich dem deutschen Volke endgültig eine Aufgabe geben, die seiner würdig ist. Zugleich werde ich Europa einen 1000jährigen Frieden bescheren, denn wenn alle deutschen Energien auf die Erschließung dieser Gebiete gerichtet sind, dann wird es weder deutsch-französische noch deutsch-englische Konflikte mehr geben. Ich brauche dann die Kolonien nicht mehr, die mir die Engländer immer wieder auf dem Servierbrett angeboten haben, ja, ich kann es mir dann leisten, das englische Weltreich wirklich zu garantieren. Aber ich verstehe, daß das ein so revolutionärer Gedankengang ist, daß er nur mit Gewalt durchgesetzt werden kann. Aber wenn ich ihn einmal verwirklicht habe, dann werden die Engländer, Amerikaner und Franzosen mit mir Frieden schließen, denn sie werden dann sehen, daß ich von ihnen ja gar nichts will."

Wie man sieht, sind diese Vorstellungen durchaus den in „Mein Kampf" geäußerten Ansichten gleichzusetzen; sie waren also zwanzig Jahre hindurch bei Hitler lebendig geblieben und bilden das A und O zum Verständnis seiner Außenpolitik. Alles, was er getan hatte, war nurmehr für dieses eine Ziel geschehen, für den Großkampf im Osten, den er nun bewußt herbeizuführen gewillt war. Es ist daher verständlich, daß Hitler keiner weiteren Begründung für seinen Krieg gegen die Russen bedurfte. Er wußte, warum er diesen Krieg entfesselte.

Nur erregte es immer mehr seinen Zorn, daß das Schicksal ihm offensichtlich immer wieder in den Arm gefallen war, und so war er ungewöhnlich gereizt und nervös, als der Krieg schließlich begonnen war. Der Mangel an Nachrichten über die russischen Aufmarschpläne, die Ungewißheit des großen Abenteuers, düstere Ahnungen, das alles verbitterte ihn so sehr, daß er die Dinge mehr und mehr von einem verkrampften ideologischen Gesichtspunkte aus sah. Und so kam er auf eine Vorstellung, die noch merkwürdiger war als alles, was ihn bis dahin bewegt hatte. Der Krieg gegen Sowjet-Rußland war für ihn nämlich ein Kreuzzug zur Vernichtung des Bolschewismus, ein Kreuzzug zur Vernichtung des Bösen in der Welt. Deshalb glaubte er auch von allen Rücksichten in der Kriegführung absehen zu können. Insbesondere lehnte er von nun an jede Ritterlichkeit ab, die er bis dahin im Kriege gegen den Westen als einen der Grundsätze seiner Kriegführung proklamiert hatte.

Das wurde mir klar, als ich im letzten Augenblick vor der Abreise Hitlers und Ribbentrops in das ostpreußische Hauptquartier, die nachmals so berühmte Wolfsschanze, zur Mitreise befohlen wurde. Nachdem einige Tage vergangen waren, befahl Ribbentrop Abetz und mich zu einem Privatgespräch, um das Thema der anti-englischen Propaganda zu behandeln. Er hatte bereits eine lebhafte Auseinandersetzung mit Abetz gehabt; allerdings ist mir nicht mehr in Erinnerung geblieben, worum es sich dabei gehandelt hat. Ich weiß nur noch, daß sowohl Abetz wie Ribbentrop in äußerst gereizter Stimmung waren, als das Gespräch abseits vom Zuge mitten in einem ostpreußischen Getreidefeld in der Nähe von Angerburg begann.

Auch diese Szene war, wie so viele andere, zunächst von einer unfreiwilligen Komik. Um völlig unbeobachtet zu sein und um es einem Unbefugten unmöglich zu machen, daß wir abgehört wurden, hatte Ribbentrop nämlich befohlen, daß ein Platz mitten in einem riesigen Getreidefeld freigemacht wurde, und hatte ringsherum in einem Abstand von einigen hundert Metern, also außer Hörweite, Polizeiwachen aufgestellt, die verhindern sollten, daß sich irgend jemand uns unbefugt näherte. Der Platz, der frei gemacht worden war, war nur viel zu klein, so daß man sich kaum bewegen konnte. Außerdem waren nur zwei Feldstühle mitgebracht worden, so daß abwechselnd immer einer von uns im Getreide stehen mußte. Kollegen, die uns aus der Entfernung beobachteten, erzählten mir später, daß es einen unglaublich komischen Eindruck gemacht habe, zu sehen, wie da drei Per-

sonen im Halbdunkel, bis zur Brust im Getreide verborgen, wie wild miteinander gestikuliert hätten.

Das Gespräch begann bereits mit einer außerordentlich heftigen Auseinandersetzung zwischen Ribbentrop und Abetz über die Frage der Behandlung der französischen Zivilbevölkerung. Abetz wandte sich mit äußerster Schärfe gegen gewisse geplante polizeiliche Maßnahmen, insbesondere gegen die Erteilung größerer Polizeibefugnisse an den SD und damit an die Dienststellen Himmlers. Er betonte, daß die Ruhe in Frankreich im wesentlichen durch seine auf Verständigung ausgerichtete Politik gewährleistet werde, während der SD und die von ihm vorgeschlagenen Sicherheitsmaßnahmen mit Bestimmtheit eine Irritierung und wahrscheinlich sehr bald den Haß der französischen Bevölkerung hervorrufen würden. Da aber Hitler selbst die neuen Sicherheitsmaßnahmen verfügt hatte, war Ribbentrop unnachgiebig. Er hatte darüber hinaus wohl nicht die Absicht, sich mit Himmler anzulegen, und verlangte von Abetz daher kategorisch, daß er den Weisungen gehorsam folge. Abetz weigerte sich jedoch und erklärte schließlich brüsk, daß die Methoden, die hier verfolgt würden, östlich seien und mit westlicher Kultur und Zivilisation nichts mehr zu tun hätten. Die Methoden seien Deutschlands unwürdig.

Da aber brauste Ribbentrop auf. Und nun machte er uns Enthüllungen, die zeigten, daß ein völlig neuer Wind zu wehen begann. „Unwürdig", schrie er, „nichts, was der Führer tut, ist unwürdig. Das alberne Mitgefühl mit dem Feinde muß einmal aufhören! Wissen Sie denn nicht, was der Führer für Maßnahmen hier im Osten befohlen hat? Mit Humanitätsduselei kommen wir nicht weiter, sondern nur, wenn wir mit jedem Mittel brutal durchgreifen. Wir kämpfen ja schließlich gegen die Bolschewiken, den Abschaum des übelsten Verbrechergesindels in der Welt, die mit jedem Mittel gegen uns arbeiten. Glauben Sie, daß dieses Mörder- und Diebesgesindel uns oder unsere Soldaten schonen wird? Und da wagen Sie es, Vorsichtsmaßnahmen, die gegen Frankreich geplant sind, als unwürdig zu bezeichnen? Sie haben offenbar Ihren Verstand verloren, Herr Abetz!"

Abetz setzte zu einer Entgegnung an, hielt es wohl aber doch für klüger, zu schweigen. Und so starrten sich Ribbentrop und Abetz einige Minuten voller Wut gegenseitig ins Gesicht, bis Abetz schließlich die Hacken zusammenschlug, sich verbeugte und zu Ribbentrop sagte: „Dann bitte ich um Enthebung von meinem Posten." Als dieser nicht sofort antwortete, schlug er abermals die Hacken zusammen und verließ den Kampfplatz, so daß ich und Ribbentrop allein zurückblieben.

Ich habe mich nach dieser Szene sehr unbehaglich gefühlt. Von dem Streitobjekt hatte ich bisher noch nichts gehört. Daher fühlte ich mich auch sachlich nicht in der Lage, irgendeine Bemerkung zu machen, und glaubte, daß Ribbentrop nun seine Wut an mir auslassen würde. Nachdem er minutenlang Abetz nachgestarrt hatte, drehte er sich jedoch um, setzte sich wieder wie ein müder und geschlagener Mann hin, forderte mich auf, mich ebenfalls zu setzen, und begann nach längerer Zeit weiteren Schweigens ein Gespräch über ein anderes Thema mit mir, nämlich über das Thema der Auslandspropaganda.

Und dann begann er plötzlich von seinen Sorgen zu sprechen, die er habe. Er wiederholte mir gegenüber, daß er gegen den Krieg mit Rußland gewesen sei, erzählte mir, was er alles an Denkschriften, Maßnahmen usw. hiergegen unternommen hatte, und fuhr dann fort: „Leider hat Hitler mich nicht gehört. Es gibt natürlich Leute, die glauben, daß, weil ich technisch die Weisungen des Führers zu vollziehen habe, ich für diese Dinge verantwortlich bin. Ich fürchte, der Führer täuscht sich. Ich möchte nur wissen, welcher Idiot ihm eingeredet hat, daß der Rußland-Feldzug in 7 bis 10 Wochen zu Ende sein wird. Ich halte das für völlig ausgeschlossen. Noch schlimmer ist es, daß er mir verboten hat, irgendwelche diplomatischen Aktionen zu unternehmen. Hitler hat mir gestern erklärt: ‚Herr von Ribbentrop, ich wünsche nicht, daß wir vor dem Siege über die Russen irgendwelche Gespräche mit den Engländern oder anderen Westmächten führen. Erst nach dem Siege über Rußland lasse ich wieder mit mir reden. Wenn es jemand wagt, vorher mit den Engländern zu sprechen, so lasse ich den Burschen erschießen. Sie stehen mir gerade dafür, daß jeder Fühler nach der englischen Seite unterbleibt. Die Engländer bilden sich ein, ich hätte einen Fehler gemacht. Nun gut, ich werde ihnen das Gegenteil beweisen, und dann werde ich schon dafür sorgen, daß sie auf allen vieren angekrochen kommen.‘

Wir müssen also“, fuhr Ribbentrop fort, „unsere Bemühungen, mit den Engländern in Kontakt zu kommen, einstellen. Sie können draußen weiter Agenten unterhalten, aber diese müssen sich strengstens darauf beschränken, zu hören und entgegenzunehmen. Daß irgend jemand zu erkennen gibt, wir seien zu irgendwelchen Gesprächen bereit, das kommt überhaupt nicht mehr in Frage.“ Auf meinen Einwand, daß dies doch das Ende jeder Diplomatie bedeute und daß mit der Weisung, wonach jede Fühlungnahme zu unterbleiben habe, die Betätigung des gesamten Apparates des Auswärtigen Amtes auf ein Mindestmaß redu-

ziert werde, gab er dies unumwunden zu. Aber er sagte: „Gott sei Dank ist uns ja immerhin noch eins geblieben: Wir können Propaganda treiben, Propaganda, die so gefaßt sein muß, daß der Gegner daraus erkennen soll, wie siegessicher wir sind, und die andererseits doch zu erkennen gibt, daß wir uns mit ihm jederzeit verständigen wollen. Halten Sie es für möglich, daß man so etwas machen kann?"

Diese Frage, die mich in starken Zweifel versetzte, beantwortete ich damit, daß ich sagte: „Ja, für möglich halte ich es wohl, aber für sehr, sehr schwierig." Ribbentrop stimmte mir daraufhin zu. „Deswegen wünsche ich auch, daß in Zukunft alle wichtigen Weisungen für die Auslandspropaganda, insbesondere für die Propaganda nach England, mir selbst vorgelegt werden. Ich werde dann die Genehmigung des Führers für die Weisungen im einzelnen einholen, denn Sie wissen ja, wie empfindlich er in diesem Punkt ist."

Als wir in der Dunkelheit dann wieder zum Zuge zurückgingen, wobei Ribbentrop mich mit seinen Jagdabenteuern unterhielt — er war ja ein leidenschaftlicher Jäger und ein erstklassiger Schütze mit einem phänomenal sicheren Auge —, habe ich kaum zugehört. Ich bemühte mich lediglich, bei passender Gelegenheit ein gutes Wort für Abetz einzulegen, was Ribbentrop sehr „gnädig" aufnahm, er meinte: „Der Dickkopf wird schon klein beigeben."

Aber meine Bedenken waren keineswegs zerstreut, als wir schließlich den Zug wieder erreichten. Als ich einen meiner Freunde wiedertraf, der mich fragte, was denn die Unterredung für einen Sinn gehabt habe, erinnere ich mich, ihm geantwortet zu haben: „Von jetzt ab gibt es keine Außenpolitik mehr, sondern nur noch eine Außenpropaganda. Ob man damit das Spiel gewinnen kann, scheint mir allerdings zweifelhaft!"

Damals, als ich diese Ansicht äußerte, ahnte ich nicht, wie richtig ich die Lage beurteilt hatte. Ich glaubte, es handele sich um eine vorübergehende Laune Hitlers, um eine seiner vielen Anwandlungen, die darauf hinausliefen, seine Allgewalt sich auf allen Gebieten immer wieder bestätigen zu lassen und die Zügel allseits an sich zu reißen. Ich irrte mich hierin. Es hat tatsächlich von Beginn des Rußland-Feldzuges an keinerlei Außenpolitik mehr gegeben, da Hitler von da ab eine politische Betätigung des Außenministers nur noch so weit zuließ, als diese dazu diente, bestimmte militärische Handlungen diplomatisch zu unterstützen. Jede Betätigung auf dem Hauptaufgabengebiet jedes Außenministers im Kriege, nämlich der Überprüfung der Möglichkeiten

für die Wiederherstellung des Friedens, verbot er ihm jedoch. Alle weiteren Befehle, die Hitler erlassen hat, bedeuteten nur eine immer größere Einschränkung der Betätigungsmöglichkeiten für Ribbentrop und für das Auswärtige Amt. Hitler stand von nun ab auf dem Standpunkte, daß Diplomatie nur möglich sei, nachdem der Sieg errungen sein werde.

Ich habe in diesen Weisungen eine überaus bedenkliche Entwicklung gesehen. Es schien mir klar zu sein, daß Hitler mit diesen Weisungen dem Feinde die Welt überließ. Von jetzt ab regierte also Mars ausschließlich unsere Stunden. Wir wurden abhängig von jedem noch so lächerlichen und unbedeutenden militärischen Ereignis und wurden darauf beschränkt, hierzu die nicht immer wohltönende Propaganda-Begleitmusik zu liefern. Jedenfalls eine sehr merkwürdige Art der „totalen" Kriegführung.

Man wird verstehen, daß ich mich unter diesen Umständen um so mehr für die eigentlichen militärischen Ereignisse interessierte, da mir nunmehr klar war, daß tatsächlich alles vom Glück der Waffen abhängen würde . . .

Diese militärischen Ereignisse in Rußland begannen zunächst überaus erfolgversprechend. Dank der Überraschung und dank der Tatsache, daß die russische Mobilmachung noch so weit zurück war, gelang der Plan, die an den deutschen Grenzen stehenden Armeen einzukesseln, gefangenzunehmen und zu vernichten, in einem nicht vorauszusehenden Maße. Zwar zeigte es sich sofort, daß bestimmte Berichte über die russische Bewaffnung und das Verhalten der russischen Armee, die Hitler immer abgelehnt hatte, richtig waren: es stellte sich nämlich heraus, daß die Russen einen vorzüglichen Panzer hatten, der allen unseren Panzern überlegen war, daß sie eine vorzügliche und zahlreiche Artillerie besaßen und daß sich die russische Infanterie hervorragend schlug. Trotzdem aber konnten die deutschen Armeen dank ihrer überlegenen Führung, der größeren Beweglichkeit der deutschen Panzer und dem Elan, mit dem sie antraten, die gewünschten großen Anfangserfolge erzielen. Nach wenigen Wochen war der Weg nach Leningrad und nach Moskau tatsächlich frei. Die russischen Armeen, welche diese Industriezentren des Landes hätten decken sollen, waren im wesentlichen vernichtet, so daß es also möglich gewesen wäre, in direktem Stoß Leningrad und Moskau zu nehmen. Trotz des Verschleißes an Panzern und Automobilen, trotz der ungeheuerlichen Zumutungen an die Truppe, die sozusagen nur noch auf ihren Strümpfen marschierte, funktionierte der Vormarsch wie am Schnürchen. Die überlegene Schulung des deut-

schen Soldaten sowie die glänzende Führung der Einzelaktionen durch die Generalstabsoffiziere brachten den gewünschten Sieg.

Damit war die entscheidende Stunde des Krieges sehr bald gekommen. Wir wußten es damals nur nicht. Denn nun stand Hitler vor der Wahl, ob er Leningrad und Moskau nehmen oder ob er sich nach Süden wenden, die bei Kiew verbliebenen russischen Armeen schlagen und die Ukraine erobern sollte . . .

Was für eine Bedeutung eine Einnahme Moskaus und Leningrads gehabt hätte, kann nicht genug unterstrichen werden. Abgesehen davon, daß mit der Inbesitznahme Leningrads und Moskaus 60 Prozent der gesamten russischen Kriegsindustrie und fast 50 Prozent der gesamten russischen Bevölkerung in deutsche Hände gefallen wären — die Einnahme dieser beiden großen Zentralen hätte den Russen alle weiteren strategischen Operationen auf das äußerste erschwert. Man muß sich nur klarmachen, daß Moskau wie der Kopf eines Spinnennetzes alle russischen Eisenbahnen auf sich zulaufen läßt. Alle Bahnen gehen von Moskau aus oder enden dort, während sogenannte Transversalbahnen, d. h. Bahnen, die von Norden nach Süden parallel zu den Grenzen durch Rußland hindurchführen, so gut wie nicht existieren. Die Inbesitznahme Moskaus hätte daher das gesamte russische Eisenbahnwesen gelähmt. Auch heute noch sind aber alle Armeen auf die Benutzung der Eisenbahnen für den Nachschub angewiesen; erst recht galt das damals, als Sowjet-Rußland noch nicht genügend amerikanische Lastkraftwagen besaß, sondern im wesentlichen auf Pferdefuhrwerke angewiesen war. Die Inbesitznahme Moskaus und Leningrads hätte also weitere russische Operationen großen Stils unmöglich gemacht, und selbst bei dem später eintretenden harten Winter wäre dieser Vorteil wohl für die deutschen Armeen gewahrt gewesen. Zwar hatten die Russen auch damals schon fast ihre gesamten Rekruten hinter die Wolga zurückgebracht und hinter der Wolga und am Ural mit der Errichtung unterirdischer Fabriken begonnen, in denen die Panzer- und Artillerie-Produktion neu aufgenommen wurde, aber das alles wäre ohne die Industriezentren Moskau und Leningrad nicht von ausschlaggebender Bedeutung gewesen. Jedenfalls wäre für Hitler eine Chance gegeben gewesen, Rußland niederzuringen. Es hätte vielleicht noch eines zweiten Sommerfeldzuges bedurft, aber das Ergebnis dieses Sommerfeldzuges wäre dann doch wohl vorauszusehen gewesen.

Aber Hitler sah das alles nicht. Er war von einer abergläubischen Furcht besessen, daß die großen Städte, insbesondere Moskau, eine Falle seien, und sah ein anderes, lockendes Ziel vor

sich: die Ukraine, von der er glaubte, daß sie ungeheure Reichtümer berge und unentbehrlich für die Fortführung des Krieges sein werde. „Ich werde nicht den gleichen Fehler wie Napoleon begehen und nach Moskau hineingehen, bevor die russischen Armeen vernichtet sind", erklärte er Ribbentrop. „Ich werde unter allen Umständen erst die russische Feldarmee vernichten und kann dann Moskau immer noch nehmen. Außerdem muß ich mir unser Kriegsziel, die Ukraine, unter allen Umständen erst einmal sichern. Das Maul kann einem wässern, wenn man daran denkt, was dort alles zu haben ist."[48])

Ribbentrop, der sich von seinen Sachverständigen genaue Zahlen über die zu erwartende wirtschaftliche Beute in der Ukraine hatte geben lassen, hat versucht, ihm zu widersprechen. Er wies insbesondere darauf hin, daß ja eines fehle: die Eisenbahn zum Abtransport der in der Ukraine vorhandenen Güter, vor allem der Getreidemengen, da ja erklärlicherweise alle Eisenbahnen aus der Ukraine entweder nach Moskau oder an das Schwarze Meer führten, während nur ein einziger kläglicher Eisenbahnstrang nach Polen und nach Deutschland, und das über Hunderte von Kilometern, führte. Aber Hitler verbat sich derartige Bemerkungen. „Ihre Sachverständigen", so erklärte er ihm, „sind Idioten", so daß Ribbentrop, als er zurückkam, seinen Sachverständigen und auch anderen Anwesenden gleichzeitig eine furchtbare Szene wegen der angeblich falschen Informationen, die sie ihm über die Ukraine gegeben hätten, machte. Wir verstanden damals gar nicht, was das Ganze heißen sollte. Die Ukraine war ja noch nicht erobert. Was sollte also ein Streit um die Frage, welche Beute in der Ukraine vorhanden war und wie sie abtransportiert werden könnte? Erst später wurde uns klar, welch verhängnisvolle Rolle diese Zwangsvorstellung Hitlers auf seine militärischen Entschlüsse hatte.

Hitler befahl daher, daß der Angriff auf Leningrad, obwohl sich die ersten deutschen Truppen bereits in der Stadt befanden, abzubrechen sei, und ordnete an, daß sämtliche Panzertruppen nach Süden befohlen wurden, um „die große Entscheidungsschlacht um Kiew" zu schlagen, bei der er endlich die riesigen Gefangenenmengen zu machen hoffte, von denen er träumte.

Eine interne Untersuchung hat im übrigen bereits damals festgestellt, daß die im Wehrmachtsbericht angegebenen Gefangenenziffern nicht stimmten. Sie überstiegen so sehr die gegebenen Möglichkeiten, daß selbst Laien wie wir stutzig wurden und bei uns das Scherzwort umging, daß man offenbar nicht nur die Zivilbevölkerung, sondern auch die Karnickel bei diesen Berich-

ten mitgezählt habe. Da es aber Kriegspropaganda war, die das Ausland beeindrucken sollte, nahmen wir diese Dinge auf die leichte Schulter. Erst später wurden wir uns der verhängnisvollen psychologischen Rückwirkungen dieser großmäuligen Falschmeldungen bewußt. Ich entsinne mich noch einer Szene, bei der Ribbentrop eine Aufstellung der bisher gemeldeten Gefangenenziffern zu sehen wünschte. Als er sie erhielt, stellten wir zu unserem Erstaunen fest, daß eine so große Zahl von Russen angeblich gefangen sein sollte, daß die russische Armee eigentlich hätte restlos verschwunden sein müssen. Das war aber offensichtlich nicht der Fall.[49])

Ich möchte bemerken, daß ich zuerst durch den englischen Rundfunk auf dieses Phänomen aufmerksam wurde, als dieser uns nüchtern die Unwahrscheinlichkeit der gemeldeten Gefangenenziffern vor Augen hielt.

Trotz all dem führte Hitlers Plan zur Vernichtung der großen russischen Armee bei Kiew zu dem erwarteten großen Erfolg. Es gelang tatsächlich in einer Riesenschlacht, die zweifellos als die größte Schlacht der Weltgeschichte angesehen werden kann — was die Menge der in den Kampf geworfenen Truppen auf beiden Seiten betrifft —, die Russen vernichtend zu schlagen und zum allergrößten Teil einzukesseln. Allerdings dauerte die Operation fast vier Wochen länger, als Hitler vorausgesagt hatte, nicht zuletzt deshalb, weil er die deutschen Truppen bis hinunter an das Schwarze Meer und an die Krim hetzte, um das ihm wirtschaftlich so wertvoll erscheinende Donezbecken ja rechtzeitig in deutsche Hand zu bringen.

Wieder erhob sich nach diesem Sieg die große Schicksalsfrage: Was soll nunmehr geschehen? Die Generale und die Sachverständigen rieten dringend zu einer Einstellung der Operationen und zu einem Zurückgehen auf eine für den Eisenbahntransport günstig gelegene Linie, aus der heraus das nächste Jahr erneut zum Angriff angetreten werden konnte. Es war zwar in diesem Falle damit zu rechnen, daß die Russen ihre Ausrüstung wieder vervollständigen und die verlorengegangenen Regimenter wieder aufstellen könnten — aber die Maßnahme verminderte das Risiko, das der russische Winter für jeden Eindringling bedeutete, auf ein Mindestmaß.

Hitler wollte das jedoch nicht wahrhaben. Genau wie Napoleon hielt er alle Berichte über den russischen Winter für Märchen.[50]) Während er sonst vor Technik und Naturwissenschaften den allergrößten Respekt hatte, glaubte er die Berichte der Klimatologen

und anderer Landeskenner über den russischen Winter nicht. Er hielt das alles für romantische Übertreibung und war jedenfalls nicht gewillt, sich von der Vorstellung, daß der Winter für die Kriegführung besondere Probleme mit sich bringen könnte, im geringsten beeinflussen zu lassen. Todt, der ihm vorhielt, daß die Truppe mit Winterkleidung und die motorisierten Einheiten mit dem Frostschutzmittel Glysantin versehen werden müßten, wurde von Hitler in der übelsten Weise angeschnauzt und beklagte sich hierüber bitter bei Hewel. Todt fand bald darauf seinen Tod; seine Maschine stürzte kurz nach dem Aufstieg ab.

Aber auch die Einwände der Generale lehnte Hitler ab. Der Befehl, Armeen zum direkten Angriff auf Moskau neu zu konzentrieren, war von der Vorstellung geleitet, daß der Russe nicht mehr genügend Truppen zum Widerstand habe und „wir im übrigen bis zum Einbruch des Winters Moskau bereits genommen haben werden". „Glauben Sie mir", so versicherte er Ribbentrop nach einer lebhaften Szene, die er offenbar vorher mit Guderian gehabt hatte, „Gott ist bisher immer mit mir gewesen, er wird auch mit mir sein, wenn ich dieses Nest Satans auf Erden ausräuchere!"

Der Angriff auf Moskau wurde so befohlen, obwohl die Truppen sich noch in ihrer Sommerkleidung befanden und obwohl kein Panzer und kein motorisiertes Fahrzeug, ja, auch kein Flugzeug gegen die Kältegrade des kommenden russischen Winters in irgendeiner Weise gesichert war. Wieder schien es zunächst planmäßig zu gehen. Aber dann brach plötzlich der russische Winter mit ungeheuren Regengüssen herein, der ganz Rußland in einen klebrigen Schlammpfuhl verwandelte, in dem Panzer, Motorfahrzeuge, Infanterie, kurz, alles stecken blieb, so daß die Operationen anstatt zügig vorwärts zu gehen, bald auf der Stelle traten und sich der Truppe Verzweiflung über diese Unbill der Witterung bemächtigte.

Aber es sollte noch schlimmer kommen. Wochen früher als gewöhnlich setzte darauf der russische Winter mit für deutsche Begriffe ungeheuerlichen Kältegraden ein, die in wenigen Tagen stellenweise bis zu minus 30° C und mehr erreichten. Bei dem völligen Mangel an Holz, genügenden Nachschüben und Unterkünften bedeutete das für die Infanterie, daß sie praktisch dem Frosttod preisgegeben war. In wenigen Wochen waren die nur mit Sommerausrüstung versehenen Soldaten zum großen Teil erfroren oder verstümmelt, während die Panzerwaffe, der Stolz Hitlers, durch den Frost bewegungsunfähig wurde und entweder in dem zu Eis erstarrten Schlamm stecken blieb oder durch den Frost ihre Motoren verlor. Ebenso setzte der Frost die Luftwaffe außer Gefecht, während die Maschinengewehre unbrauchbar wurden.

In diesem Augenblick setzte der Russe mit seinem Gegenstoß ein. Die sibirischen Divisionen, die dank des Japaners Matsuoka Abkommen freigeworden waren, kamen in Moskau an und wurden sofort zu einem Gegenstoß eingesetzt. Die mit Winterausrüstung versehenen, an den Winterkrieg gewöhnten Truppen errangen sehr schnell erhebliche Erfolge und gefährdeten den Vorstoß auf Moskau.

Vergeblich rieten einige der Generale zu einem rechtzeitigen Rückzug, und vergeblich machten noch einmal Brauchitsch, Guderian und andere einen Vorstoß, um Hitler zu bewegen, seine Befehle zu ändern. Hitler hielt stur an seinem Glauben fest, daß er Moskau noch nehmen werde und daß die aufgetretenen Schwierigkeiten nur vorübergehender Natur wären. Hatten doch Vorausabteilungen seiner Leibgarde bereits die Türme des Kreml gesehen! Und da sollte es zurückgehen? Niemals!

Dieses furchtbare Hin und Her zwischen Hitler, der sich zu keinem Rückzug aufraffen konnte, um wenigstens die Mannschaften zu retten, und der völligen Einflußlosigkeit der Generale sowie dem kläglichen Versagen Keitels habe ich in eindrucksvollster Weise selbst im Dezember und Januar im ostpreußischen Hauptquartier erlebt. Ich kam zwar nur gelegentlich in Hitlers eigentliches Hauptquartier, die sogenannte Wolfsschanze, da wir selbst am Großen Schwenzait-See, in der sogenannten Jägerhöhe, untergebracht waren, aber ich entsinne mich noch jener bedrückenden und von Verzweiflung erfüllten Spaziergänge mit Hewel und anderen in diesen dunklen masurischen Wäldern, die im Winter bei der Kälte, dem ewig heulenden Ostwind und der fast ständig herrschenden Dunkelheit den Eindruck machten, als ob sie verflucht wären. Der maßlose Eigensinn Hitlers, seine Besserwisserei, aber auch seine abgrundtiefe Verzweiflung, als er die ganze Größe der Katastrophe erkannte, in die er die deutsche Armee geführt hatte, sind mir lange Zeit lebendig im Gedächtnis geblieben, und Jahre hindurch erschienen mir diese Wälder im Traum.

Es läßt sich jedoch auch nicht bestreiten, daß Hitler damals schließlich doch trotz allem den richtigen Entschluß gefaßt hat: einen Entschluß, der allerdings ebenfalls verhängnisvolle Folgen hatte, da Hitler später glaubte, an ihm festhalten zu müssen, als er längst nicht mehr den gegebenen Tatsachen entsprach.

Während die Generale ein Zurückgehen auf eine neue Frontlinie und das Aufgeben eines großen Teiles des russischen Gebietes vorschlugen, bestand Hitler darauf, daß die Armee sich in den Boden zu krallen habe und sich lieber totschlagen lassen müsse, als daß sie weiter zurückgehe!

Ich muß zugestehen, daß dieser Entschluß die Reste der deutschen Armee vor der völligen Vernichtung bewahrt hat. So furchtbare Leiden auch dieses Festkrallen für den einzelnen mit sich brachte, so bedeutete es doch nicht den sicheren Tod, wie ihn ein längerer Rückmarsch über die weiten Schneeflächen bei 20 und 30° Kälte zur Folge gehabt hätte. Hier hatte Hitler also von Napoleon wenigstens etwas gelernt, nämlich, daß ein Rückzug durch die Schneewüsten Rußlands im Winter den sicheren Tod für den einfachen Mann bedeutete, während ein Ausharren an Ort und Stelle wenigstens die Chance eines Überlebens mit sich brachte.

Warum die Russen damals keinen großen Gegenangriff unternommen und warum sie trotz der Schwäche der deutschen Armee nicht den Versuch gemacht haben, mit ihren vorzüglich ausgerüsteten, im Winterkampf erfahrenen sibirischen Truppen der restlichen deutschen Armee den Todesstoß zu versetzen, wird immer eins der Geheimnisse der Geschichte bleiben. Die Russen hatten ja, begünstigt durch den Vertrag mit Japan, den Vorteil, ihre gesamten sibirischen Divisionen aus Ostasien nach Europa werfen zu können, wo sie im entscheidenden Augenblick beim Kampf um Moskau eingetroffen waren. Auch war es ihnen gelungen, aus dem Raume östlich Moskaus neue, eigene Formationen zusammenzuraffen und auszurüsten, die sie den deutschen entgegenwerfen konnten. Sei es nun, daß sie sich trotz allem nicht stark genug gefühlt haben oder daß sie so ungeheuer von dem bisherigen Verlauf des Feldzuges beeindruckt waren, daß sie den Gegner überschätzten, sie nahmen die Chance, der deutschen Armee bereits im Jahre 1941/42 den Todesstoß zu versetzen, nicht wahr. Sie gaben damit Hitler Gelegenheit, noch einmal eine Armee auf die Beine zu stellen und damit den Kampf um volle 3 Jahre zu verlängern.

Wie sehr die Russen sich damals als die Geschlagenen gefühlt haben, geht daraus hervor, daß kurz nach der ersten Niederlage bei Moskau Stalin zum ersten Male Hitler ein Angebot zum Verhandeln machte, das über den König Boris von Bulgarien an ihn ging.*) Aber Ribbentrop hat in der Unterredung unter vier Augen, die er mit Hitler hatte, offenbar dessen Standpunkt sehr schlecht vertreten. Aus den Andeutungen, die mir Ribbentrop nach dieser

* Der König Boris von Bulgarien ist bekanntlich 1941 und später 1943 mit Hitler persönlich zusammengetroffen. Hitler hielt große Stücke auf ihn, und Boris hat eine Reihe von Briefen an ihn geschrieben, von denen ich einige gelesen habe. Boris war ursprünglich dafür, Hitler für eine Verständigung mit Stalin zu gewinnen. Er stand dabei offenbar unter dem Einfluß der russischen Botschaft in Sofia, die dort bis 1944 blieb.

Unterredung über die Angelegenheit gemacht hat, ging nur die Tatsache als solche hervor. Hitler hat abgelehnt, jedenfalls weil er überzeugt war, daß er diese Prüfung überwinden und doch noch siegen würde.

In diesen dunklen Zeiten waren die Ereignisse in Afrika und Südostasien die einzigen Lichtblicke. Rommels vorübergehende, aber bald an mangelnder Unterstützung durch Hitler und das OKW sich verflüchtigenden Erfolge gegen die Engländer in Afrika bildeten den einzigen Trost für Hitler in einer Periode, in der zum zweiten Male ihm alles zu mißglücken begann.

Das für uns interessanteste Kapitel war in diesem Zusammenhang aber das plötzliche und überraschende Eingreifen der Japaner. Ich hatte vorher erwähnt, daß Hitler und Ribbentrop seit Beginn des Rußland-Feldzuges den Versuch gemacht haben, die Japaner zu überreden, gegen Rußland loszuschlagen. Japan — das immer wieder auswich — stand deshalb außerordentlich schlecht im Kurs. Man war empört darüber, daß die Japaner ihrer angeblichen Bündnispflicht (die Hitler darin sah, daß sie gegen Rußland hätten zum Krieg schreiten müssen) nicht genügt hatten und die nach Ribbentrops Meinung „bedenklichen und merkwürdigen Verhandlungen", die die Japaner seinerzeit mit den Amerikanern führten, hatten uns skeptisch bezüglich ihrer endgültigen Haltung gemacht. Ribbentrop war überzeugt, daß die Italiener „falsche Fünfziger", daß die Japaner aber — mit Ausnahme Oshimas — „ganz falsche Fünfziger" waren.

Als die ersten Nachrichten über den japanischen Überfall auf Pearl Harbour Ribbentrop vorgelegt wurden, glaubte er, daß man einer ausgesprochenen Propagandalüge der Engländer zum Opfer gefallen wäre. Er ließ sich einen seiner Beamten kommen und hielt ihm einen Vortrag über die systematischen Fälschungen, die Reuter bereits verbreitet hatte. Auch Hitler hielt alle englischen Nachrichten über diesen Überfall einfach für „erstunken und erlogen", und zwar selbst dann noch, als immer weitere Einzelheiten bekannt wurden. Unabhängig voneinander zeigten Hitler und Ribbentrop ungefähr die gleiche Reaktion staunenden Unglaubens, als diese Nachrichten eintrafen. Erst als der japanische Botschafter leicht verlegen bei Ribbentrop erschien und die Tatsachen des Überfalls auf Pearl Harbour bestätigte, fanden die Nachrichten vollen Glauben und wurden dann von Hitler sowohl wie von Ribbentrop mit Begeisterung aufgenommen.

Spätere Nachprüfungen, die ich versucht habe, vorzunehmen,

haben ergeben, daß die Japaner die beabsichtigte Aktion in Pearl Harbour der Regierung Hitler tatsächlich nicht vorher mitgeteilt haben. Der japanische Botschafter Oshima war zwar einige Zeit, wenn ich nicht irre etwa 10 Tage vor Pearl Harbour, bei Ribbentrop erschienen und hat im Auftrag des japanischen Kabinetts nachgefragt, wie sich Deutschland verhalten würde, wenn Japan in einen Konflikt mit den Vereinigten Staaten gerate. Auf Weisung Hitlers habe dann Ribbentrop Oshima mitgeteilt, wir würden auf Japans Seite stehen, wenn es mit der USA zum Krieg käme.[51]) Zweifellos haben die Japaner wohl mit auf diese Zusage hin ihren Überfall auf Pearl Harbour durchgeführt. Hitler war aber nur unwissentlich der Anlaß hierfür gewesen.

Im Hauptquartier in Berlin herrschten daher Zweifel, worum es sich bei der ganzen Aktion gehandelt habe, und da Hitler zunächst keine Weisung bezüglich der Vereinigten Staaten gegeben hatte, wußte Ribbentrop nicht, was er tun sollte.

Ribbentrop bemühte sich deshalb sofort, nunmehr Klarheit zu gewinnen, wie sich das deutsche Verhältnis zu den Vereinigten Staaten gestalten müsse, ein Problem, das uns in vielen Sachverständigensitzungen die ganzen Monate hindurch beschäftigt hatte. Was mußte Deutschland nun Amerika gegenüber tun? War es denkbar, daß es sich in diesem Konflikt neutral verhielt? Ribbentrop war eigentlich dafür, schwankte aber in seiner Ansicht.

Um dies verständlich zu machen, muß ich zurückgreifen auf einige Ereignisse, die lange zurücklagen und die die ganze Zeit hindurch Hitler und Ribbentrop beschäftigt hatten, ohne daß sie zu einem Entschluß gekommen waren.

Wir hatten bereits in unserer Berichterstattung aus London pflichtgemäß auf die merkwürdige Rolle hingewiesen, die Roosevelt in allen deutschen Fragen gespielt hatte. Es war in London viel deutlicher als anderswo und ganz einwandfrei zu spüren gewesen, daß Roosevelt sich als der Gegenspieler Hitlers angesehen und alles getan hatte, um England gegen Hitler aufzuputschen. Das war uns nicht nur durch Dutzende von Vertrauensleuten berichtet worden, sondern wurde uns auch unverblümt in vielen diplomatischen Gesprächen sowohl von den Herren des Auswärtigen Amtes als auch von neutralen Kollegen gesagt. Ja, die Engländer hatten hierauf gepocht, indem sie erklärten: „Glauben Sie nicht, daß wir allein dastehen werden, wenn es zum Äußersten kommt! Die Vereinigten Staaten werden an unserer Seite stehen. Wir haben bindende Zusicherungen Roosevelts, daß er uns bis zum äußersten zu helfen bereit ist."

Auch mir selbst haben sowohl der Pressechef des Premierministers George Steward wie Sir Horace Wilson, Professor Conwell-Evans und der Leiter der Presseabteilung des Foreign Office Rex Leeper dies so oft versichert, daß gar kein Zweifel darüber bestehen konnte, daß die Kriegspartei in England das volle „Backing" von Roosevelt hatte. Es war also von vornherein klar, daß wir die Vereinigten Staaten als einen möglichen Gegner im Kriege ansehen mußten, und zwar schon zu einem Zeitpunkt, zu dem das amerikanische Volk ganz zweifellos nicht das mindeste von diesen Machenschaften seines Präsidenten wußte. Das Rededuell, das Hitler mit Roosevelt führte, war ja im übrigen auch für die Öffentlichkeit instruktiv genug. Niemand wußte aber, wie weitgehend die amerikanische Politik lange Jahre vor Ausbruch des eigentlichen Krieges bereits auf eine Unterstützung Englands im Kriegsfalle festgelegt war.

In der Beurteilung der Vereinigten Staaten war jedoch bei Hitler und bei Ribbentrop kurz nach dem Frankreichsiege eine erhebliche Verschärfung eingetreten. Der Grund hierfür lag in den Dokumenten, die im polnischen Auswärtigen Amt und in La Charité (die gesamten Akten des Quai d'Orsay) gefunden worden waren. Diese Akten sind vom Botschafter von Moltke sehr sorgfältig durchgesehen worden. Ich weiß, daß eine fünfbändige Dokumentensammlung über die Haltung des Präsidenten der Vereinigten Staaten zusammengestellt worden ist, die auch heute noch sensationell wirken würde, wenn die Alliierten den Mut hätten, sie zu veröffentlichen. Die Berichte der polnischen und französischen Botschafter in Washington zeigten mit einer Sorgfalt, ja, wie ein Zeitlupenfilm, jeden einzelnen Schritt, den Roosevelt unternommen hatte, um Hitler nicht nur einzukreisen, sondern auch, um zu verhindern, daß es zwischen ihm und den Westmächten zu einer Verständigung käme. Spätere Dokumente, insbesondere die von Ende 1938 und Anfang 1939, zeigten mit geradezu eindeutiger Offenheit, daß die amerikanische Diplomatie sich bemüht hatte, einen Krieg gegen Hitler zu entfesseln (weil Roosevelt der Überzeugung war, daß die Tyrannei vernichtet werden müsse).

Man kann sich vorstellen, mit welchem Interesse und auch mit welchem ungläubigen Staunen wir diese Dokumente gelesen haben. Sie besagten nicht weniger, als daß der große Gegenspieler, der überall Hitlers Pläne durchkreuzt hatte, der amerikanische Präsident Roosevelt war. Politisch gab es jedenfalls aus allem nur eine Schlußfolgerung: Roosevelt war auch gewillt, in den Krieg gegen Hitler mit einzutreten.

In diesem Zusammenhang muß auch der Besuch des amerikanischen Unterstaatssekretärs Sumner Welles gesehen werden. Sumner Welles ist ganz zweifellos von Roosevelt 1940 nur deshalb nach Deutschland geschickt worden, um sich dort Material dafür zu verschaffen, das Roosevelt dazu dienen konnte, eine Verständigung Hitlers mit den Westmächten zu verhindern. Die genannten Dokumente zeigten ebenfalls die Rolle, die Sumner Welles bei der Einkreisung Deutschlands gespielt hatte, so einwandfrei, daß wir keinen Zweifel darüber haben konnten, daß dieser Mann nur mit den schlechtesten Absichten nach Berlin kam. Es ist also lächerlich, wenn er versucht hat, in seinen Erinnerungen zu behaupten, daß er hier irgendwelche Friedensfühler ausgestreckt habe.

Auch bei allen Maßnahmen der Seekriegführung hatte man deutscherseits in schonendster Weise auf den amerikanischen Komplex Rücksicht genommen[52]), um Roosevelt den gewünschten Vorwand nicht zu liefern. So war denn auch die erste Reaktion Ribbentrops, nachdem er sicher war, daß die Meldungen über Pearl Harbour stimmten, nicht die, daß nunmehr die von Gott gewollte Gelegenheit gegeben sei, gegen die Amerikaner loszuschlagen, sondern die Frage, ob es möglich sein werde, trotz allen den Japanern gegebenen Versicherungen noch eine Neutralität zu bewahren.

Aber Hitler enthob uns dieser Sorge. Ohne Ribbentrop zu befragen, verfügte er auf Grund seiner Zusage an Oshima die Kriegserklärung an die Vereinigten Staaten, weil er fand, daß seine Ehre als Verbündeter der Japaner ihn zu einem solchen Schritt zwänge.

Wir befanden uns gerade bei Ribbentrop, als diese Nachricht eintraf. Wir empfingen sie mit Kopfschütteln und voll schwerster Bedenken. Ribbentrop war zunächst schockiert, dann aber strahlte er und ließ sich zu der Bemerkung verleiten, daß nunmehr die Angelsachsen in einem Aufwaschen erledigt würden.

Die Erfolge der Japaner in Südostasien stellten aber im Winter 1941/42 und im Frühjahr 1942 nur dem Scheine nach Lichtpunkte dar. Sie belebten auch nur vorübergehend die Stimmung im Hauptquartier. Die Nachrichten von der Ostfront lauteten so niederdrückend, daß eine Selbsttäuschung über die Lage in Rußland für niemanden möglich war. Eine Überprüfung der Lage, nachdem die Front zum Stillstand gekommen war, ergab ein erschreckendes Bild. Die deutsche Armee hatte über 900 000 Mann insgesamt an Toten, Verwundeten und Gefangenen seit Kriegsbeginn verloren, von denen der größte Teil dem russischen Winter zum Opfer fiel.

Die motorisierte Ausrüstung war zu 70 % verloren gegangen, die Panzerverluste waren noch größer; ebenso hatten die Artillerie und die Luftwaffe schwerste Verluste, die fast ausnahmslos durch Kälte und Vereisung entstanden waren. Dazu stellte es sich heraus, daß die Nachrichten über die russischen Verluste getrogen hatten. Es wurde deutlich, daß der Russe nur etwa ein Viertel seiner Armee verloren hatte, daß er aber in der Lage sein würde, im Frühjahr oder Sommer mit verdoppelter Stärke gegen uns wieder anzutreten. Nachrichten über neue russische Panzerfabriken und die Ergänzung der Artillerie ließen keinen Zweifel darüber, daß wir im neuen Kampfjahre den Russen sehr viel schwächer gegenüberstehen würden, als dies bei Ausbruch des Krieges der Fall gewesen war.

Als ich von den deutschen Verlusten erfuhr, entsann ich mich eines Gespräches, das ich vor Jahren mit meinem Onkel, dem Generalobersten Heye[58]), nach meiner Rückkehr aus englischer Kriegsgefangenschaft geführt hatte. Ich hatte Heye damals die Frage gestellt, warum denn die letzte deutsche Offensive im Jahre 1918, für die er seinerzeit wesentlich mitverantwortlich gezeichnet hatte, fehlgeschlagen sei. Er hatte mir damals eine ebenso verblüffende wie einfache Antwort gegeben: Das Durchschnittsalter der Regimenter, die wir zum Angriff einzusetzen hatten, sei zu hoch gewesen. Heye hatte mir auseinandergesetzt, daß Angriffe mit modernen Armeen nur dann Erfolg versprächen, wenn das Durchschnittsalter der angreifenden Truppe nicht über 25 Jahre ist. Bei höherem Alter fehle der Angriffsschwung oder, wie mein Onkel es ausdrückte, „im höheren Alter sterben eben selbst Soldaten sehr ungern".

Es war für mich daher nicht schwer, mir auszurechnen, daß der Verlust von 900 000 Mann, der ja zum großen Teil in Toten und für die Dauer Verstümmelten bestand, während nur geringe Prozentsätze wieder felddienstfähig werden würden, nichts anderes als den Verlust der Blüte der deutschen Armee bedeutete. Nie wieder, das war mir klar, würde Hitler nach dieser Niederlage von Moskau über eine ausreichende Anzahl von Angriffsdivisionen verfügen, nachdem er die Jugend geopfert hatte. Seine einzige Chance lag also auch von diesem Gesichtspunkt aus darin, daß Hitler künftig sich auf die Verteidigung beschränkte. Wie sollte aber ein Weltkrieg, der nun gegen die mit Riesenschritten aufholenden Angelsachsen und die Russen gleichzeitig geführt wurde, wenn er nur verteidigungsmäßig geführt werden mußte, mit einem Siege enden? Mir erschien es von diesem Augenblick an klar, daß nur noch ein Remis und ein rechtzeitiger Friedensschluß unter

Verzicht auf alle Eroberungen Deutschlands Schicksal retten konnten.

Ich fand aber mit diesen Gedanken kein Gehör. Ribbentrop wagte es zwar nicht, diesen Gedankengang völlig abzulehnen, erklärte mir aber, daß Hitler keinen Kompromiß kenne, daß er weder ein Nachgeben noch ein Zurückgehen zulassen würde und es daher aussichtslos sei, ihm derartige Gedankengänge vorzutragen. „Jedenfalls ist das", so erklärte er mir, „für den Augenblick der Fall. Es mag sein, daß er nach weiteren schweren Verlusten zu der Einsicht kommen wird, daß er nicht gegen die ganze Welt auf einmal Krieg führen kann. Jetzt aber ist es völlig ausgeschlossen, ihm derartige Gedanken überhaupt nur einmal anzudeuten.

Auch Hewel bestätigte die Richtigkeit dieser Ansicht. Er schilderte mir, daß Hitler nach Wochen furchtbarer Depressionen, in denen er zum ersten Male Selbstmordgedanken äußerte und an seiner Mission verzweifelt sei, seine Tatkraft wiedergewonnen habe. „Mich werden sie nicht unterkriegen", habe er erklärt. Er sei zum Äußersten entschlossen und gewillt, jedes, auch das letzte Mittel einzusetzen, um den Sieg zu erringen. „Er ist nicht mehr der alte, er ist ein finsterer und harter Mann geworden, der kein Opfer scheut, keine Milde und kein Verzeihen mehr kennt. Sie würden ihn nicht wiedererkennen, wenn Sie ihn näher kennen würden."

In der Tat hat Hitler in diesem Winter ein Wunder an Organisation geleistet. Er hat die Armeen und den Ersatz der Bewaffnung wieder aus dem Boden gestampft und hat dazu tatsächlich jedes erlaubte und unerlaubte Mittel eingesetzt. Wenn man die Ursache für seine Verordnungen über die Requirierung von Fremdarbeitern, die Behandlung der Gefangenen, ja, auch gewisse weitere Entschlüsse in der Judenfrage (die ursprünglich im Frühjahr 1941 nach Berichten über englische Luftangriffe ergingen!) psychologisch verstehen will, so muß man wissen, daß Hitler diese Entschlüsse offenbar damals unter dem Vorzeichen finsterer Entschlossenheit gefaßt hat. Er war der Auffassung, daß ihn „Gott" vor eine furchtbare Prüfung gestellt habe und er sich dieser Prüfung nur würdig zeigen konnte, wenn er härter und immer härter wurde, wenn er nicht nachgäbe und keinerlei Schwäche walten ließe.

Das war natürlich die Gelegenheit für alle radikalen Elemente in der Partei, für den Erzhetzer Goebbels, den schrankenlosen Ley, den kalten Fanatiker Himmler und den grausamen Bormann, um die radikalsten Maßnahmen durchzusetzen und die Parteidiktatur

zum Parteiterror nach innen und außen zu erheben. Gründe der Vernunft waren abgeschrieben. Die Möglichkeit der Niederlage vor dem Bolschewismus drohte zum ersten Male mit erschreckender Deutlichkeit.

Diese Dinge muß man wissen, um verstehen zu können, warum durch diese Ereignisse die Stellung Ribbentrops und des Auswärtigen Amtes auf das äußerste geschwächt wurde. Ribbentrop war gewiß kein gemäßigter Mann. Aber er war auch kein Fanatiker und war allein schon durch die Materie, mit der er laufend zu tun hatte, zu einem Mindestmaß an Vernunft und Mäßigung gezwungen, denn auf dem Gebiete der Außenpolitik gab es immer wieder Faktoren, die Gewalt oder Zwang ausschlossen und allein die Kunst der Überredung und das Vorbringen vernünftiger Gründe als zweckmäßig erscheinen ließen.

Diese Umstände waren es, die der militärischen und psychologischen Entwicklung bei Hitler entgegenliefen. Wenn er vorher Vorstellungen eines Kompromißfriedens gegenüber wenigstens gelegentlich zugänglich gewesen war, so lehnte er dies nunmehr völlig ab. Er verfiel dem Nationalfehler von uns Deutschen: Er wollte den Sieg ganz haben oder gar nicht; er steigerte sich derartig in diese Vorstellung hinein, daß sehr bald jeder Kompromißler nur noch ein Defaitist und damit ein Verräter und Lump war, der es nicht wert war, auf Gottes Erdboden zu schreiten.

Damit war der geringe Einfluß, den Ribbentrop vielleicht gehabt hatte, völlig verschwunden, da die einzige ihm mögliche Aufgabe eben nunmehr erst recht nur noch die Propaganda blieb.

Es ist ja bekannt, wie außerordentlich stark Hitler an die Wirkung der modernen Waffen glaubte und welche Bedeutung er insbesondere der Panzerwaffe beimaß. Die Panzerwaffe hängt aber erklärlicherweise in stärkstem Maße von ihrem Betriebsstoff ab. Hat sie keinen Betriebsstoff, so kann sie nicht zum Einsatz gebracht werden. Der Betriebsstoff kommt aber wiederum aus den Erdölgebieten. Hitler kam daher zu der Ansicht, daß ein Abschneiden der russischen Armee von ihren Erdölquellen im Kaukasus und im Süden des Landes diese sehr bald jeder Kampfkraft berauben werde. „Ohne Petroleum können die russischen Panzer nicht fahren, daher kommt es darauf an, ihnen das Petroleum zu nehmen."

Das war die Konzeption, die hinter dem Feldzugplan für den Sommer 1942 stand, und das war der Plan, der zum Vormarsch auf Stalingrad und den Kaukasus führen sollte.

Eine nüchterne Überlegung zeigt, daß Hitlers Idee keineswegs so absurd war, wie sie vielleicht erscheinen mag, nur standen ihrer

Verwirklichung so ungeheure Schwierigkeiten entgegen, daß es von vornherein zu sehen war, es werde sich um ein zweifelhaftes Unternehmen handeln, dessen Erfolg an einem seidenen Faden hing.

Die Schwäche des Planes lag darin, daß er zu einer unmäßigen Ausdehnung der Front im Süden führen mußte, während sich zugleich die Nachschubwege in einem solchen Maße verlängerten, daß es hier Schwierigkeiten geben würde. Die Frontlinien mußten sich zudem so außerordentlich ausbuchten, daß es dem Gegner leicht gemacht wurde, Schwerpunkte zu bilden und die deutsche Front zu durchstoßen, wenn er hierzu nur die entsprechenden Eisenbahnlinien hatte. Hitler sah dies voraus und beschloß daher, alle verfügbaren Truppen einzusetzen. Zum ersten Male an der Ostfront wurden daher auch italienische und rumänische Verbände in die Offensiv-Operationen mit einbezogen. Damit wurden Verbände an die Seite der Deutschen gestellt, deren Bewaffnung und Führung weit hinter der Ausrüstung der deutschen Truppen zurückstand, so daß es die Frage war, ob sie bei einem Zusammentreffen mit den Russen nicht den kürzeren ziehen würden. Ob derartige Bedenken bezüglich der Kampfkraft der Truppen Hitler vorgetragen worden sind, ist mir nicht bekannt. Er glaubte wohl, daß die Russen so geschwächt seien, daß er sich auch diese „Bundesgenossen" leisten könne.

Gegen die Bedenken der Feldmarschälle, der Generäle und des Generalstabs befahl Hitler so den Angriff auf Stalingrad, nachdem vorher, wenn auch mit außerordentlicher Verzögerung, die Eroberung der Krim unter blutigsten Verlusten geglückt war. Der befohlene Angriff ging zunächst programmgemäß vor sich. Trotz schwersten Widerstandes der Russen standen die Deutschen in wenigen Wochen vor Stalingrad und gelangten bis in die Vorstädte dieses Rüstungszentrums der Sowjet-Union. Schon vorher hatte Hitler jedoch in Voraussicht dieses Ereignisses den Stoßkeil, der bis an die Wolga dringen sollte, geschwächt und hatte einen Teil seiner Truppen zur Eroberung des Kaukasus ausgesandt. Hier gingen die Dinge jedoch nicht mehr programmgemäß. Der Nachschub klappte infolge der ungeheuren Entfernungen nicht, so daß die Panzer zum Teil ohne Benzin waren und tagelang liegenbleiben mußten, so daß Hitler nervös wurde und persönlich eingriff. In kürzester Zeit hatte er die Dinge hier so weit durcheinandergebracht, daß die Operationen nicht mehr vom Fleck kamen, so daß er immer neue Reserven nach dem Süden dirigierte.

In diesem Augenblick griffen die Russen links und rechts von Stalingrad ausgerechnet in den Abschnitten an, in denen sich

Italiener und Rumänen befanden, die dem russischen Angriff in keiner Weise zu widerstehen vermochten. Es entwickelte sich daher in kürzester Zeit eine Lage, die Hitler dazu zwang, seine Armeen aus dem Kaukasus zurückzunehmen, um in neuen rückwärtigen Positionen der drohenden Gefahr der Einkesselung der Armee Paulus zu entgehen.

In dieser Situation ereignete sich jedoch etwas Verhängnisvolles, d. h. genauer genommen etwas, was nur für jemanden von der Mentalität Hitlers verhängnisvoll war: Churchill hielt eine Rede, in der er sich erneut über das Mißgeschick des Gefreiten Hitler, der es sich angemaßt habe, Feldherr zu spielen, lustig machte, und in der er ihm die sichere Niederlage in Rußland prophezeite. Churchills Triumphgeschrei war ohne Zweifel verfrüht, aber Hitler, der Churchills Reden immer mehr nur mit Zähneknirschen und Wut las, wurde durch diese Rede bis zur Weißglut gereizt; er, der Propagandist, der alle Dinge nur unter dem Gesichtspunkte der Propaganda und der psychologischen Führung sah, glaubte, daß sein ganzes Prestige, sein ganzes Ansehen mit dem Halten Stalingrads verknüpft sei. Er schäumte vor Zorn und hielt in diesem Zorn nun ebenfalls eine Rede, in der er erklärte, daß er keinerlei Zurück kenne und daß er auch niemals aus Stalingrad hinausgehen werde — womit er glaubte, die moralische Verpflichtung übernommen zu haben, nun auch zu seinen Worten zu stehen.

Ein normaler Generalstäbler oder kommandierender General würde der Drohung einer Einkesselung bei Stalingrad rechtzeitig ausgewichen sein. Nicht so aber Hitler. Nachdem er sich einmal psychologisch festgelegt hatte, verbot er Paulus jedes Zurückgehen und erklärte sich bereit, alles zu tun, um die Armee rechtzeitig wieder herauszuholen. Sein Mittel, das in Hunderten von Fällen in Rußland geholfen hatte, Hitlers ureigenste Erfindung, daß nämlich abgeschnittene Einheiten sich „ein-igelten", d. h. sich ruhig einschließen ließen, bis sie wieder befreit werden konnten, glaubte Hitler auch hier anwenden zu können. Nur hatte er eins übersehen: die Größe der Armee, die hier eingeschlossen war, und die ungeheure Entfernung, die es zu überwinden galt, bis Reserven, Verpflegung und Ersatzmaterial aus der Heimat hierher geschafft werden konnten. Bevor er endgültig den Befehl, die Einschließung durch die Russen geschehen zu lassen, gab, erkundigte er sich daher bei Göring, ob er es für möglich halte, daß die Armee des Generalobersten Paulus aus der Luft verpflegt werden könne. Göring antwortete aus dem Handgelenk, ohne sich dessen auch nur zu vergewissern, ob dies technisch möglich wäre, und

insbesondere, ohne seinen Generalstabschef Jeschonek zu fragen. Es war eine der typischen leichtfertigen Fehlhandlungen Görings, deren es so viele gegeben hat. Aus Großmäuligkeit, Oberflächlichkeit und Geltungsbedürfnis, vor allem aber, um sich bei Hitler wieder in Gunst zu bringen, gab er leichtfertig eine bejahende Antwort, obwohl er hätte wissen müssen, daß das gestellte technische Problem schon allein deswegen nicht zu lösen war, weil in Deutschland inzwischen zum ersten Male die alliierte Luftoffensive der Engländer und Amerikaner die schwersten Auswirkungen zeigte.

Diese Entwicklung auf dem Gebiete des Luftkrieges ist von maßgeblichen Stellen klar und eindeutig vorausgesehen worden. Ich entsinne mich der vielen Gespräche und Beratungen, an denen ich selbst teilnahm und bei denen uns die Ergebnisse der Arbeit des Generalstabs der Luftwaffe zur Kenntnis gebracht wurden. Nach den vorliegenden Berichten des Englandkomitees war von Mitte 1942 ab eine ständige Steigerung des englischen Lufteinsatzes gegen Deutschland zu erwarten, und es war auch gleichzeitig klar, daß die englische Luftoffensive immer tiefer nach Deutschland hineinreichen würde. Bereits im Frühjahr 1942 war es den Engländern gelungen, die deutsche Flugzeugproduktion durch praktische Vernichtung aller in Nord- und Westdeutschland gelegenen Flugzeugfabriken auf das entscheidendste zu treffen, da man es bei der Planung der Fabriken verabsäumt hatte, den wachsenden Aktionsradius der englischen Luftwaffe in Rechnung zu stellen.

Wenn das, was mir gesagt worden ist, richtig ist, so hatte dies wieder einen ganz einfachen Grund, der in dem Hitlerschen Herrschaftssystem seine Ursache hatte. Da die linke Hand nicht wissen durfte, was die rechte tat, war es dem Luftwaffengeneralstab verboten worden, seine nach Hitlers Ansicht allzu „pessimistischen" Berichte über die kommende englische Luftaktion und den Aktionsradius der englischen Luftflotte an das Munitionsministerium rechtzeitig weiterzugeben. Infolgedessen hatte das Ministerium für Rüstung und Munition einen großen Teil seiner Flugzeugfabriken munter mitten in den Aktionsbereich der englischen Luftflotte hineingebaut und sie damit sozusagen den Engländern auf den Präsentierteller hingestellt. Mitte 1942, bevor die Offensive auf Stalingrad begann, hatte man dies zwar eingesehen und hatte begonnen, die Fabriken zu verlegen. Aber die ungeheuren Ausfälle an Nachschub machten sich selbstverständlich damals auf das unangenehmste bemerkbar. Die Luftwaffe war also bereits in einem außergewöhnlichen Maße geschwächt, als der Befehl kam,

die Armee Paulus in Stalingrad aus der Luft zu verproviantieren.

Und nun zeigte sich Hitlers Starrsinn, „seine unbeugsame Entschlossenheit", wie er das euphemistisch nannte, im übelsten Licht. Anstatt einzusehen, daß die gestellte Aufgabe, nämlich die Armee Paulus aus der Luft zu versorgen, unlösbar war, lehnte Hitler jeden derartigen Gedanken ab und beschuldigte die Luftwaffe, daß sie ihre Kräfte in gänzlich unzureichender Weise anspanne und daß Göring, liederlich und faul, auch diese höchst wichtige Aufgabe nachlässig durchführe. Hewel hat mir später die Wutausbrüche Hitlers über dieses „fette, vollgefressene Schwein, den Göring," auf das lebhafteste geschildert, der allein die Schuld daran trage, daß die Armee vor Stalingrad verlorengehe.

Und so wurde denn die Luftwaffe gezwungen, alles, was sie an Maschinen oder fliegendem Personal hatte, für den Abwurf von Nachschub einzusetzen, wobei sehr bald die ungeheuerlichsten Verluste durch Vereisung, schlechtes Wetter und russische Gegenwirkungen, ja auch durch mangelnde Flugerfahrung der eingesetzten Mannschaften eintraten. Aber nicht nur das Luftpersonal, nein, auch die gesamten Lehrstaffeln der Luftwaffe mußten eingesetzt werden, um die unmögliche Aufgabe einer Verpflegung der Armee Paulus zu lösen, bis schließlich, lange bevor die Situation in Stalingrad hoffnungslos geworden war, die deutsche Luftwaffe sich verbraucht hatte.

So wurde Stalingrad auch zum Grab der deutschen Luftwaffe. Die furchtbaren Verluste, die die Luftflotte hier erlitt, hat sie nie wiedergutmachen können. Insbesondere hat der Ausfall an Lehrpersonal es unmöglich gemacht, in ausreichender Weise fliegerischen Nachwuchs auszubilden, so daß später, 1944, als Speers organisatorisches Genie es verstanden hatte, durch eine sorgfältig geplante Organisation der Flugzeugproduktion wieder Riesenmengen von Flugzeugen herzustellen, es keine Mannschaften mehr gab, um die neuen Flugzeuge zu fliegen — weil die Fluglehrer in ihrer großen Masse bei Stalingrad geblieben waren.

Auch der Erfolg der englisch-amerikanischen Luftoffensive gegen Deutschland muß auf diesen Massentod der deutschen Luftwaffe vor Stalingrad zurückgeführt werden. Ohne die nicht wiedergutzumachenden Verluste im Osten würde eine ganz andere fliegerische Abwehr gegen die vereinten amerikanischen und englischen Kräfte möglich gewesen sein. So aber wurden den englischen und amerikanischen Einflügen, die sich von 300 auf 600, 700 und schließlich auf über 3000 Maschinen pro Nacht steigerten, im allgemeinen kaum mehr als zwei Dutzend Nachtjäger

entgegengestellt, so daß die wirklich wirksame Abwehr, die durch entsprechende Flugzeugstaffeln möglich gewesen wäre, daran scheiterte, daß es keine Mannschaften gab, um die vorhandenen Maschinen zu bemannen. Auch die Tatsache, daß dann später bei der Invasion nur etwa ca. 1400 Maschinen den 12 000 englischen und amerikanischen gegenüberstanden, ist auf das gleiche Schuldkonto zu schreiben. Stalingrad hat so eine sehr viel größere Auswirkung auch im Westen gehabt, als dies während des Krieges bekannt wurde. Die furchtbaren Opfer des Luftkrieges in Deutschland sind ebenfalls auf die Entschlüsse Hitlers bei Stalingrad zurückzuführen.[54])

Daß nach dem Verlust der Luftwaffe die deutsche Armee vor Stalingrad nicht zu retten war und schließlich verlorengehen mußte, nachdem Hitler einen letzten Ausbruchsversuch verboten hatte, war daher selbstverständlich. Dem engeren Zirkel der Eingeweihten waren diese Dinge seit Wochen bekannt, bevor sie tatsächlich eintraten. Ich darf also wohl sagen, daß wir unter einem furchtbaren psychischen Druck fast den ganzen Winter 1942/43 gestanden haben, der sich nicht zuletzt darin äußerte, daß die wenigen Wissenden immer nervöser wurden.

Zu diesen Dingen kam nun die schwere Niederlage in Afrika hinzu, die auf die Landung der Alliierten in Westafrika zurückzuführen war. Auch diese Aktion, die an sich von keinerlei entscheidender Bedeutung für den Verlauf des Krieges hätte zu sein brauchen, ist von Hitler in einer geradezu für ihn charakteristisch zu nennenden Weise verkannt worden.

Die Vorbereitungen der Alliierten für die Landung sind so deutlich berichtet worden, daß kein Zweifel über das Bevorstehen dieses Ereignisses bestand. Hitler selbst wollte es aber nicht wahrhaben, daß der Feind in Afrika landen würde; er hatte vielmehr die Überzeugung, daß die bereits damals von Stalin geforderte zweite Front dadurch geschaffen würde, daß an der Nordküste Frankreichs Landungen stattfinden würden. Die merkwürdigen und scheinbar zwecklosen Landungsunternehmungen bei Dieppe und St. Nazaire waren von ihm dahin gedeutet worden, daß sie als Vorversuche hierfür angesehen werden müßten. Da die Landungen ganz zweifellos geglückt waren — in beiden Fällen war es den Engländern gelungen, an Land zu kommen und den allergrößten Teil der gelandeten Truppen wieder einzuschiffen —, war er überzeugt, daß dies Manöver waren, um den Ernstfall auszuprobieren. Hierzu trug nicht zuletzt die Tatsache bei, daß bei den Landungen der Operationsplan für die gesamten Unter-

nehmungen mit allen Details in unsere Hände gefallen war, der die generalstabsmäßig exakte Ausarbeitung dieser Unternehmen bewies.

Berichte des Nachrichtendienstes, die besagten, daß eine größere Landung der Amerikaner und Engländer in Westafrika bevorstände, lehnte Hitler daher ab. Ich entsinne mich sehr wohl, daß z. B. auch mein Korrespondent aus Portugal, den an sich diese Dinge nicht das mindeste angingen, es ebenfalls für notwendig hielt, auf die bevorstehende Aktion in Afrika hinzuweisen. Ein entsprechender Bericht, den ich durch Ribbentrop vorlegen ließ, wurde von Hitler jedoch in den Papierkorb geworfen. Ein Beauftragter Ribbentrops, der sich in Portugal befunden hatte und nur nach Berlin zurückgeflogen war, um diesen Bericht rechtzeitig an den Mann zu bringen, Herr Likus, hatte mit seinem Bericht das gleiche Schicksal. Ja, Hitler ärgerte sich hierüber sogar besonders heftig und verbat sich derartige „alberne" Informationen durch das Auswärtige Amt — was ihn nicht hinderte, 24 Stunden später, als sich herausstellte, daß die Berichte der Abwehr, des Generalstabs und des Auswärtigen Amtes richtig gewesen waren, seiner Umgebung eine Tobsuchtsszene vorzuspielen, in der er von einem glatten Versagen aller mit Nachrichtendingen Beauftragten sprach. Es war also auch hier wieder so, daß Hitler nur noch von vorgefaßten Meinungen ausging und die Dinge so lange nicht wahrhaben wollte, als sie nicht seinen Vorstellungen entsprachen.

Hätte Hitler auf die Berichte gehört, so hätte er die deutsche Armee aus Afrika rechtzeitig zurücknehmen können, nachdem die Niederlage von El Alamain bewiesen hatte, daß ohne Beherrschung der Nachschubwege ein erfolgreicher Widerstand gegen die immer stärker werdenden Angelsachsen in Afrika unmöglich war. Aber Hitler glaubte das damals nicht. Er hielt es für ausgeschlossen, daß die Gegner eine derartig „sinnlose" Operation, wie die Eroberung Afrikas vom Westen her, tatsächlich unternehmen könnten. Er war fest überzeugt, daß allein der Norden Frankreichs für irgendwelche Landung in Frage käme. Die Beschleunigung und Verstärkung der Westwallarbeiten und die sinnlose Verschwendung ungeheurer Mengen von Materialien für riesige Festungsbauten an der französischen Küste waren das andere Ergebnis dieser grundsätzlichen Einstellung. Daß es niemals möglich sein würde, einen vollständigen Atlantikwall zu bauen, wollte Hitler nicht wahrhaben. Was die Technik nicht leisten konnte, das mußte die Propaganda ersetzen. So entstand in dieser Zeit das große Märchen vom Atlantikwall, der in

Wirklichkeit nur aus einer Reihe einzelner gut befestigter Seefestungen bestand, während alle übrigen Küstenbefestigungen nicht erheblich genug waren, um ernstlich als Hindernis für eine geplante Großlandung gelten zu können.

Hitlers verfehlte Ansichten über diese Zusammenhänge im Westen, wegen der sich der Nachrichtendienst, die militärischen Stellen und die Informationsstellen des Auswärtigen Amtes die Finger wund schrieben, hatten so lediglich sein verspätetes Eingreifen zur Folge mit dem Ergebnis, daß die gesamte deutsche und italienische Armee in Afrika, über 400 000 Mann, in Gefangenschaft geriet — es wurde zum ersten wirklich großen und bedeutenden Triumph der angelsächsischen Waffen. Daß auch diese Niederlage unsere Überzeugung stärkte, wie unaufhaltsam wir uns einer Wende des Krieges immer mehr näherten, brauche ich nicht besonders hervorzuheben.

Es war ja nun immerhin noch psychologisch verständlich, wenn Hitler nicht im Augenblick der Niederlage verhandeln wollte, sondern erst eine Besserung der militärischen Situation abzuwarten bestrebt war. Der gleiche Mangel an staatsmännischer Einsicht herrschte aber auch auf alliierter Seite. Ich lasse es dabei dahingestellt, auf welche Motive diese merkwürdige Geisteshaltung zurückzuführen war. Es scheint mir ziemlich sicher zu sein, daß allein Stalin nach seinem Sieg bei Stalingrad noch einmal den Versuch gemacht hat, sich mit Hitler zu verständigen, wie überhaupt Kriegführung und Politik bei den Russen stets Hand in Hand gingen, so daß also Erfolge oder Mißerfolge stets in irgendeiner Form eine Friedensgeneigtheit der Russen zur Folge hatten. Es ist natürlich schwer zu beurteilen, wie weit diese Angebote ernst gemeint waren. Fest steht aber, daß der Canaris-Dienst nach Stalingrad zum ersten Male mit einer Nachricht über eine Friedensmöglichkeit mit Stalin im deutschen Hauptquartier erschienen ist. Canaris bat Ribbentrop, den ihm seriös erscheinenden Verhandlungsvorschlag Hitler vorzulegen.

Hitler machte ihm jedoch eine fürchterliche Szene wegen des völligen Versagens des Auswärtigen Amtes auf sämtlichen Gebieten — und schloß, daß er von jetzt ab sich jede Friedensinitiative, ja jede Fühlungnahme mit dem Gegner in aller Form verbäte! Hatte er vorher das Entfalten irgendeiner Initiative verboten, so stellte er jetzt auch die Entgegennahme von Friedensfühlern unter Todesdrohung. „Solange ich nicht siege, verhandle ich nicht!“ erklärte er Ribbentrop. „Ich verbiete es Ihnen daher, auch nur den Gedanken an Verhandlungen zu äußern.“

Ribbentrop hatte vorher den Versuch gemacht, anzudeuten, daß wir unser Eroberungsprogramm in Europa zurückschrauben müßten, um es für den Gegner irgendwie akzeptabel zu machen. Das hatte Hitler aber nur in Weißglut versetzt und zu den genannten Äußerungen veranlaßt. „Glauben Sie mir doch", so versicherte er zum Schluß Ribbentrop, „wir werden noch siegen. Auch dieser Schlag ist für mich ein Zeichen, daß ich nur härter und härter werden muß und noch nicht die letzte aller Prüfungen überstanden habe. Wir müssen eben noch mehr und noch mehr arbeiten und auch das Allerletzte einsetzen, dann werden wir es schon schaffen."

Als ich vielleicht 48 Stunden nach dieser Szene mit Ribbentrop im fünfhundertjährigen Eichenwald von Steinort im Schneegestöber spazierenging, wobei er mir dies von seiner Unterredung mit Hitler berichtete, schloß er mit den Worten: „Jetzt können wir nur noch hoffen, daß wenigstens einer der Gegner vernünftig wird, denn die Engländer müssen es doch eigentlich einsehen, was für ein Wahnsinn es wäre, uns den Russen auszuliefern." Er hatte Tränen in den Augen, und ich erwartete, daß er jeden Augenblick in ein Schluchzen ausbräche. Aber schließlich faßte er sich und ließ mich lediglich unter einem Eichenbaum schwören, daß ich niemandem etwas über diese Dinge erzählen würde.

Einige Tage später forderte mich Ribbentrop erneut zu einem Spaziergang auf, der diesmal in die schneebedeckte Landschaft hinaus auf freies Land führte und bei dem wir nur von einem Sicherheitspolizisten mit Maschinenpistole begleitet waren, der sich jedoch in so weitem Abstand halten mußte, daß er den Einzelheiten des Gesprächs nicht folgen konnte.

„Es muß", so begann Ribbentrop diesmal die Unterhaltung, „doch irgendeine Möglichkeit geben, die Engländer und Amerikaner von dem Wahnsinn ihres Krieges gegen uns zu überzeugen. Begreifen sie denn gar nicht, daß die Vernichtung der deutschen Macht ausschließlich Stalin nützt und das Gleichgewicht der Mächte in Europa endgültig zerstört? Es muß doch möglich sein, ihnen klarzumachen, welche ungeheure Gefahr dies für ihre Weltstellung bedeutet. Schließlich besitzen die Sowjets doch bereits jetzt ein solches Rüstungspotential, daß sie in einigen Jahren die Engländer und Amerikaner überflügeln. Deutschland bedeutet gegenüber dieser Drohung doch einfach gar keine Gefahr. Kann man nicht auf irgendwelchen Wegen den Engländern und Amerikanern beibringen, daß ein Sieg der Sowjets das Gegenteil von dem ist, was sie sich wünschen können?"

Ich stellte daraufhin die Frage, ob er es für wünschenswert oder gar erlaubt halte, daß wir in unserer Propaganda einen baldigen Sieg der Russen prophezeien sollten, um der Gegenseite die Konsequenzen eines solchen Ereignisses klarzumachen.

Ribbentrop erwiderte darauf, er wolle wissen, ob ich glaube, ein derartiges Argument vermöge die Engländer und Amerikaner davon zu überzeugen, daß der Krieg nicht bis zu einem Siege durchgefochten werden dürfe, sondern daß sie sich mit einem Remis begnügen müßten, um Frieden zu schließen.

Ich erwiderte, dies sei eine sehr schwierige Frage, die ich mir erst in Ruhe überlegen müsse. Ich glaubte aber nicht, daß das der Fall wäre. Ich hätte die Überzeugung, daß weder die Engländer noch die Amerikaner sich der letzten Konsequenz aus ihrem Krieg gegen Deutschland bewußt wären, daß aber die maßgeblichen Männer, d. h. also Roosevelt und Churchill, wie sich einwandfrei aus den aufgefundenen Berichten in Warschau und Paris ergäbe, einen Krieg bis zur völligen Niederwerfung Deutschlands führen wollten. Es komme ihnen darauf an, die deutsche Drohung und die deutsche Machtposition in Europa ein für allemal zu beseitigen. Der Krieg gehe um die Erhaltung der Substanz des deutschen Volkes, d. h. um die Anerkennung dessen, daß das in einem Reiche geeinte deutsche Volk ein Recht auf diese Einigkeit besäße. Gerade das aber scheine den Franzosen, Engländern und Amerikanern bedrohlich, so daß sie dies nur einem ohnmächtigen Deutschland zugestehen würden.[56]) Da das Regime Hitlers aber umgekehrt ein starkes und mächtiges Deutschland verkörpere, ginge ihr ganzes Ziel auf die Zerschlagung dieses Regimes aus. Ich hielte es also für völlig ausgeschlossen, daß angesichts dieser Kriegsziele die Alliierten, die nicht nur Hitler, sondern die natürliche Machtposition des deutschen Volkes als solches zerschlagen wollten, sich auf einen Kompromiß irgendwelcher Art einlassen würden. Das könnten selbst die deutschfreundlichen Parteien nunmehr, nachdem die ganze Kriegsmaschinerie erst einmal angelaufen sei, kaum durchsetzen. Umgekehrt könne ich mir auch nicht vorstellen, daß sich in Deutschland irgendwo jemand finden würde, der im gegenwärtigen Stadium bereit sei, einen Frieden mit dem Westen zu akzeptieren, wenn dieser eine derartige Minderung der Macht des Vaterlandes mit sich bringen würde. Es gäbe daher meiner Ansicht nach nur die eine Hoffnung: Wenn die Alliierten sich nach dem Vergießen von Strömen von Blut müde gekämpft haben würden, dann werde vielleicht bei ihnen die Einsicht kommen, daß das Ziel der Zerschlagung Deutschlands nicht ihren Interessen diene.

Ribbentrop fragte mich daraufhin: „Sie meinen also, daß eine Verständigung mit den Engländern und Amerikanern erst möglich ist, wenn z. B. die Invasion abgeschlagen sein sollte, oder jedenfalls erst nach weiteren jahrelangen Kämpfen, und daß es nicht möglich ist, sie durch die Drohung eines russischen Sieges von ihrem Ziele abzubringen?"

Ich bestätigte darauf, daß dies in der Tat meine Ansicht wäre, da ich der Überzeugung sei, daß das russische Problem, insbesondere der Bolschewismus, weder in England noch in Amerika im geringsten verstanden würde. Bezeichnend dafür sei, daß es in England keine kommunistische Partei von Bedeutung, daher auch keine kommunistische Gefahr gäbe, während die Kommunisten sich in den Vereinigten Staaten wegen der theoretischen Sympathien einiger Planwirtschaftler für den Bolschewismus sogar besonderer Gunst erfreuten. Die Erfahrungen, die wir umgekehrt in Deutschland mit kommunistischen Aufständen und der bestialischen Abschlachtung der Oberschicht durch die Kommunisten gemacht hätten, seien weder in England noch in den Vereinigten Staaten auch nur verstanden worden, einfach aus dem Grunde, weil es ähnliche Erscheinungen in diesen Ländern nicht gäbe. Es fehle daher auch jeder Ansatzpunkt zu einem Verständnis der russischen Gefahr. Alles, was wir in der Beziehung sagten, erschiene den Engländern und Amerikanern als „bogey" (künstliches Gespenst).

Ribbentrop wollte das jedoch nicht einsehen. Er erklärte mir, immer lauter sprechend und schließlich laut schreiend und mit seinem Spazierstock in den Schneewehen herumfetzend, dies sei eben ein Zeichen dafür, was er immer gewußt habe, daß die deutsche Propaganda kläglich versage und der Führer recht habe, wenn er meine, hier würden nicht die richtigen Leute eingesetzt. Jemand, der von der kommunistischen Gefahr voll überzeugt sei, müsse auch in der Lage sein, diese Überzeugung dem Gegner beizubringen.

Ich widersprach ihm. Ich sei der Ansicht, so betonte ich, und müsse dies wiederholen, daß es eine Verkennung sei, wenn man glaube, durch ständiges Wiederholen dieser Parole irgendeinen Eindruck im Ausland zu machen, da dafür die Auswirkung unserer Propaganda nicht ausreiche.

„Sie halten es also für völlig ausgeschlossen", wiederholte Ribbentrop, „daß man dem Gegner auf irgendeine Weise beibringen kann, welche Gefahr ein Sieg der Bolschewiken bedeutet?"

„Ja", erwiderte ich, worauf er abrupt das Gespräch abbrach und schweigend den langen Weg bis zum Schloß Steinort mit mir zurücklegte.

In der Tat zeigte dieses Gespräch vom März 1943 deutlich das Dilemma, in dem sich der Außenminister damals befand. Er konnte ja nicht offen oder durch diplomatische Kanäle den Westalliierten zu verstehen geben, daß ein Sieg der Bolschewiken zu erwarten wäre. Das hätte ja nur die Siegeszuversicht der Gegenseite bis zum äußersten gestärkt. Direkte Verhandlungen waren ihm — bei Todesstrafe! — untersagt. Gespräche von Agenten oder Mittelsmännern würden aber doch wohl nur ein Kopfschütteln auf der Gegenseite hervorgerufen haben. Irgendein anderes Propagandamittel, um den Gegner zu überzeugen, welche Gefahr ein russischer Enderfolg mit sich bringen würde, gab es auch nicht. Das einzige Mittel, das man also hätte probieren können, wäre der offene Versuch einer Verständigung mit den Sowjets gewesen. Gerade das aber hätte Hitlers Intentionen auf das schärfste widersprochen, da dieser auch nach der Niederlage von Stalingrad nicht bereit war, eine Verständigung mit den Sowjets zu suchen, obwohl das möglich gewesen wäre!

Interessanterweise ist festzustellen, daß etwas später Fühler von deutscher Seite erfolgt sind, die ein derartiges deutsch-russisches Gespräch ins Auge gefaßt haben. Jedenfalls habe ich dies aus den Äußerungen geschlossen, die Kleist, der Rußlandbeauftragte Ribbentrops, mir gegenüber machte.[57])

Zwischen Hitler und Ribbentrop ist die Frage einer Verständigung mit den Sowjets nach Stalingrad ebenfalls noch einmal auf das eingehendste erörtert worden, aber, wie das aus den mir wiedergegebenen Mitteilungen Ribbentrops und Hewels hervorgeht, mit einem völlig negativen Ergebnis. Hitler versteifte sich erst recht auf die Vorstellung, daß er nicht verhandeln dürfe, solange es ihm militärisch schlecht ginge, und lehnte insbesondere den Gedanken einer Verständigung mit den Sowjets noch einmal nachdrücklich ab. Er erklärte seiner Umgebung damals zum ersten Male: „Mit den Sowjets verhandeln wir nicht. Wir besiegen sie oder gehen selbst unter!"

Die außenpolitischen Folgerungen, die Hitler persönlich aus der Niederlage von Stalingrad zog, waren somit völlig negativ. Er verhärtete sich in seiner Auffassung, daß er nun erst recht bis zu einem Siege über die Bolschewiken kämpfen müsse, und zog für sich selbst die Schlußfolgerung daraus, daß er die gemachten Fehler auf der deutschen Seite ausmerzen müßte. Diese Fehler suchte er aber nicht bei sich selbst. Er war vielmehr der Überzeugung, daß die Generale seine Befehle nicht richtig ausführten und seine Befehlsgewalt nicht tief genug in die Front hineinreiche. Daher entstand bei ihm der Wunsch, bis in die letzten Kampflinien hinein

die Armee direkt unter seinem Kommando zu haben, so daß er schließlich den Befehl erließ, daß kein Bataillon an der Ostfront eine Bewegung ausführen dürfe, ohne daß er es persönlich hierzu ermächtigt habe.

Die deutsche Front erhielt damit etwas unnatürlich Starres und Unbewegliches. Generale, Regimentskommandeure, ja Kompanieführer, die es wagten, selbständige, aus den Gegebenheiten der Lage sich ergebende Bewegungen der Truppe zu befehlen, wurden abgelöst, später vor ein Kriegsgericht gestellt und wegen Ungehorsams erschossen, wobei Hitler die verfügten Urteile nicht scharf genug sein konnten. Er wünschte immer wieder Todesurteile und fand bei dieser „Terrorisierung der Armee" in Keitel und Jodl willige Gefolgsleute.

Auf der anderen Seite — und nun begriff ich, warum Ribbentrop seine merkwürdigen Fragen an mich gestellt hatte — wurde im Inland die Propaganda nunmehr auf das Thema: „Alle Mann an Bord, es besteht die äußerste Gefahr, daß wir von den Bolschewisten überrannt werden", umgestellt. Ohne jede Rücksicht auf die Auswirkungen derartiger Parolen im Ausland konnte im Inland die bolschewistische Gefahr von nun an nicht groß genug an die Wand gemalt werden. Der Bevölkerung wurde geschildert, welche ungeheure Barbarei sie im Falle einer Niederlage zu erwarten hätte, und auf diese Weise eine neue psychologische Lage geschaffen, die, das läßt sich nicht abstreiten, tatsächlich über die entstandene Führungskrise hinweghalf. Der totale Krieg wurde auf allen Gebieten verkündet und in jeder Form propagiert, mit dem Erfolg, daß es Hitler noch einmal gelang, Volk und Armee im gleichen Schritt und Tritt hinter sich zu halten.

Es läßt sich also nicht leugnen, daß der Psychologe oder der Propagandist, der in Hitler steckte, nach Stalingrad seinen allergrößten Triumph gefeiert hat; in dem Augenblick, in dem die normale Reaktion eines gesunden und nicht von der Propaganda betäubten Volkes die Beseitigung der für eine solche Niederlage Schuldigen gefordert hätte, verstand es Hitler, die Krise dadurch zu überwinden, daß er mit neuen Propagandaparolen vom Sieg auf die drohende Niederlage umsattelte. Daß er nebenbei, um seine harten Maßnahmen gegen die führenden Offiziere zu rechtfertigen, durch eine auch niedrigste Mittel nicht scheuende Mundpropaganda die Verantwortung von sich auf die Generale und den Generalstab abschob, gehörte zu den teuflischen Mitteln, zu denen ihm vor allen Dingen Goebbels geraten hatte.

Trotzdem verschloß Hitler sich bereits damals nicht der Er-

kenntnis, daß es so nicht weitergehen könne. Und so kam er zu einer ganz neuen Konzeption der Kriegführung, die also wohl auch ihren Ursprung letzten Endes in der Niederlage von Stalingrad hatte. Hitler analysierte die Lage nämlich anders als alle übrigen. Er sagte sich und erklärte dies auch seinem Vertrauten Hewel im Gespräch, daß er seine Anfangserfolge nicht der Überlegenheit der Mannschaften und Hilfsquellen, sondern ausschließlich der technischen Ausrüstung zu verdanken gehabt hatte. Die Überlegenheit an Panzern und die Überlegenheit der Luftwaffe hätten ihm, so analysierte er sicher nicht zu Unrecht, die Überlegenheit über den Gegner gebracht. Das war aber nichts anderes als eine technische Überlegenheit, eine Überlegenheit der Waffenbeschaffenheit.

Was lag also näher, als den Ausgleich für alle Verluste und für die materielle Überlegenheit des Gegners darin zu suchen, daß man neue Überwaffen — Wunderwaffen — schuf?

Immer wieder waren Hitler während des Krieges neue Erfindungen und neue Waffen vorgelegt worden, die gegenüber den bisherigen eine Steigerung, ja eine Übersteigerung bedeuteten. Und so erklärte Hitler seinen technischen Beratern, daß es darauf ankomme, diese Wunderwaffen zu schaffen. „Wenn jeder Infanterist statt eines Gewehres eine Maschinenpistole oder ein Maschinengewehr hat, wenn ich die alte Feldartillerie durch Granatwerfer ersetzen kann, wenn ich die schwere Artillerie der alten Zeit durch die Raketen-Artillerie ersetze, wenn ich Düsenflugzeuge schaffe, die doppelt so schnell sind wie die der Gegner, U-Boote, die nicht aus der Luft entdeckt werden können, wenn ich England, statt es mit Flugzeugen anzugreifen, aus der Ferne mit Raketen bombardiere, dann kann ich den Krieg trotz allem gewinnen."

Jedenfalls läßt sich nicht leugnen, daß Hitler die Wiederherstellung seiner Position als Führer mit einer bedingungslos ergebenen Gefolgschaft nach Stalingrad mit einer geradezu teuflisch vollendeten Meisterschaft nach innen zuwege gebracht hat. Während jeder andere unter diesen Schicksalsschlägen wahrscheinlich zusammengebrochen wäre, verstand er es noch einmal, alles zusammenzuhalten und die Katastrophe um anderthalb Jahre hinauszuschieben.

Wie weit es Ribbentrop damals gelungen ist, die Japaner über alle diese Anzeichen zu täuschen, vermag ich nicht ganz eindeutig zu sagen. Aus Andeutungen des japanischen Botschafters Oshima und seiner Umgebung, soweit diese aus überhörten Telefongesprächen, die uns das Forschungsamt lieferte, sich entnehmen ließen,

würde ich schließen, daß die Japaner sich der wahren Lage Deutschlands nach Stalingrad sehr genau bewußt waren, um so mehr, als auch bei ihnen die ersten Anzeichen von Mißerfolgen deutlich wurden. Es ist sicher, daß die japanische Diplomatie seitdem bemüht geblieben ist, eine Verständigung zwischen Sowjet-Rußland und Deutschland herbeizuführen, da von da ab immer wieder, ich möchte sagen, fast jedes halbe Jahr, irgendwelche Fühler dieser Art vom japanischen Botschafter ausgestreckt wurden, wenn auch ohne jeden sichtbaren Erfolg.

Böse Folgen hatte die Niederlage von Stalingrad im Zusammenhang mit der Afrika-Niederlage in Italien. Die Tatsache, daß die Engländer und Amerikaner nach dem Sieg in Tunis in Sizilien landeten, hatte zusammen mit den Berichten über die Kriegslage in Rußland eine deutscherseits nicht vorausgesehene Folge in Italien. Der klare politische Sinn, der von jeher die Italiener ausgezeichnet hat, sagte ihnen offenbar, daß der Krieg an der Seite Deutschlands nicht mehr zu gewinnen war, und erregte nicht nur in der breiten Masse des Volkes, sondern auch innerhalb der faschistischen Partei den Wunsch, Italien aus dem Dreierpakt ausscheiden zu lassen und Mussolini zu diesem Zweck zu stürzen. So kam es zu jener denkwürdigen Tagung des faschistischen Rates, in der Mussolini abgesetzt wurde, und schließlich zur Beseitigung des faschistischen Regimes überhaupt. Daß dies alles nur das Hinüberwechseln Italiens in das Lager der Westalliierten vorbereitete, wurde sehr bald in Deutschland bekannt.

Man kann einige der Maßnahmen, die im Verfolg der Überwindung der italienischen Krise hier erfolgt sind, aber auch als günstig für Hitler ansehen. Die vollständige Besetzung Frankreichs z. B. und die blitzartige Umstellung der deutschen Kräfte im Westen, die auf Grund der Vorkommnisse notwendig waren und erfolgreich durchgeführt wurden, bedeuteten nicht eine Schwächung, sondern eine Stärkung der deutschen Position in Frankreich und eine Verbesserung der Abwehrmöglichkeiten für den Fall einer englisch-amerikanischen Invasion.

Daß die Abschaffung der Selbständigkeit Frankreichs zugleich das Ende der Abetzschen Verständigungspolitik mit den Franzosen bedeutete, liegt auf der Hand. Abetz bemühte sich trotzdem auf das allerlebhafteste, dieser Entwicklung gegenüber Widerstand zu leisten, fiel jedoch in Ungnade und mußte sich fast ein Jahr lang in Berlin in einer Art besserer Einzelhaft aufhalten. Als er wieder geholt wurde, war die psychologische Situation in Frankreich derart verfahren, daß er nicht mehr in der Lage war, die abwärts rollende Lawine aufzuhalten.

Es ist nur zu verständlich, daß die Engländer diese Gelegenheit ausgenutzt haben, um der deutschen Kriegführung in Frankreich jede mögliche Schwierigkeit zu machen. Sie benutzten hierzu vor allen Dingen die Organisierung der „résistance", d. h. des bewaffneten Widerstandes und Aufstandes gegen die deutsche Wehrmacht.

Seit Jahren hatte der englische Geheimdienst bereits in London in der sogenannten „Patriotic School" hierfür geeignete Persönlichkeiten zu Partisanenkämpfern ausbilden lassen. Die Engländer gingen hierbei mit äußerster Skrupellosigkeit vor. Um den gewünschten Erfolg der Sabotage zu erzielen, wurde den als Fallschirmspringern abzuwerfenden Agenten ein Kampfkodex beigebracht, der an Gewissenlosigkeit nicht zu übertreffen war. Die von den Engländern abgeworfenen Fallschirmspringer waren nichts anderes als dressierte Mörder, die gelehrt worden waren, daß jedes Mittel, Gift, Dolch, Pistole und jede Art von Sabotage erlaubt war, um das gesetzte Ziel zu erreichen. Irgendwelche Regeln, wie man sie in der normalen Kriegführung hat, gab es für diese Horden nicht mehr, die heimtückisch, als Zivilisten verkleidet, die französische Bevölkerung zum Widerstand gegen den eingedrungenen Feind aufstachelten und durch Gewalttaten jeder Art hierfür die Voraussetzungen schufen. Gegen diese organisierten, vom Himmel herabfallenden Mörderbanden konnte die Abwehr nur darin bestehen, daß man sie mit den schärfsten Mitteln bekämpfte. Die Erlasse Hitlers, wonach Fallschirmspringer, die in Zivil absprangen, mit dem Tode zu bestrafen und Sabotageakte auf das schärfste zu ahnden waren, hatten also sehr wohl eine verständliche Begründung. Nur gingen die Hitlerschen Gegenmaßnahmen weit über das notwendige Maß hinaus. Die Geiselverhaftungen unter der Bevölkerung, die an diesen Untaten nicht beteiligt war, die Erschießung unschuldiger Geiseln, die Massenverhaftungen führender Politiker oder Verdächtiger und ihre Einweisung in Konzentrationslager mußten die Gleichgültigkeit, ja, die wohlwollende Duldung der französischen Bevölkerung in einen glühenden Haß umwandeln und bildeten so die Grundlage für den Macquis, d. h. den Aufstand gegen die deutsche Wehrmacht.

Daß ein derartige Situation auch das Ende der Verständigungsbemühungen Pétains und Lavals bedeutete, ist selbstverständlich. Aus der Vichy-Regierung, die einst als Patrioten ihrem Lande zu dienen gesucht hatte, wurde in den Augen der Franzosen eine Regierung von Handlangern Hitlers, kurz eine Verräterbande. Unter anderen psychologischen Voraussetzungen als denen von Stalingrad wäre Hitler vielleicht davon zu überzeugen gewesen,

daß seine Maßnahmen in Frankreich falsch waren. Aber in der Verhärtung, in der er sich jetzt psychologisch befand, die zugleich durch seine immer deutlicher werdende schwere Erkrankung noch verstärkt wurde, war er keinerlei vernünftigem Ratschlag mehr zugängig.

Ich entsinne mich noch eines Spazierganges, den ich Anfang 1943 mit Abetz im Hauptquartier machte, nachdem er wieder zurückberufen worden war, um erneut in Frankreich eingesetzt zu werden. Wir hatten damals zum ersten Male die Erlaubnis erhalten, Pistolen zu tragen, und Abetz hatte sich daher eine solche gekauft. Da er aber trotz seiner Uniformierung nur ganz kurze Zeit Soldat gewesen war, hatte er mit einer Pistole nicht umgehen gelernt. Er bat mich daher, ihm zu zeigen, wie man eine Mehrladepistole handhabt. Nachdem ich selbst einen Schuß abgegeben hatte, ergriff er eifrig die Pistole, verfeuerte das gesamte Magazin und schob sodann das nächste wieder ein. Dann drehte er sich um und sagte zu mir: „Ich wünschte, ich könnte den Mann erschießen, der für all diesen Unfug und diese gemeinen Verbrechen in Frankreich verantwortlich ist", wobei mir vollkommen klar war, wen er damit meinte. Als Abetz von Hitler zurückkam, war er noch mehr enttäuscht. Er sagte mir: „Dieser Feigling duldet es nicht mehr, daß man in Waffen vor ihn tritt. Stellen Sie sich vor, man hat mir die Pistole abgenommen, bevor ich zu Adolf kam!"

Nur eine Befriedigung hatte Hitler in dieser Zeit: Es gelang ihm nach vielen Mühen, den gefangengesetzten Mussolini wieder aufzuspüren und ihn durch einen tollkühnen Streich aus der Hand seiner Feinde zu befreien. Das war eine Tat, die ihm wochenlang das größte Vergnügen bereitete und die er fast wie einen persönlichen Triumph und Sieg ansah. Ribbentrops Haß gegen Ciano erfuhr umgekehrt ebenfalls seine Befriedigung. Hitler befahl und setzte durch, daß Ciano seinen erwiesenen und nachgewiesenen Verrat mit dem Tode büßen mußte. Er wurde, nachdem er des Hoch- und Landesverrats vor einem faschistischen Gericht für schuldig befunden worden war, für seinen Verrat an seinem eigenen Schwiegervater zum Tode verurteilt. Ribbentrop war hierüber tief befriedigt, war er doch immer überzeugt gewesen, daß „dieses gemeine Subjekt, dieser Hurenjäger, dieser von den Engländern gekaufte ‚Graf' die ganze Zeit hindurch Verrat geübt habe und daß mehr als eine Aktion mißglückt war, weil Ciano die Pläne an den Feind verraten hatte".

Während ich es hatte bis dahin stets wagen können, Ribbentrop

scharf und unverbindlich meine Meinung zu sagen, wurde er nunmehr hiergegen empfindlich. Sei es, daß die ständigen Mißerfolge auf allen Gebieten, die Verschlechterung seines persönlichen Leidens (Ribbentrop war schwer nierenleidend, er hatte in Kanada infolge tuberkulöser Infektion eine Niere entfernen lassen müssen), die Unsicherheit seiner Stellung an ihm nagten, oder daß er, wie immer so auch hier, nur Hitler nachahmte: er wurde unleidlich, diktatorisch, überheblich, so daß mit ihm nicht mehr zu reden war.

Versuche, mit dem Minister zu einer vernünftigen Absprache zu kommen, scheiterten. Ribbentrop ging vielmehr dazu über, mich zu beschimpfen und vor seinem Stabe herabzusetzen: „Er schläft den ganzen Tag, arbeitet überhaupt nur noch in der Badewanne und ist niemals im Büro anzutreffen!" Ja, er bezeichnete mich als Reaktionär und Feind des Regimes. Obwohl ich derartigen Bemerkungen keine große Bedeutung beilegte, benutzte ich im Sommer 1943 anläßlich eines vorübergehenden Aufenthaltes in Fuschl eine passende Gelegenheit, um Ribbentrop in einem privaten Gespräch zu stellen. Ich erklärte ihm offen, daß ich, wenn ich sein Vertrauen nicht mehr besäße, bäte, gehen zu dürfen. Ich müßte mir aber derartige Bemerkungen über mich verbitten, da ich es nicht gewohnt sei, von meinen Vorgesetzen anders als ein Kavalier behandelt zu werden. Wenn er mir gegenüber andere Seiten anzuschlagen wünsche, dann würde ich hieraus die entsprechenden Konsequenzen ziehen. Verwunderlicherweise wich Ribbentrop auf diese Erklärung jedoch aus. Er sagte mir schlankweg, er habe das alles nicht so gemeint, ich sei unentbehrlich und ich hätte auf meinem Posten zu bleiben, bis der Krieg so oder so entschieden wäre, andernfalls würde ich wissen, was für Maßnahmen ich von ihm zu erwarten hätte. Ich erhob mich hierauf und erklärte ihm, daß ich mich vor nichts zu fürchten hätte; er wisse selbst am besten, daß er mir keinerlei Vorwürfe machen könne. Ribbentrop entschuldigte sich hierauf, aber unser Verhältnis war von da ab kühl und von einer gewissen Feindseligkeit durchsetzt.

Allen weiteren Auseinandersetzungen machte jedoch ein Ereignis ein Ende, das an sich in einem Krieg wohl selbstverständlich ist und häufig vorkommt. Bei einem leichten Bombenangriff auf Berlin warf mich der Luftdruck einer unweit meines Hauses explodierenden Bombe vom Dach meines zweistöckigen Hauses, als ich Brandbomben löschen wollte. Ich glaubte zunächst, mir sei nichts passiert. Als ich am nächsten Tag jedoch wieder die Sirene hörte, fiel ich in Ohnmacht. Ich hatte am Tag vorher

einen Herzmuskelschaden erlitten, der mich auf ein mehrmonatiges Krankenlager warf und mich zwang, den Dienst fast ein halbes Jahr zu versäumen, so daß die späteren Ereignisse des Jahres 1943 mir nur dunkel in Erinnerung geblieben sind. Schwere Herzanfälle ließen mich lange Zeit glauben, daß ich nur noch wenige Monate zu leben haben würde. Eine angemessene ärztliche Behandlung und ein monatelang währender Aufenthalt auf dem Lande brachten mir eine Besserung meines Zustandes. Immerhin war ich gezwungen, mir die Frage zu stellen, ob ich irgendeiner weiteren Dienstleistung physisch gewachsen sein würde, und reichte daher auf Veranlassung meines Arztes ein Abschiedsgesuch ein. Monatelang hörte ich auf dieses Gesuch nichts, bis ich plötzlich im Januar 1944 von Ribbentrop wieder ins Feldquartier nach Ostpreußen befohlen wurde.

Als ich Hewel von den schweren Herzanfällen, unter denen ich litt, berichtete, empfahl er mir, den Arzt Hitlers, Dr. Morell, zu konsultieren. Hewel war der Ansicht, daß Dr. Morell ein vorzüglicher Arzt war, dem der Führer die Erhaltung seines Lebens und seiner Gesundheit verdanke. Er war der Überzeugung, daß Morell gewisse geheimnisvolle Medikamente kenne, die von besonderer Wirksamkeit sein müßten und die mich ebenfalls bald wiederherstellen würden.

Obwohl ich von den Ärzten Ribbentrops gut behandelt wurde, befolgte ich den Rat Hewels und kam so in Berührung mit Dr. Morell. Morell stellte sich auf den vernünftigen Standpunkt, daß meine Herzanfälle durch eine normale Strophantin-Behandlung behoben werden könnten, und empfahl mir darüber hinaus eine Behandlung mit Testoviron oder Anertan.

Ich bin zwar kein Arzt, verfüge aber doch aus einer persönlichen Neigung heraus über soviel medizinische Kenntnisse, daß ich eine allgemeine Vorstellung von der Wirkung dieses Hormons hatte. Es wird bekanntlich zur Behebung sexueller Impotenz und in Fällen von sexueller Neurasthenie verordnet. Ich fragte daher Dr. Morell, was er sich von dieser Behandlung verspreche?

So kam es, daß ich mit Morell eine langwierige Erörterung über die Bedeutung dieses Medikamentes hatte, die mir noch heute lebhaft vor Augen steht. Sie ist mir um so mehr in Erinnerung geblieben, als mir Morell bei zwei weiteren Gelegenheiten, nämlich im November 1944 im Sonderzuge Salzburg—Berlin und Anfang 1945 im Hotel „Adlon" in Berlin, den wesentlichen Inhalt der Unterredung wiederholt hat und über die fortgesetzt günstige Wirkung, die dieses Mittel auf Hitler gehabt habe, berichtete.

Auf Grund der Mitteilung Morells kann ich daher folgendes wiedergeben: Hitler habe, so berichtete Morell, als er, Dr. Morell, im Jahre 1931/32 das erste Mal zu ihm gerufen worden sei, seit Monaten an schweren, fast unerträglichen Hinterhauptschmerzen gelitten, die mit Sehstörungen, Übelkeit, Gliederzittern und ähnlichem verbunden gewesen seien. Hitler habe sich daher angewöhnt gehabt, Opiate und Schlafmittel in immer größeren Mengen zu sich zu nehmen, so daß seine Umgebung befürchtete, er werde sich ruinieren. Da sei Hitlers Freund, der Photograph Hoffmann, auf die Idee gekommen, ihn, Dr. Morell, zuzuziehen, der Fälle von geistiger Überarbeitung und sexueller Neurasthenie seit Jahren in Berlin mit größtem Erfolg behandelt habe.*)

Er, Morell, sei dann tatsächlich zu Hitler gerufen worden. Damals sei er der irrtümlichen Auffassung gewesen, daß Hitler sich nicht nur geistig, sondern auch sexuell verausgabt hätte. Er habe ihn daher, gemäß den Erfahrungen, die er auch bei anderen Patienten gemacht habe, damit behandelt, daß er ihm alle Opiate und Schlafmittel entzog, ihn auf eine vernünftige vegetarische Diät gesetzt und ihn — mit Testis-Hormon behandelt habe. Dieses Mittel habe geradezu Wunder gewirkt. Nach der dritten Spritze bereits hätte sich Hitler wohlgefühlt und nach etwa 6-wöchiger Behandlung sei er nicht nur vollständig wiederhergestellt gewesen, sondern auch ein ganz anderer Mensch geworden. Er, Morell, so erklärte er mir im Tone tiefsten Geheimnisses, habe auf diese Weise Hitler nicht nur geheilt, sondern ihn auch erst richtig potent gemacht.

Seitdem habe er Hitler regelmäßig behandelt. Nachdem er ihn in den ersten Jahren nur alle 6 bis 8 Wochen einer Hormonkur unterworfen habe, habe sich Hitler an dieses Medikament gewöhnt, da es in ihm ein ungewöhnliches Hochgefühl und eine besondere Arbeitskraft hervorgerufen habe. Leider habe sich herausgestellt, daß Hitler dieses Medikament in wachsendem Maße benötige; er müsse daher seit Kriegsbeginn praktisch ständig um ihn sein, um zur Hand zu sein, wenn Hitler den Wunsch nach diesen Spritzen

---

* Für die Frage der Erkrankung Hitlers s. auch das Buch von H. R. Trevor-Roper, „The last Days of Hitler", Mcmillan Comp., New York 1947, Seite 59 ff. Die Kritik, die Trevor-Roper an Morell übt, ist gänzlich unangebracht. Die Äußerungen anderer Ärzte, die er zitiert, sind ganz zweifellos von Eifersucht diktiert. Die auf Seite 63 zitierte Anschauung, daß Morell Hitler durch künstliche Stimulantia aufrechtgehalten habe, ist eine typische Anschauung der englischen Medizin, die weit hinter der kontinental-europäischen und amerikanischen zurücksteht. Dagegen halte ich die Beschreibung, die Trevor-Roper auf Seite 63 ff. gibt, für richtig.

äußere. Insbesondere ließe sich Hitler vor jeder seiner großen Reden ein Mehrfaches der gewöhnlichen Dosen an Testis-Hormonen geben.

Morell erzählte mir dann voller Stolz, er glaube, in diesem Medikament das Wundermittel entdeckt zu haben, das in allerstärkstem Maße zur Steigerung der geistigen und physischen Qualitäten des Menschen beitrage, das nicht nur in Krankheitsfällen, sondern auch bei normalen Menschen zur allgemeinen Steigerung des Lebensgefühls, der Arbeitskraft, der geistigen Klarheit und der Entschlußfreudigkeit führe. Er, Morell, habe dies bei der Behandlung einer Reihe von Feldmarschällen und anderer hoher Persönlichkeiten der Partei einwandfrei feststellen können. Er glaube daher, daß dieses Mittel auch mir schnell wieder zur Gesundheit verhelfen könne.

Morell machte später allerdings auch Mitteilungen, aus denen für mich hervorging, daß sein Wundermittel offenbar der Erkrankung, an der Hitler litt, nicht völlig entgegenzuwirken vermochte. Morell erklärte mir nämlich, daß er immer größere Dosen geben müsse, um eine Wirkung zu erzielen, und daß trotzdem die Erkrankung Hitlers immer weitere Fortschritte mache.

Bei der Unterredung, die zwischen Dr. Morell und mir im Hotel „Adlon" 1945 in Berlin stattfand, schilderte er mir die eigentümliche Erkrankung Hitlers, auf die er sich keinen Vers machen könne. Morell schilderte mir die Symptome der Krankheit Hitlers wie folgt:

1. Hitler habe immer wieder an schweren Hinterhauptschmerzen gelitten, die sich bis zur Unerträglichkeit steigern könnten und gelegentlich Wutausbrüche zur Folge hätten. Sie seien stets verbunden mit Magenkrämpfen, Sehbeschwerden und schwerer Schlaflosigkeit. Diese Zustände hätten sich im Laufe der Jahre immer mehr gesteigert, hätten aber abgewechselt mit normalen und beschwerdefreien Perioden. Opiate und normale Migränemittel hätten gegen diese Art von Kopfschmerzen nichts geholfen.

2. Bei Hitler habe sich frühzeitig ein Zittern der linken Hand gezeigt, das sich im Laufe der Jahre so gesteigert habe, daß er dies nicht mehr habe verbergen können. Seine Angewohnheit, die linke Hand am Koppel zu vergraben oder hinter seinem Rücken zu verstecken, sei darauf zurückzuführen, daß er diese lästige Beschwerde habe verbergen wollen. Im Laufe der Jahre habe sich das Zittern nunmehr so gesteigert, daß er Messer und Gabel nicht mehr benutzen könne, ohne damit zu klappern. Er lasse sich daher seine Speisen zerkleinert vorlegen. Das sei auch der Grund ge-

wesen, warum er in Gegenwart anderer meist nur mit einem Löffel gegessen habe. Jetzt vermeide er es überhaupt, in Gegenwart von anderen Personen zu essen. In den letzten Jahren habe sich das Zittern auf den rechten Fuß übertragen. (Das Zittern Hitlers mit der linken Hand und dem rechten Fuß ist außer von Morell im übrigen auch von einer Reihe anderer Personen beobachtet worden. Ich selbst habe es ebenfalls beobachten können).

3. Hitler hatte seit langem einen merkwürdigen Gang. Er besaß keine volle Herrschaft über seine Beine. (Das haben eine Reihe weiterer Personen inzwischen bestätigt. So berichtet z. B. Sauerbruch in seinen Memoiren, daß ihm Hitlers „puppenhafter", gezierter Gang aufgefallen sei. Auch Hans Fritsche gibt an, daß Hitler, von hinten gesehen, ungeschickt wie ein Holzfäller ginge, daß er die Beine hinter sich herschleife und die Füße ungelenk aufsetze. Und Guderian erwähnt in seinen Memoiren ebenfalls die eigentümlich verkrampfte Haltung, in der Hitler sein rechtes Bein gehalten habe.) Hitler hat also wohl nach der Aussage von Morell einen ataktischen Gang gehabt. In seinen letzten Lebenstagen ging er am Stock und schleifte die Beine nur mühselig hinter sich her; er litt an einer schweren Gehstörung.

(Der eigentümliche Gang Hitlers ist vielen aufgefallen. Seine Verehrer behaupteten, er allein vermöge es, eine Front von Soldaten richtig abzuschreiten, alle anderen „humpelten" hinter ihm her. Ein schärferes Auge mußte sofort erkennen, daß Hitler eine künstliche Gehweise kultivierte, um dieses Leiden nach Möglichkeit zu verbergen.)

Hitlers Abneigung gegen Pferde und Kavalleristen sei ganz zweifellos auch auf diese Störungen seiner Gehwerkzeuge zurückzuführen.

4. Nach der Aussage Morells litt Hitler weiter immer wieder an Sehstörungen. Hitler habe dies dadurch zu kompensieren getrachtet, daß er starke, für Weitsichtige gemachte Brillengläser trage, wenn er allein sei. Hitler hasse es bekanntlich, wenn man ihm ins Auge sehe, weil das unnatürlich Starre seiner blauen Augen auffällig sei. Schriftstücke für ihn müßten in einer ganz besonders großen Type, die bis zu einem Zentimeter groß sei, geschrieben werden, da er andere Schriftzeichen nicht mehr lesen könne. Nach Ansicht von Morell sei das aber weniger auf eine Kurzsichtigkeit als vielmehr auf Sehstörungen allgemeiner Art zurückzuführen, welche die Schrift vor seinen Augen verschwimmen ließen. In den letzten beiden Jahren sei Hitler, so erklärte mir Morell weiter, nur mehr in der Lage gewesen, ganz wenige Schriftstücke zu lesen, da ihn Lesen zu sehr angestrengt habe, während er in seiner Jugend große

Mengen Bücher ohne jede Schwierigkeit geradezu gefressen habe. (Die Tatsache, daß Hitler eine Brille trug, wurde streng geheim gehalten. Es war verboten, Bilder von ihm zu veröffentlichen, auf denen er mit einer Brille zu sehen war.)

5. Morell fiel ferner auf, daß Hitler an Schwindelanfällen litt und alles vermied, was ihn physisch aus dem Gleichgewicht bringen konnte. In seiner guten Zeit habe Hitlers Auto nicht schnell genug fahren und sein Flugzeug nicht schnell genug fliegen können. In den letzten Jahren habe er hingegen das Fliegen vollständig vermieden. Sobald er Auto fahre, dürfe eine bestimmte Geschwindigkeit nicht überschritten werden. Den sogenannten „Adlerhorst", den sich Hitler habe erbauen lassen, habe er praktisch nur einmal benutzt. Er gab hierfür Herzbeschwerden an, erklärte Dr. Morell, aber auch, ihn schwindle, wenn er in diese Höhe gerate — daran sei wohl das Alter schuld. (Gelegentliche Ohnmachtsanfälle Hitlers, über die berichtet wird, werden wohl auf die gleiche Erscheinung zurückzuführen zu sein. Das sogenannte „Teppichbeißen" der englischen Märchen über Hitler kann sehr wohl auf entstellte Berichte von Schwindelanfällen zurückgehen.)

Diese Symptome, die ich hier so sachlich wie möglich wiedergegeben habe, deuteten nach Ansicht von Dr. Morell auf eine zerebrale Erkrankung hin. Er war sich aber nicht klar darüber, was für eine es war. Professor De Crinis, der auf Veranlassung Himmlers ein Gutachten über den Gesundheitszustand Hitlers abgeben mußte, hat bekanntlich die Ansicht geäußert, daß Hitler an der sogenannten Parkinsonschen Krankheit (der Zitterkrankheit, die auf einer Gehirnschädigung beruht) leide. Dr. Stumpfegger, den ich bei Hewel kennenlernte, hat diesem in meiner Gegenwart im Januar 1945 versichert, er vermute, daß Hitler an einem Gehirntumor leide. Er habe einwandfrei eine Stauungspapille bei ihm festgestellt.

Jedenfalls scheint es einwandfrei zu sein, daß die Mitteilungen, die mir Morell, Stumpfegger und Hewel damals machten, auf eine schwere Erkrankung Hitlers hindeuteten. Ob diese Erkrankung und die angebliche Hormonbehandlung, mit der Morell ihn immer wieder arbeitsfähig gemacht haben will, Hitlers geistige Gesundheit beeinträchtigt haben, lasse ich dahingestellt. Ich halte es aber für sicher, daß die Krankheit so schwer war, daß sie seine körperliche und geistige Leistungsfähigkeit auf das schwerste beeinträchtigt hat.

Jedenfalls war der bleibende Eindruck nach meiner ersten Unterredung mit Dr. Morell für mich ein tief erschütternder. Genau wie Ludendorff im Weltkriege durch die Basedowsche

Krankheit außerstande gesetzt wurde, den an ihn gestellten Anforderungen zu entsprechen, ist zweifellos auch Hitler einem ähnlichen Schicksal verfallen gewesen.

Ich möchte an dieser Stelle auf zwei weitere Tatsachen verweisen, die mir damals nicht berichtet worden sind und die ich erst später erfuhr. Hitler hat sich im Jahre 1943 während eines Aufenthaltes in Winniza eine schwere Gehirngrippe geholt, die Morell nach den mir gemachten Mitteilungen mit Cebion und Sulfonamiden behandelt hat. Personen aus seiner Umgebung sind zum Teil geneigt, den körperlichen Verfall Hitlers auf diese schwere Erkrankung zurückzuführen. Nach Morell hat dieser jedoch bereits seit dem Jahre 1932 bestanden und war seit 1938 in ein so akutes Stadium getreten, daß eine ständige Behandlung erforderlich war.

Die weit verbreitete Anschauung, daß Hitlers Erkrankung und sein späterer Verfall auf das Attentat vom 20. Juli 1944 zurückzuführen seien, ist hingegen einwandfrei falsch. Das Attentat hatte im Gegenteil die merkwürdige Wirkung, daß es Hitler zunächst einmal auf einige Wochen belebte und ihn zu der Ansicht brachte, daß sich sein Leiden bedeutend gebessert habe. Erst danach trat eine erneute Verschlechterung ein, die ihn allmählich völlig arbeitsunfähig machte.

VIII. Kapitel

20. JULI 1944

Das Gesamtbild, das ich Anfang 1944 nach meiner Rückkehr in das Hauptquartier gewann, war von einer geradezu erschütternden Tragik. Die militärische Lage hatte sich während des halben Jahres, das ich nicht mehr im Hauptquartier gewesen war, auf das äußerste verschlechtert. Hitler war es zwar gelungen, die Front im Osten noch einmal wiederherzustellen. Da er aber jede elastische Verteidigung ablehnte, kostete ihn der Abwehrkampf im Osten unverhältnismäßig hohe Verluste, und zwar sowohl an Menschen wie an Material.

Die Front gewann auf diese Weise eine Starre, die sie praktisch unbeweglich machte. Die Armeegruppenführer und Korpsführer kommandierten praktisch nur noch dem Namen nach, die Generalstäbe waren ausgeschaltet oder auf die Rolle bloßer Befehlsempfänger herabgedrückt. Daß diese Erscheinung allgemeines Murren im Offizierskorps hervorrief, ist voll verständlich. Sie widersprach der Tradition der Truppenführung in jedem Punkte und führte im übrigen zu Mißerfolgen und unnötigen schwersten blutigen Verlusten.

Umgekehrt zeigte es sich, daß die Russen in keiner Weise der Lage gewachsen waren. Es fehlte ihnen nicht an entscheidenden großen Planungen, dafür um so mehr an Elastizität in der Durchführung. Wenn sie an einer Stelle eine Offensive vorbereiteten, so geschah das meist in der Weise, daß sie ungeheure Mengen von Artillerie zusammenzogen und für den großen Feuerschlag, der die Offensive einleiten sollte, ebenso große Mengen von Artilleriemunition aufstapelten. Auf Fronten bis zu 100 km Länge sammelten sie dann gleichzeitig Tanks und Infanterie-Divisionen an, bis sie eine örtliche Überlegenheit von bis zu 30:1 und mehr erreicht hatten. Dann setzte eines Tages der große Feuerschlag der Artillerie ein, es folgte der Tankangriff, und nachdem Artillerie und Tanks die dünnen deutschen Linien zerstampft hatten, folgte die russische Infanterie, welche die verbliebenen deutschen Maschinengewehrnester ausräucherte und das von deutschen Truppen leergefegte Schlachtfeld einnahm. Es lag auf der Hand, wie derartiger

russischer Taktik auszuweichen war, aber dies wurde von Hitler verboten. Er verlangte von seinen Soldaten, daß sie sich in den Boden krallten und bis zum letzten Blutstropfen kämpften, um dem Feinde ein größtmögliches Maß an Verlusten beizubringen. Hitler hoffte, auf diese Weise die Russen allmählich zu erschöpfen und aufzubrauchen. In Wirklichkeit verbrauchte er jedoch die eigenen Armeen in einem sehr viel schnelleren Maße, als er sie ersetzen konnte. Die deutschen Linien wurden schwächer und schwächer, und es war abzusehen, wann der letzte deutsche Grenadier verbraucht wäre, während genügend Russen übrig geblieben sein würden, um nach Berlin zu marschieren.

Die Verzweiflung der einsichtigen Offiziere über diese Lage war um so größer, als man bereits seit 1943 damit rechnen mußte, daß die zweite Front aufgestellt, d. h. die Landung in Frankreich erfolgen würde. Überraschenderweise waren die Westalliierten nach ihren Erfolgen in Afrika in Italien gelandet anstatt in Frankreich, was viel logischer und damals auch wohl aussichtsreicher gewesen wäre. Obwohl bekannt war, wie stark der englische und amerikanische Einsatz in Italien war, wurde dies keineswegs als Beweis dafür angesehen, daß die Westaktion verschoben war, im Gegenteil, alle Nachrichten sprachen dafür, daß die große Landung im Westen in kürzester Zeit erfolgen würde. Für diese Landung im Westen hatte Hitler noch einmal einige Elite-Divisionen aufgestellt und auch eine beträchtliche Anzahl an Panzerkorps zusammengezogen. Immer wieder schien die Landung im Westen zu drohen, die es unmöglich machte, diese Reserven an der Ostfront einzusetzen, während umgekehrt im Osten die Russen unentwegt anstürmten. Infolgedessen herrschte im Hauptquartier eine ständige Nervosität darüber, wann denn die Landung erfolgen würde, zumal die unglaublichsten Nachrichten über englische und amerikanische Absichten vorgelegt wurden.

Zugleich tobte über Deutschland der Bombenkrieg. In einem beispiellosen, noch nie gekannten Einsatz von Großbomberverbänden wurde eine Stadt nach der anderen in Deutschland in Trümmer gelegt und eine Rüstungsfabrik nach der anderen ausgeschaltet. Insbesondere erfolgten schwerste Schläge gegen die deutsche künstliche Benzinherstellung, die immer wieder stark getroffen wurde. Die Tatsache, daß die Westalliierten in Süditalien Bomben-Flugplätze erobert hatten, die es ihnen gestatteten, zu jeder Tages- und Nachtzeit auch nach Süddeutschland und Böhmen einzufliegen, brachte das gesamte deutsche Produktionsfeld in den Bereich des feindlichen Bombeneinsatzes. Die Bombenangriffe durch alle 24 Stunden hindurch bedeuteten somit nicht nur eine

unerträgliche Belastung der Zivilbevölkerung, sondern brachten auch immer wieder die organisatorischen Gegenmaßnahmen des genialen Dr. Speer durcheinander. Immerhin gelang es um diese Zeit zum ersten Male, die wirkliche Gegenmaßnahme gegen Großbomberangriffe zu finden: Man verlegte die Fabriken unter die Erde und schuf so allmählich ein System von bombensicheren Fabrikationsanlagen, die wahrscheinlich ab Mitte 1945 die deutsche Kriegsproduktion als solche der Bombeneinwirkung vollständig entzogen haben würde. Aber bis man diese Riesentunnel in die Berge und Täler gegraben hatte, brauchte man sehr viel Zeit. Es stand zu erwarten, daß diese Bemühungen zu spät kommen würden.

Die allgemeine Verdüsterung der Stimmung und die Aussichtslosigkeit der militärischen Lage führten aber nicht etwa dazu, daß Hitler die politische Initiative freiließ. Im Gegenteil: Jeder Versuch, der gemacht wurde, Hitler zu bewegen, der Außenpolitik eine Chance zu geben oder durch eine Änderung seiner Propaganda und seiner Gesamthaltung Verständigungsbemühungen nach der einen oder anderen Seite möglich zu machen, scheiterten an seinem Wahnwitz. Jedem, der es hören wollte, predigte er das Märchen von den Wunderwaffen, von der Notwendigkeit des Aushaltens und der großen Wende, die bevorstünde, und mit dieser Begründung lehnte er jede außenpolitische Initiative ab. Es gab für ihn weder eine Verständigung mit dem Osten noch eine solche mit dem Westen. Er bestand darauf, daß er sein Kriegsziel hundertprozentig erreichen würde, und erklärte lediglich drohend, wenn ihm widersprochen wurde, daß er dann eben mit dem gesamten deutschen Volk untergehen werde . . .

Ich habe selbst in dieser Situation versucht, und zwar im März 1944, noch einmal mit einer grundlegenden Denkschrift die Dinge zu beeinflussen. Ich bedauere, daß diese Denkschrift mit allen meinen Akten einem englischen Bombenangriff in Berlin zum Opfer fiel. Die verhältnismäßig kurze Denkschrift war von Ribbentrop Hitler vorgelegt und von diesem seitenweise mit Randbemerkungen versehen worden, die deutlicher als alles andere seine damalige Mentalität, um nicht zu sagen seinen Wahnsinn, belegten.

Ich habe mich bemüht, in dieser Denkschrift damals die Konsequenz aus der gesamten Lage zu ziehen. Ich wies darauf hin, daß die militärischen Ereignisse es unwahrscheinlich machten, daß wir in der Lage sein würden, den Krieg mit großen Eroberungen abzuschließen, und daß es im übrigen, selbst wenn wir derartige Hoffnungen noch hegten, klug sein würde, dem Gegner propagandistisch auseinanderzusetzen, daß wir nicht die Absicht hätten,

Europa, geschweige denn die Welt zu erobern. Deutschland, so führte ich aus, müsse darauf hinweisen, daß es lediglich einen Verteidigungskrieg zur Erhaltung des Deutschen Reiches in seinen heutigen Grenzen führe und es nicht die Absicht habe, irgendein fremdes Volk zu unterjochen. Polen, Tschechen, Ungarn, Belgier, Holländer, Dänen und Norweger würden, ebenso wie die Franzosen, ihre volle Freiheit zurückbekommen, und ihre Grenzen würden unverändert bleiben. Lediglich Korrekturen im Osten, welche die Grenzen von 1914 wiederherstellen würden, seien notwendig. Für mehr kämpfe Deutschland nicht. Es sei bereit, bei einer Garantie der deutschen Grenzen in diesem Umfang in den Völkerbund zurückzukehren und jeden Pakt über die Ächtung jedes weiteren Krieges zu unterzeichnen. Es sei also jederzeit bereit, einen Waffenstillstand abzuschließen, der dem unnötigen Ringen ein Ende mache, da ja schließlich auch die Alliierten nicht umhin können würden, nach einer Niederlage Deutschlands diesem schließlich doch eines Tages seine alten Grenzen wieder zuzusprechen. Deutschland kämpfe also lediglich für seine Selbsterhaltung und sei bereit, auf ein Jahrhundert hinaus eine Friedensgarantie zu geben, wenn nur die Gegner ihrerseits eine Versicherung abgäben, daß sie nicht die Vernichtung des deutschen Volkes beabsichtigten. Ich riet zu einem besonderen Appell an Roosevelt und Churchill oder, falls man dies nicht wolle, dazu, doch von den wiederholten japanischen Bemühungen, einen Ausgleich zwischen Deutschland und Sowjet-Rußland herbeizuführen, Gebrauch zu machen . . .

Ich bin also zweifellos in meiner Denkschrift bis an das äußerste Maß dessen gegangen, was für Hitler erträglich sein konnte, und war mir bewußt, daß ich mit dieser Stellungnahme unter Umständen mehr als nur meine Position gefährdete.

Auch Ribbentrop hatte die größten Bedenken, ob er ein derartiges Dokument weitergeben sollte. Unter dem Eindruck der Nachrichten von der bevorstehenden Invasion entschloß er sich aber zum Handeln. Er versah mein Gutachten mit einer persönlichen, ihn leicht von der Angelegenheit distanzierenden Bemerkung für Hitler und ließ es dann durch Hewel vorlegen. Auf die Reaktion brauchte ich nicht lange zu warten. Bereits nach 48 Stunden ließ mich Ribbentrop wieder zu sich rufen und empfing mich in Fuschl in seinem Arbeitszimmer. Wenn ich erwartet hatte, daß mir eine große Szene gemacht würde, so sah ich mich jedoch angenehm enttäuscht. Ribbentrop überreichte mir müde das Blatt mit den Randbemerkungen Hitlers und sagte: „Nun sehen Sie selbst, wie der Führer denkt. Ihre Vorstellungen passen einfach nicht in die

Landschaft. Wie konnten Sie nur so schlecht informiert sein? Verstehen Sie es denn nicht, daß der Führer sich diesen Argumenten längst verschlossen hat und daß er kein Paktieren mehr kennt? Für ihn gibt es nur einen Sieg oder den Untergang, alles andere versteht er nicht mehr. Man fragt sich manchmal, ob man es mit seinem Gewissen vereinbaren kann, ihm überhaupt noch zu dienen. Lassen Sie sich das als eine Lehre dienen, aussteigen kann keiner, wir gehen zusammen unter oder siegen. Aber eine Minderung seines Programms wird Hitler niemals akzeptieren."

Als ich wieder in mein Zimmer zurückgekommen war und das merkwürdige Dokument in der Hand hielt, war ich allerdings mehr als erstaunt über das, was Hitler in seiner seltsamen Handschrift an den Rand der Aufzeichnungen geschrieben hatte. Zum Beispiel hatte er auf die Feststellung, daß Deutschland lediglich für die Erhaltung seiner Grenzen kämpfe, an den Rand geschrieben: „Wozu habe ich dann Krieg geführt? Man führt Kriege um zu erobern, aber nicht, um die eigenen Grenzen zu halten." Zu der Bemerkung, daß man die deutschen Forderungen auf ein Mindestmaß einschränken müsse, hatte er kommentiert: „Wenn ich nichts mehr fordere, gebe ich zu, daß ich verloren habe." Zu der Bemerkung, daß die Gefahr einer militärischen Niederlage bestehe, hatte er den „klassischen" Satz gefügt: „Wenn dieser Krieg verlorengeht, dann ist das deutsche Volk meiner nicht wert gewesen . . .".

Ich gewann daher, wie viele andere, die Überzeugung, daß es allerdings bei einer derartigen Mentalität nur noch ein Mittel geben konnte, um Deutschland zu retten: die Beseitigung Hitlers!

Daß ich mit dieser Überzeugung nicht allein gestanden habe, haben die Ereignisse bewiesen. Sie führten zu der Revolte des deutschen Offizierskorps und zum 20. Juli 1944, den ich selbst im Hauptquartier in Ostpreußen miterlebt habe, allerdings nicht in der Wolfsschanze selbst. Darstellungen der Vorgänge, die zum 20. Juli geführt haben, die ich bisher gelesen habe, entsprechen meiner Ansicht nach nicht allen wirklichen Ereignissen. Alles, was bisher erschienen ist, ist nicht von wirklich führend Beteiligten geschrieben worden, sondern von Nebenfiguren, die nur einen beschränkten Einblick in die Verhältnisse hatten. Da ich glaube, mehr zu wissen als diejenigen, die sich bisher dazu geäußert haben, fühle ich mich deshalb verpflichtet, meine eigene Ansicht über die Ereignisse, die zum 20. Juli geführt haben, zu geben*).

* Ich versage es mir hier, die gesamte Literatur zum 20. Juli 1944 aufzuzeigen. Ich halte aber weder die Darstellung von Gisevius noch

Ich habe den 20. Juli 1944 im sogenannten Feldquartier des Reichsaußenministers im Hotel „Jägerhöhe" am Kleinen Mauersee erlebt. Etwa 48 Stunden vor diesem Termin war ich von Herrn v. Ribbentrop nach Ostpreußen gerufen worden, weil er von mir eine Stellungnahme zu einem politischen Vorgang, den ich im Verlaufe dieses Kapitels des Näheren noch beschreiben werde, gewünscht hatte. Der Botschafter Graf v. d. Schulenburg war als Rußlandsachverständiger Ribbentrops zu dem gleichen Zwecke nach Ostpreußen gerufen worden. Obwohl ich das Attentat, seine Begleitumstände und einige andere dazugehörige Aktionen nicht als Augenzeuge erlebt habe, saß ich doch so sehr im Zentrum der Vorgänge, daß ich eine Fülle von Beobachtungen machen konnte, die vielleicht einem anderen an meiner Stelle nicht möglich gewesen wären, um so mehr, als ich seit Jahren mit einer Reihe führender Persönlichkeiten der Opposition auf vertrautem, ja freundschaftlichem Fuße stand. Ich muß betonen, daß dies nichts Ungewöhnliches war. Man muß sich ja vor Augen halten, daß ich aus dem Lager der Rechten kam, ja wohl behaupten darf, daß ich ein Journalist der Rechten gewesen war, und zwar der Rechten, aus deren Kreis die „berüchtigten" Persönlichkeiten der sogenannten „Verschwörung" stammten. Eine Reihe der sogenannten Verschwörer hatten, wie ich, Staatsstellungen inne, wie ja überhaupt die Frage der gegnerischen Einstellung zu Hitler keineswegs irgendwie die Zugehörigkeit zur SS, zur Partei oder das Innehaben irgendeines Staatsamtes ausschloß. Daraus erklärt sich eine ganze Reihe von Mißverständnissen in der Beurteilung der Opposition gegen Hitler wie auch in der Bewertung der Bedeutung der einzelnen Personen in ihrem Handeln oder Nicht-Handeln.

Wenn man eine Geschichte der Entwicklung der Zustände bis zum 20. Juli hin abzufassen versucht, muß man von einigen allgemeinen Voraussetzungen ausgehen, um einigermaßen an die Wahrheit der Vorgänge sich heranzutasten. Man muß also von der allgemeinen Linie ausgehen, die für die Verschwörer gegeben war, und darzustellen versuchen, wie sich das Problem im Laufe der Zeit vom Beginn der Machtergreifung Hitlers an gewandelt hat.

---

die von Schlabrendorff für vollständig, obwohl sie zweifellos in wesentlichen Teilen bei diesen beiden Autoren richtig ist. Für nicht akzeptabel halte ich die Darstellung von Rothfels über den deutschen Widerstand. Dieses Buch basiert ausschließlich auf literarischen Kenntnissen und geht von einer falschen Grundkonzeption der Vorgänge aus. Insbesondere wird die zivile Opposition in Rollen geschildert, die sie nicht hatte. Da ich die von Rothfels genannten Herren fast ausnahmslos gekannt und persönlich geprochen habe, glaube ich zu diesem Urteil berechtigt zu sein.

Hier ist zunächst einmal festzustellen, daß, als Hitler an die Macht kam, es keinerlei Notwendigkeit und Zwang für die Reichswehr gab, einen Sturz Hitlers zu planen. Hitler war der Form nach legal an die Macht gekommen, er war der von dem allgemein verehrten Feldmarschall v. Hindenburg ernannte Reichskanzler, dessen Betätigung auf das politische Gebiet beschränkt war, während die Reichswehr Persönlichkeiten aus ihren eigenen Reihen unterstellt war, denen auch die Opposition restlos vertraute. Es war zwar richtig, daß der auf Hindenburgs Wunsch berufene Reichskriegsminister und spätere Generaloberst v. Blomberg sehr vielen als zu weich erschien. Auch war er sehr bald Hitler völlig verfallen, aber das allein war kein Grund, um an ihm Anstoß zu nehmen, da er die Belange der Wehrmacht auf das beste vertrat. Jede Einmischung der Partei und der Organe Hitlers wehrte er ab. Daß er sich lobend über Hitler äußerte, war noch kein Grund, ihm zu mißtrauen. Da ja die Reichswehr zum ersten Male seit Erschaffung der Weimarer Republik in jeder Form verhätschelt und gepflegt wurde, gab es keine wirkliche Ursache zur Unzufriedenheit, und das um so mehr, als der Chef der Heeresleitung, v. Fritsch. und der spätere Chef des Generalstabs, Beck, Personen waren, deren unzweideutige Ablehnung jedes radikalen Kurses und jeder Anbetung Hitlers eine Gewähr dafür zu bieten schienen, daß das Gefüge der Reichswehr nicht angetastet würde. Die Reichswehr bildete somit in den ersten Jahren der Herrschaft Hitlers stärker denn je einen Staat im Staate, in dem es gestattet war, den altpreußischen Tugenden der absoluten Korrektheit, der Sauberkeit und eines gemäßigten Nationalismus unter Ablehnung aller extremen Anschauungen zu huldigen.

Daß das Reichsheer dem Verlauf des Röhm-Putsches, in dem sein Konkurrent und Gegner vernichtet wurde, nicht nur ruhig „mit Gewehr bei Fuß" zusah, sondern dies auch begrüßte, ist wohl begreiflich. Das Reichsheer brauchte nicht in Aktion zu treten, da der Plan Röhms, ein Milizheer aus 3 Millionen Mann SA zu schaffen, auf diese Weise von selbst scheiterte. Das Reichsheer sah den 30. Juni deshalb als Stärkung seiner eigenen Stellung an. Warum sollte das Heer damit unzufrieden sein?

Der Triumph, den die „Reaktion" angesichts der Niederknüppelung der SA empfand, sollte jedoch nur von kurzer Dauer sein. Denn nachdem Hitler sich den unbedingten Gehorsam auf dem zivilen Sektor gesichert hatte, war er sehr bald in der Lage, das gleiche auf dem militärischen zu tun. Der Tod Hindenburgs bot ihm die willkommene Gelegenheit, das einzig verbliebene Machtinstrument im Staate auf sich selbst vereidigen zu lassen. Damit

machte er sich zum Herrn des Instruments, das der alte Hindenburg als eine Barriere gegen Hitler in das ursprüngliche Kabinett hatte einfügen wollen. Mit dem Tode Hindenburgs und der Vereidigung der Reichswehr auf Hitler war die Konstruktion Hindenburgs eben tot. Die Sicherungen waren ausgeschaltet, die unbequemen Mahner kaltgestellt oder entmachtet, die feindlichen Organisationen aufgelöst oder verschwunden, und die alte Reichswehr war, auf sich selbst gestellt, sozusagen allein im luftleeren Raum übriggeblieben, ohne politische Führung und politische Anlehnung, ihrem eigenen Urteil überlassen.

Damit komme ich zu der Kernfrage, die von nun ab die Tätigkeit der zum aktiven Widerstand gegen Hitler Entschlossenen bestimmt hat: Wann war die Gefahr eines Krieges gegeben?

Es war selbstverständlich, daß sich ein erfolgreiches Handeln in den Augen der meisten Widerständler nur dann erhoffen ließ, wenn hierdurch eine größere Gefahr von außen abgewehrt wurde. Dagegen spielten innerpolitische Fragen kaum mehr eine Rolle. Die innerpolitische Gegenfront war so vollständig ausgehöhlt, daß Hitler auf diesem kritischen Gebiete zwar auf eine umfangreiche Opposition traf, daß aber diese Opposition zu keinerlei Handeln mehr befähigt war. Der Terror der Gestapo, das Überwachungssystem des SD und die Disziplinierung der Massen durch die großen Parteiinstitutionen (wobei ich auch die Arbeitsfront mitrechne) sorgten dafür, daß von hier aus ein Widerstand nicht möglich wurde. Es war also allein die Gefahr des Krieges, die an die Verantwortlichen das Problem heranbrachte, ob mit Erfolg offen Widerstand geleistet werden könne.

Es liegt damit auf der Hand, daß die Frage der außenpolitischen Beurteilung der Situation von entscheidender Bedeutung für die ganze Entwicklung des Widerstandes wurde. Und diese Feststellung enthüllt mit einem Schlage die ungeheure Schwäche, in der sich von nun ab jede Opposition befand. Wem sollte die Opposition Glauben schenken, den Berichten der Militärattachés, den Berichten der offiziellen Botschafter, den Berichten Weizsäckers oder den Urteilen unmaßgeblicher Außenseiter, wie z. B. den Urteilen Hassels, Goerdelers, Haushofers und ähnlicher Zivilisten? Wer hatte die Autorität zu sagen: Jetzt gibt es Krieg, jetzt muß gehandelt werden? Der Generaloberst Beck hatte sich hierüber 1937 entscheidend getäuscht. Sein Nachfolger, Generaloberst Halder, täuschte sich 1938 ebenso über das vor ihm liegende Problem, als er selbst vor die gleiche Frage gestellt wurde.

Ich bezweifle keineswegs, daß Halder und seine beiden zivilen

Berater, also Weizsäcker und Erich Kordt, in der 38er Krise im guten Glauben gehandelt haben, als sie in London die englische Regierung davon unterrichteten, sie wären im Falle der Herausgabe einer Erklärung, daß die Engländer zum Kriege schreiten würden, zum Putschen bereit.

Aber dieser Ratschlag, von wem er auch immer gekommen sein mag, entsprach, als er gemacht wurde, nicht der in England gegebenen Lage. Es besteht Zweifel darüber, ob die englische Regierung überhaupt verstanden hat, worum es ging, weil dieses Ersuchen so vollständig und ausschließlich auf den Voraussetzungen der deutschen Situation beruhte und auf der anderen Seite so völlig die Lage Englands selbst mißachtete, daß es zu nichts führen konnte.

Ich habe dieses merkwürdige Ereignis in London selbst erlebt und habe persönlich die Erklärung Chamberlains im Unterhaus nach Deutschland telefoniert und später die sehr viel schärfere Erklärung an die Presse selbst herausgeholt (wobei ich zwar nicht von deutscher Seite, wohl aber von englischer über die Bedeutung der Angelegenheit unterrichtet wurde).[57]) Ich habe damals in dem Bewußtsein gehandelt, daß man alles versuchen müsse, aber nur in der Überzeugung, daß diese Dinge keine ernsthafte Bedeutung haben könnten. Erst Jahre später habe ich mich davon überzeugen können, daß tatsächlich ein ernsthafter Wille des Heeres, den Staatsstreich zu versuchen, hinter diesen Dingen gestanden hat. Denn der ganze Vorschlag entsprach so wenig der internationalen Lage, daß ich verblüfft war, daß er ausgerechnet durch Kollegen des Auswärtigen Amtes nach England kam.

Als dieser Vorschlag nämlich durch die beiden Kordts an die englische Regierung herangetragen wurde, war die Kriegsgefahr in der tschechischen Frage so gut wie vollständig geschwunden, und zwar wegen eines Ereignisses, das voraussehen ließ, wie sich die Dinge entwickeln würden.

Die verschiedenen Aussprachen im französischen Kabinett hatten in dem Augenblick, in dem Erich Kordt die oben genannten Anregungen übermittelte, wie ich ausgeführt habe, eine vollständige Ablehnung jedes kriegerischen Einschreitens wegen der tschechischen Frage ergeben. Das französische Kabinett hatte seinen Außenminister ausdrücklich ermächtigt, der britischen Regierung mitzuteilen, daß Frankreich sich nicht in der Lage sähe, wegen der tschechischen Frage Krieg zu führen.

Diese entscheidende Mitteilung war bereits seit Tagen in London eingetroffen und dem Kreis Eingeweihter durchaus bekannt. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß ein Bericht

dieser Art auch durch die Botschaft nach Berlin gegangen war. Ich selbst habe in meinem Nachrichtendienst jedenfalls einwandfrei und eindeutig hierüber berichtet, und zwar mit so eindeutiger Quellenangabe, daß kein Zweifel über die Authentizität der mir gemachten Mitteilungen herrschen konnte.

Und es lag nicht nur diese Ablehnung Frankreichs vor, sondern darüber hinaus hatte das britische Kabinett sich bereits entschieden, noch einmal eine Aussprache mit Hitler zu suchen, wobei Chamberlain sich bereit erklärt hatte, sich persönlich mit Hitler auszusprechen!

Die Mitteilung, daß Chamberlain bereit sein würde, sich persönlich mit Hitler zu treffen und trotz seines hohen Alters zu diesem Zweck nach Deutschland zu fliegen, die mir vom Pressechef des Premierministers persönlich übermittelt worden war, hatte ich jedenfalls nach Deutschland bereits weitergegeben, als die Anregung der Opposition in London eintraf, durch eine Drohung mit der Kriegsgefahr einen Putsch in Deutschland auszulösen. Daß die Engländer unter diesen Umständen die von Halder gewünschte Erklärung überhaupt abgegeben haben, zeigt, daß sie nichts unversucht lassen wollten. Sie waren aber, wie mir sowohl Steward als auch Wilson mitgeteilt haben, im Zweifel, ob diese Erklärung etwas nützen werde und ob sie die deutsche Opposition zum Losschlagen veranlassen würde. Lag doch auch bereits der Bericht Hendersons, des englischen Botschafters in Berlin vor, der besagte, daß die Anregung Chamberlains grundsätzlich willkommen geheißen wurde. Die Kriegsgefahr schien somit weitgehend beseitigt. Mußte das nicht auch der deutsche Generalstab wissen? Mußte er denn dann noch handeln?

Die allzu große Primitivität, die dem Putschplan der Opposition zugrunde lag, wird also ohne weiteres ersichtlich, wenn man sich vor Augen hält, daß die Opposition erst dann an die Engländer herantrat, als diese die Kriegsabsicht bereits aufgegeben und ihre Verständigungsabsicht kundgetan hatten. Daß sich die Engländer daher aus der ganzen Angelegenheit nicht recht klarwerden konnten und umgekehrt auch die Opposition die Lust zum Handeln verlor, ist also wohl verständlich.

Dieses Beispiel mag erläutern, wie ungeheuer schwierig eine außenpolitische Beratung der Militärs und überhaupt der Opposition von nun an geworden war. Bis die meist zufällige Verbindung aufgenommen wurde, hatte sich die Lage längst geändert, und bis man zum Entschluß gekommen war, trafen die Voraussetzungen für das Handeln, die man sich in Deutschland zurecht-

gezimmert hatte, nicht mehr zu. Das Rad der Geschichte war über die Voraussetzungen hinweggerollt, lange bevor die militärische Opposition begriff, worum es sich handelte.

Und das geschah nun immer wieder. Daß man von unseren Soldaten nicht erwarten konnte, daß sie die außenpolitischen Vorgänge begriffen, erscheint mir entschuldbar. Sie waren von Wunschvorstellungen geleitet oder machten sich ihren Vers aus Ereignissen, die längst überholt waren, und wenn sie zum Handeln ansetzten, so war das entweder zu spät, oder die Lage hatte sich so geändert, daß das Handeln nicht mehr opportun erschien. Umgekehrt waren sie so weitgehend von der politischen Vorstellung des Auslandes abgekapselt, daß sie nicht begriffen, daß das Ausland ganz anders dachte, als dies in Deutschland der Fall war. Wenn Auslandkenner den Leuten in der Heimat berichteten, wie die Sachlage war, wurden sie entweder mit ungläubigem Staunen abgetan oder sogar von einigen Freunden gelegentlich verdächtigt, daß sie wohl einen kriegerischen Kurs Hitlers wünschten oder unterstützten. Es klaffte eben zwischen dem, was in Deutschland glaubhaft war, und dem, was im Ausland geschah, ein so großer geistiger Abgrund, daß man der Opposition keinen Vorwurf machen kann, wenn sie die Dinge im Ausland nicht mehr verstand, falsch interpretierte und daher nicht zum Handeln kam, oder, wenn sie handelte, dann falsch handelte.

Die zahlreichen Bemühungen der zivilen Opposition, mit dem Ausland in Fühlung zu kommen, litten zudem unter einem grundsätzlichen Mißverständnis, das einmal mit aller Deutlichkeit ausgesprochen werden muß. Die meisten Oppositionellen glaubten, daß die Beseitigung Hitlers oder der Sturz des Regimes in Deutschland alle Probleme lösen würde und das Ausland daher bereit sein würde, hierfür irgendeinen Preis zu zahlen. Davon konnte aber keine Rede sein. Die Politik der Gegner war grundsätzlich auf die Beseitigung der deutschen Machtposition, die Verkleinerung Deutschlands und die Herbeiführung eines Über-Versailles gerichtet, stellte also ein Maximal-Minus-Programm gegenüber Deutschland dar, das weit über die Beseitigung Hitlers hinausging. Man kann geradezu sagen, daß während des größten Teils des Krieges die Engländer und Amerikaner der Anschauung huldigten, es sei vollkommen gleichgültig, wer in Deutschland regiere, ob Hitler oder irgendein anderer. Was das Ausland wollte, war, unter allen Umständen Deutschland niederzuwerfen und ein für allemal zu verhindern, daß es seine Macht zur Entfesselung eines Krieges wieder gebrauchen könnte. Deswegen waren alle Angebote der militärischen Opposition, Hitler

zu stürzen, verfehlt, weil die Angelsachsen ja gerade die Macht des Militärs in Deutschland beseitigen wollten und daher in dem Angebot lediglich den Versuch sahen, diese zu erhalten.

Eine Verständigung wäre nur zu erzielen gewesen, wenn das Militär bereit gewesen wäre, zu kapitulieren und die Entscheidung über das künftige Deutschland dem Wohlwollen der Alliierten zu überlassen. Das wäre vielleicht nach Westen hin noch denkbar gewesen. Daß das aber nach Osten hin völlig ausgeschlossen war, wird jeder begreifen, der inzwischen die weitere Entwicklung erlebt hat. Es handelte sich also auch hier um ein unlösbares politisches Problem. Erst in dem Augenblick, in dem die Niederlage sicher war, gab es eine Möglichkeit der Verständigung. Es war aber keinem deutschen Feldmarschall und keinem deutschen Offizier von Ehre zuzumuten, daß er die Waffen wegwarf, bevor nicht die Niederlage sicher war, denn etwas Derartiges von ihm zu verlangen, hätte bedeutet, daß man erwartete, der deutsche Offizier werde gegen seine Tradition, seine Ehre und sein eigenes Interesse handeln. Infolgedessen gingen alle Verständigungsversuche zwischen Ausland und ziviler Opposition an den psychologischen Realitäten vorüber; es handelte sich um Bemühungen, die von vornherein zum Scheitern verurteilt waren.

Das muß man wissen, um zu verstehen, warum das Heer und seine zum großen Teil oppositionell gesinnten Führer Hitler in den ersten Kriegsjahren der Erfolge derartig bedingungslos gefolgt sind. Wenn das Ausland darauf bestehen zu müssen glaubte, daß das Heer Hitler stürzen und kapitulieren sollte, damit das Ziel der Vernichtung der deutschen Macht erreicht würde, so muß man umgekehrt berücksichtigen, daß man von einem gesund empfindenden Soldaten nicht die Zustimmung zu derartigen gegen seine Nation gerichteten Bestrebungen erwarten konnte, solange noch die Chance vorhanden war, diese Bestrebungen siegreich abzuwehren. Es gab daher de facto bis auf ganz wenige, völlig in Haß aufgehende Persönlichkeiten in den ersten Jahren der Erfolge Hitlers keinen aktiven Widerstand im Heer. Das Heer und seine Führer gehorchten, und zwar nicht nur, weil der Erfolg offensichtlich auf der Seite Hitlers war, sondern noch viel mehr, weil das Ausland auch nicht die Chance einer fairen Verständigungsmöglichkeit bot. Alles, was die zivile Opposition auf diesem Gebiete zu berichten hatte, war ja negativ, entsprach nicht der militärischen Mentalität und wendete sich so sehr gegen ein Mindestmaß an deutschen Interessen, daß man keinem Patrioten zumuten konnte, darauf einzugehen. Das war das tragische Verhängnis, aber es war nun einmal so.

Die Feindpropaganda trug im übrigen das Ihre dazu bei, um die Situation für die deutsche Opposition bis zum äußersten zu erschweren und die Lage „psychologisch einzufrieren".

Das geschah insbesondere ab 1942 durch die Erklärung von Casablanca, die bekanntlich eine bedingungslose Übergabe forderte und die von da an immer wieder und unablässig von der Propaganda gegen Deutschland eingehämmert wurde. Selbst meine Gegner innerhalb der Opposition gestanden mir später zu, daß ich recht behalten hatte. Aber sie verstanden auch, daß diese Erklärung Roosevelts die Folge hatte, daß für sie eine Betätigungsmöglichkeit nicht mehr gegeben war. Denn wie sollte das praktisch geschehen? Wer unter der zivilen Opposition konnte die Generäle jetzt noch überreden, eine bedingungslose Kapitulation anzunehmen?

Erst der Wandel des Geschehens in Rußland brachte allmählich, wenn auch sehr allmählich, Einsichten, aus denen schließlich die Saat des Handelns aufgehen sollte. . . .

Aber damit habe ich vorausgegriffen. Zunächst einmal wurde im Lager der Opposition eine Reihe von außenpolitischen Aktionen unternommen, von denen ich die wichtigsten der Reihe nach aufzählen möchte. Alle diese Verhandlungen bestätigten, was ich vorausgesehen und vorausgesagt hatte: die Angelsachsen blieben stur und gingen auf nichts ein, was auch nur nach dem berüchtigten kleinen Finger aussah, den man dem Teufel reicht.

Zunächst bemühten sich Trott und eine Reihe seiner Freunde, darunter auch Haushofer, über Zürich, Madrid und Lissabon mit angelsächsischen Freunden in Berührung zu kommen. Aber diese Gespräche — die Einzelheiten sind mir leider entfallen und die Aufzeichnungen hierüber habe ich nach dem 20. Juli vernichtet — führten zu nichts. Das Ergebnis dieser Gespräche bestand, genau wie mir das seinerzeit 1940 einer meiner Agenten berichtet hatte, darin, daß uns die Angelsachsen sagten: Erst müßt ihr Hitler beseitigen, dann müßt ihr bedingungslos kapitulieren, und dann wird Deutschland bestraft. Nichts anderes wurde in diesen Gesprächen in Aussicht gestellt, und nichts anderes konnten wir aus dieser Fühlungnahme entnehmen. Gewiß waren viele der Gesprächspartner nur Agenten des Secret Service oder des amerikanischen Geheimdienstes. Aber wer das auch immer war, ob Engländer, Amerikaner, Polen, Tschechen, Rumänen, Italiener oder Franzosen, die man von früher her gekannt hatte, sie sangen alle nur das eine Lied, das auf den Widerstand in Deutschland hundertprozentig entmutigend wirken mußte. Die Fühlungnahmen wurden zwar fortgesetzt, z. B. durch einen meiner Freunde bis in

die letzten Tage vor der Kapitulation hinein, aber das Ergebnis war immer das gleiche: eine Tonart, nach der kein deutscher Soldat marschieren würde, und mochte er Hitler noch so hassen!

Die Kreise um Canaris, die allem, was mit dem Auswärtigen Amt zusammenhing, mit äußerstem Mißtrauen gegenüberstanden, haben das Ergebnis dieser Fühlungnahmen nicht wahrhaben wollen. Sie glaubten entweder, daß trotz allem unsere Emissäre als Vertreter Ribbentrops angesehen worden seien oder daß sie der nötigen Geschicklichkeit entbehrt hätten. Aus dieser Kritik entwickelte sich 1943 der positive Wille, noch einmal anders zu handeln, so daß schließlich der Versuch gemacht wurde, durch die Geistlichkeit mit dem Feind in Verbindung zu treten. Es war dies die berühmte Mission des Pastors Bonhoeffer, der sich in Schweden mit Dr. Bell, dem Bischof von Chichester, traf. Dies ist ursprünglich ebenfalls von Popitz und Trott angeregt worden. Der Bischof von Chichester war sicher eine unvoreingenommene, aufrichtig christliche Persönlichkeit, die keinerlei Haß kannte. Ich hatte ihm den obengenannten Herrn selbst besonders empfohlen, da ich mir sagte, daß er von allen Persönlichkeiten, die in Frage kamen, derjenige sei, der am ehesten Verständnis für unsere bittere Lage in Deutschland haben würde. Ich habe mich darin auch nicht getäuscht. Die Gespräche zwischen Pastor Bonnhöfer und dem Bischof von Chichester verliefen durchaus positiv. Aber wer war schon der Bischof von Chichester? Auch er konnte schließlich ein derartiges Friedensangebot nur an Churchill weitergeben, der, getreu der Parole von Casablanca, unserem Angebot durch Eden ein kaltes „Nein!" entgegenschmettern ließ.

Das war eine geradezu vernichtende Antwort für alles, was gehofft hatte, daß wenigstens auf diese Weise eine Brücke zur Verständigung gefunden werden würde. In den Kreisen der Opposition griff eine furchtbare Depression Platz; man kann wohl behaupten, daß eigentlich von diesem Augenblick an alle ursprünglichen Pläne für die Beseitigung Hitlers zum Zwecke einer Verständigung mit dem Westen aufgegeben worden sind. Jedenfalls hat es nach der Absage Dr. Bells keine ernstzunehmende Fühlungnahme mit dem westlichen Ausland mehr gegeben. Churchill und Eden hatten die Türe zugeschlagen, von deren Öffnung die Opposition so viel erhofft hatte.

Trotz der grotesken Verschlechterung der Lage in Sowjet-Rußland, obwohl die Armee in wachsendem Maße zu der Einsicht kam, daß Hitlers Oberkommando ihr Verderben bedeutete, trotz der mannigfachen Niederlagen im Osten, war die Opposition wie

gelähmt, weil hier eben dem psychologischen Ansatzpunkt für ihr bisheriges Planen durch das Verhalten der Engländer definitiv der Boden entzogen war. Gewiß gab es Auslandsagenten wie Gisevius, die der Opposition noch Mut zu machen suchten. Aber an seine Berichte glaubte ab 1943 niemand mehr ernstlich. Die offiziellen Erklärungen der Feinde waren zu eindeutig, um noch irgendeine Hoffnung zu lassen. Man kann daher von diesem Augenblick an auch den Entschluß zum ersten selbständigen Handeln, zum Handeln ohne Rücksicht auf das Ausland, datieren, der nun der Opposition ein neues Gesicht gab und ihr klarer als bisher die Notwendigkeit des selbständigen Staatsstreiches vor Augen stellte.

Das erkärt es aber auch, warum nunmehr die führende Persönlichkeit der Opposition, nämlich der Minister Popitz, auf die Idee kam, für den Staatsstreich gegen Hitler ausgerechnet die Gruppe zu gewinnen, von der es der Außenstehende vielleicht am allerwenigsten erwartet hatte, nämlich die SS mit Himmler an der Spitze. Auch bei dieser Gruppe lagen die Dinge ja so, daß man scharf unterscheiden mußte zwischen dem äußeren Anschein und den Ideen, die den führenden Mann, nämlich Heinrich Himmler, erfüllten. Himmler, der ja zu den wenigen gehörte, die ein ungeschminktes Bild über die furchtbare Lage erhielten, in der sich Deutschland bereits seit 1942 befand, war, wie ich aus vielen Berichten weiß, hiervon auf das tiefste beeindruckt. Er hatte bereits Anfang 1942 Zweifel an den militärischen Qualitäten und der geistigen Gesundheit Hitlers und sprach im vertrauten Kreis durchaus von der Notwendigkeit „einzugreifen". Es war also kein Schuß ins Blinde, als Popitz auf Veranlassung des Obergruppenführers Nebe und durch Vermittlung des Rechtsanwalts Langbehn sich mit Himmler traf und mit diesem eine Aussprache hatte. Es ist bezeichnend, daß es möglich war, daß sich Popitz und Himmler über die Beseitigung bzw. Kaltstellung des „Führers" bereits 1943 haben unterhalten können und daß im Ergebnis der Unterredung Popitz jedenfalls den Eindruck gehabt hatte, daß er Himmler von der Notwendigkeit des Handelns überzeugt hätte. Popitz übersah allerdings dabei den Hauptcharakterzug Himmlers, den man diesem als brutalen Gewaltmenschen verschrienen Mann nicht zutrauen würde, wenn er nicht durch so viele Tatsachen belegt wäre. Himmler war nämlich kein Tatmensch, sondern ein Zauderer, ein unentschlossener, in mystischen Ideen schwelgender Fanatiker, der kaum je zum Handeln zu bringen war, wenn er nicht von außen hierzu angestoßen wurde. Wenn er dann zur Tat schritt, so handelte er mit äußerster Brutalität und Schnelligkeit, aber zwischendurch träumte und zauderte er und

war zu keiner Entscheidung zu bringen. Das ist bekanntlich auch wieder in Erscheinung getreten, als das Ende da war. Himmler, der die Möglichkeit gehabt hätte, über Bernadotte die Kapitulation einzuleiten, und der seiner Umgebung erklärt hatte, daß er hierzu bereit wäre, konnte sich nicht entschließen, „seinem Führer die Treue zu brechen". Und über dieses psychologische Hindernis kam er nicht hinweg, obwohl er, worüber kein Zweifel sein kann, seit 1943 mit den Ideen Popitz' grundsätzlich einverstanden war. Denn wie wäre es sonst zu erklären, daß er Popitz und seinen Kreis jahrelang schalten und walten ließ und ihn erst dann verhaftete, als nach dem 20. Juli für ihn bei Lebensgefahr die Notwendigkeit bestand, Mitwisser zu beseitigen? Denn erst dann griff er zu, obwohl er wissen mußte, daß Popitz mit den eigentlichen Vorgängen des 20. Juli 1944 kaum noch in Verbindung stand.*

Wenn so ein Teil des zivilen Widerstandes einen merkwürdigen und schwer zu begreifenden Weg ging, der zu keinem Erfolg führte, so klafften die Ansichten zwischen der Gruppe der Jüngeren des zivilen Widerstandes und der militärischen Führerschaft immer weiter auseinander. Die Jüngeren zogen nunmehr den Schluß aus den Ereignissen, daß es eine Verständigung mit dem Westen nicht gäbe, daß man daher eine Verständigung mit dem Osten suchen müsse — während die weniger einsichtigen älteren Herren des Generalstabs und der militärischen Führung erst durch den Schlag von Stalingrad aufgerüttelt werden mußten, um reif zum Handeln zu werden.

Leider ist über die Versuche einer Annäherung zwischen dem deutschen und dem russischen Standpunkt, oder genauer gesagt, zwischen dem nationalsozialistischen und dem kommunistischen Standpunkte, die von einer Reihe von führenden Mitgliedern der Opposition versucht worden ist, zu wenig bekannt geworden, um ein völlig klares Bild über diese Dinge zu gewinnen. Mir selbst sind diese Dinge nur sporadisch bekannt geworden, da ich ja erklärlicherweise zur westlichen Gruppe gehörte und daher von der sich bildenden östlichen** kaum ins Vertrauen gezogen

* Ich möchte an dieser Stelle meiner Ansicht Ausdruck geben, daß der Minister Popitz das Haupt der zivilen Opposition war. Weder Goerdeler noch Hassel, geschweige denn Generaloberst Beck, haben den gleichen Einfluß gehabt und die gleiche Rolle gespielt wie Popitz. Es ist nur leider so, daß alle Zeugen für die Rolle Popitz' umgekommen sind, während erklärlicherweise in den Akten das Bild dadurch verschoben wird, daß die Schreibtischarbeiten von Goerdeler und Hassel, die niemals in größerem Kreise besprochen worden sind, durch Zufälle erhalten wurden, die Akten der anderen aber verschwanden.

** Zur sogenannten östlichen Gruppe gehörten: Botschafter Graf

wurde. Nur gelegentliche Äußerungen des Botschafters Graf v. d. Schulenburg und des Obersten Freiherrn v. Rönne lassen mich ahnen, was sich hier abgespielt hat.

Interessanterweise hingen diese Dinge grundsätzlich mit der Politik, die Hitler in den besetzten Gebieten Sowjet-Rußlands trieb, zusammen. Eine Reihe von Ostkennern standen und stehen bekanntlich noch heute auf dem Standpunkt, daß Hitler den Krieg in Rußland nicht nur aus militärischen Gründen verloren hat, sondern auch aus politischen.

Der heldenhafte Widerstand, den der russische Gegner nach dem „Wunder von Moskau" leistete, war nämlich nicht zuletzt auch auf die unglaubliche Mißhandlung der Sowjet-Zivilbevölkerung durch deutsche Stellen zurückzuführen. Das sahen selbstverständlich niemand klarer als der kämpfende Soldat und die Führungsstäbe der Divisionen und Armeegruppen im Osten. Erst mühselig und nach heftigen Auseinandersetzungen gelang es einer Reihe verantwortungsbewußter Männer, wenigstens die gröbsten Mißstände abzustellen und den Versuch zu machen, zu einer vernünftigen Besatzungspolitik zu kommen. Eine wirkliche Änderung — darüber waren sich die Fachleute klar — würde sich nur erzielen lassen, wenn man Hitler davon überzeugte, daß man den russischen Soldaten brauchte, um den Bolschewismus zu besiegen, und daß man eine eigene national-russische Armee aufstellen müsse. Das war der von einer Reihe von OKW-Offizieren und der Gruppe des Grafen v. d. Schulenburg propagierte Plan der Aufstellung der Wlassow-Armee, deren Ziel es war, eine nationale Befreiung Rußlands vom Bolschewismus zu erkämpfen.[58]) Aber der eingeborene Slawenhaß Hitlers, sein Mißtrauen gegen die von ihm mißhandelten Völker und seine falschen Vorstellungen von der Psyche des Ostens ließen den einmal genehmigten Plan wieder in der Schublade verschwinden, bis erst in einem sehr viel späteren Stadium des Krieges, d. h. etwa ab 1943, diese Dinge wieder aktuell wurden.

Mit diesem Programm der Aufstellung einer russischen National-Armee ist aber auch niemand anderes in hervorragenderem Maße verknüpft gewesen als Graf Claus Schenck v. Stauffenberg, der spätere Attentäter vom 20. Juli. Er hatte zwar für diese Dinge nicht etwa die formelle Verantwortung, er war aber in

Werner v. d. Schulenburg, Graf Fritz v. d. Schulenburg, Graf York v. Wartenburg, v. Haefften, Graf Helldorf, der Freiherr v. Rönne und der Graf Claus Schenck v. Stauffenberg, der Attentäter vom 20. Juli. Dies ist die sogenannte Grafengruppe, von der Gisevius in seinem Buch mit Mißfallen und Mißtrauen spricht.

seiner Stellung als Stabschef des Ersatzheeres* so sehr genötigt, an diesen Dingen mitzuarbeiten, daß er sie auf das intimste kennenlernte und sich für sie begeisterte. Er ist es wohl auch gewesen, der schließlich Hitler die zweite Genehmigung für die Aufstellung der Wlassow-Armee in Wirklichkeit abgerungen hat, als er mit ihm des Näheren in Berührung kam. Und ich hege keinen Zweifel, daß ein Teil der inneren Entwicklung Stauffenbergs von einem Bewunderer Hitlers zu seinem tödlichsten Feinde mit den Erlebnissen, die er in dieser Frage mit Hitler gehabt hat, zusammenhängt.

Stauffenberg war in seiner Eigenschaft als Stabschef des Oberkommandierenden des Ersatzheeres, des Generalobersten Fromm, u. a. auch mit der Frage der Rekrutierung von Divisionen aus den russischen Kriegsgefangenen zum Einsatz gegen Sowjet-Rußland befaßt worden. Diese Frage hat ihm einen tiefen Einblick in die gesamte Rußland-Politik Hitlers gegeben. Die Erfahrungen, die er in seinen persönlichen Gesprächen mit Hitler dabei machte, haben — wie ich aus den Mitteilungen Trotts weiß — in stärkstem Maße zu seiner Überzeugung beigetragen, daß Hitler beseitigt werden müsse, um die letzte Katastrophe zu vermeiden.

In der Tat ist auch kaum ein schlimmeres und törichteres Kapitel auf dem Gebiete der Hitlerschen Kriegführung festzustellen als die Befehle bezüglich der Behandlung der Zivilbevölkerung in Rußland. In den ersten Monaten des Rußland-Feldzuges war es immer wieder zu beobachten, daß zahlreiche russische Divisionen — wenn auch nicht alle — sich den Deutschen gern ergaben und leicht niederzukämpfen waren. Ausgenommen davon waren eigentlich nur einige Elite-Divisionen, während die große Masse des russischen Heeres ursprünglich den Eindruck einer angeschlagenen Armee machte. Die deutschen Truppen wurden von der Zivilbevölkerung in Weißrußland, in der Ukraine, im Baltikum, ja auch im eigentlichen Rußland selbst, als Befreier mit Brot, Salz und Blumen, gelegentlich auch mit Volkstänzen empfangen. Die Bauern nahmen sich ihr Eigentum wieder, und ebenso eröffneten die Handwerker und Kaufleute wieder ihre alten Stände.

Hitler ordnete jedoch an, daß die Soldaten als Bolschewiken und Untermenschen zu behandeln wären, ließ Offiziere und Kommissare erschießen und durch Einsatzkommandos Juden-Massaker veranstalten. Durch die Verwaltungsbehörden ließ er nach kurzer

* Auch Allan Bullock erwähnt richtig, daß Stauffenberg eine Verständigung mit dem Kommunismus gesucht hat.

Zeit gewaltsam den wirtschaftlichen Zustand des Sowjets-Regimes wiederherstellen, weil er glaubte, auf diese Weise am besten die Ausbeutung der eroberten Gebiete sichern zu können.

Der Erfolg dieser Maßnahmen war, daß die deutschfreundliche Einstellung der russischen Bevölkerung umschlug und sich nach kurzer Zeit in ihr Gegenteil verkehrte. Diese Vorgänge sprachen sich in Rußland mit Windeseile herum, so daß auch sehr bald die Sowjet-Armee wieder richtig kämpfte und die Deutschen nicht nur als schlimme Unterdrücker, sondern auch als die hassenswerten Feinde des Vaterlandes ansah. Durch seine sinnlose Besatzungspolitik hatte Hitler so Stalin in die Hand gearbeitet und es ihm ermöglicht, die Moral der russischen Truppen unter einer patriotischen Parole wiederherzustellen.

Trotzdem gab es in der Sowjet-Armee, besonders aber unter den Gefangenen, viele einsichtige Persönlichkeiten, die durchaus der Ansicht waren, daß das kommunistische Regime in Rußland gestürzt werden müsse und die Aufstellung von Freiwilligenverbänden erforderlich sei. Aber die Russen, unter ihnen vor allem Wlassow, waren Patrioten, die selbstverständlich zu diesem Hochverrat nur dann bereit waren, wenn sie die nationalen Grenzen und die nationale Freiheit für Rußland zugesichert bekamen.

Um diese Frage ging der Kampf in den Sachverständigengremien. Der Botschafter v. d. Schulenburg mit seinem Rußland-Komitee und die zuständigen Persönlichkeiten der Wehrmacht, vor allem Generaloberst Fromm, General Wagner und eben Oberst Stauffenberg, waren sich in diesem Punkte einig und bemühten sich jahrelang, Hitler zu einem zweckmäßigeren Verhalten zu bewegen. Aber Hitler war in diesem Punkte nicht zurechnungsfähig. Sein fanatischer Slawenhaß, seine Ansicht, daß der Bolschewismus eine jüdische Erfindung sei, und ähnliche Anschauungen ließen ihn jedes vernünftige Programm ablehnen. Es waren wohl nicht zuletzt diese von ihm selbst Stauffenberg mitgeteilten Anschauungen, die den letzteren überzeugten, daß es sich bei Hitler um einen Wahnsinnigen handele, der zum Wohle des Vaterlandes beseitigt werden müsse.

Aber diese Ereignisse haben zweifellos auch in einer ganz anderen Hinsicht zu einer Wandlung eines Teils der Opposition geführt. Eines der psychologischen Geheimnisse der menschlichen Seele besteht wohl darin, daß der Künstler sich in das Objekt seiner Arbeit verliebt. So kann es geschehen, daß er so sehr von dem Stoff, mit dem er zu tun hat, gefangen wird, daß er sich

ganz in ihm verliert. Und das ist es, was offenbar allen denen geschehen ist, die an der Ostarbeit beteiligt waren. Die jahrelange Beschäftigung mit den Ostvölkern hatte zur Folge, daß die mit ihr befaßten Offiziere sehr weitgehend selbst der östlichen Mentalität verfielen. So erkläre ich mir jedenfalls die Tatsache, daß im Kreise der jüngeren Oppositionellen, also insbesondere im Kreise Stauffenbergs, Trotts und Schulenburgs, die Idee einer Verständigung mit Stalin entstanden ist, eine Idee, die vielleicht heute ungeheuerlich und absurd erscheinen mag, die aber in der Verzweiflung der damaligen Jahre wie ein nüchterner und klarer Ausweg erschien.

Preußen verdankte seine Größe und seinen Aufstieg seinen Bündnissen mit Rußland. Preußen und auch Deutschland wurden durch Rußland von der Tyrannei Napoleons gerettet, die, das darf nicht vergessen werden, in vielen Punkten derjenigen Hitlers durchaus geglichen hat, wenn sie auch nicht zu jenen schauerlichen Massenabschlachtungen geführt hat, die sich unter Hitler ereigneten. Es ist daher verständlich, daß gerade diesem Kreise, dessen führender Kopf der frühere Botschafter in Moskau, Graf Werner v. d. Schulenburg, wurde, die Idee der Möglichkeit einer Verständigung mit Stalin sich aufdrängte. Sicher ist hinzugekommen, daß Schulenburg über die zahlreichen Versuche Stalins, durch Vermittlung der Japaner zu einem Frieden mit Hitler zu kommen, unterrichtet war, die immer wieder an dessen Starrköpfigkeit gescheitert sind. Was lag also näher, als daß man, nachdem alle Versuche vom Westen so kalt und hundeschnäuzig abgeschmiert worden waren, den Versuch unternahm, festzustellen, ob auch der Osten von gleicher Gesinnung war.

Diese Dinge sind im Dunkel geblieben, und ich fürchte, daß sie auch weiter im Dunkel bleiben, da meines Wissens fast alle Mitwisser dieser Aktion ums Leben gekommen sind oder sich in russischer Haft befinden, von wo aus sie wie bisher nicht werden sprechen dürfen. Ich weiß daher nur das, was mir Schulenburg selbst in wenigen Andeutungen über diese Dinge berichtet hat. Danach ist es ihm tatsächlich gelungen, durch seinen früheren Kanzler in Moskau* mit dem Außenamt der Sowjets Verbindung aufzunehmen und Nachrichten mit diesem auf dem Wege über Schweden zu tauschen. Er hat mir jedenfalls mitgeteilt, daß man

* Nach Erkundigungen, die ich eingezogen habe, handelte es sich um seinen früheren Kanzler in Moskau, Lamla, der sich heute in russischer Hand befindet. Es ist aber nicht sicher, ob es dieser oder nicht jemand anderes gewesen ist, den Schulenburg nach Stockholm geschickt hat.

ihm mündliche Zusicherungen gegeben habe, wonach Stalin bereit gewesen sei, mit der deutschen Opposition einen Frieden zu schließen, der Deutschland zum Verbündeten Rußlands gemacht hätte und Deutschland im Osten die Grenze von 1914 gelassen haben würde. Schulenburg sagte mir allerdings auch, daß er Zweifel an der Authentizität dieser Mitteilung gehabt habe und daß er daher durch seinen Kanzler um eine schriftliche Bestätigung des ihm bekannten Leiters der Narkomindel gebeten habe, bevor er der Opposition den Rat zum Handeln gab. Das war jedenfalls der Stand der Dinge, als die Ereignisse des 20. Juli diese Kombination zerschlugen, die Kombination, die der Graf Stauffenberg in vollem Umfange gekannt und, wie ich glaube, auch hundertprozentig gebilligt hat.

Es wäre verfehlt, wenn man aus diesen Tatsachen schließen wollte, daß die an diesen Ereignissen Beteiligten etwa Bolschewisten geworden wären oder kommunistischen Anschauungen gehuldigt hätten. Aber es scheint mir sicher zu sein, daß sie der Vorstellung von der traditionellen Interessengemeinschaft zwischen Deutschland und Rußland, die so oft in Deutschlands Schicksalsstunden eine entscheidende Rolle gespielt hat, wie magisch verfallen waren und daher glaubten, in diesem Sinne handeln zu müssen.

Im Kreise der eigentlich maßgeblichen Militärs, d. h. des aktiven Generalstabs und der kommandierenden Generalfeldmarschälle, Generalobersten und Generale, war inzwischen ebenfalls eine entscheidende Wandlung eingetreten, die eine völlige Änderung der bisherigen psychologischen Einstellung mit sich brachte. Die Ursache hierfür habe ich bereits beschrieben: die unglaublichen, jede Offiziersehre verletzenden und mit der Tradition brechenden Maßnahmen, die Hitler nach Stalingrad gegen seine führenden Offiziere verfügt hatte! Die Niederlage von Stalingrad, die so viele miterlebt hatten, hatte auch der höheren militärischen Führung den endgültigen und klaren Beweis erbracht, daß die Armeen unter Hitler ins Verderben marschieren würden; ja, dies hatte zugleich für die Generalstäbler der Erkenntnis zum Durchbruch verholfen, daß Hitler beseitigt werden müsse, um von Deutschland zu retten, was noch zu retten war. Die Niederlage war durch Hitlers Schuld bereits da. Es war sozusagen nur noch der Gnadenstoß des Gegners mit der Landung im Westen zu erwarten.

Man macht sich für gewöhnlich nicht klar, welch ein ungeheurer Wandel vom Beginn des Rußland-Feldzuges bis Anfang 1944

in der Lage Deutschlands eingetreten war. Als der Rußland-Feldzug begann, nach der Niederwerfung des Balkans, stand Hitler auf der Höhe seiner Macht. Europa lag ihm zu Füßen. Er hätte durch eine kluge und weitsichtige Politik möglicherweise alle Erfolge, die er gehabt hatte, mit Geduld und Mäßigung sichern können. Das war jedenfalls die optimistische Ansicht, die man in militärischen Kreisen vertrat, da man die abgrundtiefe Gegnerschaft des Auslandes unterschätzte. Seitdem jedoch hatte Hitler alle Chancen verspielt. Seine strategischen Fehler — die Schlacht bei Kiew, der verspätete Vormarsch auf Moskau, die Winterniederlage 1941/42, Stalingrad und der Kaukasus — waren Marksteine des völligen Verfalls der militärischen Macht und, was viel schlimmer war, eines Verbrauchs fast aller vorhandenen Reserven. Das Engagement der deutschen Kräfte im Osten hatte es dem Westen ermöglicht, in der Zwischenzeit aufzurüsten, systematisch eine große Armee aufzubauen und in den ersten Schlägen des Kolonialkrieges die deutschen Positionen in Afrika zu vernichten und die deutsche Stellung in Italien entscheidend zu erschüttern. Und jetzt, nach Stalingrad, holte der Westen zu einem neuen Schlage aus, zur Invasion in Frankreich.

Das Invasionsgespenst hatte Hitlers Entscheidungen bereits im Jahre 1943 beeinflußt. Um sich zu sichern, hatte er phantastische Befestigungen an der Kanalküste anlegen lassen, in denen bedeutende Mengen von Eisen und Beton verbaut worden waren. Und doch bedeutete dieser Atlantikwall entgegen den geäußerten propagandistischen Ansichten keinen wirklichen Schutz. Es waren bestenfalls einzelne große Festungen vorhanden — aber eine durchgehende Linie, die eine Landung der Alliierten unmöglich gemacht haben würde, gab es nicht. Die Fachleute wußten dies und sprachen auch ganz offen darüber, daß das Ganze ein sinnloses Unternehmen gewesen war, das in völlig überflüssiger Weise Eisen und Beton gekostet hatte, die man besser für andere Zwecke verwandt hätte als gerade hier am Kanal. Es war also, lange bevor die Invasion erfolgte, vorauszusehen, daß der Atlantikwall ein Fehler Hitlers war, der die Kräfte überflüssig gebunden und Material überflüssigerweise verschwendet hatte.

Dazu kam eins: Der vorzüglich funktionierende Funkabhördienst des Generalstabs und einige zuverlässige Spionagenachrichten, die mir u. a. der neue Chef der Abteilung „Fremde Heere West", der Freiherr v. Rönne, persönlich im März 1944 gezeigt hat, bewiesen, daß die Engländer und Amerikaner mit einer geradezu unbesiegbaren Überlegenheit an Flugzeugen, Panzern und Artillerie antreten würden. Etwa 900 deutschen Front-

flugzeugen standen 14 000 englische und amerikanische gegenüber, etwa 1100 deutschen Tanks über 10 000 englische und amerikanische, um von der Artillerie ganz zu schweigen. Dazu beherrschte die Gegenseite artilleristisch das Meer, da die Angelsachsen in der Lage waren, mit den Schiffsgeschützen der vereinten Flotten ein Bombardement vorzunehmen, dem auf die Dauer nichts gewachsen war. Es stand daher von vornherein fest, daß die Landung glücken würde, wo sie auch immer stattfand.* Ob sie an der Seine-Mündung oder auf der Halbinsel Cotentin in der Normandie stattfand — das waren die beiden Punkte, die man auch deutscherseits als wahrscheinlich ansah —, war dabei gleichgültig; in jedem Falle war ein Erfolg des Gegners sicher. Angesichts der Luftüberlegenheit des Feindes war es zu erwarten, daß kein Nachschub funktionieren und die Bombenteppiche jeden deutschen Tankangriff und jede deutsche Artillerie innerhalb 48 Stunden zerschlagen haben würden. Die völlige Aussichtslosigkeit der deutschen Verteidigung stand bei den Fachleuten somit lange fest, bevor der eigentliche Angriff begonnen hatte.

Nur Hitler wollte derartige Anschauungen nicht wahrhaben. Er tobte über die angeblichen Lügenmeldungen seiner Spionage, beschimpfte den Generalstab im Kreise seiner Vertrauten auf das gehässigste und maßloseste und nahm den Mund so voll, daß jeder, der ihn kannte, sich darüber klar war, wie sehr er selbst den entscheidenden Stoß aus dem Westen fürchtete.

Ich habe damit nicht etwa eine Situation von kurzer Dauer beschrieben, sondern eine Lage, wie sie praktisch fast ein ganzes Jahr hindurch, nämlich vom März 1943 bis zur tatsächlich erfolgten Invasion in den ersten Junitagen 1944 bestanden hat. Fieberhafte Beratungen, endlose Reisen, Besprechungen aller möglichen Stellen miteinander jagten sich, so daß die kritische Lage trotz aller Geheimhaltungsmaßnahmen auch mehr als sonst üblich bekannt wurde. Daß die entscheidende Phase des Krieges bevorstand, war ja auch dem einfachen Manne klar. Wie verzweifelt die Lage war, wußten lediglich die hohen Offiziere und Stäbe, diese dafür aber mit einer solchen Deutlichkeit, daß sich bei ihnen unabweisbar die Frage erhob, was man denn nun tun solle.

Das ist die psychologisch entscheidende Situation gewesen, in der der Generalquartiermeister des Heeres, der General Wagner,

* Chester Wilmot, a. a. O., Seite 188, behauptet, daß auf Veranlassung des englischen Spions im Generalstab, den er „Colonel M." nennt, die Ziffern aus bestimmten taktischen Gründen künstlich vergrößert worden sind.

eine Reihe von Armeeführern und Generälen und den größten Teil der Mitglieder des Generalstabes endlich zu der Ansicht bekehren konnte, daß nunmehr gehandelt werden müsse. Es bedurfte jetzt nicht mehr des Ansporns oder Zuratens irgendwelcher ziviler Berater oder außer Dienst befindlicher hoher Offiziere, wie z. B. Becks. Es mußte zumindest in dem Augenblick etwas geschehen, in dem die Invasion geglückt war. Daß man vorher nichts tun konnte, ist so selbstverständlich, daß ich es eigentlich nicht zu begründen brauche. Trotzdem möchte ich es aber doch mit einigen Worten auseinandersetzen:

Erst die vollendete Tatsache des Erfolges der Invasion vermochte, angesichts der geschilderten Gesamtlage, den Entschluß zur Tat auszulösen, während ohne jene die Gründe für diese so sehr im Dunkel geblieben wären, daß niemand im deutschen Volk den Staatsstreich verstanden hätte. Die beteiligten hohen Offiziere waren sich vollkommen klar, daß es sich bei diesem Unternehmen nicht um eine bloße Offiziersrevolte handeln dürfe. Es war notwendig, Heer und Volk zu gewinnen, und dazu war eben eine eindeutige, nicht mehr wegzuleugnende Tatsache notwendig: die geglückte Invasion! Es war andererseits ebenso verständlich, daß man die Invasion nicht einfach widerstandslos hinnehmen konnte, sondern sie mußte in einem blutigen Ringen geglückt sein, denn dann erst war die Möglichkeit gegeben, alle — und es kam auf alle an — zu überzeugen. Erst dann war die Gefahr einer neuen Dolchstoßlegende vermieden!

Dann aber war die Lage klar. Er mußte allen einleuchten, daß nach dem Glücken der Invasion es von militärischen Gesichtspunkten aus, und selbstverständlich auch von politischen, nur eine Möglichkeit gab: die Kapitulation im Westen, während man gleichzeitig den Osten so lange zu halten beabsichtigte, als dies irgend möglich war, jedenfalls bis zu dem Augenblick, in dem eine Einigung mit den Westalliierten über die Kapitulation erzielt war. Denn ebensosehr, wie man in Offizierskreisen geneigt war, zu glauben, daß der Westen sich verhältnismäßig fair und sauber betragen würde — ein Glaube, der erst durch das schamlose Verhalten der Alliierten im Jahre 1945 und durch die Nürnberger Prozesse auf das schwerste erschüttert wurde —, hatte man jede Befürchtung bezüglich des Ostens. Die Kampferfahrungen, die man im Osten gemacht hatte, zeigten, daß man einer Bestie von einem Gegner gegenüberstand, den man mit gutem Gewissen nicht auf den Heimatboden lassen durfte, weil es damals bereits klar war, daß dieser Gegner die Männer nach Sibirien schicken, die Frauen vergewaltigen und alles plündern würde, was in seine

Hände fiel. Das waren die Erfahrungen, die unsere Soldaten in Bulgarien, Rumänien und Polen mit den Russen gemacht und die sich tief in ihr Gedächtnis eingegraben hatten.

An politische Hintergründe dachte man in diesen Offizierskreisen selbstverständlich nicht. Die Gruppe um Stauffenberg, die die Möglichkeit einer Verständigung mit den Sowjets ins Auge gefaßt hatte, besaß bei der Mehrzahl der am späteren Putsch Beteiligten kaum einen Einfluß, ja, ich bezweifle, daß sie überhaupt Kenntnis von den Ansichten dieser Gruppe hatten.

Das etwa sind in großen Zügen die Gedankengänge gewesen, die mir damals von einer Reihe von führenden Generalstabsoffizieren mitgeteilt worden sind oder sich aus Gesprächen mit ihnen ergaben. Ich habe diese Beobachtungen nicht nur selbst machen können, sondern habe die gleichen Berichte von meinen Freunden bekommen, und zwar sowohl von solchen, die später in die Verschwörung verwickelt waren, wie auch von anderen, die nichts damit zu tun hatten.

Diese, wie ich sie nennen möchte, „große Verschwörung" der führenden Militärs entwickelte sich jedoch verhältnismäßig langsam. Sie hatte immerhin in dem Augenblick, in dem die Landung erfolgte, bereits dazu geführt, daß alle wesentlichen Kommandeure, bis auf Kesselring und die Kommandeure der Südostfront, in dieses Komplott oder in diese Einstellung eingeweiht waren, wobei auch vollkommen klar war, wen man an die Spitze dieser Revolte stellen wollte. Es herrschte vollkommene Einigkeit darüber, daß hierfür nur ein Mann in Frage käme: Feldmarschall Rommel, der populärste unter den Feldmarschällen und der einzige, dessen Volkstümlichkeit so bedeutend war, daß es sicher war, daß die Truppen mitgehen würden. Man dachte daran, daß Rommel die Führung des Reiches, Beck die Leitung der zivilen Verwaltung und der Botschafter Graf v. d. Schulenburg* das Außenministerium übernehmen sollten. Weitere Besetzungen waren nicht vorgesehen, da man sich klar darüber war, daß dies sich erst im Laufe der Zeit entwickeln müsse. Es ist also falsch, wenn mit diesem großen Plan Goerdeler, Hassel, Popitz, der Kreisauer Kreis, Canaris und andere in Verbindung gebracht werden. Alle diese Gruppen wurden erst durch die Verkettung der Umstände

* In der Widerstandsliteratur wird in der Regel behauptet, daß der Botschafter v. Hassel als Außenminister der neuen Widerstandsregierung in Aussicht genommen gewesen sei. Es handelt sich hier um eine Planung Goerdelers, die über seinen Schreibtisch wohl kaum hinausgekommen ist. Hassel selbst hat mir hingegen Schulenburg als künftigen Außenminister der Opposition genannt. Schulenburg hatte ganz besonders gute Beziehungen zu Beck und zum Militär überhaupt.

später in den Gang der Verfolgung verwickelt. Aber an dieser ausschließlich von militärischen Persönlichkeiten vorbereiteten Planung waren diese Gruppen nicht beteiligt.

Es ist verständlich, daß die allgemeine Entwicklung auch die, wie ich sie nennen möchte, „alte Verschwörergruppe" unter Beck, Goerdeler und Hassel nicht zur Ruhe kommen ließ und daß auch diese Gruppe auf das Losschlagen zu drängen begann, wobei jedoch ein sehr wesentlicher Unterschied festzustellen war. Diese Gruppe wollte nicht nach eigenem militärischen Ermessen und nach klar erkannten militärischen Voraussetzungen handeln, sondern sie glaubte, im Augenblick der Invasions g e f a h r, also vor der Landung, handeln zu müssen. Das hat mir niemand anders als Trott Ende Juni 1944 versichert, der ganz zweifellos über die Pläne sämtlicher beteiligten Gruppen im Bilde gewesen ist.

Es bestanden also im Juni/Juli 1944 nicht weniger als drei verschiedene Gruppen, die zum Handeln in der einen oder anderen Form entschlossen waren:

1. Die Generalstabsgruppe mit den Kommandeuren der Feldarmeen und dem Kommandeur des Heimatheeres, dem Generaloberst Fromm, die die Absicht hatte, Rommel an die Spitze zu stellen; Planungsleiter war der General Wagner.
2. Die Beck-Gruppe mit Goerdeler, Hassel usw.
3. Die Stauffenberg-Schulenburg-Gruppe, die eine östliche Lösung anstrebte und glaubte, hierfür alles vorbereitet zu haben.

Eine kurze Überlegung zeigt sofort, daß eine der Schlüsselfiguren, die in sämtlichen drei Gruppen zugleich vertreten war, niemand anders als der Oberst Graf Claus Stauffenberg war, der infolge seiner Stellung sowohl beim Generalstab wie bei der Beck-Gruppe und selbstverständlich auch bei seinen Freunden, den Schulenburgs, aus- und einging und mit diesen die Lage besprach.

Es ist daher verständlich, daß die Gruppe, die als erste eine Aktion anregte, die Gruppe des Generalobersten Beck war, denn der Plan dieser Gruppe beruhte eben darauf, daß man vor der Invasion, oder jedenfalls zu einem möglichst frühen Zeitpunkte der Invasion, den Staatsstreich unternahm, um dann durch Verhandlungen möglichst viel herauszuholen. Der Bericht Givesius', der schildert, wie Beck den Putsch zusammen mit der ihm zur Verfügung stehenden Organisation mehrfach vor dem 20. Juli geplant hat — wobei die Überlebenden behaupten, daß die Aktion deswegen einige Male nicht zum Zuge gekommen sei, weil Graf Stauffenberg in letzter Minute sich der Aktion versagt habe —, scheint mir durchaus wahrheitsgetreu zu sein.

Nur habe ich eine andere Deutung für das Verhalten Stauffenbergs. Ich habe Anlaß anzunehmen, daß seine Absagen darauf zurückzuführen waren, daß der Botschafter Graf v. d. Schulenburg ihm glaubhaft versichern konnte, daß die Fühlungnahme mit Stalin geglückt sei. Jedenfalls hat mir Dr. Brücklmeier* am 15. Juli mitgeteilt, daß diese Aktion zu einem Erfolg geführt und Stauffenberg daraufhin alles abgeblasen habe, weil Schulenburg ihm versichert habe, er werde innerhalb von acht Tagen endgültig darüber klar sehen, ob Stalin wirklich eine Verständigung mit der Opposition wolle. Er bäte ihn, so lange noch zu warten. Schulenburg hat mir selbst später gesagt, daß er auf eine Bestätigung der Nachrichten von seinen Freunden aus der Narkomindel in Moskau wartete.

Es scheint mir daher durchaus plausibel zu sein, wenn man annimmt, daß Stauffenberg aus diesem Grunde die ersten Aktionen der Beck-Gruppe abgesagt hat, aber nicht aus den von Gisevius und anderen berichteten Gründen. Daß Stauffenberg mit dem Generalobersten Beck über diese Dinge gesprochen hat, halte ich für sicher, ebenso, daß er Beck klaren Wein über die schwebenden Ostverhandlungen eingeschenkt hat. Es erscheint mir durchaus verständlich, wenn Beck hierüber dritten allerdings keine Mitteilung gemacht hat, insbesondere nicht solchen Leuten, von denen er glaubte, daß sie im westlichen Lager standen, wie das z. B. bei Gisevius der Fall war. Seine Äußerungen, daß er bezweifle, daß das Pferd über die Hürde springen würde, nachdem es sie zweimal verweigert habe, kann sehr wohl eine Tarnung der vollen Wahrheit gewesen sein.

Daß es in den Sternen stand, daß die Beck-Gruppe zum Zuge kommen und doch noch den Staatsstreich ausführen sollte, hing jedoch mit Ereignissen zusammen, die niemand voraussehen konnte und die bisher meines Wissens auch nirgends dargestellt worden sind. Sie hingen damit zusammen, daß Stalin zum dritten Male durch die Japaner ein Vermittlungsangebot an Hitler machte.**

Ich wurde selbst Zeuge dieser Vorgänge, habe sie allerdings erst Jahre später in ihrer Bedeutung voll verstanden . . .

Ich war Anfang Juli wieder in Berlin gewesen und hatte dort

* Legationsrat Dr. Eduard Brücklmeier, hingerichtet am 20. Okt. 1944.

** Die Japaner haben konsequent den ganzen Krieg hindurch zu einer Verständigung mit Sowjet-Rußland geraten. Kordt erwähnt z. B. in „Nicht aus den Akten" einen derartigen japanischen Friedensfühler für das Jahr 1942, Seite 416 ff., und Kleist einen ähnlichen japanischen Friedensfühler in seinem Buch, a. a. O., Seite 283.

die Gelegenheit benutzt, mit einer Reihe meiner Freunde zu sprechen, um mich über die Lage zu orientieren. Da ich praktisch seit einem Jahr nicht mehr in Berlin gewesen war — viele glaubten bereits, ich sei verschollen —, brauchte ich eine gewisse Zeit, bevor ich die einzelnen in der damals bereits so schwer zerstörten Stadt gefunden hatte. Hier hörte ich zum ersten Male, daß sich die Pläne der Opposition — die Mitglieder verkehrten ja bei uns im Herrenclub, der allerdings jetzt nur noch den Namen „Deutscher Club" tragen durfte — dahin verdichtet hatten, daß Hitler durch einen Mordanschlag beseitigt werden sollte. Allerdings wurde mir der Name des Mannes, der hierzu bereit war, nicht genannt, und zugleich wurde mir glaubwürdig von Hassel, im Club, versichert, daß man derartige Absichten wieder aufgeben wolle. Gleichzeitig erhielt ich auch die Informationen, die ich auf den vorhergehenden Seiten niedergelegt habe, wobei die Personen, die ich gesprochen habe, keineswegs alle vollzählig genannt sind.

Ich entsinne mich noch heute des Eindrucks, den die verschiedenen Mitteilungen auf mich machten, und der außerordentlichen Besorgnis, welche die Situation in mir erweckte. Ich suchte daher den Obersten Freiherrn v. Rönne in Zivil auf, um einen klaren Einblick in die Dinge zu bekommen. Ich konnte mit Befriedigung feststellen, wie sehr sich die Anschauungen der Herren des Generalstabs gewandelt und für den anscheinend vernünftigen, d. h. den von mir geschilderten Plan, entschieden hatten, den ich damals für richtig hielt und den ich auch heute noch für den angesichts der damaligen Lage allein gegebenen erachte.

In dieser ungewissen Atmosphäre der Verzweiflung, Verschwörung, Besorgnis und Erleichterung darüber, daß nun doch endlich etwas geschehen sollte, traf mich ein Befehl Ribbentrops in Berlin, der mich sofort ins Hauptquartier rief, und zwar am 16. Juli abends, so daß ich am 17. Juli morgens dort eintraf. In dem berühmten Wehrmachtszuge, der nach Ostpreußen führte, traf ich den Botschafter v. d. Schulenburg, der von mir wissen wollte, wie ich die Lage beurteilte, insbesondere, was ich militärisch Neues aus dem Westen wußte, während er mir umgekehrt vorsichtig gehaltene, aber doch deutliche Andeutungen über die Erfolge seiner Fühlungnahme mit dem Osten machte. Wir sprachen damals à l'orientale, d. h. in Redensarten und Floskeln, die nur der versteht, der weiß, wie sehr man durch die Blume sich alles mögliche sagen kann, wobei ein Dritter gar nicht merkt, worum das Gespräch eigentlich geht und was sich die beiden sagen. Ein Ohrenzeuge dieses Gesprächs, der Botschafter Ritter, schüttelte später den Kopf und wunderte sich darüber, wie „komisch" sich „die

Herren Orientalen" unterhalten hätten. Ich war, offen gesagt, nicht unbesorgt über diesen unfreiwilligen Lauscher, aber ich stellte mit Befriedigung fest, daß das, was wir besprochen hatten, für den Betreffenden „Volapük" gewesen war.

Am nächsten Morgen trafen wir auf der Jägerhöhe ein und begaben uns sofort zu Ribbentrop.

Eine Erkundigung bei meinen Freunden ergab folgendes: Der japanische Botschafter Oshima war einige Tage vorher bei Ribbentrop erschienen und hatte durch diesen eine Audienz bei Hitler erbeten. „Ich habe", so erklärte er, „eine Botschaft des Tenno von höchster Bedeutung dem Führer persönlich zu übermitteln." Die Botschaft bestand, wie wir später erfuhren, in der Mitteilung, daß der japanische Kaiser jederzeit bereit sei, einen Frieden zwischen Hitler und Stalin zu vermitteln, falls Hitler das wünsche.

Man kann sich kaum vorstellen, welch ungeheures Aufsehen diese Erklärung in unserem Kreise damals erregte. Sie stand zwar in direktem Gegensatz zu allem, worum sich Hitler und Ribbentrop bis dahin bemüht hatten — sie wünschten ein aktives militärisches Eingreifen der Japaner gegen die Sowjets —, auf der anderen Seite war sofort klar, daß es sich hier möglicherweise um den ersten authentischen Friedensfühler handelte, der seit Beginn des Krieges an Hitler herangetragen worden war. Zwar hatten die Russen bereits nicht weniger als viermal auf dem Wege über die Japaner, die Finnen, den bulgarischen König und Astachoff ähnliche Botschaften übermittelt, aber noch niemals war ihnen dieses Gewicht gegeben worden. Selbst Hitler, der Pech und Schwefel spie, wenn man ihm mit dem Gedanken einer Aussöhnung mit den Sowjets kam, war von der Botschaft so beeindruckt, daß er sie nicht sofort abzulehnen wagte. Er erklärte dem Botschafter Oshima vielmehr, er müsse sich auf diese Mitteilung erst einmal überlegen, was er antworten solle, und außerdem müsse er Mussolini konsultieren. Mussolini konnte aber damals frühestens in zwei Tagen in Ostpreußen eintreffen.

Die Folge der japanischen Aktion war daher, daß nicht nur Mussolini bestellt wurde, sondern daß Ribbentrop die Aufforderung erhielt, seine Sachverständigen zu befragen, was sie von dieser Mitteilung hielten. Was hieß dieser japanische Schritt? Hieß er, daß die Japaner abspringen würden, wenn Hitler nein sagte, oder verbarg sich dahinter eine Fühlungnahme mit dem Kreml, die erfolgreich gewesen war? Oder versuchten diese merkwürdigen Verbündeten, die Japaner, sich hier irgendwelche Sondervorteile zu verschaffen? Hitler war von äußerstem Mißtrauen, und auch Ribbentrop vermochte nicht, diese Frage sofort zu beantworten.

Ribbentrop ließ daher seinen besten Ostberater, den Botschafter Grafen v. d. Schulenburg, kommen, dessen Rolle in der Opposition ich geschildert habe. Angesichts der Neigung Ribbentrops, möglichst viele Meinungen zu hören, wurde diese Frage auch einer Reihe weiterer Persönlichkeiten vorgelegt, und so kam es, daß auch mir diese „Ostfrage" unter dem Siegel tiefsten Geheimnisses vorgelegt wurde, und zwar unmittelbar nachdem Schulenburg von Ribbentrop befragt worden war. Ribbentrop hatte, als er mich nach Ostpreußen bestellte, einen anderen Grund angegeben, ich habe aber keinen Zweifel, daß es die Friedensfrage war, wegen der er mich eigentlich zu sich bestellt hatte.

Ribbentrop eröffnete das Gespräch mit mir damit, daß er mich zunächst befragte, was für neue Nachrichten aus England vorlägen, ob es irgendwelche neue englische Friedensfühler gäbe oder ob sonst ein Anzeichen dafür vorhanden sei, daß die Engländer mit uns Frieden schließen wollten. Ich muß ein ungewöhnlich ironisches Gesicht gemacht haben, weil Ribbentrop sich plötzlich selbst unterbrach und dann ärgerlich fortfuhr: „Na ja, da sie gerade gelandet sind und die Landung geglückt ist, wie ich das immer vorausgesagt habe, werden sie sich ja auch einbilden, daß sie es schaffen werden und kaum an einen Frieden denken. Aber passen Sie auf, wir jagen sie doch noch wieder ins Meer!

Was meinen Sie dazu, wenn wir mit ganz jemand anderem Frieden schlössen, mit Stalin! — — Was halten Sie davon?"

Ich spielte den Überraschten und fragte ihn, wie er hierauf käme. Der Führer habe doch bisher jede Friedensmöglichkeit nach der russischen Seite abgelehnt, ich besäße keinerlei Informationen, wonach sich die Haltung Hitlers geändert habe.

Ribbentrop erwiderte mir darauf: „Ja, jetzt liegen aber ganz neue Fakten vor. Die Japaner haben uns ein sehr merkwürdiges Anerbieten gemacht, Oshima war beim Führer und hat diesem gesagt, der Tenno sei bereit, jederzeit einen Frieden zwischen uns und den Russen zu vermitteln, wenn der Führer es wünsche. Der Führer ist skeptisch, er glaubt nicht an die Realität dieses Angebots, will es aber nicht ohne weiteres von der Hand weisen. Was halten Sie davon?"

Da ich mich stets strikt daran gehalten habe, anderen Leuten nicht ins Handwerk zu pfuschen, zögerte ich, ob ich antworten sollte. Ich erwiderte schließlich, ich verstünde von russischen Angelegenheiten nicht genug. Ich empfähle ihm, Schulenburg zu befragen.

Ribbentrop erwiderte mir darauf: „Den habe ich eben mit Hilger hier gehabt. Sie haben aber beide sehr merkwürdig reagiert.

Schulenburg war ebenso verblüfft wie Sie, wollte aber nicht mit der Sprache herausrücken. Er meinte wohl, es sei etwas dran an der Sache, ja, er schlug mir vor, ihn selbst mit den Russen verhandeln zu lassen. Hilger jedoch äußerte eine ganz absurde Idee. Er meinte, daß hinter dem Ganzen lediglich Betrugsabsichten der Japaner stecken könnten, daß Stalin sich niemals mit Hitler verständigen würde; ebensowenig wie Hitler sich mit Stalin verständigen wolle, ebensowenig denke Stalin daran.

So ein Unfug", fuhr Ribbentrop fort, „das weiß ich besser. Schließlich habe ich selbst mit Stalin verhandelt, und ich kann Ihnen versichern, wir haben uns ganz großartig verstanden. Warum sollten wir uns jetzt also nicht auch wieder verstehen können? Ich bin der Ansicht, daß die Japaner doch erst vorgefühlt haben müssen, ehe sie mit einem solchen Angebot, das allem ins Gesicht schlägt, was der Führer immer wieder von ihnen erbeten hat, an uns herantreten und noch dazu in dieser albernen, feierlichen Form."

Es entstand nun eine Pause im Gespräch, die ich benutzte, um mir zu überlegen, was ich antworten sollte. Es bestand ja eigentlich kein Zweifel, daß Ribbentrop recht hatte. Die Japaner mußten vorher in Moskau sondiert und dort eine positive Antwort erhalten haben. Man brauchte sich ja nur vorzustellen, was geschehen würde, wenn Hitler auf die japanische Aufforderung einging. Die Japaner liefen sofort Gefahr, daß die Russen derartige Verhandlungen ablehnten, und dann würden sie sich so sehr blamiert haben, daß sie nach ostasiatischer Ansicht ihr Gesicht verlieren würden. Für ein unsicheres Spiel würden sie nicht den heiligen Namen des Tenno mißbrauchen. Zweifellos, es war ernst gemeint. Es bestand die Chance zu Verhandlungen, bei denen allerdings nicht vorauszusehen war, wie sie endgültig ausgehen würden. Vielleicht wußte Stalin, wie schlecht die deutschen Aussichten auf die Abwehr einer Landung in der Normandie waren, vielleicht wollte er daher erst einmal seine eigene Beute unter Dach und Fach bringen und es inzwischen den Westmächten so schwer wie möglich machen, ihre Kriegsziele zu erreichen. Hier war kein Zweifel, es handelte sich um eine durchaus ernstzunehmende Sache, das japanische Angebot konnte nur mit russischer Deckung erfolgt sein.

In diesem Sinne äußerte ich mich dann auch zu Ribbentrop, der mir lächelnd zustimmte und sagte: „Sie haben recht, ich beurteile die Dinge ebenso."

Blitzartig kam mir in diesem Augenblick die Erkenntnis, was dieses Ereignis für die Opposition bedeutete. War es ein vernich-

tender Schlag, der sie traf? Würde eine Verständigung zwischen Hitler und Stalin Hitler nicht wieder in den Sattel setzen und damit die Chancen der Opposition zerschlagen? Oder gab es noch eine andere Möglichkeit, nämlich die, daß dieser Friedensschluß mit den Russen endlich den eisernen Ring um Deutschland zersprengte und damit die Angelsachsen zu einer Verständigung, zumindest zu einer verständigeren Haltung gegenüber der Opposition zwingen könnte? Daß ich mir in diesem Augenblick kein klares Urteil bilden konnte, liegt auf der Hand. Der Eindruck der Mitteilung war zu verwirrend.

Ribbentrop befahl mir absolutes Schweigen an und wies mich an, weiter im Hauptquartier zu bleiben.

Als ich das Schloß Steinort verlassen wollte, traf ich Schulenburg, der vor dem Schloß auf und ab ging und sichtlich auf seinen Wagen wartete. So hatte ich wenige Minuten Zeit, mit ihm zu sprechen.

Ich begrüßte ihn und äußerte meine Überraschung darüber, daß er noch nicht zur Jägerhöhe, unserem gemeinsamen Übernachtungsort, zurückgekehrt sei, worauf er mir mitteilte, er habe noch seine Nichte, die Gräfin Lehndorf-Steinort (geb. Gräfin Kallnein), besuchen wollen, da sie gerade Geburtstag habe. Er habe bei ihr Tee getrunken. Dann fragte er mich direkt, was Ribbentrop von mir gewollt habe.

Angesichts des besonderen und langjährigen Vertrauensverhältnisses, das uns verband, glaubte ich, nicht zurückhalten zu müssen, und sagte ihm lächelnd: „Dasselbe, was er von Ihnen gewollt hat." Und ich berichtete ihm, was ich Ribbentrop gesagt hatte. Umgekehrt hätte ich die Frage zu stellen, was er von den Dingen hielte. Brücklmeier habe mir in Berlin gesagt, daß die Russen Fühlung mit der Opposition gesucht hätten, was er davon wisse? Schulenburg, dem es offenbar lieb war, angesichts der schweren Lage, in der er sich befand, sich mit jemandem aussprechen zu können, berichtete mir über die bereits geschilderten Fühlungnahmen mit dem Osten. Er versuche, jetzt Klarheit über das Ganze zu gewinnen. „Es sieht", so meinte er, „Stalin durchaus ähnlich, daß er gleichzeitig mit der Opposition zum Sturz Hitlers verhandelt und auf der anderen Seite durch die Japaner direkt mit Hitler ins Gespräch zu kommen trachtet." Gerade das sei ein Beweis dafür, daß die ganze Aktion vom Kreml ausgehe und daß dieser, aus welchen Gründen auch immer, zum Schluß zu kommen trachte. Das Ganze versetze ihn jedoch in eine sehr schwierige Lage, denn seiner Ansicht nach könne die Opposition

nicht handeln, solange sie nichts Konkretes in der Hand habe. Wenn er einmal etwas fest versprochen habe, werde Stalin auch sein Wort halten. Wenn man aber handele, ohne vorher eine Vereinbarung getroffen zu haben, so könnte niemand es Stalin verübeln, wenn er sich an nichts gebunden halte.

Auf meinen Einwand, daß es dann doch wohl das richtigste wäre, wenn er, Schulenburg, den Versuch mache, die Angelegenheit in die eigene Hand zu nehmen und die Verhandlungen für Hitler selbst zu führen, lachte er grimmig und sagte: „Es sieht so aus, als ob mir wohl nichts anderes übrigbleiben wird. Im übrigen habe ich den Herren in Berlin kurz Nachricht gegeben und sie davon unterrichtet, damit sie nicht allzusehr vom Stuhle fallen, wenn sie die Nachricht über die kommenden Verhandlungen erhalten . . ."

Tatsächlich hat Schulenburg, wie ich erst sehr viel später erfuhr, von seiner Nichte, der Gräfin Lehndorf, aus niemand anderen als den Grafen Claus Stauffenberg selbst angerufen. Er hatte ihm gesagt: „Hitler ist im Begriff, sich mit Stalin zu verständigen. Es liegt ein Angebot aus Moskau vor, das die Japaner überbracht haben. Aber beunruhige dich nicht, ich werde sehen, was ich tun kann, um die Angelegenheit in meine Hand zu spielen!"*

Schulenburg hat mir einige Tage nach dem Attentat**, bevor er nach Berlin abtransportiert wurde, gesagt, er habe vor unüberlegten Handlungen warnen wollen und habe nochmals dafür zu plädieren versucht, daß erst überlegt und ein definitives Abkommen erzielt würde, ehe man zur Aktion schreite. Tatsächlich erzielte er jedoch damit das genaue Gegenteil: Stauffenberg hat auf diese Mitteilung Schulenburgs hin erst den endgültigen Entschluß gefaßt, Hitler zu beseitigen und den Putsch in Gang zu setzen. Es ist nichts darüber bekannt, welche Erwägungen ihn zum letzten Entschluß bewogen. Sein Adjutant, mit dem er darüber gesprochen hat, der Oberleutnant von Haefften, ist tot, ebenso der Generaloberst Beck. Aber wir wissen aus den Akten der Gestapo, daß dieses Schulenburgsche Telefonat die Aktion vom 20. Juli ausgelöst hat und daß es im Quartier der Verschwörer

* Schulenburg rief Stauffenberg am 18. Juli abends an. Stauffenberg suchte hierauf General Wagner auf. In dieser Besprechung fiel die endgültige Entscheidung für das Attentat. Wagner stellte Stauffenberg sein Flugzeug zur Verfügung; am nächsten Morgen bestellte er die anderen Verschworenen, darunter Beck, Fellgiebel, Oster, in die Bendlerstraße und unterrichtete das Hauptquartier in Ostpreußen dahin, daß sofort gehandelt werden müsse.

** Graf v. d. Schulenburg wurde erst etwa vierzehn Tage nach dem 20. Juli verhaftet. Er wurde am 10. November 1944 hingerichtet.

in Berlin und Zossen wie eine Bombe einschlug. Daß Stauffenberg nach kurzer Rücksprache mit wenigen Vertrauten zu General Wagner eilte und mit diesem sich dahin einigte, den ursprünglichen Plan umzustoßen und das Attentat und den Putsch sofort auszuführen, erscheint mir jedenfalls äußerst glaubwürdig.

Es ist ja nicht schwer, sich die Motive für diesen, seinen Entschluß klarzumachen, wenn man sich einmal überlegt, in welcher Lage er sich befand. Die „Westler" würden ganz ohne jeden Zweifel eine Beendigung des Krieges mit dem Osten angesichts des Fortschreitens der Invasion nur begrüßt haben, um zu einem späteren Zeitpunkt die geplante Aktion im Westen doch auszuführen. Denn eine Beendigung des Krieges im Osten konnte die Chance einer Aktion im Westen nur fördern. Sie hätten also keinen Anlaß gehabt, dagegen zu sein. Stauffenberg und sein engerer Freundeskreis, die in sehr hohem Maße ihre Hoffnungen auf die Lösung mit dem Osten gesetzt hatten, mußten jedoch anders denken. Für sie bedeutete eine Verständigung Hitlers mit Stalin, daß Hitler sein volles Prestige als Staatsmann und Feldherr wiedergewinnen würde: als der Mann, der immer wieder gegen alle Einsichtigen und Gemäßigten mit seiner kühnen Phantasie doch recht behalten hatte. Hitlers Chancen würden hierdurch wieder in den Himmel steigen! Damit würde das Terror-Regime wieder gefestigt sein, und alle Pläne einer gemeinsamen Verständigung der Opposition mit den Sowjets würde man begraben müssen.

Denn diese Verständigung Deutschlands mit Rußland war ja für diesen engeren Kreis geradezu zu einem Axiom geworden. Unter dem ungeheuren Druck der Ereignisse begannen sie einem Patriotismus anzuhängen, der bereit war, der Erhaltung der Macht und Größe des Vaterlandes alle innerpolitischen Rücksichten zu opfern; diese jungen Männer empfanden sehr wohl, daß dies ein Opfer war, welches das Ende ihres Standes bedeuten würde. Aber gerade vom mißverstandenen Preußentum aus waren sie bereit, dieses Opfer zu bringen, weil sie an die Wiederkehr der Ereignisse glaubten. Wie Preußen vor 100 Jahren im Bündnis mit Rußland aus tiefster Erniedrigung wieder zur Höhe geschritten war, so glaubten sie auch jetzt wieder, die außenpolitische Chance in diesem Plane sehen zu können. Nicht durch Zufall allein waren so viele altpreußische Namen in diesem Kreise vertreten. Für mich als Preußen ist es nur erstaunlich, daß auch der Süddeutsche Stauffenberg der Magie dieser Idee verfiel. Aber niemand, der nicht die furchtbare Gewissensnot miterlebt hat, wenn man als Patriot die vollen Gefahren einer Lage für das Vaterland sieht, ohne sie

meistern zu können, wird deshalb einen Stein auf ihn werfen. In dieser Lage konnte jedes Mittel recht sein, um das Vaterland zu retten.

Jedenfalls kann ich es voll und ganz verstehen, daß Stauffenberg auf die Schulenburgsche Warnung hin, Hitler drohe sich mit Stalin zu verständigen, nicht anders handeln konnte, als er es tat. Es war der Mahnruf des Schicksals für ihn, zu handeln und nicht zu warten, bis es zu spät war und bis das blutsaufende Ungeheuer von neuem durch das verräterische Spiel des Schicksals die Kraft gewonnen haben würde, sich weiter zu erhalten und die Erde mit deutschem Blut zu tränken . . .

Das Unheil nahm seinen Lauf.

Stauffenberg flog am 20. 7. mit einem Sprengstoff, den er sich in aller Eile beschafft hatte, nach Rastenburg, begab sich in das Führerhauptquartier und löste die Bombe, die durch einen jener verhängnisvollen Zufälle, die Hitler viele Male davor bewahrt haben, ermordet zu werden, nur einige Persönlichkeiten seiner Umgebung tötete und verletzte, Hitler aber selbst unverletzt, nur mit einer Armverstauchung, seinem Schicksal noch einmal entrinnen ließ.

Stauffenberg war vorher nach Zossen zurückgeflogen, überzeugt, daß die Explosion alle getötet haben mußte. Er begab sich zu Wagner und veranlaßte diesen, den Staatsstreich in Gang zu setzen. Wie dieser im einzelnen scheiterte, wie nach wenigen Stunden klar war, daß das Attentat mißglückt, der Staatsstreich fehlgeschlagen war, so daß den Urhebern dieses Planes nichts anderes übrigblieb, als sich den Tod zu geben, während Stauffenberg und sein Adjutant durch Generaloberst Fromm erschossen wurden — wobei dieser zweifellos hoffte, damit die Spuren der großen Verschwörung zu verdecken —, wie der General Stülpnagel in Paris doch losschlug und wie Rommel ermordet wurde — das zu schildern ist nicht meine Aufgabe, da ich alle diese Dinge nur vom Hörensagen kenne und hierüber nicht mehr und nicht weniger Bescheid weiß als derjenige, der die Veröffentlichungen hierüber gelesen hat.

Ich fühle mich aber verpflichtet, an dieser Stelle auf das Verhängnis aufmerksam zu machen, das seinen Lauf nahm, weil am 20. Juli nicht die große Verschwörung, sondern nur die Gruppe der alten Verschwörer zum Zuge kam. Es muß klargestellt werden, daß der eigentliche Putsch vom 20. Juli mit dem Stauffenbergschen Attentat nicht dem Plan entsprach, den General Wagner, der Generalstab und die führenden Kommandeure im Auge gehabt hatten.

Das merkwürdige Verhalten des Generalobersten Fromm und einer Reihe anderer Offiziere ist nur zu verstehen, wenn man weiß, daß es eben noch einen anderen, umfassenderen großen Plan gab, in den der Putsch vom 20. Juli unvorbereitet und unerwartet hineinschlug. Die Folge davon aber war, daß die geplante Aktion keinen Erfolg hatte, weil die andere Gruppe vergeblich auf das Stichwort „Tauroggen" wartete, das sie in Gang gesetzt hätte. So hatte der 20. Juli nur eine verhängnisvolle Wirkung. Er enthüllte mit einem Schlage, daß es eine große Verschwörung zur Beendigung des Krieges gab, ohne daß diese zum Zuge gekommen war.

Hitler hat sich selbstverständlich gehütet, diese Dinge, die er sehr bald nach dem 20. Juli durch Himmler und seinen Nachrichtendienst erfuhr, an die große Glocke zu hängen. Dem Volk wurde die Aktion als die Handlung einer kleinen reaktionären Offiziersclique Mißvergnügter und Abgesägter hingestellt, da Hitler natürlich nicht zugeben konnte, wer alles und was alles der Ansicht war, daß der Krieg verloren war und das Hitler-Regime beseitigt werden müsse. Und so erfolgte die Abmeuchelung der Opposition und aller Personen, die von der Niederlage überzeugt waren, im Dunkeln, ohne daß die Dinge vor einen Volksgerichtshof gebracht wurden. Die vielen Tausende von Offizieren und zivilen Personen, die auf Grund des 20. Juli verhaftet, eingekerkert und umgebracht worden sind, sind also von Hitler bewußt ermordet worden, um noch einmal seine Herrschaft und seinen Willen durchzusetzen, nicht aber, weil diese Personen des Hochverrats schuldig gewesen wären. Am 20. Juli waren sie nicht beteiligt!

Doch zurück zu meinen Erlebnissen.

Der 20. Juli begann für uns im Hauptquartier wie ein Ferientag, begünstigt von bestem Wetter und herrlichem Sonnenschein. Erwarteten wir doch an diesem Tag den Besuch Mussolinis. Das bedeutete für den gesamten Stab des Ministers, mit Ausnahme der Herren vom Protokoll und den Dolmetschern, daß sie nicht benötigt werden würden und man sich einmal ausruhen konnte. Man mußte nicht, wie sonst, auf dem Sprunge sein, jederzeit angerufen oder abgerufen zu werden. So waren wir denn alle zum Baden an den Mauersee gegangen und sonnten uns dort bei schönstem Wetter. Der Vormittag verging, das Mittagessen, der Nachmittag, und schon glaubten wir, daß wir einen ganz besonders schönen Tag verlebt hätten, als ein alarmierender Anruf der Adjutantur uns zunächst völlig unzureichend davon unterrichtete,

daß etwas Außergewöhnliches geschehen sei — ein Attentat im Hauptquartier — der Minister habe sich sofort in die Wolfsschanze begeben — Näheres wisse man noch nicht . . . die Dinge würden noch geheimgehalten, kein Mensch könne sich einen Vers machen!

Mir blieb für einen Augenblick das Herz stehen.

Aber, so überlegte ich, das kann doch nichts Ernstes sein, das ist gewiß die Tat eines Außenseiters, das ist nicht der Staatsstreich. Man hatte mir doch ausdrücklich versichert, daß man alle derartigen Pläne zurückgestellt habe. Schulenburgs letzte Erklärungen hatten ebenfalls in mir die feste Vorstellung geweckt, daß es noch nicht so weit sei. Außerdem war offenbar alles mißglückt, sonst würde die Reaktion eine andere sein. Den Tod Hitlers hätte man uns sofort bekanntgegeben. Ich war geneigt, die Nachrichten auf die leichte Schulter zu nehmen, wer weiß, aus was für einer Mücke man wieder einen Elefanten machte . . .

Erst sehr allmählich, erst nach der Ansprache Hitlers im Rundfunk, in der er das Scheitern des Anschlags bekanntgab, und nachdem unsere Herren aus dem Hauptquartier zurückkamen und unmittelbare Augenzeugenberichte von dem Geschehnis mitbrachten, rundete sich das Bild, war es möglich, sich einen Überblick über das ganze Ausmaß der Katastrophe zu verschaffen.

Mir lief es eiskalt den Rücken hinunter: Es war mir sofort klar, daß der Teufel seine Hand im Spiel gehabt hatte, daß hier der ganze „Große Plan" zum Scheitern gebracht worden war, dessen Mitwisser ich zu sein glaubte, und daß hier eine Außenseitergruppe unglücklicherweise die letzte Chance, Deutschland vor dem sicheren Untergang zu retten, zerschlagen hatte. Denn das war nun sicher: nachdem der Putsch gescheitert war, war jede Chance, ihn zu wiederholen, verspielt — niemand würde es mehr wagen, die Hand gegen Hitler zu erheben. Abgesehen davon, daß er ja nunmehr alarmiert war und Himmler und Bormann alles tun würden, um Hitler vor künftigen Anschlägen zu schützen, so daß nicht mehr an ihn heranzukommen sein würde. Ich wußte ja damals nicht, wie die Dinge ineinandergespielt hatten und wie sie im einzelnen zusammenhingen — ich sah nur, daß der fein ausgeklügelte Plan, oder genauer gesagt, die beiden Pläne in nichts zerplatzten, und hatte eine maßlose Wut auf Stauffenberg und die anderen Beteiligten. Aber ich wußte auch, daß es nun zu schweigen galt, ich konnte niemandem verraten, was ich wußte, da ich befürchten mußte, daß dies den sicheren Tod bedeuten würde.

So sammelte ich mit Sorgfalt und gierig jedes Nachrichtenbröckchen über die Vorgänge und Hintergründe, ließ alle meine

Fäden spielen, um allmählich, sehr allmählich, ein klareres Bild über die Vorgänge zu gewinnen, bis ich schließlich den Zusammenhang Stück für Stück rekonstruieren konnte, wobei mir sehr zustatten kam, daß ich Zugang zu den geheimsten Dingen hatte, sehr oft ohne daß die Betroffenen es wußten oder auch nur ahnten, daß ich einen Schlüssel besaß, der jede Zunge öffnete: Verschwiegenheit und Hilfsbereitschaft, die ich nun mehr als einmal auch in lebensgefährlichen Lagen zu beweisen hatte.

Trotzdem geriet auch ich in Gefahr. Aber ein seltsames Zusammentreffen schützte mich, wie ich noch zu berichten habe...

Die frappierendste unter all den Nachrichten, die wir nach dem Attentat erhielten, war die Reaktion des Auslandes. Es ist schade, daß mir die Originalaufzeichnungen über diese Reaktion verlorengegangen sind, sie sprächen auch heute noch Bände!

Klar und eindeutig waren die englische und amerikanische Stellungnahme zu dem Ereignis. Mit einer Schärfe wurde von ihnen der „Militärputsch" abgelehnt, wie man sich das nicht deutlicher denken konnte: Die preußischen Junker hätten also geputscht, ausgerechnet die Militärclique, zu deren Vernichtung die Angelsachsen ausgezogen waren! Natürlich viel zu spät, offenbar nur, weil sie sich den Folgen der Niederlage entziehen wollten. Nun, so mußte es ihnen denn gesagt werden: Mit diesen Leuten würden Churchill und Roosevelt nie Frieden geschlossen haben! Gegen sie wäre der Kampf bis zur Vernichtung weitergegangen, da es den preußischen Militarismus und die Junkerklasse, die beide am Kriege mit schuld gewesen seien (!), auszurotten gelte. Das deutsche Volk würde sich einer Täuschung hingegeben haben, wenn es diesen Leuten seine Führung anvertraut hätte. Für diese Leute hätte es erst recht nur eine Bedingung gegeben: Bedingungslose Kapitulation!... Es hätte nicht viel gefehlt, und der englische und amerikanische Rundfunk hätten Hitler zu seinem Entkommen gratuliert.

Selbst Hitler war über den Abgrund des Hasses entsetzt, der ihm aus diesen Äußerungen entgegenspie. „Sie sehen", so sagte er zu Ribbentrop, „diese Leute hassen Deutschland beinahe noch mehr als mich . . . Sicher sind das alles Juden, die das gesagt haben."

Ganz anders, ja erstaunlich anders, äußerten sich aber die Russen. Hatten diese nicht das sogenannte „Deutsche Freiheitskomitee"? Also mußte dieses herhalten. „Wir begrüßen die Helden, die es gewagt haben, das Joch des Faschismus abzuschütteln, um eine Verständigung zwischen dem großen deutschen und dem

großen russischen Volk wiederherzustellen und durch ein deutsch-russisches Bündnis den Frieden zu sichern. Rußland ist jederzeit bereit, einem von der Verbrecherbande der Nationalsozialisten befreiten Deutschland die Bruderhand zu reichen! Wir sind bereit, uns mit der deutschen Armee zu verständigen; es lebe die antifaschistische Revolution! Unsere Sympathie und alle guten Wünsche den Helden, die sich gegen Hitler erheben! Das deutsche Volk hat alles von diesem Weg zu erwarten! . . ." Und in den russischen Nachrichten für das eigene Volk die gleichen, wenn auch nicht ganz so herrlichen Töne, die Hoffnung darauf, daß die deutsche Armee dem Kriege ein Ende bereiten werde. Aufrufe an die deutsche Front, den Kampf einzustellen und den Verschwörern zu helfen. Noch 48 Stunden nach dem Scheitern des Putsches wurde diese Linie beibehalten, bis sie plötzlich abrupt abbrach und in der Versenkung verschwand.[59])

Als ich diese Dinge las, konnte ich nicht umhin, an Schulenburgs Fühler zu denken. Schulenburg war inzwischen nach Berlin abgereist, um sich zu stellen, nachdem er mir noch einmal kurz hatte versichern können, daß er mit dem Attentat nichts zu tun habe: „Das ist nicht unser Putsch!" Hatte er doch recht gehabt? Hatten seine Verbindungen tatsächlich bis in den Kreml gereicht? War das Ganze nicht eine Bestätigung dafür? Oder war die russische Propaganda nur klüger und wendiger als die der Angelsachsen, die an bodenloser Dummheit nicht zu übertreffen war und nun tatsächlich den Deutschen nichts anderes mehr übrigließ als den Kampf bis zum letzten Mann und zur letzten Patrone?

Ich war bis in die letzten, innersten Grundfesten erschüttert, verzweifelt und voller Fatalismus, als ich das alles las. Aber gerade diese Dinge festigten immer mehr auch den Willen, nicht aufzugeben und am Leben zu bleiben — als Zeuge für die Fehler, die auf beiden Seiten dieses Völkerringens gemacht worden waren, um wenigstens möglicherweise der Nachwelt eine Lehre zu übermitteln . . .

Ich sollte sehr bald auf die Probe gestellt werden.

Nach dem Besuche Mussolinis ließ sich Hitler den japanischen Botschafter Oshima kommen und erklärte ihm (verständlicherweise, denn aus den russischen Rundfunk- und Pressestimmen schloß er, daß das ganze Attentat von Stalin oder zumindest seinen Parteigängern inszeniert war, obwohl er sich dessen nicht ganz sicher war), er müsse das Angebot einer Vermittlung mit den Sowjets leider ablehnen. Ribbentrop hatte er vorher erklärt, er würde Oshima am liebsten fragen, ob er denn wirklich nicht wisse,

daß der japanische Botschafter in Moskau, falls er tatsächlich mit einer bejahenden Antwort von ihm, Hitler, komme, von Stalin mit einem Tritt in den Hintern die Treppe des Kreml wieder hinunterexpediert werden würde. Bei der tatsächlichen Antwort mäßigte er sich jedoch und drückte sich etwas diplomatischer aus.

Oshima, der ja auch sonst immer mit Batterien von Kirschwasser spazierenfuhr, betrank sich daraufhin abends sinnlos in seinem Quartier und konnte nur mit Mühe davon abgehalten werden, Harakiri zu begehen.

Nach einer Woche jedoch war anscheinend der Sturm vorüber und alles dem äußeren Schein nach im alten Gleise. Erst die Protokolle des Prozesses vor dem Volksgerichtshof brachten eine neue Entwicklung. Hitler verschlang sie gierig und ließ sich über jedes Wort der Angeklagten berichten. Die Äußerungen der Militärs versetzten ihn in Wut oder veranlaßten ihn zu Ausbrüchen der Verachtung — das Verhalten einiger Angehöriger des Auswärtigen Amtes jedoch erregte seine Bewunderung. Ganz besonders imponierte ihm das Verhalten Trotts und Schulenburgs.

Trotts Erklärungen pries er geradezu: „Wenigstens ein Kopf unter diesen Verschwörern — ein Gegner, der meiner würdig ist — wenn ich nur solche Leute unter den Beamten des Auswärtigen Amtes auf meiner Seite gehabt hätte — da kann man nur den Hut abnehmen — ich glaube, ich habe dem Amt Unrecht getan — was für eine Haltung!"

Voller Ehrfurcht war er geradezu angesichts des Verhaltens von Schulenburg: „Daß dieser Mann mein Gegner sein mußte — genau so wie er würde ich das auch machen, was für ein Mordskerl . . .!"

Aber derartige Ansichten hatten auch ihre Gefahren: Bormann hörte zu und verstand es, geschickt einzuhaken: Ist das nicht ein Beweis, wie gefährlich das Auswärtige Amt ist? Daß es von vorne bis hinten ein Verschwörernest ist und daß man es ausrotten sollte mit Stumpf und Stiel? Ob der Ribbentrop nichts gewußt hat? Entweder ist der Kerl so dumm, daß er nichts gemerkt hat, oder er hat sich am Ende an derartigen Kritiken Ihrer Politik, mein großer Führer, beteiligt?

Hitler verstummte und brütete vor sich hin, aber dann lehnte er ab. „Ribbentrop? Nein, Ribbentrop ist treu wie Gold! Unterlassen Sie es, ihn zu verdächtigen."

Ich erlebte selbst, wie dieses Gespräch, das mir von mehreren Stellen geschildert worden ist, von Herrn v. S., der Hewel vorübergehend bei Hitler vertrat, Ribbentrop an der Abendtafel berichtet worden ist. Ich höre noch seinen weichen, österreichischen

Dialekt, empfinde die diplomatische Vorsicht, mit der er diese Episode erzählt, sehe das plötzliche Erstarren Ribbentrops und habe seinen daraufhin folgenden Wutausbruch im Ohr. Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß alles um ihn erbleichte: „Und das haben Sie sich gefallen lassen? Mit der Reitpeitsche müßte man den Bormann totschlagen, dieses Schwein, diesen ehrlosen Intriganten und Lügner!"

Und dann verteidigte er sich, zählte die Verdienste, die er um Hitler gehabt hätte, die Verdienste, die „seine Herren" gehabt hätten, ihre Treue, ihren Mut usw. auf, bis er anscheinend sein Gleichgewicht wiedergewonnen hatte.

Aber Ribbentrop war bis ins Mark getroffen. Bei jeder Gelegenheit beschimpfte er von jetzt ab die Offiziere und die Armee als Verräter, Feiglinge und Lumpen, pries die Genialität des Führers, versicherte, daß er nun erst recht vom Endsieg überzeugt sei, kurz, betrug sich so exaltiert, daß es auf das deutlichste zu sehen war, wie tief ihn Bormann getroffen hatte.

Um so weniger angenehm war ich überrascht, als er mich einige Tage später zu einem persönlichen Spaziergang befahl, weil er mit mir „zu reden" wünsche.

Wieder gingen wir allein, nur in respektvoller Entfernung von seinem mit einer Maschinenpistole bewaffneten Kriminalisten gefolgt, hinaus in die sommerliche Abendlandschaft Masurens. Ribbentrop war diesmal mit einer Pistole bewaffnet, was ebenso ungewöhnlich wie auffallend war. Schweigend, mit finsterer Miene ging er neben mir her, um erst nach mehreren hundert Metern das Gespräch zu eröffnen:

„Sie haben die Herren sehr gut gekannt?"

„Meinen Sie die Herren des Generalstabs, die an der Verschwörung beteiligt waren?"

„Jawohl!"

„Selbstverständlich, Herr Minister, ich habe Ihnen ja laufend darüber berichtet."

„Sie wissen doch, daß jede Fühlungnahme mit den Herren verboten war, und zwar vom Führer selbst?"

„Selbstverständlich, ich habe aber, wie Sie wissen, von Ihnen die schriftliche und mündliche Weisung erhalten, mit den Herren über bestimmte Fragen Fühlung zu halten!"

(Ribbentrop erstarrt, macht eine Pause.)

„Wer weiß von diesen Fühlungnahmen?"

„Außer Ihnen, Herr Minister, und mir, niemand! Die Herren selbst sind wohl tot oder werden es bald sein!"

„Mußte das wirklich sein, daß Sie ausgerechnet mit diesen Herren die Fühlung hielten? Sie haben sich und mich in eine sehr üble Lage gebracht! Ich weiß gar nicht, was ich tun soll . . ."

„Ich stehe Ihnen zur Verfügung, Herr Minister!"

Schweigend blieb Ribbentrop stehen und blickte mich lange mit seinen stechenden, eisgrauen Augen an, um dann ebenso schweigend den Spaziergang plötzlich fortzusetzen, wobei er nach seiner Gewohnheit mit dem Stocke nach rechts und links in die Gräser schlug und die Blumen köpfte. Fünf Minuten, zehn Minuten, eine halbe Stunde lang, schweigend, finster, die Augen auf den Boden geheftet, Unverständliches zwischen seinen Zähnen murmelnd, bis er schließlich brüsk kehrtmachte und mit mir wieder zum Schloß zurückging.

Ich wußte nicht, was ich aus der Situation machen sollte. Fürchtete sich Ribbentrop davor, daß ich etwas sagen könnte? Hatte er nicht oft genug scharfe, ja allerschärfste Kritik an Hitlers Maßnahmen geübt, wenn er sich mit mir unterhalten hatte? Glaubte er, ich würde das aussagen, wenn man mich dazu durch Folter zwänge, oder würde er auf meine Diskretion bauen, die Diskretion, die ja auch Schulenburg bis zum letzten gewahrt hatte? Was wußte er schließlich, was konnte man über mich wissen? Ich hatte nie in Gegenwart von Zeugen gesprochen, ich hatte nie eine unvorsichtige Äußerung am Telefon gemacht, ich hatte nie geschimpft und gemeckert. Mein Telefon war seit einem Jahr durch Luftangriff vernichtet, ich war so viel hin und her gefahren — immer im amtlichen Auftrag —, daß es unmöglich gewesen sein mußte, mich zu überwachen; es konnte niemand etwas Genaues über mich wissen. War es da nicht das klügste, den Mund zu halten?

Erst kurz bevor wir das Schloß wieder erreichten, blickte Ribbentrop wieder auf und blieb stehen, wobei er mir wiederum voll in die Augen sah: „Ich verlasse mich weiter auf Ihre Diskretion, Herr Hesse!" sagte er schließlich.

Der Spaziergang war beendet.

Man wird mich entschuldigen, wenn ich versichere, daß es mir nach diesem Spaziergang heiß und kalt über den Rücken hinunterlief. Es mußte also gegen mich etwas vorliegen. In der Tat konnte ich später feststellen, daß man mich auf die Liste der Verdächtigen gesetzt hatte und Ribbentrop ersucht worden war, mich dem SD zu überstellen. Aber Ribbentrop hat auf Grund des geschilderten Gesprächs dies abgelehnt.

In der Nacht rief er mich noch einmal an: „Sie haben", so sagte er, als die Verbindung hergestellt war, „gegen jedermann über das Gespräch zu schweigen, das ich mit Ihnen hatte. Im übrigen blei-

ben Sie von jetzt an dauernd im Hauptquartier zu meiner Verfügung. Sie verstehen, was das bedeutet? Gute Nacht!"

Ich bin seit diesen Tagen bis zum Ende des Krieges nie mehr ohne Pistole gegangen und habe es mir, wie viele meiner Kollegen, angewöhnt, mit der entsicherten Pistole zur Ruhe zu gehen . . . Lebendig sollte man mich nicht bekommen!

Aber mein Glück hielt dicht, niemand verriet mich, und es war mir bestimmt, doch noch gegen Ende des Krieges eine Rolle zu spielen, die ich vor der Geschichte verteidigen kann — meine „Stockholmer Mission".

IX. Kapitel

DAS ENDE

In den letzten Septembertagen 1944 begann sich im Hauptquartier in Ostpreußen eine sehr merkwürdige Lage zu entwickeln. Die Front rückte immer näher. Trotzdem blieb das Hauptquartier Hitlers nach wie vor in der berühmten Wolfsschanze bei Lötzen. Infolgedessen wurde auch das Feldquartier des Reichsaußenministers in Steinort weiterhin aufrechterhalten, so daß sein Stab gezwungen war, in der Jägerhöhe am kleinen Mauersee zu wohnen und zu arbeiten. Göring, der sein Quartier näher an der litauischen Grenze hatte, verzog sich hingegen nach der Schorfheide bei Berlin. Auch der größte Teil der militärischen Stäbe wurde verlegt. Aber das Quartier des Reichsaußenministers blieb hiervon unberührt. Trotz der Frontnähe mußte sein Stab weiterhin verbleiben, wo er war, und erst als die Russen nur noch wenige Kilometer entfernt waren und Keitel energisch eine Rückverlegung nach Berlin verlangte, wurde Ribbentrop gezwungen, Ostpreußen zu verlassen.

An ein sachliches Arbeiten war unter solchen Umständen nur mit einer gewissen Schwierigkeit zu denken, da eine verständliche Nervosität Platz griff, nachdem sich herausgestellt hatte, daß es keinerlei Schutz für den zumeist aus Damen bestehenden Stab gab. Es wurden lediglich einige Laufgräben bei der Jägerhöhe angelegt, in denen Schutz gesucht werden sollte, wenn Tiefflieger angriffe ein Verbleiben in dem hölzernen Hotel unmöglich machen sollten. Die Damen des Stabes wurden im Schießen mit Kleinkaliberpistolen ausgebildet, aber irgendeine größere Waffe stand nicht zur Verfügung. Lediglich vier veraltete Infanteriegewehre sollten im Ernstfall zur Verteidigung eingesetzt werden. Umgekehrt empfand das Militär das Verbleiben des Stabes, der mit seinen zahlreichen Automobilen eine höchst unbequeme Belästigung des Frontbetriebes war, als überflüssig und ließ dies die zivile Behörde bei jeder passenden Gelegenheit fühlen. Der Dienstbetrieb, der einen ständigen Autoverkehr zwischen dem Wohnort des Stabes und dem Sitz des Ministers verlangte, vollzog sich unter diesen Umständen in immer schwierigerer Form, um so mehr, als auch Fernschreiber und Funk nach Berlin sich kaum aufrechterhalten ließen. Ribben-

trop war daher ständig in äußerst gereizter Stimmung. Er erklärte alle technischen Schwierigkeiten für „Sabotage" und wollte nicht einsehen, daß er durch sein Verbleiben den militärischen Stellen unnötige Schwierigkeiten bereitete, während umgekehrt der Nutzen, den er der Führung noch zu leisten vermochte, gleich Null war, da angesichts der überaus ernsten Frontlage und den immer schwärzeren Nachrichten über die Feindabsichten in Deutschland der Außenpolitik keinerlei praktischer Wert für die Kriegführung mehr beizumessen war.

Ribbentrop hatte etwa im August auf Veranlassung Papens den Freiherrn v. Lersner nach Konstantinopel geschickt, um den Versuch zu machen, durch seine Vermittlung in irgendeinen Gedankenaustausch mit den Engländern oder Amerikanern zu kommen. Hierbei ließ er sich von der Ansicht leiten, daß er, da sich die Kriegslage immer ungünstiger zu entwickeln begann, rechtzeitig eine Fühlungnahme mit dem Gegner herbeiführen müsse. Für diese Aktion hatte er sich die ausdrückliche Genehmigung Hitlers geben lassen.

Sie war auch der Grund für meine erneute Anwesenheit im Hauptquartier, da Ribbentrop die Ergebnisse dieses Fühlers mit mir zu besprechen wünschte. Ich war voller Skepsis, ob sich irgend etwas erreichen lassen würde. Mir erschien es äußerst zweifelhaft, ob die Gegner bereit sein würden, über einen Frieden, wie ihn Hitler zu erhalten hoffte, zu verhandeln. Theoretisch hätte man annehmen dürfen, daß es sowohl den Russen wie auch den Engländern und Amerikanern klar sein mußte, daß eine Vernichtung Deutschlands, wie sie die uns damals bekannt gewordenen Berichte Sumner Welles' immer wieder forderten, nicht im Interesse dieser Mächte gelegen war. Mußte nicht die Beseitigung der Machtstellung Deutschlands das Gleichgewicht in Europa stören und den Osten und den Westen in einen Konflikt gegeneinander treiben? Aber das war sozusagen eine vernünftige Frage.

Konnte man angesichts der Woge von Haß, die das Hitler-Regime hervorgerufen hatte, noch erwarten, daß ein siegreicher Gegner sich von irgendwelchen Vernunftgründen leiten lassen würde? Das war schon 1919/20 nicht der Fall gewesen, um wie viel weniger konnte man das 1944/45 erwarten?

In diesen Tagen erhielt ich zum ersten Male ein Dokument, das mir schlagartig klarmachte, was sich in den polnischen Judenlagern abgespielt hatte. Die englischen illustrierten Zeitschriften „London Illustrated News" und „Sphere" brachten nach der Einnahme von Maidannek — das die gleiche Rolle spielte, wie das

bekanntere Auschwitz — Sondernummern heraus, aus denen einwandfrei hervorging, daß diese beiden Lager der Vernichtung der Juden durch Gaskammern gedient hatten. Die von einem Reporter aufgenommenen Photographien bewiesen eindeutig, daß hier ein Massenmord stattgefunden haben mußte, wie dies u. a. durch die aufgefundenen Kartotheken, die Bilder von den Kleidern der Frauen und Kinder usw. bestätigt wurde. Ich hatte diese Nummern der Zeitschriften mit beträchtlicher Verspätung erhalten; sie waren mir auf dem normalen Dienstwege nicht zugegangen. Mein Büro hatte mir mehrfach gemeldet, daß die Nummern fehlten und daß sie trotz aller Reklamationen von den amtlichen Stellen nicht zu erhalten wären. Was die amtlichen Stellen allerdings nicht wußten war, daß ich für diese Fälle eine Sonderverbindung in Portugal hatte. Diese sandte mir auf Anforderung jede fehlende Zeitung oder Zeitungsnummer auf einem Wege, der zwar eine Umgehung der amtlichen Stellen war, dafür aber absolut sicher funktionierte. Er war zugleich der Verbindungsweg der Opposition in das Ausland und vom Ausland herein.

Als ich diese Zeitschriften zum ersten Male durchstudierte, war ich buchstäblich von Entsetzen gepackt. Die Verfolgung der Juden durch Hitler und die von ihm beauftragten Organe hatten wir selbstverständlich niemals gebilligt. Gerade diese Greueltaten waren für uns der Anlaß, das Regime für verbrecherisch zu halten. Bei vielen Oppositionellen hatten sie erst den Wunsch geweckt, es zu beseitigen. Gewiß hatten wir, wo wir es nur konnten, versucht, Juden zu retten und antijüdische Maßnahmen abzumildern — aber daß es einen systematischen Plan zur Vernichtung der Juden gab, war uns unbekannt geblieben. Gerüchteweise hatte dieser oder jener wohl davon gesprochen, aber von der tragischen Verwicklung Weizsäckers und seiner Kreise in diese Dinge hatten wir nichts gewußt. Die Geheimhaltung dieser Vorgänge durch ihre Behandlung als „Geheime Reichssache" hatte uns von der aktenmäßigen Kenntnis ausgeschlossen. Erst der vorliegende Bericht brachte die volle, schreckliche Gewißheit über das ungeheuerliche Verbrechen, das hier begangen worden war.

Mir fehlen die Worte, um zu schildern, wie sehr mich das Entsetzen schüttelte und wie furchtbar der Eindruck dieser Broschüren war. Denn es war mir bei einer nochmaligen Lektüre völlig klar, daß das englische Material echt war und eindeutig nur einen einzigen Schluß zuließ. Allerdings gab auch dieses Material keinen Einblick in den vollen Umfang der geschehenen Verbrechen.

Nachdem Ribbentrop mehrfach abgestritten hatte, daß es Vernichtungslager für Juden gäbe, faßte ich den Entschluß, ihn

mit diesem Material zu stellen, um Klarheit über seine persönliche Verantwortung und damit die Verantwortung des Auswärtigen Amtes zu erhalten. Ich ließ daher das gesamte Material durch zwei zuverlässige Sekretärinnen übersetzen und machte eine Vorlage für den Minister. In dieser Vorlage wies ich darauf hin, daß die Verbreitung dieses Materials im Auslande eine „verheerende" Wirkung haben müsse und als Rechtfertigung für die Gegner dienen werde, um jede Verhandlung über einen Frieden mit dem gegenwärtigen Regime abzulehnen. Gerade er als Außenminister müsse daher einwandfrei über dieses Material informiert werden und eine Weisung des Führers erbitten, wie sich das Auswärtige Amt zu diesen „Lügenmeldungen" des Auslandes zu verhalten habe. Wenn anscheinend auch in Deutschland der SD es verhindert habe, daß dieses Material bekannt geworden sei, so sei doch nicht daran zu zweifeln, daß es weiteste Verbreitung im Ausland finden und den Gegner bis zum Letzten aufpeitschen werde.

Um sicher zu gehen, daß dieses Material dem Minister nicht vorenthalten würde, verlangte ich eine persönliche Audienz bei ihm, die ich dann schließlich auch mit der üblichen tagelangen Verzögerung erhielt.

Als ich Ribbentrop dieses Material vorhielt und die Artikel der Zeitschriften im einzelnen genauestens erläuterte, war er sichtlich wie vom Schlage gerührt. Er hatte die Zeitschriften tatsächlich nicht erhalten und war von niemandem vorher auf sie aufmerksam gemacht worden — kurz, er war auf das tiefste betroffen. Er versicherte mir wiederholt, daß er von diesen Dingen nichts gewußt habe, daß er selbstverständlich immer gegen die Judenpolitik des Führers gewesen und daß er sich durchaus immer dessen bewußt gewesen sei, welch ungeheure und gefährliche Wirkung im Ausland ein derartiges Material für das nationalsozialistische Regime haben müsse. Er versprach mir schließlich, die Angelegenheit dem Führer vorzutragen und mich sodann wissen zu lassen, welches Ergebnis dieser Vortrag gehabt hätte. Gleichzeitig schärfte er mir jedoch äußerste Verschwiegenheit gegen jedermann ein und verlangte noch einmal ausdrücklich, daß ich es sicherstelle, daß die beiden Sekretärinnen, denen ich die Aktennotizen diktiert hatte, gegen jedermann über dieses Material schwiegen.

Wenn ich aber geglaubt hatte, daß ich eine schnelle Reaktion auf dieses Material erhalten würde, so hatte ich mich getäuscht. Es dauerte volle 14 Tage, bevor Ribbentrop mich wieder in sein Quartier bestellte, um mir seine Antwort zu geben. Sie bestand darin, daß er einige Ordonnanzen, eine zufällig anwesende Sekretärin und den diensthabenden Herrn zusammenrief, um in Gegen-

wart dieses merkwürdig zusammengesetzten Publikums mir die beiden Zeitschriften vor die Füße zu werfen und mich anzubrüllen, daß es unerhört sei, es zu wagen, ihm derartiges Material vorzulegen. „Der Führer hat mir sein Ehrenwort gegeben, daß dies der unverschämteste Schwindel ist, den es je gegeben hat und daß kein Wort an diesen sämtlichen Publikationen wahr ist. Ich verbitte mir daher auch, mir noch einmal ähnliche Vorlagen zu machen oder überhaupt noch weiter über die ganze Angelegenheit zu sprechen." Nachdem Ribbentrop alle anderen entlassen hatte, versuchte ich ihn noch einmal zu sprechen. Er lehnte es jedoch ab, sich weiter mit mir über diese Dinge zu unterhalten, und empfahl mir, mich erst einmal von meinen angegriffenen Nerven in Krummhübel zu erholen, ein deutlicher Wink, daß ich — zum wievielten Male — wieder einmal hundertprozentig in Ungnade gefallen war und daß es wohl das Klügste war, sich nunmehr zurückzuziehen. Ich verabschiedete mich daher von ihm und fuhr zunächst in mein ostpreußisches Quartier zurück.

Von hier aus setzte ich mich noch einmal mit Hewel in Verbindung, um mich auch von diesem zu verabschieden und vor allen Dingen, um zu erfahren, was sich denn nach den merkwürdigen Äußerungen Ribbentrops tatsächlich abgespielt hatte. So fuhr ich denn zum letzten Male nach der Wolfsschanze, wo Hewel, eine halbe Stunde lang mit mir auf und ab gehend, mir die Lage auseinandersetzte. Diese merkwürdige Unterredung in der Abenddämmerung der untergehenden Sonne, unter dem Donnern der Kanonen der in der Ferne grollenden Front, bei Fliegeralarm, den eine russische Rata verursacht hatte, wird mir unvergeßlich sein. Hewel zögerte mit seiner Antwort, als ich ihm mein letztes Erlebnis mit Ribbentrop geschildert hatte. Schließlich zwang er sich zu einer Antwort. „Ribbentrop hat das Material tatsächlich Hitler gezeigt. Dieser hat aber einen Wutanfall auf das liederliche und feige Pack vom SD bekommen, der die Spuren der beiden Lager nicht rechtzeitig vernichtet habe, so daß sie als Beweismaterial in die Hände des Feindes gefallen seien, und hat eine entsprechende Bestrafung der Schuldigen angeordnet", setzte er mir auseinander. „Aber es kann keine Rede davon sein, daß er irgendwie überrascht war, noch hat er Ribbentrop sein Ehrenwort gegeben, daß diese Bilder nicht echt seien. Sie sind selbstverständlich echt, leider! Und über die Konsequenzen, die jeder von uns daraus zu ziehen hat, darüber sind Sie sich hoffentlich klar."

Ich muß sagen, daß diese Worte damals den größten Eindruck auf mich machten und daß ich mich nicht ohne Bewegung von Hewel, den ich für anständig und sauber hielt, verabschiedete. In

diesem Moment war es mir endgültig klargeworden, daß dieses Regime Niederlage und Vernichtung hundertfältig verdient hatte und daß ich jedenfalls mit ihm nichts mehr zu tun haben wollte.

Unter irgendwelchen Vorwänden verließ ich daher das Hauptquartier und begab mich nach Krummhübel zurück.

Ich hatte gehofft, hier mein Gleichgewicht und meine Kaltblütigkeit wiedergewinnen zu können. Der Eindruck dieser Szenen war aber so stark, daß ich mich über die Maßen erregte und von einer Herzattacke nach der anderen gepackt wurde, so daß ich wochenlang das Bett hüten mußte. Selbst mein alter Hausarzt glaubte damals, daß mein Ende nicht mehr ferne sei. So habe ich denn die merkwürdigen Vorgänge, die sich damals abspielten, nur wie im Traum erlebt und vieles von ihnen ist mir nur in dunkler Erinnerung geblieben.

Irgendwelche Mitteilungen aus dem Hauptquartier Ribbentrops erhielt ich in dieser Zeit nicht. Ich hörte durch Freunde und Bekannte, wie er ganz plötzlich und kläglich seine Stellung in Ostpreußen auf einen Befehl des Führers hätte räumen müssen, der sich über den Narrenstreich Ribbentrops alteriert hatte, den er in dessen Verbleiben in Ostpreußen nicht zu unrecht sah, und ich hörte, daß Ribbentrop inzwischen nach Berlin zurückgekehrt war, von wo aus er fieberhaft versuchte, in ständigem Kontakt mit Hitler zu bleiben, ohne hierzu technisch in der Lage zu sein. Um so überraschter war ich, als ich Anfang Januar plötzlich den direkten Befehl erhielt, mich umgehend und sofort bei Ribbentrop in Berlin zu melden. Da ich nicht wußte, worum es sich handelte, fuhr ich nicht ohne gewisse Besorgnis nach Berlin, allerdings auch fest entschlossen, mich mit jedem Mittel zu verteidigen, wenn diese merkwürdige Weisung etwas Schlechtes bedeuten sollte.

In Berlin erhielt ich die Weisung, im Hotel Adlon Wohnung zu nehmen, wo ich dann auch tatsächlich von diesem Tage an bis zum 13. April fast ständig ein Zimmer gehabt habe, so daß ich diese Phase des Endkampfes um Berlin in der Hauptstadt selbst erlebt habe. Es war auch hier ein beinahe gespenstisches Leben, das irgendwie unwirklich erschien, denn während die ständigen Fliegeralarme und Fliegerangriffe immer größere Teile der Stadt in Trümmer warfen, wobei Tausende den Tod fanden und Hunderttausende ihr Hab und Gut verloren, wobei auch gelegentlich kleinere und größere Beschädigungen des Hotels und seiner Umgebung stattfanden, gab man sich im Hotel Adlon den Anschein, als ob es alles noch gäbe und nach wie vor Frieden herrsche. Kellner im Frack, regelmäßiges warmes Mittag- und Abendessen, wenn auch

in kriegsmäßig bedingtem bescheidenem Umfang, Bäder mit warmem Wasser und sauberen Betten, volle Hotelbedienung, Gehen und Kommen von Ausländern und Inländern verschiedener Prominenz — und das alles unter bis zu 17 Fliegeralarmen am Tage — gaben einen Hintergrund ab, wie man ihn sich filmgemäßer kaum vorstellen konnte.

Nach meinem Eintreffen in Berlin brauchte ich nicht lange auf Weisung zu warten. Bereits am Nachmittag des gleichen Tages wurde ich zu Ribbentrop in dessen Arbeitszimmer im alten Palais Hindenburgs befohlen, das im vollen Prunke seiner hypermodernen Einrichtung glänzte und in dem mir nur auffiel, daß die schönen Bismarckbilder Lenbachs, die sonst das Zimmer Ribbentrops zu zieren pflegten, irgendwohin in Sicherheit gebracht worden waren.

Ribbentrop empfing mich kühl, aber ohne jede Unfreundlichkeit. Er legte mir die letzten Depeschen Ciceros, Papens Spions aus Ankara, vor, der in seinen Depeschen bekanntlich wichtiges Geheimmaterial des englischen Botschafters in der Türkei, Knatschbull-Hugessen, photographiert hatte und uns verkaufte. Wenn ich mich richtig entsinne, so war in einer der Depeschen — es kann aber auch eine der Marmara-Depeschen des Herrn von Lersner gewesen sein — die bevorstehende Zusammenkunft von Yalta angekündigt.

Nachdem Ribbentrop mir auseinandergesetzt hatte, was er selbst aus den Dingen herausgelesen hatte — wobei er über eine sachliche Erörterung der Nachrichten nicht hinausging —, nahm er eins der bekannten Blaubücher, in denen die englischen Parlamentsdebatten zu erscheinen pflegten, zur Hand, reichte es mir über den Tisch hinüber und sagte: „Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie sich auch hiermit eingehend beschäftigen und mir Ihre Ansichten hierüber vortragen würden." Es war der Hansard mit dem Bericht des Oberhauses, in dem Viscount Simons die Verfolgung aller Kriegsverbrecher verlangt hatte, wie ich beim Anblättern der Broschüre sah. Ribbentrop erhob sich und sagte: „Ich möchte in spätestens zwei Tagen Ihren Bericht haben, lassen Sie sich im übrigen durch die erschwerten Umstände hier in Berlin nicht beeindrucken" — eine der seltenen Anspielungen, die Ribbentrop in meiner Gegenwart gemacht hat, wenn er die Dinge für ernst ansah.

Ich verabschiedete mich von ihm, nahm die Schriften in mein Hotel mit und begann sie, immer wieder gestört durch Alarme, eingehend zu studieren. Nach langem Überlegen und nach eingehenden Aussprachen, die ich mit unserem besten Rußlandkenner, Botschaftsrat Hilger, und verschiedenen anderen Beamten hatte, glaubte ich mir ein einwandfreies Bild der bevorstehenden

Konferenz in Yalta machen zu können. Nachdem ich mir unter beträchtlichen Schwierigkeiten in dem zum Teil bereits sehr heftig zerbombten Auswärtigen Amt ein teilweise zerstörtes Zimmer, eine Schreibmaschine und eine zuverlässige Sekretärin beschafft hatte (mein eigenes Personal durfte ich nicht verwenden), machte ich mich an die Arbeit und verfaßte einen Bericht über die Aussichten von Yalta. Leider besitze ich diese Aufzeichnungen nicht mehr, so daß ich ihren Wortlaut nicht wiederzugeben vermag. Aber ich erinnere mich, daß ich drei Gesichtspunkte herausgearbeitet habe:

1. Daß, wie man auch immer die politischen Meinungsverschiedenheiten zwischen den großen Alliierten gegen Deutschland beurteilen wolle, es keinen Zweifel darüber geben könne, daß sie insgesamt den festen Willen zur Vernichtung Deutschlands und zur Beseitigung des nationalsozialistischen Regimes hätten; daß sie bereit seien, das Letzte und Äußerste zur Erreichung dieses Zieles einzusetzen, und kein Mittel scheuen würden, um dieses Ziel zu erreichen; daß also in diesem Punkte volle Einigkeit zwischen den Alliierten vorausgesetzt werden müsse.

2. Daß im Widerspruch hierzu es auffällig sei, daß offensichtlich keinerlei Einigung über die in Deutschland nach seiner Vernichtung bezw. seiner Niederlage zu ergreifende Politik aus den vorliegenden Dokumenten erkennbar wäre. Man dürfe also annehmen, daß es keinerlei p o l i t i s c h e Einigung zwischen den Alliierten geben werde und daß eine Konferenz, die sie wohl versuchen würden, in Berlin abzuhalten, die Entscheidung darüber bringen werde, was man mit Deutschland zu tun gedenke.

3. Es sei dies ein Beweis dafür, daß die großen weltpolitischen Gegensätze zwischen Angelsachsen und Sowjets auch durch den Krieg nicht überbrückt worden wären, daß es aber mangels jeder deutschen Initiative, ja selbst auch bei Initiative, wohl völlig unmöglich sein würde, aus dieser Lage noch irgendwelches Kapital für Deutschland zu schlagen.

Der sehr vorsichtige und genau durch Zitate belegte Bericht, den ich mehrfach umformuliert habe, ist, wie ich heute sagen darf, zweifellos im wesentlichen richtig gewesen. Nach all den Veröffentlichungen, die inzwischen von amerikanischer, englischer und russischer Seite über die Vorgänge in Kairo, Teheran und Yalta erfolgt sind, habe ich die Überzeugung, daß ich damals tatsächlich das Richtige gesagt hatte, was aber angesichts der eindeutigen Auslandsnachrichten durchaus nicht schwer war. Wir waren in der Tat bestens unterrichtet, ohne daß uns dies genützt hätte.

Auch den Hansard über die Rede Simons' im Oberhaus las ich auf das sorgfältigste durch. Die Rede bedeutete das Todesurteil

für die Führerschaft des nationalsozialistischen Reiches, und zwar in einer Eindeutigkeit, wie man sich das schärfer kaum vorstellen konnte. Meine Kenntnis der Persönlichkeit Simons' und der englischen Verhältnisse konnte mich nur darin bestärken, daß die ausgesprochenen Drohungen überaus ernst zu nehmen waren und daß keinerlei Zweifel über die Absichten der Gegner herrschen konnte. Angesichts der Spannungen, die zwischen mir und dem Außenminister bestanden, und der verständlichen überreizten Atmosphäre in dem sterbenden Berlin, schien es mir allerdings klüger zu sein, diese Dinge mündlich vorzutragen und keinen schriftlichen Bericht zu verfassen.

Ribbentrop nahm meinen Bericht über Yalta mit sichtlicher Spannung entgegen, was mich einigermaßen verwunderte, da ich annahm, daß sich das Material seit längerer Zeit in seinen Händen befunden hatte. Er las meinen Bericht über die bevorstehende Yalta-Konferenz mehrfach durch, ehe er sich wieder äußerte, um dann, wie es seine Art war, die Besprechung mit einem ihm nicht plausibel erscheinenden Detail zu eröffnen. Dieses Detail, das ihm nicht zusagte, war meine Feststellung, daß es wohl kaum möglich sein würde, die Gegensätze zwischen den Alliierten in irgendeiner Form zu Deutschlands Nutzen aufzugreifen.

„Was meinen Sie", so sagte Ribbentrop, „mit der Formel, daß es unmöglich sei, aus der Tatsache der grundsätzlichen Gegnerschaft der großen Alliierten irgendwelche Vorteile zu ziehen? Sehen Sie da nicht zu schwarz? Es muß doch irgendeine Möglichkeit geben, außenpolitisch die Gegensätze zwischen den Alliierten für uns noch nutzbar zu machen!" Ich erwiderte ihm, daß meiner Überzeugung nach es sehr wohl denkbar wäre, für Deutschland noch etwas aus der Lage, so schlecht sie auch geworden sei, zu machen, jedoch sei dies nur unter gewissen Bedingungen möglich; höchst unwahrscheinlich sei aber, daß der Führer auf diese Bedingungen eingehen werde. Er verstünde doch wohl, was ich damit meinte, und ich bäte ihn, es mir zu ersparen, dies des Näheren auseinanderzusetzen. Ribbentrop stand daraufhin in sichtlicher Erregung auf, ging an das Fenster, drehte sich schließlich um und fragte mich direkt: „Sie meinen also, daß nur bei einem Verschwinden des Regimes Friedensverhandlungen mit dem Ausland noch angeboten werden könnten?" Ich erwiderte ihm: Jawohl, aber ich hielte mich für verpflichtet, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß es auch dann wohl kaum um Friedens-, sondern doch nur um Kapitulationsverhandlungen gehen könne.

„Kapitulationsverhandlungen?" fuhr mich Ribbentrop an. „Sind Sie sich denn nicht darüber klar, daß der Führer niemals kapitu-

lieren wird, und daß dies ein Wort ist, das es in unserem Sprachgebrauch nicht gibt? Wir kapitulieren nie! Im übrigen ist unsere militärische Lage nicht hoffnungslos. Wir haben noch . . ." Und nun begann er, mir Deutschlands Reserven vorzurechnen und die Möglichkeiten, die Deutschland noch einmal habe, wenn erst die Wunderwaffen eingesetzt würden. Er geriet dabei ins Phantasieren und endete nach etwa einem halbstündigen Vortrag schließlich mit der Feststellung, „daß wir noch die ganze Bande in den Ärmelkanal und die Bolschewiken über den Ural zurückjagen würden".

Ich hörte mir diesen Erguß, den ich schon so oft zu hören bekommen hatte, und den Ribbentrop, wie ich von Kollegen wußte, auch immer wieder ausländischen Gesandten gegenüber von sich gab, mit steinerner Miene an, obwohl ich angesichts der grotesken Verzerrung der Wirklichkeit manchmal geneigt war, zu lächeln. Als Ribbentrop geendet hatte, herrschte ein minutenlanges Schweigen zwischen uns. Aber ich konnte nun doch nicht länger an mich halten und fand es auch richtig, den Versuch zu machen, ihn in die brutale Wirklichkeit zurückzuführen. Ich sagte ihm: „Herr v. Ribbentrop, wir haben das so oft gehört, daß ich das nicht mehr glaube. Wenn Sie unsere wirklich zuverlässigen Freunde, aufrichtige Patrioten bei der Wehrmacht fragen, auch solche, die Hitler treu ergeben sind, so werden Sie wissen, daß unsere Lage hoffnungslos ist und daß es keinerlei militärische Hoffnung für einen Sieg, ja auch nur für ein Remis gibt. Es gibt nur noch den Ausweg, daß man versucht, durch außenpolitische Verhandlungen für Deutschland zu retten, was noch zu retten ist, nachdem dieses Regime alles verloren hat. Wir haben keine Chance mehr, aber jemand in Deutschland muß wenigstens den Versuch machen, für unsere Kinder eine Zukunft zu retten."

Ribbentrop schwieg. Schließlich stand er steif auf und blickte durch das Fenster in den Garten hinaus. „Sie wissen genau", sagte er dann so leise, daß es wie ein Selbstgespräch klang, „daß der Führer jede Art von außenpolitischen Verhandlungen verboten hat. Sie wissen, daß ich mich seit Jahren bemüht habe, irgendeine Chance für Ausgleichsverhandlungen benützen zu dürfen, und daß alle meine Bemühungen vergeblich waren. Der Führer hat immer gesagt, wir dürfen nur verhandeln, wenn die militärische Lage sich gebessert hat. Glauben Sie denn, daß es gelingen könnte, ihn jetzt unter den so verschlechterten Umständen zu bewegen, die Erlaubnis zu geben, irgendwelche Verhandlungen mit dem Ausland zu beginnen, auf die wir ganz zweifellos doch nur eine einzige Antwort bekommen können?"

Ich erwiderte ihm, daß man natürlich tatenlos warten könne,

bis alles vorbei sei, daß aber gerade dieses tatenlose Warten niemand verzeihen und daß das deutsche Volk ihn für eine solche Haltung verantwortlich machen werde, da er ja als Träger der Außenpolitik gelte und kaum jemand wisse, wie eng und abhängig er in seinen Handlungen von den Weisungen des Führers sei. Er müsse daher das allerpersönlichste Interesse daran haben, aktiv zu werden, um wenigstens den Versuch zu machen, zu retten, was noch zu retten sei.

„Ich bin mir", so fuhr ich fort, „durchaus klar darüber, daß Sie unter Umständen auch dann Ihr Leben nicht werden retten können, denn Sie wissen ja wohl, was die Alliierten mit Hitler und allen prominenten nationalsozialistischen Führern vorhaben." Ribbentrop drehte sich daraufhin um und blickte mir voll in die Augen: „Meinen Sie wirklich", so fragte er, sichtlich voller Entsetzen, „die Alliierten wollen uns alle" — er stockte — „aufhängen?"

„Warum nicht?"

„Was habe ich denn getan? Haben Sie die Erklärungen von Viscount Simons im Oberhaus gelesen? Glauben Sie, daß das wirklich ernst gemeint ist?"

„Ich habe", so antwortete ich, „die Rede Simons' sehr genau gelesen. Sie wissen, daß ich Simons persönlich kenne und daß ich durch eine Reihe von Freunden den ganzen Krieg hindurch Kontakt zu ihm gehalten habe, allerdings ohne daß Simons das wissen durfte. Er ist ein überaus gemäßigter Mann, gewissenhaft, fromm und anständig. Wenn dieser Mann sich hinstellt und im Oberhaus der Überzeugung Ausdruck gibt, daß man die sogenannten Kriegsverbrecher, zu denen selbstverständlich das ganze Reichskabinett gehört, hängen müsse, so können Sie sicher sein, daß dieser Mann nicht im Zorn oder in einem Gefühlsüberschwang handelt, sondern daß er nur nach gewissenhafter Prüfung und in der Überzeugung, daß er dem Willen Gesamtenglands Ausdruck gibt, diese Forderungen gestellt hat und, wenn er sie öffentlich stellt, auch Roosevelt, der uns bis zum letzten haßt, die Franzosen und selbstverständlich Stalin ebenfalls bei dieser Forderung hinter sich weiß. Auch der Geheimdienst hat so viele eindeutige Anspielungen in seinen Telegrammen gehabt, daß wir uns keinerlei Illusionen über diesen Punkt hingeben dürfen."

Ribbentrop, der mit niedergeschlagenen Augen regungslos meine Worte angehört hatte, setzte sich daraufhin: „Sie halten es also wirklich für wahr? Aber warum denn? Ich habe schließlich nur meine Pflicht getan, wie jeder andere Patriot auch, und ich kann Ihnen versichern, daß ich getan habe, was ich konnte, um die harten Entschlüsse des Führers zu mildern.

Ich habe", so fuhr er dann fort, „alles getan, um den Ausbruch des Krieges zu verhindern, und später mein ganzes Bestreben darauf gesetzt, den Krieg zu lokalisieren, habe mich im Kriege auch für die Innehaltung der Genfer Konvention eingesetzt und immer wieder versucht, den Faden zum Ausland zu spinnen und Friedensmöglichkeiten zu finden . . ."

Als er sich müde geredet hatte, konnte ich mich nicht enthalten, ihm zu sagen: „Aber die Judenfrage? Was haben Sie davon gewußt? Wie ist das Auswärtige Amt beteiligt?" Worauf er, plötzlich wieder lebhaft geworden, aufsprang und hin und her gehend, fast schreiend mir auseinandersetzte, daß er die verbrecherische Politik Heydrichs, Himmlers, Goebbels' und Bormanns bekämpft habe, wo er nur konnte, daß er aber ohnmächtig gewesen sei und daß er in dieser Frage mit gutem Gewissen glaube, sagen zu können, daß er fleckenlos dastünde.

Ich erhob mich meinerseits und sagte ihm: „Wenn Sie wirklich fleckenlos dastehen, Herr v. Ribbentrop, dann verstehe ich nicht, warum Sie nicht den Versuch machen, ein Ende dieses Schreckens ohne Ende herbeizuführen, indem Sie durch Verhandlungen mit dem Ausland dem Kriege ein Ende bereiten. Sie können es, Sie werden nicht allein stehen, es sind nur noch ganz wenige, extreme Persönlichkeiten und Narren gewillt, mit dem Führer bis zum bitteren Ende auszuhalten!" Ribbentrop starrte mich sprachlos an, sichtlich schwankend, ob er zustimmen oder explodieren sollte — — — aber in diesem Augenblick unterbrach einer der Adjutanten das Gespräch mit der Feststellung, daß ein Fliegeralarm bevorstünde und schwerste Bomberverbände in der Stärke von 700 bis 900 Flugzeugen gemeldet seien, deren Kurs direkt auf Berlin ginge.

Wir sahen uns daher gezwungen, die Luftschutzkeller unter dem alten Reichspräsidentenpalais aufzusuchen und das Gespräch zu unterbrechen. Der Angriff hatte, wie sich später herausstellte, nicht Berlin selbst, sondern einer der kleinen im Süden Berlins liegenden Städte der Provinz Sachsen (Magdeburg) gegolten und zog sich infolgedessen über Gebühr hin. Als wir nach 3¾ Stunden die Keller wieder verließen, war es ¾12 Uhr nachts geworden, so daß das Gespräch an diesem Abend nicht fortgesetzt werden konnte. Ribbentrop ließ mich daher durch seinen Adjutanten nur wissen, daß er mich unterrichten würde, sobald er wieder Zeit für mich habe; ich möchte vorerst weiter in Berlin bleiben.

Das nächste Gespräch ließ nicht lange auf sich warten. Zwei Tage später befahl mich Ribbentrop erneut zu sich, diesesmal um zu wissen, was ich von dem angekündigten Besuch des Grafen

Bernadotte[60]) in Berlin hielte; ob ich glaubte, daß Bernadotte zu irgendwelchen Friedensfühlern geeignet sein würde, und wie ich mir ein derartiges Gespräch vorstellte.

Man wird verstehen, daß ich auf diese plötzliche Frage zunächst keine Antwort wußte, da mir bis dahin nur bekannt war, daß Bernadotte wegen einiger Schweden besonders interessierender Fragen, die in der Hauptsache humanitärer Art waren, herübergekommen war. Ich war verblüfft, daß Ribbentrop plötzlich von „Friedensfühlern" sprach, während er bis dahin dies für völlig ausgeschlossen erklärt hatte, so daß ich in seiner Frage irgendeine Falle witterte. Daher stellte ich die Gegenfrage: „Hat denn der Führer derartige Verhandlungen gebilligt, oder sind Sie ermächtigt, solche Fühler auszustrecken?" Ribbentrop blickte mich überrascht an. „Nein", sagte er, „aber ich will versuchen, ihn umzustimmen, um diese Ermächtigung zu erhalten. Ohne diese Ermächtigung, da haben Sie völlig recht, haben irgendwelche Gespräche mit dem Schweden keinen Zweck. Sie haben ganz recht, ich werde es überhaupt vermeiden, den Grafen Bernadotte zu empfangen."

Es war durchaus nicht zum ersten Male, daß ich den Namen des Grafen Bernadotte hörte. Graf Bernadotte hatte sich seit längerer Zeit im Namen der schwedischen YMCA (Young Men's Christian Association) bemüht, das Los der Kriegsgefangenen im allgemeinen zu mildern und hatte für schwedische Liebesgabenpakete Sorge getragen. Insbesondere galt seine Fürsorge den in Deutschland gefangengehaltenen Norwegern und Dänen.

Daher war ich einigermaßen überrascht, daß Ribbentrop auf die Idee kam, mit Bernadotte einen „Friedensfühler" besprechen zu wollen. Ich hielt weder Ribbentrop für geeignet, einen derartigen Versuch zu machen, noch den Grafen Bernadotte, der lediglich das schwedische Auswärtige Amt einschalten konnte, dessen Aktionsfähigkeit nach meinen Informationen in bezug auf eine Vermittlung nach dem Westen hin aus vielen Gründen sehr beschränkt war.

Ich widerriet daher Ribbentrop, Bernadotte für irgendwelche Friedensfühler zu benutzen, und Ribbentrop stimmte mir nach längerem Debattieren zu. Dagegen wußten wir, daß Himmler die Absicht hatte, einen Kapitulationsfühler über Bernadotte zu machen. Das hielt Ribbentrop für einen Eingriff in seine Kompetenzen, und nur aus diesem Grunde, also sozusagen aus Kompetenzeifersucht, wünschte er persönlich mit Bernadotte zu sprechen. Allerdings hatten ihn meine Argumente schwankend gemacht, so daß er sich nicht entschließen konnte, offen mit Bernadotte zu sprechen. Die Folge dieser beiden gegeneinander laufenden Ab-

sichten war daher, daß Ribbentrop, als ich später nach Schweden abgereist war, Bernadotte doch noch gesehen hat und dann mit ihm jenes merkwürdige Gespräch führte, dessen Sinn diesem völlig schleierhaft blieb, wie das aus seinen Memoiren hervorgeht.

Später in Stockholm habe ich dann Bernadotte ein zweites Mal nach Deutschland holen wollen, denn er hatte meiner nochmaligen Bitte, herüberzukommen, um sich noch eingehender mit den englischen Gefangenen zu beschäftigen, deren Zahl in Vorpommern inzwischen weiter gestiegen war, nicht entsprochen.

Trotz schwerer Bedenken habe ich dann später auf Umwegen Himmler doch den Rat gegeben, sich mit Bernadotte in Verbindung zu setzen, nachdem meine eigene Mission in Stockholm gescheitert war. Himmler hat das tatsächlich unter dem Einfluß meiner Stockholmer Berichte getan, allerdings leider erst, nachdem Wochen vergangen waren und nachdem die militärische Lage so hoffnungslos geworden war, daß die Alliierten nicht mehr das mindeste Interesse daran haben konnten, ihre eigene Lage durch irgendwelche Sonderverhandlungen mit den restlichen deutschen Behörden zu komplizieren. Doch das alles war später.

In der Unterredung, in der der Name Bernadotte zum ersten Male gefallen war, ersuchte mich Ribbentrop sodann um eine Denkschrift über die politische Lage, aus der zwingend hervorginge, daß wir einen Versuch machen müßten, entweder nach dem Osten oder nach dem Westen zu einer Verständigung mit den Gegnern zu kommen, damit wir wenigstens in diesem letzten Stadium des Krieges die Möglichkeit erhielten, wie er sich ausdrückte, „unsere Pflicht zu tun". Jedes Geheimmaterial stünde für diesen Zweck zur Verfügung, aber ich dürfte mit niemandem über den Auftrag sprechen und dürfte mich bei meiner Aufzeichnung nur des zuverlässigsten Personals bedienen. Ich sollte in Berlin bleiben. Er erhob sich dann, begleitete mich zur Türe und bemerkte, indem er mit einer Handbewegung auf seinen Tisch zeigte, wo die Nummern der Zeitschriften „Sphere" und „London Illustrated News" lagen: „Ich habe mir übrigens auf unser letztes Gespräch hin diese Nummern noch einmal kommen lassen. Wenn das wirklich alles wahr ist, dann Gnade uns der Himmel, dann hilft uns kein Gott mehr!"

Auf diese merkwürdige Weise begann das Kapitel aus meinem Leben, das ich „Stockholmer Mission" nennen möchte, da es durch eine Reihe grotesker Verkettungen meinen Namen in das diplomatische Ende des Krieges verflocht, ohne daß ich die Möglichkeit gefunden hätte, irgendeinen Erfolg für mein Vaterland in dieser schwierigen Angelegenheit zu erzielen.

Die drei großen Alliierten hatten sich feierlichst verpflichtet, keinerlei Sonderverhandlungen mit Deutschland zu führen, und waren durch Roosevelts Casablanca-Formel auf die bedingungslose Kapitulation festgelegt. Das schien mir keineswegs zu heißen, daß man über die Kapitulation selbst nicht verhandeln könne. Es schien mir sicher zu sein, daß der Westen, wenn nur eine ernst zu nehmende Persönlichkeit an ihn herantrete, durchaus bereit sein würde, über die Bedingungen der Kapitulation zu sprechen, da die technische Durchführung der Kapitulation eine solche Fülle von Verabredungen notwendig machen würde, daß dies allein einer Reihe von Verhandlungen gleichkommen würde. Wenn sich auch die meisten dieser Besprechungen voraussichtlich auf militärische Einzelheiten beziehen mochten, so war es doch klar, daß hierbei alle möglichen Fragen, wie die der nächsten deutschen Regierung usw., auftauchen würden, die politische Besprechungen notwendig machen mußten. Ja, es schien sogar denkbar, daß wenigstens ein Rumpfdeutschland von der Besatzung verschont bleiben würde, oder daß die Fortführung der Verwaltung, ohne die ein 70-Millionen-Volk ja nicht bestehen kann, irgendwelche Absprachen erfordern werde. Aber all dem stand die eindeutige Erklärung Hitlers gegenüber, daß er niemals kapitulieren, sondern lieber untergehen, als mit dem siegreichen Feind verhandeln werde. Es schien mir daher völlig ausgeschlossen, daß Hitler sich überhaupt auf eine Erörterung der Frage einer Kapitulation — ob nach Westen oder nach Osten hin war hier gleichgültig — einlassen würde. Also mußte es ein anderer Weg sein. Ich bin daher auf den Ausweg verfallen, daß, wenn man auch keine „Kapitulationsverhandlungen" beginnen könnte, es doch möglich sein müsse, Vorfühler über die Möglichkeiten von Gesprächen mit dem Ausland zwecks Herbeiführung der Beendigung des Krieges, als ein Ersatzkapitulationsprogramm, genehmigen zu lassen.

In der Tat zeigte es sich bei den weiteren Besprechungen mit Ribbentrop, daß er der Kasuistik, man vergebe sich durch derartige Besprechungen nichts — man könne in diesem Fall den Unterhändler jederzeit desavouieren, ja, man könne zur weiteren Sicherung sich eventuell darauf beschränken, nur mit Neutralen zu sprechen und nicht mit den Alliierten selbst —, zugänglich war. Nach den weiteren Besprechungen, die Ribbentrop mit Hitler hatte, erklärte sich auch dieser schließlich bereit, es zu gestatten, daß derartige Versuche gemacht würden, „wenn sie nicht zu weit gingen und wenn Herr v. Ribbentrop die persönliche Verantwortung hierfür übernähme".

Es gelang tatsächlich in diesen Besprechungen, unter diesem Ge-

sichtspunkt eine Genehmigung zu erhalten, mit dem Ausland in Fühlung zu treten, allerdings leider erst in einem Augenblick, als sich die militärische Lage schon weiter so verschlechtert hatte, daß es kaum mehr sinnvoll war, derartige Versuche zu unternehmen.

Ähnlich schwierig war es, eine Instruktion für die Besprechungsunterlage für den geplanten Fühler zu bekommen. Hitler und Ribbentrop hätten am liebsten dem Beauftragten jedes Wort und jede Geste vorgeschrieben, um ja nichts davon zu verraten, für wie hoffnungslos sie selbst die Lage ansahen und wie wenig sie bereit waren, die letzten Konsequenzen aus ihr zu ziehen. Die allgemeine Lähmung, die in den letzten Monaten in Berlin Platz griff und die es niemandem mehr gestattete, irgendwelche schwerwiegenden Entschlüsse zu fassen, war eben bereits so weit fortgeschritten, daß sie sich auch in verhängnisvollster Weise auf die Arbeit an diesen Instruktionen auswirkte.

Ich hatte Ribbentrop zunächst die erbetene Aufzeichnung gemacht und darin versucht darzulegen, unter welchen Bedingungen wohl

a) die Sowjets
b) die Westalliierten

sich zu irgendwelchen Verhandlungen mit uns bereit erklären würden, falls es überhaupt möglich sein sollte, sie dazu zu bewegen, und daß es zweckmäßiger wäre, zunächst einmal den Versuch nach dem Westen hin zu unternehmen, da Stalin ohne jeden Zweifel sehr viel schwerere Bedingungen stellen würde, weil er bereits so viel näher als die Westalliierten an Berlin heran war.

Die Aufzeichnung, die ich für diesen Zweck Ribbentrop übermittelte, hatte folgenden Wortlaut:

Aufzeichnung[61])

„Die Hauptursache für das Zum-Kriege-Schreiten der Westmächte gegen Deutschland ist in der Tatsache zu sehen, daß Deutschland nach Zerreißung des Versailler Diktats jeden Wiedereintritt in eine internationale Völkerordnung abgelehnt hat und daß die Reichsregierung das Behalten einer freien Hand in allen Fragen, insbesondere in Fragen der Außenpolitik, für sich in Anspruch genommen hat.

Auf Grund meiner Erfahrungen weiß ich, daß zum Beispiel

1) das Auswachsen der Rheinland-Krise zum Krieg gegen Deutschland nur dadurch verhindert wurde, daß wir in London, ob autorisiert oder unautorisiert, plausible Erklärungen dahingehend abgaben, daß wir nach der Wiederherstellung der deut-

schen Wehrhoheit bereit sein würden, wieder in den Völkerbund einzutreten. Diese Erklärung, die der damalige Botschafter v. Hoesch dem König übermittelte, hat damals in letzter Stunde den deutsch-englischen Krieg verhindert.

2) Die große tschechische Krise, die zu den Besprechungen in Godesberg und München führte, konnte ich persönlich nur dadurch zu einem friedlichen Ausgang bringen, daß es mir gelang, Chamberlain zu überzeugen, daß nach dieser Aktion Deutschlands Aspirationen in Europa im wesentlichen erfüllt sein würden und daß es von da ab eine deutsch-englische Kooperation geben würde. Die Tatsache, daß der Führer damals in München die berühmte Abmachung Chamberlains über die deutsch-englische Zusammenarbeit unterschrieb, schien die Richtigkeit dieser Ansicht zu bestätigen und die Rückkehr Deutschlands in die Familie der Völker und die Tradition der europäischen Diplomatie zu bedeuten.

3) Der Einmarsch in Prag, der ohne Konsultierung der Engländer erfolgte, wozu wir verpflichtet gewesen wären, bedeutete die Vernichtung der Aussicht auf eine Koalition mit Deutschland und Zusammenarbeit mit Deutschland in den Augen der Angelsachsen und machte es daher sicher, daß die nächste deutsche selbständige außenpolitische Handlung, die den Frieden in irgendeiner Form gefährden konnte, den Krieg der Westmächte herbeiführen würde. Das polnisch-englische Garantie-Abkommen sollte im Sinne der Politik, Deutschland zum friedlichen Aushandeln seiner Beschwerden zu bringen, in englischen Augen dazu führen, Deutschland zur Rückkehr zur Kooperation zu zwingen.

4) Das große Bündnisangebot der Engländer, das ich selbst sechs Wochen vor Ausbruch des Krieges dem Herrn Reichsaußenminister nach Salzburg brachte — dreieinhalb Milliarden Kredit, dauernde Koalition, aber Bindung Deutschlands an die Zustimmung der Engländer für jede außenpolitische Aktion größeren Stiles —, bedeutete in den Augen der Engländer den letzten Schritt zur Versöhnung und den Versuch, den Führer zu Kooperation, Völkerbund und Achtung der internationalen Verträge auf friedlichem Wege zu bringen. Die Ablehnung, die ich damals überbrachte, beantwortete Sir Horace Wilson mit den Worten: ‚Sie wissen, was diese Ablehnung bedeutet? Sie bedeutet den Krieg!' Als ich auch in der letzten Stunde vor der Kriegserklärung nochmals mit Sir Horace Wilson verhandelte, stellte er zu Beginn des Gespräches an mich verwundert die Frage, was ich denn überhaupt noch wollte. Nachdem der Führer auf seinem eigenen Kopf und seiner freien Hand bestanden hätte und Kooperation, Konsultation sowie Rückkehr in den Völkerbund abgelehnt habe,

gäbe es für die Engländer keine andere Wahl, als zum Kriege zu schreiten, sobald Deutschland irgendeinen kriegerischen Akt selbständig unternähme. Das täten wir nunmehr, jedes Verhandeln wäre zwecklos. Der Krieg würde so lange geführt werden, bis Deutschland sich bereit erkläre, in die Gemeinschaft der Völker zurückzukehren, sich den Gesetzen der europäischen Ordnung und der Pax Britannica zu unterwerfen.

Ich möchte auf diese Punkte deshalb besonders hinweisen, weil meiner Ansicht nach es nach wie vor keinerlei Anknüpfungsmöglichkeit mit dem Westen gibt, solange nicht der Führer eine ausdrückliche Erklärung abgibt, daß Deutschland bereit ist:

1) einem künftigen Völkerbund wieder beizutreten;
2) die internationale Kooperation an die Stelle einseitiger Entscheidungen zu setzen, was keineswegs etwa heißt, daß der freie Wille Deutschlands ausgeschaltet sein soll;
3) ein bindendes Versprechen einzugehen, sich einer Friedensordnung einzufügen, wie sie von den Westmächten gewünscht wird, um künftige Kriege zwischen den westeuropäischen Mächten und Deutschland nach Möglichkeit zu verhindern.

Mit einem Wort: der eindeutige Verzicht Deutschlands auf eine einseitige ‚Aggression' und eine Zusage, die implizite eine Garantie dafür gäbe, daß Deutschland nicht mehr einseitig zum Kriege schreiten wird, sind das A und O, um das es für die Angelsachsen in diesem Kriege geht.

Jeder Anknüpfungsversuch nach dem Westen, der nicht bindende und glaubhafte Versicherungen der genannten Art enthält, ist daher völlig zwecklos und wird von den führenden angelsächsischen Politikern, und seien sie noch so deutschfreundlich, abgelehnt werden. Will man also keinerlei derartige Bindung Deutschlands in seinen künftigen außenpolitischen Aktionen an die Zustimmung der Angelsachsen bezw. der Westmächte, so bleibt andererseits nur die einseitige Kooperation mit Rußland übrig, das aber ganz zweifellos auf sehr viel härteren und weitreichenderen Garantien bestehen würde. Es scheint darüber hinaus ziemlich deutlich zu sein, daß eine Verständigung mit Rußland nur dann möglich ist, wenn Deutschland auf seine Ostpolitik ein für allemal verzichtet und seine osteuropäischen Gebiete, vor allen Dingen Ostpreußen, Westpreußen, Posen und Oberschlesien, ein für allemal abschreibt. Auch dann würden die Sowjets voraussichtlich selbst einem kommunistischen Deutschland nicht mehr außenpolitische Handlungsfreiheit zugestehen, als sie das der Ukraine oder einem der Bundesstaaten der Sowjet-Union zugestehen würden.

Einer Formel, die eine deutsche Kooperation am internationalen Friedensstatut im Sinne der obengenannten angelsächsischen Wünsche enthielte, könnten sich dagegen die Russen kaum entziehen, weil sie sonst die angelsächsische öffentliche Meinung derartig vor den Kopf stoßen würden, daß sie Gefahr liefen, die Bundesgenossenschaft der anderen zu verlieren. Ein derartiges Angebot würde daher auch wahrscheinlich zugleich das sicherste Mittel sein, um die Sowjets an den Verhandlungstisch zu bringen, und zwar möglicherweise zu besseren als den obengenannten Bedingungen, weil die Sowjets sonst fürchten müßten, daß Deutschland sich durch Annahme des Prinzips der Kooperation mit den Angelsachsen auf Kosten der Sowjets einigte.

Es muß im übrigen betont werden, daß insbesondere in England und den USA die deutschfreundlichen Kreise, die es dort gibt, sich fast ausnahmslos aus Anhängern der sogenannten Internationalen Kooperation zusammensetzen; sogenannte Freunde Deutschlands finden sich vor allem in den Kreisen der deutschfreundlichen Liberalen, Konservativen und Labour-Leute, die völkerbundsfreundlich sind und eine internationale Rechtsordnung an die Stelle der Machtpolitik zu setzen bestrebt sind. Während Churchill die Grundsätze der Machtpolitik vertritt, vertreten diese anderen Gruppen, die in Opposition zu ihm stehen, eine Linie, die eine Annäherung zwischen Deutschland und den Westmächten gestattet.

Wird ein solcher Annäherungsversuch, der selbstverständlich nur durch diplomatische Kanäle gemacht werden könnte, unternommen, so würde, wenn diese bestimmte Versicherung enthalten ist, eine Ablehnung eines solchen Angebotes der Gegenseite bis zum äußersten erschwert sein, weil jede publizistisch-propagandistische Verwertung eines solchen Angebotes durch uns zu den größten innerpolitischen Schwierigkeiten sowohl für Roosevelt als auch für Churchill führen würde.

Man muß des Weiteren der Möglichkeit ins Augen sehen, daß ein derartiges Angebot damit beantwortet würde, daß die Gegenseite zunächst erklärt, daß sie mit dem Führer niemals Frieden zu schließen gewillt sei. In diesem Falle aber würde, vorausgesetzt, daß auch der militärische Widerstand sich weiter aufrechterhalten läßt, vielleicht eine Möglichkeit gegeben sein, mit einem wirklichen Friedensangebot, das in folgenden Punkten bestehen würde,

1) Deutschland ist zu jeder Art internationaler Kooperation künftig bereit und gewillt, jeder internationalen Friedensordnung beizutreten;

2) Deutschland verlangt nur die gerechten Grenzen für sein Volk, soweit es in geschlossenen Siedlungsräumen wohnt;

3) Deutschland verlangt nur das Recht, selbst zu bestimmen, was für eine Regierung es wünscht, ein Recht, das die Angelsachsen jedem Bantu-Negerstamm zugestehen;

den Kriegswillen der Gegenseite soweit zu schwächen, daß sich Chancen zu Verhandlungen bieten könnten. Ein derartiges Angebot ermögliche es andererseits, der Welt auseinanderzusetzen, daß ein Beharren auf der Absetzung der nationalsozialistischen Regierung in Deutschland dazu führen könne, daß Deutschland einseitig und restlos auf die russische Seite übergehe oder überhaupt in kommunistische Hände falle."

Meine Argumente in dieser Aufzeichnung, die Ribbentrop Hitler vorlegte und die er von diesem im Original zurückerhielt, bewogen ihn, einen solchen Versuch zunächst einmal nach Westen hin unternehmen zu lassen.

Die Instruktion für eine Fühlungnahme mit dem Gegner, die Ribbentrop später in eine Sprachregelung an alle Missionschefs im Westen umwandelte, ging daher von dem tragenden Gedanken aus, daß man versuchen müsse, den Westen für Kapitulationsverhandlungen zu gewinnen — wobei dies natürlich nicht offen gesagt werden durfte. Leider war es nicht möglich, aus dieser Instruktion eine Reihe von Übertreibungen und fehlerhaften Bemerkungen herauszustreichen, da Herr v. Ribbentrop glaubte, ihr seine ganz persönliche Note geben zu müssen, und daher aus seinen persönlichsten Erfahrungen mit Stalin einiges zum besten gab. Wie üblich, hat Ribbentrop auch an dieser Instruktion immer wieder herumgebastelt und so vieles abgeändert, daß, als ich sie schließlich in Händen hielt, vieles von dem ursprünglichen Text der Sprachregelung fehlte. Umgekehrt waren viele Absätze in ihr enthalten, die ohne meine Kenntnis von ihm selbständig hineingesetzt worden waren. Mir ist nicht bekannt, ob sich ein Exemplar dieser Instruktion erhalten hat. Sie würde heute, sechs Jahre nach Beendigung des Krieges, vielleicht in vielen Punkten wie eine Prophezeiung wirken und sicher viele davon überzeugen, daß bei allen Fehlern, die Ribbentrop hatte, seine außenpolitische Konzeption doch in vielem richtig war. Meines Wissens sind jedoch die Telegramme mit der Denkschrift in Rom, Stockholm, Lissabon, Tokio und Dublin vernichtet worden. Ebenso sind die letzten Handexemplare in Fuschl zugrunde gegangen. Es ist unwahrscheinlich, daß sich irgend etwas von dieser Instruktion erhalten hat. Da ich die wesentlichen Gedankengänge dieser Weisung zusammen mit Ribbentrop verfaßt habe, glaube ich aber in der Lage zu sein, sie in großen Zügen richtig rekonstruieren zu können. Sie war für den Fall gedacht, daß ein deutscher Unterhändler Gelegenheit fin-

den könnte, mit einem wohlwollenden Neutralen die Möglichkeit eines Ausgleichs mit den Westmächten zu besprechen. Diese Persönlichkeit sollte ermächtigt werden, etwa folgendes auszuführen:

Sprachregelung[62])

1.) Es sei kein Zweifel darüber möglich, daß der Krieg ein Ergebnis gezeitigt habe, das niemand, und vor allen Dingen auch Hitler nicht, erwartet habe: Die Sowjets hätten sich als die stärkste Militärmacht der Erde erwiesen, die an Bedeutung, Schlagkraft und Umfang ihrer Armee alle anderen Völker der Welt überträfe. Nach zuverlässigen Spionageberichten ergäbe sich, daß die Sowjets am Ende des Krieges rund 650 sogenannte kleine Divisionen und ca. 30 Tausend Panzer besäße und damit an Stärke gegenüber den rund 100 Divisionen und 10 Tausend Panzern der Alliierten im Westen weit überlegen seien. Die Kampfkraft des russischen Infanteristen, die vorzügliche Qualität der russischen Panzer, die Fähigkeit, große Armeen ohne schwierigen Nachschub zu bewegen, die ungewöhnliche Ausstattung mit Artillerie und Granatwerfern machten diese Armee zur stärksten Europas. Die Tatsache, daß die russische Fliegerei nicht auf gleicher Höhe mit den übrigen technischen Leistungen stünde, sei demgegenüber bedeutungslos.

2.) Die russische Armee habe schwerste blutige Verluste erlitten, ebenso sei die russische Kriegsindustrie schwer geschädigt worden. Es bestehe aber kein Zweifel, daß die Sowjets dank der Fruchtbarkeit ihrer Bevölkerung — Familien mit 10 Kindern seien in Rußland keine Seltenheit —, dank ihrer tatkräftigen Regierung und dem ungeheuren Rohstoffvorkommen des Landes alle Verluste in kürzester Zeit ersetzt haben würden. Man dürfe also der Berechnung der künftigen russischen Kriegsstärke eine Bevölkerung von 220 bis 230 Millionen Menschen zugrunde legen, d. h. nichts anderes, als daß die Sowjets im Notfalle bis zu 20 Millionen Mann zu mobilisieren in der Lage wären. — Das sei eine Mannschaftsstärke, der nichts in der Welt gleiche.

3.) Hierzu komme noch das industrielle Potential der Sowjet-Union. Das ungeheure Geschrei der Sowjets über ihre Kriegsverluste und die riesigen Reparationsforderungen, die sie gestellt hätten, sollten nicht darüber täuschen, daß die Sowjets das Geld in Wirklichkeit zu einem ganz anderen Zwecke als für Reparationen benötigten. Sie hätten die Absicht, aus der Sowjetunion das größte Industrieland der Erde zu machen.

4.) Angesichts ihrer militärischen Überlegenheit und angesichts der Tatsache, daß der Westen diese nicht zu verhindern vermöge, müsse damit gerechnet werden, daß die Sowjets den Balkan, ja,

sämtliche slawischen Länder unter ihre Herrschaft bringen und in der einen oder anderen Form in den Sowjetmachtbereich einfügen würden. Das bedeute unter Umständen einen weiteren Zuwachs von 150 Millionen Menschen, so daß die Sowjet-Union für ihre imperialistische Expansion eine Basis von 400 Millionen Menschen zur Verfügung haben werde.

5.) Wenn man hiergegen das militärische Potential des Westens in Betracht ziehe, so sei eindeutig zu sehen, wie unterlegen der Westen wäre. Von den westlichen Nationen spielten als Militärmacht nur die Vereinigten Staaten und England eine Rolle. Frankreich habe als Großmacht endgültig ausgespielt, da die französische Armee zu größeren Kampfhandlungen voraussichtlich nicht wieder in der Lage sein werde. Dies läge an der Beschaffenheit des französischen Mannschaftsmaterials. Der Franzose sei durch und durch pazifiziert und kämpfe nicht mehr. Deutschland habe den Frankreich-Feldzug nicht wegen der Überlegenheit des deutschen Materials und der deutschen Luftwaffe gewonnen, sondern weil die Franzosen nicht mehr gekämpft hätten. Es sei damit zu rechnen, daß das kommunistisch durchsetzte Frankreich erst recht als militärischer Faktor in einem Kriege gegen die Sowjet-Union ausfallen würde. Daß die Italiener militärisch nichts wert seien, könnten wir als ihre früheren Bundesgenossen wohl selbst am besten beurteilen. Wenn man von Deutschland absähe, blieben also als Kraftquelle für das militärische Potential nur das Britische Weltreich und die Vereinigten Staaten übrig, die zusammen auf rund 200 Millionen weiße Menschen gegenüber Rußland zurückgreifen könnten. Das englische und amerikanische Industriepotential sei ja wohl zweifellos zur Zeit dem russischen überlegen, es könne aber kaum bezweifelt werden, daß 10 Friedensjahre ausreichten, um der Sowjet-Union ein Aufholen zu gestatten, ja, um diese überlegen zu machen.

6.) Die Alliierten zögen jedoch aus dieser Sachlage, die eindeutig die Sowjet-Union als die größte Macht enthülle, nicht die logische Konsequenz, nämlich die, Deutschland richtig in Rechnung zu stellen. Eine theoretische Überlegung ergäbe doch folgende Gedankengänge: Deutschland, unter Einschluß Österreichs, verfüge über 90 Millionen Menschen. Trotz der ungeheuren Kriegsverluste sei Deutschland immer noch potentiell, sowohl was das Menschenmaterial wie auch seine Industrie anbelange, von entscheidender Bedeutung, da Deutschland über ein gutes Soldatenmaterial verfüge. Der deutsche Soldat sei der einzige, der sich dem Russen gewachsen gezeigt habe. Dieses erkläre ohne Frage, was es bedeute, wenn Deutschland der einen oder der anderen

Seite zugeschlagen werde. Man dürfe daher angesichts des Kräfteverhältnisses zwischen Ost und West ohne Übertreibung sagen: Wer Deutschland besitzt, besitzt nicht nur die Herrschaft über Europa, sondern auch die Herrschaft über die Welt. Gewinne Rußland z. B. Deutschland, so sei es eindeutig, daß Rußland dann mit rund 500 Millionen Menschen und dem größten Industriepotential jeder Kombination der Angelsachsen gewachsen sein werde und daß eine Einverleibung Deutschlands in die russische Machtsphäre ohne weiteres das Gleichgewicht zugunsten Sowjet-Rußlands so verschiebe, daß die Stellung des Westens von vornherein als verloren angesehen werden könne. Umgekehrt würde der Westen, wenn er Deutschland gewinne, damit so viel stärker werden, daß damit zumindest die Chance bestehe, den Sowjets Paroli zu bieten, da dann 290 Millionen Menschen gegen 220 des eigentlichen Sowjetpotentials stehen würden. Aus dieser theoretischen Betrachtung ergäbe sich die ausschlaggebende Bedeutung, die Deutschland weltpolitisch zukommt. Deutschland sei jedoch der Beantwortung der Frage enthoben, welcher Seite es sich zuschlagen wolle. Die Entscheidung hierüber stehe allein bei den Alliierten.

7.) Die Politik, welche die West-Alliierten bisher angekündigt hätten, ginge darauf hinaus, daß man Deutschlands Macht vernichten und es politisch völlig ausschalten wolle. Man wolle ein Vakuum schaffen und dieses an die Stelle der angeblichen deutschen Drohung setzen. Die Überlegung zeige, daß durch diese Politik allein die Interessen Sowjet-Rußlands gefördert würden. Durch das Ausscheiden Deutschlands und die Zerstörung des deutschen Industrie- und Menschenpotentials werde Rußlands Überlegenheit gesichert. Die Ankündigung einer neuerlichen Entwaffnung Deutschlands, der Bestrafung der Kriegsverbrecher und der Angehörigen der Nationalsozialistischen Partei verfolge im übrigen nur das eine Ziel, die mittleren und oberen sozialen Schichten Deutschlands zu beseitigen, die das Rückgrat eines bürgerlichen Staates wären. Die Vernichtung dieser sozialen Gruppen werde aber wiederum nur einer sozialistischen Macht Vorteile bringen, nämlich der sowjetischen, der es dadurch leicht fallen werde, die amorphe Masse der Bevölkerung sich gefügig zu machen.

8.) Rußland verfolge eine klare und konsequente Politik. Die Annahme des Planes der Vernichtung der sozialen Oberschicht Deutschlands diene bereits der russischen Politik in höchstem Maße. Darüber hinaus verfolge Rußland aber bewußt die Politik, sich ganz Deutschland anzueignen und die deutsche Industrie dem russischen Imperialismus dienstbar zu machen. Bereits Lenin habe in seinem Testament erklärt, daß, wer Deutschland besitze,

Europa in der Hand habe, und daß mit dem Besitze Deutschlands der Sieg der Weltrevolution sicher sei. Stalin sei von den gleichen Ideen erfüllt, er habe z. B. bei dem Besuche Ribbentrops in Moskau diesem eindeutig erklärt, daß er keine großen Unterschiede zwischem dem nationalsozialistischen und dem bolschewistischen System sähe, und daß ein Bündnis beider Völker die so entstehende neue Ordnung auf tausend Jahre sichern werde. Das „Nationalkomitee Freies Deutschland" in Rußland sei zu dem Zwecke geschaffen worden, um Deutschland eine neue bolschewistische Oberschicht zu geben. Es gäbe in Rußland auch bereits eine Reihe deutscher Divisionen. Stalin werde nicht in den psychologischen Fehler verfallen, Deutschland zu demütigen. Nach der Beseitigung der Oberschicht durch sogenannte Kriegsverbrecher-Prozesse werde Stalin zweifellos als erster mit Deutschland seinen Frieden machen und Deutschland auch eine neue deutsche Armee geben. Stalin wisse, daß man ein großes Volk nicht entwaffnen könne, ohne es sich für alle Ewigkeit zu verfeinden. Stalin beabsichtige daher, sich die nationale deutsche Armee der Zukunft für seine Zwecke zu verpflichten.

9.) Die Westmächte hätten sich durch die Erklärung von Casablanca auf die bedingungslose Kapitulation Deutschlands festgelegt und in Teheran und Yalta mit der Sowjet-Union vereinbart, daß eine neue Kapitulation nur von den drei Mächten gemeinsam entgegengenommen würde. Trotzdem müßten die West-Alliierten einsehen, daß eine derartige Politik allein dem Ziele der Ausschaltung Deutschlands und seiner Vernichtung diene, einem Ziel, das, wie gezeigt worden sei, ausschließlich russische Interessen fördere. Die verantwortlichen Staatsmänner, denen an einer Erhaltung der christlichen und bürgerlichen Struktur der Welt etwas liege, sollten sich daher beizeiten überlegen, ob ein Abweichen von dieser Formel nützlicher wäre als ein Beharren auf einem Prinzip, das ausschließlich dem Nutzen Stalins diene. Wenn diese Einsicht Platz greife, so würden die wirklich verantwortlichen Führer Deutschlands bereit sein, einseitig nach dem Westen hin zu kapitulieren und alle Truppen nach dem Osten zu werfen, um der bolschewistischen Flut Einhalt zu tun. Sollten die Westmächte allerdings nicht bereit sein, auf einen derartigen Vorschlag einzugehen, so würde Deutschland trotz der ungeheuren Greuel, die die Sowjets bei ihrem Vormarsch begingen, die in der Vergewaltigung von Frauen und Kindern und der Verschleppung der Männer in die Arbeitssklaverei bestünden, alle Kräfte nach dem Westen werfen, um diese aufzuhalten, und alle Tore nach dem Osten öffnen, um der Macht, die ja dann ohnehin künftig die stärkste in

der Welt sein würde, den Weg zu einem schnellen Siege zu ebnen. Zweifellos würden sich hierfür die Bolschewiki dankbarer erweisen, als der Westen es für einen Kampf gegen den Bolschewismus gewesen wäre.

10.) Um für eine Überleitung von dem gegenwärtigen Regime Deutschlands zu einem anderen Möglichkeiten zu schaffen, sei das nationalsozialistische Regime und seine Führerschaft bereit, abzutreten und einer neuen provisorischen deutschen Regierung das Feld zu überlassen. Zum Zeichen des Gesinnungswechsels sei die deutsche Regierung bereit, ein feierliches Versprechen abzugeben, daß

(1) sämtliche Konzentrationslager in Deutschland aufgelöst und die Verfolgung aller politischen Opposition abgestellt werde;

(2) die religiöse Toleranz in Deutschland wiederhergestellt und alle verhafteten Geistlichen wieder auf freien Fuß gesetzt werden;

(3) der Judenverfolgung ein Ende gemacht werde und man sich verpflichte, alle noch lebenden Juden wohlbehalten an die Alliierten zu übergeben. Sollten die Alliierten es wünschen, so werde Deutschland auch bereit sein, die fraglichen etwaigen deutschen Kriegsverbrechen vor einem neutralen Gerichtshof klären zu lassen.

11.) Es sei jedoch Gefahr im Verzuge; die Alliierten müßten schnell handeln, wenn sie vor dem völligen militärischen Ende noch ein politisches Ziel sicherstellen wollten. Es sei daher wünschenswert, daß diese Ideen durch maßgebliche neutrale Persönlichkeiten Churchill, Roosevelt, dem Papst, dem Erzbischof von Canterbury und Personen von ähnlicher Bedeutung vorgelegt würden. — — —

Als die Sprachregelung endlich am 19. Januar 1945 fertiggestellt war, waren Hitler und Ribbentrop von ihr so sehr überzeugt, daß sie fanden, nunmehr müsse sofort gehandelt werden. Den politischen Anlaß hierzu bot die Beendigung der Konferenz von Yalta. Die Konferenz bestätigte im wesentlichen meine Voraussage, da wir aus dem Kommuniqué herauslasen, daß sich zwar eine Einigung über die Fortführung des Kampfes bis zum Siege, aber keinerlei Einigung über die Zukunft Deutschlands hatte erzielen lassen. Ribbentrop legte daher Hitler einen Bericht vor, in dem er ausdrücklich anläßlich des Ergebnisses von Yalta um die Erlaubnis bat, die Fühlungnahme mit dem Westen beginnen zu dürfen, die dem Zwecke dienen sollte, Deutschland in die Hand der Westmächte zu geben. Nur ein Punkt blieb charakteristischer-

weise offen: Es wurde nicht von einer Kapitulation gesprochen, obwohl dies doch tatsächlich nur der Inhalt der Verhandlungen sein konnte. Ribbentrop hoffte, auf diese Weise zu vermeiden, bei Hitler Anstoß zu erregen. Er täuschte sich jedoch darin. Hitler bemerkte auf die Notiz Ribbentrops hin, daß das doch nichts anderes als das Angebot einer Kapitulation sei, und äußerte sich sehr skeptisch darüber, ob dies zu einem Erfolge führen könne. Immerhin ließ er sich herbei, Ribbentrop zu erklären: „Na ja, Sie können es ja versuchen, ich verspreche mir allerdings nicht viel davon."

Ribbentrop gab daher Weisung, die Sprachregelung an sämtliche Missionen im Auslande zu schicken und damit zu versuchen, sie über neutrale Persönlichkeiten an die West-Alliierten heranzubringen. Vorher hatte er bereits den Vortragenden Legationsrat v. Schmieden in die Schweiz entsandt, um über diesen mit den Amerikanern in Verbindung zu treten. Herr v. Schmieden erhielt daher ebenfalls ein Exemplar der Sprachregelung.

Das Ergebnis dieses Friedensfühlers war zunächst völlig negativ. Als erster meldete sich Herr v. Weizsäcker aus dem Vatikan, der seine Ablehnung durch den Heiligen Stuhl berichtete und in einem Telegramm derartige Bemühungen als aussichtslos bezeichnete. Herr v. Schmieden hatte mir inzwischen in einem Privatbrief mitgeteilt, daß alle seine Bemühungen in der Schweiz ebenso ergebnislos verlaufen seien. Ohne eine Zusage, daß die Judenschlächtereien und die Vernichtung der Konzentrationslagerinsassen in Deutschland aufhörten, werde es völlig unmöglich sein, mit den Westalliierten auch nur eine Fühlung aufzunehmen. Ein Emissär müsse, wenn er Erfolg haben wolle, eine bindende Zusage der SS in Händen haben, daß das Vernichtungsprogramm gegenüber Geistlichen, Juden und Oppositionellen endgültig eingestellt sei. Erst dann würde man an die Gegenseite heranzukommen vermögen.

Als Ribbentrop mich am Abend des gleichen Tages zu sich bestellte, um mich über den negativen Erfolg seiner Sprachregelung beim Vatikan zu unterrichten, war er völlig niedergeschlagen. Er sah alle seine weiteren Bemühungen als aussichtslos an, während ich umgekehrt gerade in der Schnelligkeit der Antwort Weizsäckers lediglich den Beweis dafür sah, daß der Vatikan nicht die geeignete Vermittlungsstelle sein würde. Ich zeigte daher Ribbentrop den Brief v. Schmiedens, so wenig er auch für den Minister bestimmt war (unter normalen Umständen hätte ich mich gehütet, ein derartiges Schriftstück eines Kollegen Ribbentrop zu zeigen),

und bemühte mich, ihm auseinanderzusetzen, daß die Sprachregelung als solche in keiner Weise genüge. Man müsse darüber hinaus ein Geschenk des guten Willens mitbringen, wenn man Aussicht haben wolle, überhaupt gehört zu werden. Daher gäbe ich Schmieden recht, daß ein Unterhändler die von ihm geforderten Zusagen unbedingt haben müsse.

In einer stundenlangen Auseinandersetzung mit Ribbentrop gelang es mir schließlich, ihn zu überzeugen, daß es nur eine Möglichkeit für ihn gäbe, die Dinge weiterzutreiben. Er müsse sich mit Himmler in Verbindung setzen, um von diesem die gewünschte Zusicherung zu erhalten. Himmler und Kaltenbrunner würden es wagen, in dieser Art gegen die ausgesprochene Weisung des Führers vorzugehen. Mir sei bekannt, daß Himmler mit dem baldigen Ableben Hitlers rechne, und daß Kaltenbrunner bereit wäre, in diesem Falle mit Himmler am gleichen Strang zu ziehen.

Ich hatte diesen Punkt ohne Wissen Ribbentrops in einem Gespräch, das zwischen Hewel, Kaltenbrunner und mir in der Reichskanzlei am Vormittage stattgefunden hatte, eindeutig geklärt, da ich bereits ähnliche Gedankengänge, wie sie im Briefe Schmiedens angedeutet waren, selbst gehabt hatte. Ich hatte klar sehen wollen, ob es überhaupt derartige Möglichkeiten gäbe. Die eiskalte, brutale, aber überlegene Art Kaltenbrunners, der sich nicht ohne offene Verachtung über Hitler und Himmler bei dieser Gelegenheit geäußert hatte, hatte mir gezeigt, daß es nur eines Anstoßes bedurfte, um dafür zu sorgen, daß der berüchtigte Blutbefehl Hitlers, der es verbot, Kriegsgefangene, KZ-Insassen oder sonstige Häftlinge lebend in die Hände des Feindes fallen zu lassen, umgestoßen würde. Daher fühlte ich mich durchaus auf sicherem Boden. Unter anderen Umständen wäre meine Handlung eine vermessene Tollkühnheit gewesen, die ich wohl kaum anders als mit dem Verlust meines Lebens bezahlt haben würde. Auch so war das Gespräch an vielen gefährlichen Klippen vorbeizusteuern.

Schließlich gelang es mir in später Nachtstunde, Ribbentrop das Versprechen abzuringen, daß er noch am nächsten Tage Himmler aufsuchen würde, um sich eine entsprechende Zusage geben zu lassen.

Tatsächlich begab sich Ribbentrop am nächsten Tage zu Himmler ins Hauptquartier, nur begleitet von Oberst v. Geldern und einem Adjutanten, und hatte dort die von mir angeregte Unterredung. Was sich zwischen Ribbentrop und Himmler abgespielt hat, habe ich in den Einzelheiten nie erfahren können. Ribbentrops Adjutant und Oberst v. Geldern, die ich zu befragen ver-

suchte, erklärten mir beide, ihrem Eindruck nach sei die Unterredung völlig negativ verlaufen. Da sie aber nicht wußten, worum es sich handelte, und ihnen von mir umgekehrt keinerlei Mitteilungen über meinen gefährlichen Ratschlag gemacht werden konnten, war mir ihre Auskunft nicht maßgeblich.

Als ich mich am nächsten Mittag bei Ribbentrop meldete, um mich zu erkundigen, wie seine Besprechung verlaufen sei, war er sichtlich vergnügt. Er erklärte mir, es sei alles glänzend gegangen, Himmler habe alles eingesehen und versprochen, ihn künftig außenpolitisch voll und ganz zu unterstützen, und werde ihm darüber hinaus bestätigen, daß er den Befehl gegeben habe, Hitlers Weisung über die Vernichtung der Gefangenen im Falle der Gefahr nicht durchzuführen. In der Tat traf wenige Minuten, nachdem mir Ribbentrop das erklärt hatte, ein versiegelter Brief Himmlers ein, in dem der Reichsführer SS schwarz auf weiß dem Reichsaußenminister bestätigte, er habe dafür Sorge getragen, daß Hitlers Befehl zur Vernichtung der Gefangenen im Falle der Gefahr auf keinen Fall zur Durchführung gelangen werde. Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Daß ich diesen Augenblick als einen Triumph des Guten über das Böse empfunden habe, wird man mir verzeihen — so sehr ich andererseits voller Skepsis war, ob die Herren der SS sich an das gegebene Versprechen halten würden. Ich wußte sehr wohl, wie häufig gute Intentionen von den durch und durch verdorbenen Ausführungsorganen zunichte gemacht wurden.

Nachdem ich das Schreiben Himmlers gelesen hatte, reichte ich es Ribbentrop zurück und sagte ihm: „Jetzt, Herr Minister, können Sie handeln."

Ribbentrop, der sich in freudiger Erregung befand und sichtlich mit den Tränen kämpfte, sagte: „Ja, jetzt können wir wenigstens den Versuch machen, das deutsche Volk zu retten. Aber was tun wir nun?" Und dann folgte wieder eine sich über Stunden erstreckende Unterredung, bei der alles andere vergessen wurde. In dieser Besprechung wurden zum ersten Male die Möglichkeiten erörtert, die Schweden bieten könnte.

Aus den vorliegenden Berichten ging eindeutig hervor, daß weder beim Vatikan in Rom noch bei dem völlig vereinsamten Gesandten in Dublin noch bei den Portugiesen und auch nicht in Bern die geringste Chance gegeben war, unser Angebot anzubringen. Es blieben also allein Spanien und Schweden. Für Spanien war denn auch sehr bald ein Mann gefunden, Herr v. Moellhausen, der sich wiederholt auf das gewandteste als Agent betätigt hatte. Er erhielt den Auftrag, den Versuch zu machen, sich mit Sir Samuel

Hoare (jetzt Viscount Templewood), englischer Botschafter in Madrid, in Verbindung zu setzen, um mit den Engländern ins Gespräch zu kommen. Herr v. Moellhausen hat, wie ich später aus englischem Munde hörte, tatsächlich diesen Versuch unternommen, ist dabei aber gescheitert, wohl nicht zuletzt, weil man ihm englischerseits nicht traute.

Danach blieb nur ein einziges Land übrig, für das wir jedoch keinen Vermittler hatten: Schweden. Mir war aus den Gesprächen mit Trott bekannt — was ich aber Ribbentrop natürlich nicht sagte —, daß der bedeutende schwedische Bankier Wallenberg eine Art Mittlerrolle zwischen den Alliierten und Schweden spielte, und daß dieser Wallenberg die allerbesten Beziehungen zu Roosevelt und Churchill hatte. Ich selbst vermeinte ihn kennengelernt zu haben, da er seinerzeit den Bankier Herbert Gutmann von der Dresdener Bank in Berlin besucht hatte, den ich gut kannte. Ich glaubte daher, es handele sich um Wallenberg Vater, und wußte nicht, daß dieser inzwischen gestorben war und seine Geschäfte seinen Söhnen Markus und Jakob Wallenberg übergeben hatte. Diese merkwürdige Verwechslung, die mir unterlief, gab den Anlaß, daß mich Ribbentrop schließlich fragte, ob ich nicht selbst es unternehmen wolle, in Schweden über Wallenberg den Versuch zu machen, an die Westalliierten heranzutreten. Zunächst lehnte ich ab. Auf Ribbentrops Drängen erbat ich mir schließlich 24 Stunden Bedenkzeit, da ich befürchtete, daß die Tatsache meiner engen Zusammenarbeit mit den Freunden Chamberlains mich möglicherweise für die in England herrschende Churchill-Gruppe und damit auch für Roosevelt und seine Leute inakzeptabel machen würde. Ribbentrop begegnete jedoch diesem Einwand mit der Bemerkung, daß ich ja schließlich mit einem Schweden und nicht etwa mit Churchill oder Roosevelt selbst zu sprechen haben werde, so daß ich schließlich einwilligte.

Drei Tage später fuhr ich über Dänemark nach Schweden.

Nachdem ich mich von Ribbentrop verabschiedet hatte, begab ich mich in das Hotel Adlon zurück, wo mich meine Frau und Peter Kleist, der Mann, der die geheimen Verbindungen zu den Russen unterhalten hatte und der im übrigen zum Trottschen Kreise gehörte, erwarteten. Kleist hatte mir versprochen, mir für den Fall, daß ich tatsächlich den Auftrag bekommen sollte, nach Schweden zu fahren, seine besonderen Verbindungen an die Hand zu geben, und nannte mir nun seinen dortigen Mitarbeiter Dr. Gilel Storch, einen Vertrauensmann der jüdischen Agentur (Jewish Agency) und des zionistischen Weltkongresses, der engste Be-

ziehungen zu den Amerikanern unterhalte. Er setzte mir auseinander, daß er im Stockholmer Telefonbuch stünde, ich brauchte mich bei meinem Anruf nur auf ihn, Kleist, zu beziehen. Im übrigen empfahl er mir, mich mit dem konservativen Abgeordneten James Dixon in Verbindung zu setzen, der die besten Beziehungen zu dem gegenwärtigen englischen Gesandten in Stockholm unterhalte und der, wie er mir erklärte, ebenfalls zu den guten Bekannten Trotts gehöre.

Ich begab mich am 17. Februar 1945 über Kopenhagen nach Schweden. Diesen Weg hatte ich absichtlich gewählt, weil ich in Kopenhagen den Reichsbevollmächtigten für Dänemark, den Gesandten Best, sprechen wollte, den ich seit vielen Jahren kannte. Best war ein glühender Nationalsozialist gewesen, der aber gleichzeitig ein hohes Maß von Menschlichkeit und persönlichem Anstand besaß. Das hatte ihn in den letzten Jahren in schwerste Konflikte mit Hitler und dem SD gebracht. Er versuchte vergeblich, die sinnlose und verbrecherische Terrorpolitik, die in Dänemark von Hitler verfolgt wurde, zu bremsen, und war hierbei, wie allerdings nur ganz wenigen Personen bekannt war, bis zum Äußersten gegangen. Gerichtsverhandlungen gegen ihn, die nach dem Kriege in Dänemark stattfanden, haben bestätigt, daß seine Tätigkeit dort lediglich formeller Art war, und daß die vielen Gerüchte, die über ihn verbreitet worden sind, alle nicht der Wahrheit entsprachen. Daher ist er auch nicht zum Tode verurteilt worden, sondern erhielt lediglich einige Jahre Gefängnis. Auch dieser Strafe wäre er entgangen, wenn er es nicht konsequent abgelehnt hätte, sich vor den dänischen Gerichten zu verteidigen. So hat er es nur diesem Umstand zuzuschreiben, daß er überhaupt verurteilt wurde.

Best hatte schon direkte Fühlung mit dem Leiter der dänischen Widerstandsbewegung aufgenommen, der, wie ich aus anderen Quellen wußte, zugleich der Beauftragte des englischen Geheimdienstes war und über die Fäden zu den Kreisen in Schweden verfügte, die mich nach England weiterführen konnten. Wir blieben nach dem Abendessen allein in Bests Zimmer beieinander, und ich setzte ihm meinen Auftrag und die verzweifelte Lage, in der sich Deutschland befand, auseinander. Ich erklärte ihm, ich wünschte mit dem Leiter der dänischen Widerstandsbewegung zu sprechen, um mir die Unterstützung seiner Leute zu sichern. Ich sei zu allen Gegendiensten bereit, die er von mir verlangen sollte. Best war völlig mit meinem Tun einverstanden. Zwar hielt er es für aussichtslos, den Versuch zu machen, in dieser Lage noch etwas anderes als eine sofortige Kapitulation herbeizuführen, meinte

aber doch, man müsse wenigstens versuchen, dabei Deutschland in die Hand des Westens zu geben. Er versprach mir, den Leiter der dänischen Widerstandsgruppe mit mir in Verbindung zu bringen, und gab noch in meiner Gegenwart einem seiner Vertrauten die entsprechende Weisung. Er werde mich wahrscheinlich an Herrn Allan Vought empfehlen, der die dänischen Widerstandskämpfer protegiere und von größtem Einfluß nicht nur in Schweden sei, sondern auch ein persönlicher Freund Bevins wäre. Best beschwor mich sodann, allen meinen Einfluß in Berlin, den er weit überschätzte, aufzubieten, um der sinnlosen Politik der Reichsregierung in Dänemark ein Ende zu machen.

Am nächsten Morgen um 6 Uhr ging mein Boot; um es zu erreichen, mußte ich bereits um 3 Uhr aufstehen. Eine halbe Stunde, bevor ich das Hotel verließ, trat ein großgewachsener, gutaussehender Mann auf mich zu, der fließend deutsch sprach, nannte seinen Namen und sagte: „Ein gemeinsamer Freund hat mich gebeten, mit Ihnen zu sprechen. Man hat mir gesagt, daß ich Ihnen vertrauen kann." Wir schüttelten uns die Hände und setzten uns in die völlig leere Hotelhalle, wo ich ihm dann in wenigen Worten auseinandersetzte, worum es sich handele. X. nannte mir daraufhin tatsächlich die Adresse von Allan Vought und seinen Namen. Dieser Name werde mir in Schweden jede Tür öffnen, da ich sicher sein könnte, daß, solange ich unter dem Schutz Voughts stünde, mein Name nicht genannt werden würde. Sodann verabschiedeten wir uns, und wenige Stunden später war ich in Schweden und am Abend in Stockholm, wo mich im Auftrag des Gesandten ein alter Freund begrüßte.

Am nächsten Morgen suchte ich zunächst einmal Herrn Thomsen, unseren Gesandten in Schweden, auf, den ich seit über 25 Jahren gut kannte, und von dem ich wußte, daß er in jeder Hinsicht vertrauenswürdig war. Ich setzte ihm auseinander, daß ich meinen Auftrag in Schweden nur dann erfüllen könnte, wenn die schwedische Regierung eingeweiht werde. Im übrigen könnte ich zu Wallenberg nur gehen, wenn ich an ihn eine Empfehlung durch die Gesandtschaft bekäme. Thomsen machte mich daraufhin mit Herrn Danckworth bekannt, seinem Botschaftsrat, einem außerordentlich gewandten früheren Luftfahrer, der im Weltkriege Zeppelin-Offizier gewesen war und dann später in den diplomatischen Dienst eintrat. Beide Herren berieten mich von da an bei meinen sämtlichen weiteren Besprechungen und Schritten.

Danckworth empfahl mir, erst die Stellungnahme der schwedischen Regierung abzuwarten, ehe ich überhaupt etwas unter-

nähme, da sonst zu befürchten wäre, daß das ganze Unternehmen bekannt und damit in die Luft gesprengt würde. Er sprach daher noch am gleichen Tage im schwedischen Außenministerium vor, wo ihm Herr XX versicherte, daß die schwedische Regierung unangenehm überrascht von meinen Absichten wäre; die schwedische Regierung könne offiziell nichts zur Kenntnis nehmen. Sie werde offiziell aber so lange nichts dagegen unternehmen, wenn ich den Versuch machen wollte, an die Alliierten heranzutreten, als die Dinge nicht publik würden. Wenn das allerdings geschähe, sei es klar, daß ich dann nicht länger im Lande bleiben könne, weil die schwedische Regierung sonst die größten Unannehmlichkeiten von seiten der Alliierten befürchten müsse.

Als Danckworth mir am nächsten Morgen diese Mitteilung machte, atmete ich auf, denn das schien mir zunächst einmal ein erfolgversprechender Anfang meiner Bemühungen zu sein. Auf die Mitteilung, daß ich Beziehungen zu Allan Vought hätte, die ich mir als erstes zunutze zu machen gedächte, riet Thomsen mir allerdings dringend ab, dies zu tun. Vought sei ein enragierter Gegner Deutschlands, und es sei nicht sicher, was bei dieser Begegnung mit ihm herauskommen werde. Ich sollte im übrigen mit dem Presseattaché, Herrn Dr. Graßmann, über Vought reden, Vought kenne ihn als einziger von der Gesandtschaft sehr gut.

Daher beschloß ich zunächst, vorerst diesen Entschluß zurückzustellen, um erst einmal die beiden anderen Pfeile, die ich im Köcher hatte, auszuprobieren.

Bei diesen Unterredungen stellte sich jedoch heraus, daß der Markus Wallenberg, mit dem ich sprechen wollte, inzwischen verstorben war, während der Wallenberg, an den ich mich wenden mußte, Jakob mit Vornamen hieß, wogegen Markus Wallenberg jr. für meine Sache deswegen ungeeignet war, weil er Verbindung mit den Sowjets hielt. Es war klar, daß ich eine solche Persönlichkeit nicht mit einem Ansinnen, an die Westalliierten heranzutreten, aufsuchen konnte. Ein Anruf Danckworths bei Jakob Wallenberg brachte mir sofort den gewünschten Erfolg. Jakob Wallenberg war bereit, mich innerhalb 24 Stunden zu empfangen.

Am dritten Tage meines Aufenthaltes in Stockholm stand ich daher bereits in dem berühmten Bankhaus Eniskilda Banken und wurde von einem galonierten Diener zu Herrn Jakob Wallenberg geführt. Dieser ließ mich in die Speiseräume im Hochparterre bitten. Nach 10 Minuten erschien vor mir Jakob Wallenberg, ein blendend aussehender weißhaariger Mann mit herrlichen blauen Augen und einer sportlichen Hünengestalt, der geradezu den

Idealtyp des nordischen Menschen nach nationalsozialistischen Begriffen dargestellt hätte. Ich muß dies besonders betonen, da in der folgenden Zeit nicht nur Ribbentrop selbst, sondern auch eine Reihe von Narren aus der Umgebung Himmlers zu verbreiten suchten, Wallenberg sei Jude oder jüdischer Abkunft, um damit zu erklären, warum meine Mission später scheiterte. Tatsächlich hat Jakob Wallenberg sich jedoch hundertprozentig korrekt benommen und über die Unterredung mit mir Stillschweigen bewahrt, so daß diese Vorgänge erst jetzt aufgeklärt werden können. Wallenberg empfing mich offen und machte mir einen so vertrauenerweckenden Eindruck, daß ich ohne viel Umschweife direkt auf mein Ziel losging. Wallenberg vermied es, von den Verbrechen des nationalsozialistischen Regimes zu sprechen, wie das Ausländer meist in diesen Unterredungen taten, sondern benahm sich so taktvoll wie nur irgend möglich, indem er seine Stellungnahme damit begründete, daß er selbst vor vier Monaten Roosevelt und erst vor wenigen Wochen Churchill gesprochen habe. Der Haß und die Furcht der Angelsachsen vor Deutschland sei so groß, daß es ihm völlig ausgeschlossen erscheine, sie umstimmen zu können. Sie hätten sich ein Ziel gesetzt, und sie würden dies bis zum letzten verfolgen, und das sei die Vernichtung Deutschlands. Er als patriotischer Schwede bedauere dies auf das tiefste, nicht wegen der Geschäftsinteressen seines Bankhauses und der großen Verluste, die er wahrscheinlich in Deutschland erleiden werde (da der große Teil seiner Besitzungen ja in Ostdeutschland festläge), sondern weil die Gefahr bestehe, daß Schweden in einem unvorstellbaren Maße von Sowjet-Rußland abhängig werden würde, womit es Gefahr laufe, entweder seine Unabhängigkeit völlig zu verlieren oder eines Tages Kriegsschauplatz zu werden. Das könne nur vermieden werden, wenn man Deutschland erhalte, und schon aus diesem Grunde sei er als Schwede für eine Erhaltung Deutschlands, aber er glaube nicht, daß dies erreicht werden könne: „Die Alliierten sind in der deutschen Frage blind vor Haß und taub für alle vernünftigen Gründe!"

Ich bemühte mich daraufhin, noch einmal meine Argumente zu wiederholen, um ihm sozusagen mit Engelszungen plausibel zu machen, wie es möglich sein müsse, Roosevelt und Churchill doch noch zu überreden. Meine Argumente machten, darüber hege ich keinen Zweifel, einen sehr starken Eindruck auf ihn, denn er sagte mir zum Schluß der fast zweieinhalbstündigen Unterredung, ich solle doch den Versuch machen, zu Roosevelt zu fahren, da ich persönlich ihn vielleicht überzeugen könne. Er selbst könne

es jedenfalls nicht. Er müsse an der eingangs erwähnten Ansicht festhalten, daß es für ihn völlig ausgeschlossen erscheine, daß die Westmächte sich von Rußland trennten. Diese Anschauung hatte ich in keiner Weise zu erschüttern vermocht.

Und dann machte Jakob Wallenberg eine merkwürdige Bemerkung, die mich einige Sekunden in sprachloses Staunen versetzte. Mit einer lässigen Geste, so, als ob er nur nebenbei etwas sage, aber vollkommen klar und eindeutig bemerkte er: „Warum machen Sie den Versuch statt nach dem Westen hin nicht nach dem Osten? Wenn Sie Stalin rechtzeitig einen klar umrissenen Vorschlag machen, der ein eindeutiges Ja oder Nein ermöglicht, dann halte ich es für möglich, daß Sie Erfolg haben. Stalin ist nicht auf den Westen festgelegt. Es ist schade, daß Sie nur den Auftrag haben, nach dem Westen hin zu verhandeln."

Kurz danach verabschiedeten wir uns sehr freundlich. Ich muß sagen, daß ich in tiefen Gedanken mich langsam zur Botschaft und zu Thomsen begab, um mir zu überlegen, was mir Wallenberg eigentlich gesagt hatte. Seine Erklärung war eine eindeutige Absage auf meine Aufforderung hin, nach dem Westen zu vermitteln. Was aber sollten seine Schlußworte? Als ich Thomsen und Danckworth über meine Unterredung berichtet hatte, waren beide ebenso tief beeindruckt wie ich. Es war uns eindeutig klar, daß in der Schlußbemerkung Wallenbergs ein geheimer Sinn verborgen war, der nicht ohne weiteres zu enträtseln war. Nach längerer Beratung stimmten wir jedenfalls in der Ansicht überein, daß ich nicht umhin können würde, eindeutig nach Berlin zu berichten, was mir Wallenberg gesagt hatte, und daß ich um weitere Instruktionen bitten sollte. Ich möchte dabei ausdrücklich klarstellen, daß ich die Verantwortung für diese Entscheidung allein trug, daß ich aber selbstverständlich den Rat so bewährter und kluger Leute wie Danckworth und Thomsen einzuholen für richtig hielt.

Als ich am nächsten Morgen wieder auf die Botschaft kam, wurde ich bereits ungeduldig am Telefon aus Berlin verlangt, obwohl ich meinen Bericht noch gar nicht abgesandt hatte. Am Telefon meldete sich niemand anders als Ribbentrop selbst, der mich in den empörtesten Tönen anhauchte, wie ich dazu käme, mich mit dem Führer der dänischen Widerstandsbewegung in Verbindung zu setzen. Ich hätte doch den ausdrücklichen Auftrag gehabt, nur in Stockholm vorzufühlen. Als ich ihm auseinandersetzte — allerdings ohne Namen zu nennen —, welchen Zweck ich verfolgt hatte, war Ribbentrop allerdings wieder beruhigt. Auf seine weitere Frage, was ich in-

zwischen unternommen hätte, berichtete ich ihm, daß ich die von uns in Aussicht genommene Persönlichkeit befragt hätte und ihm noch heute mittag mit dem Flugzeug einen Bericht schicken wolle. Ribbentrop brach daraufhin das Gespräch ab und sagte, er möchte hierüber nicht telefonisch sprechen, sondern werde sofort nach Eintreffen des Berichtes mich wissen lassen, welche weiteren Aufträge er für mich habe.

Daß ich nach diesem Telefongespräch wie vom Donner gerührt war, wird niemand wundernehmen. Es war für mich klar, daß es einen Gegenspieler im deutschen Lager gab, der alles Interesse daran hatte, meine Mission zum Scheitern zu bringen. Ich hielt es für sicher, daß niemand anders als Schellenberg dies sein konnte, der, von glühendem Haß auf Ribbentrop erfüllt, Emissären mehr als einmal niederträchtige Streiche gespielt hatte. Aber ich war mir sicher, daß er mir nichts tun konnte, denn ich hatte ja vorsichtshalber den Dänen von meinen genauen Plänen nichts gesagt. Ehe ich mir überlegen konnte, was ich aus der ganzen Angelegenheit zu machen hatte, erwartete mich eine zweite Überraschung.

Bei Herrn Danckworth im Zimmer erschien ein Gesandtschaftsbeamter (vor dem man mich als üblem Gestapo-Spitzel in Berlin gewarnt hatte) und teilte mir mit, daß Herr James Dixon, der bekannte konservative schwedische Abgeordnete, mich im Auftrage des englischen Gesandten zu sprechen wünsche. Ich war in diesem Augenblick mehr als verwirrt. Dixon wußte ja nicht, daß es mir ausdrücklich verboten war, unmittelbar mit einem Feinde zu sprechen, und daß er mit diesem Angebot an einen Führererlaß an die Auswärtige Mission rührte, in dem Hitler jeden direkten Verkehr mit dem Feinde mit dem Tode bedrohte. Auch jedes nicht gemeldete Wissen um einen derartigen Verkehr wurde gleichfalls mit dem Tode bedroht. In der Lage, in der ich nun einmal war, hätte ich selbstverständlich keinerlei Bedenken getragen, dieses Verbot zu übertreten. Die Tatsache, daß Herr Danckworth, den ich erst wenige Tage kannte, in die Angelegenheit verwickelt war, machte mich jedoch bedenklich. Ich bat daher, Herrn Dixon zu sagen, ich müßte leider noch eine bestimmte Instruktion aus Berlin abwarten, würde mich dann aber mit ihm in Verbindung setzen. Dixon hätte sich darauf beschränken sollen, mitzuteilen, daß er mich sprechen wolle, und alles wäre glatt gegangen. Da er aber den Namen des englischen Gesandten, Sir Hubert Malkin, genannt hatte, war diese Möglichkeit für mich zerschlagen. Trotzdem beschloß ich, Ribbentrop noch einmal direkt zu fragen, denn es bot sich hier ganz zweifellos eine große Chance, wenn es sich heraus-

stellen sollte, daß Dixon tatsächlich im Auftrag der Engländer gehandelt hatte. So war aber das zunächst einmal zunichte gemacht worden.

Man wird verstehen, daß mir nach den beiden Schreckschüssen dieses Tages der Boden unter den Füßen zu brennen begann. Zwar erwartete ich, daß Ribbentrop mir bis zum nächsten Tage mitteilen würde, was ich nun weiter unternehmen sollte, aber wenn ich von meinen übrigen Beziehungen Gebrauch machen wollte, mußte ich nunmehr schnell handeln.

Sofort nach dem Mittagessen ließ ich mir daher im Hotel ein Stockholmer Telefonbuch geben und suchte nach der Adresse von Gilel Storch, die tatsächlich offen im Telefonbuch stand. Ein erster Anruf ergab jedoch, daß er nicht zu Hause war. Als ich eine Stunde später anrief, meldete er sich selbst am Apparat. Ich nannte ihm meinen vollen Namen und Titel und sagte, ich rufe ihn an, weil ich von einem sehr guten gemeinsamen Freunde komme. „Kennen Sie Herrn Peter Kleist?" Ich merkte, daß Herr Storch sozusagen aus allen Wolken fiel. Ich bat ihn, sofort zu mir ins Hotel zu kommen, da ich eine sehr wichtige Angelegenheit mit ihm zu besprechen hätte. Storch hatte zunächst sichtlich Bedenken, als ich ihm aber sagte, daß es sich um das Grand Hotel handele, und ich ihm versicherte, daß ich ehrlich spiele, sagte er zu, sofort zu kommen. So traf ich am späten Nachmittag des 1. März 1945 zum ersten Male einen offiziellen Vertreter der Judenschaft, und damit begann ein Gespräch, das die entscheidende Phase meiner Stockholmer Verhandlungen einleiten sollte.

Als Gilel Storch am Nachmittag, wie verabredet ohne anzuklopfen, in mein Zimmer trat, sah ich sofort, daß ich es mit einem anständigen und zuverlässigen Mann zu tun hatte. Ich legitimierte mich daher dadurch, daß ich ihm meinen offiziellen Paß zeigte, und bat ihn, sich ebenfalls auszuweisen, worauf mir Storch zwei Briefe der Jewish Agency und einen Paß der zionistischen Weltorganisation mit seinem Lichtbild zeigte. Er war starr vor Staunen und sagte, als ich ihm seine Papiere zurückgab: „Was wollen Sie? Wie ist es möglich, daß ein Mann wie Sie sich mit mir in Verbindung setzt?"

„Ich habe Sie zu mir gebeten, weil ich etwas für die Juden tun möchte", erwiderte ich.

„Von wem kommen Sie?" fragte Gilel Storch weiter. „Von Schellenberg? Von Becher? Von Kaltenbrunner? Wieviel Juden haben Sie an der Hand? Was wollen Sie haben pro Kopf? Fünf bis sechs Dollar kann ich zahlen."

Ich war maßlos erstaunt, da ich alles andere als eine derartige Fragestellung erwartet hatte. Immerhin war mir sofort klar, daß Herr Storch nicht die Absicht hatte, zu scherzen, sondern daß seine Frage durchaus ernst gemeint war. Sie war mir eine Bestätigung der Gerüchte, daß gewisse Gruppen der SS, um Devisen in die Hände zu bekommen, die Befreiung einzelner Juden gegen Geld an das Ausland vermittelten. Ich hatte das zwar gehört, aber nicht geglaubt. Da ich ein derartiges Verfahren keineswegs für einwandfrei hielt, distanzierte ich mich energisch von der mir unterstellten Absicht und erwiderte ihm: „Ich habe nicht die Absicht, über das Schicksal einzelner Juden mit Ihnen zu verhandeln, noch habe ich, wie Sie zu glauben scheinen, irgendwelche Geschäfte mit jüdischem Leben vor. Ich habe einen Befehl erwirkt, wonach die weiteren Judenschlächtereien in Deutschland eingestellt werden . . .", und schilderte ihm hierauf, wie es dazu gekommen sei, daß Ribbentrop bei Himmler diesen Befehl durchsetzte. Dies sei jedoch, so erklärte ich ihm, meiner Ansicht nach nicht genug. Es komme nunmehr darauf an, die Juden zu befreien und einen Vertrag über ihre Rettung und ihren Transfer in das Ausland zu bewerkstelligen. Angesichts der verschiedenartigen Einstellung der Mächte zur Judenfrage glaubte ich, daß weder England noch die Sowjet-Union einen solchen Vertrag abschließen würden. Ich hielte es aber für möglich, daß die Vereinigten Staaten und vor allen Dingen Roosevelt persönlich bereit sein könnten, ein derartig weitreichendes Abkommen zu treffen, das gleichzeitig mit einem Abkommen über die Humanisierung des Krieges, Sicherstellung der Gefangenen, Verhinderung von Bombenabwürfen auf Zivilisten und zivile Wohnstätten, Garantie des Lebens und des Eigentums in eroberten Städten usw. verbunden werden könne. Ob er, Herr Storch, in der Lage sein würde, mir hierfür einen Gewährsmann Roosevelts zu nennen, oder ob er dafür Sorge tragen könne, daß ein solcher zu Besprechungen zu mir nach Stockholm käme. Ich hätte hierfür alle Vollmachten erhalten und besäße die volle Deckung Ribbentrops und Himmlers für diesen Zweck.

Nunmehr war die Reihe, erstaunt zu sein, an Storch. Aber er hatte sich offenbar bereits über mich informiert, so daß er mir glaubte, nachdem ich ihm auf seinen Wunsch weitere Details geschildert hatte. Er versprach mir nach knapp halbstündiger Unterredung, daß er versuchen wolle, die rechte Hand Roosevelts in der Judenfrage, einen Mr. Ivar Olesen, nach Stockholm kommen zu lassen. Es könne allerdings acht Tage dauern, bis der Betreffende kommen werde, da er sich zur Zeit nicht in Schweden aufhalte. Ob ich so lange bleiben könne?

Dies sicherte ich ihm zu. Hierauf erhob sich Storch und fragte, wie viele Juden noch am Leben wären. Ich erwiderte ihm, ich wüßte das leider nicht. Man habe mir gesagt, daß 500 000 Juden für diesen Austausch sofort zur Verfügung stünden und daß noch etwa $2^1/_2$ Millionen Juden insgesamt am Leben wären; ich wüßte aber nichts Genaues, da ich ja mit dieser Frage niemals befaßt gewesen wäre und auch die ganzen Vorgänge auf das tiefste bedauere. Er könne im übrigen versichert sein, daß, wenn ich in dieser Frage nicht eine völlig reine Weste besäße, ich die Mission nicht übernommen hätte. Ich persönlich hätte jedenfalls nichts wiedergutzumachen.

Gilel Storch verabschiedete sich hierauf mit Tränen in den Augen von mir.

Nachdem ich nunmehr den einen Schritt getan hatte, entschloß ich mich auch zu dem nächsten, und zwar, mich mit Allan Vought in Verbindung zu setzen. Ich suchte daher Herrn Dr. Graßmann auf und ließ mich durch ihn bei Vought anmelden. Es stellte sich heraus, daß Herr Vought ein Büro in der schwedischen Reichsbank hatte, wo er offenbar Gäste empfing, die er öffentlich nicht sehen lassen konnte. Als ich ihn am nächsten Morgen sah, kam ich, das sah ich sofort, in ein völlig anderes Milieu. Im Gegensatz zu dem freundlichen und warmherzigen Juden vom Tage zuvor, traf ich hier auf eine eiskalte, in Vorurteilen und glühendem Haß befangene Persönlichkeit, die sofort negativ auf mich wirkte, so daß ich von vornherein daran zweifelte, bei ihm auch nur das geringste zu erreichen.

Vought stellte mir sofort offen die Frage, für wen ich denn eigentlich verhandelte, für die Nazis oder für die Opposition. Er war höchst unbefriedigt, als ich ihm erwiderte, ich verhandele für Deutschland, oder, wenn er es anders hören wolle, ich glaubte für Europa zu handeln, wenn ich den Versuch machte, die allerletzte Katastrophe zu verhindern. Erst meine leidenschaftliche Schilderung der Abscheulichkeiten, die sich beim Einmarsch der Russen in Deutschland abgespielt hatten, machte Eindruck auf ihn. Und erst als ich ihm einige meiner englischen Freunde nannte, durch die er Erkundigungen über mich einziehen könnte, wurde er etwas wärmer. Aber trotzdem blieb er ablehnend. „Es ist schade", sagte er zum Schluß, „daß Sie nicht zwei Tage eher gekommen sind. Vor zwei Tagen war ein Abgesandter der deutschen Exilregierung in London hier, der über Beziehungen zu Bevin verfügt und den Sie hätten benutzen können, um an die englische Regierung heranzukommen. Leider ist er gestern abgeflogen."

Ob ich Bedenken haben würde, mit einem Vertreter der deutschen SPD-Regierung in London zu sprechen? Als ich ihm erwiderte, daß ich derartige Bedenken nicht hätte und daß er umgekehrt meiner Diskretion sicher sein könnte, erwiderte er mir: „Ich werde nach London schreiben, glaube aber nicht, daß ich irgendeinen Erfolg haben werde, da Bevin nicht anders als Churchill oder Vansittard denkt."

Als ich mich von Allan Vought verabschiedete, hatte ich voller Verzweiflung das Gefühl, einen völlig vergeblichen Schritt getan zu haben, und es erschien mir aussichtslos, diesen Weg weiter zu verfolgen. Die schwedische Sozialdemokratie war offenbar so sehr auf eine proenglische Linie eingeschworen, daß sie englischer war als die Engländer selbst und engherziger als Churchill. Ich konnte natürlich keinen Gebrauch von meinem Wissen machen, daß die Engländer offenbar auf einen Schritt von deutscher Seite warteten, um Besprechungen aufzunehmen. So wie die Dinge nun lagen, mußte ich also acht Tage warten, bis mir Gilel Storch Antwort geben konnte.

Erst nach drei Tagen erhielt ich wieder einen Anruf aus Berlin, wieder von Ribbentrop, der mir telefonisch bestätigte, daß er meinen Bericht über meine Unterredung mit Jakob Wallenberg gelesen habe. Er sei, so erklärte er mir, mit der gegebenen Aufklärung sehr zufrieden.

Als ich mich nach diesem Gespräch, das nachmittags stattfand, wieder in mein Hotel begab, teilte mir der Portier mit, daß ein Herr auf mich warte. Als er mich zu ihm führte, war das niemand anderes als Allan Vought. „Haben Sie heute abend für mich Zeit?" fragte er mit ausgesuchter Höflichkeit. „Ich möchte das mit Ihnen begonnene Gespräch fortsetzen. Ich werde dann auch einen Besuch mitbringen, der für Sie von Interesse sein wird. Er kommt" — Allan Vought sah sich vorsichtig um — „aus London. Ich werde in zwei Stunden wieder hier sein."

Tatsächlich erschien Allan Vought zwei Stunden später und stellte mir einen Herrn vor, dem er den Namen Paul gab. Ich glaubte ursprünglich, es sei ein Tarnname. Später stellte sich aber heraus, daß es der frühere sozialdemokratische Abgeordnete Paul aus dem Sudetenland war, mit dem er mich zusammengebracht hatte. In seinem Auto fuhren wir dann alle drei zu seinem Landsitz, der weit außerhalb Stockholms gelegen war, und er lud uns zu einem bürgerlichen Abendbrot ein. Ich muß allerdings sagen, daß ich so erregt war, daß ich kaum etwas gegessen habe und erst nach dem Abendbrot beim Kaffee wieder meine Selbstbeherrschung zurückgewonnen hatte.

Allan Vought setzte mir auseinander, wer Herr Paul sei, daß er direkte Beziehungen zu Bevin habe und daß er in wenigen Tagen wieder nach London zurückfliegen würde, nachdem er seinen Auftrag hier in Stockholm erfüllt habe. Ich könnte offen zu ihm sprechen.

Und nun begann ein sich über mehrere Stunden erstreckendes Streitgespräch zwischen Allan Vought, Herrn Paul und mir, in dem ich noch einmal den Versuch machte, die Lage klarzustellen, da ich mich des Eindrucks nicht erwehren konnte, daß beide Herren jede Möglichkeit eines Gesprächs mit den West-Alliierten als aussichtslos ansahen.

Als ich mich verabschieden wollte, ereignete sich ein Zwischenfall, der einige Wochen später die verhängnisvollsten Folgen haben sollte.

In das Zimmer, in dem wir saßen, kam die Tochter Allan Voughts, die mit dem Journalisten Arvid Fredborg verheiratet war, gestürmt; sie war mit ihrem Mann im Theater gewesen. Vought konnte nicht umhin, mich vorzustellen, murmelte meinen Namen allerdings so undeutlich wie irgend möglich und entschuldigte sich dann bei mir. Er habe ausdrücklich Weisung gegeben, daß niemand ihn hier bei seinem Gespräch mit mir stören solle; es täte ihm leid, daß seine Tochter sich nicht daran gehalten hätte. Ich maß dieser Störung zunächst keine Bedeutung bei. Erst als ich am nächsten Tage wieder mit Graßmann die Ergebnisse meiner Besprechung durchsprach, kamen mir Bedenken, als Graßmann mir auseinandersetzte, wer Arvid Fredborg war. „Das ist", so sagte mir Graßmann, „einer unserer schlimmsten Gegner, die wir zur Zeit in Schweden haben. Wenn der herauskriegt, wer Sie sind, dann können Sie nur noch ‚Gute Nacht' sagen, dann ist hier alles zu Ende." Ich erwiderte ihm, ich hoffte, daß Vought seinen Schwiegersohn im Zaum halten würde. Hierin sollte ich mich aber täuschen . . .

Am nächsten Tage erwarteten mich im Hotel gleich zwei wichtige Mitteilungen. Herr Storch hatte angerufen, er möchte mich sehen, und zugleich hatte ich die Nachricht bekommen, ich möchte am nächsten Vormittag Jakob Wallenberg wieder aufsuchen.

Herr Storch erschien am Nachmittag und sagte mir, daß Mr. Ivar Olesen mich unter der und der Adresse am nächsten Nachmittag zum Tee erwarte. Er sei eigens nach Stockholm gekommen, um mit mir die angeschnittenen Fragen zu besprechen. Ich könne völlig offen mit ihm reden, amerikanischerseits werde mir volle Diskretion und auch voller Schutz zugesichert. Er wünsche

mir, so erklärte er mir, alles Gute, und er hoffe, daß mein Versuch, wenigstens den Rest der Juden zu retten, Erfolg habe. Storch setzte mir dann eindringlich auseinander, daß allein Amerika Besprechungen über diese Frage aufnehmen könne, da dieses allein alle Bewegungsfreiheit habe. Ich könnte also mit Olesen vollkommen offen in diesem Sinne sprechen. Ich fände in ihm einen fairen und anständigen Partner, von dem ich sicher sein könne, daß er Roosevelts vollstes Vertrauen habe. Auf meine Gegenfrage, ob der Mann tatsächlich im Auftrage Roosevelts käme, erwiderte mir Storch: „Der zionistische Weltkongreß garantiert Ihnen dafür."

Am Nachmittag begab ich mich nochmals zu Thomsen und Danckworth, um mit ihnen noch einmal meinen Plan zu besprechen, da ich sicher sein und keine Fehler machen wollte.

Für den nächsten Morgen um 10 Uhr war ich zu Jakob Wallenberg bestellt. Diesmal empfing er mich in seinem Vorzimmer, wo er mich freundlich und ruhig, aber auch sichtlich erstaunt begrüßte: „Ich nahm an", so erklärte er mir, „Sie seien wieder nach Hause gefahren. Halten Sie es nicht für gefährlich, sich weiter in Stockholm aufzuhalten?" Ich entgegnete ihm, daß ich den Auftrag hätte, ihn noch einmal nach der Bedeutung einiger Sätze zu fragen, die er gegen Schluß der Unterredung mit mir geäußert habe. Ich bäte ihn, dies nicht mißzuverstehen. Ich sei gezwungen, hier wie ein Kaufmann zu handeln, der eine bestimmte Ware brauche. Wenn er die Ware nicht im Westen bekomme, müsse er versuchen, sie im Osten einzuhandeln. Mit meinen persönlichen Überzeugungen habe das nichts zu tun, aber ich könne nicht umhin, bestimmte Weisungen auszuführen. Daher müsse ich ihn fragen, was seine Worte bedeuten sollten: „er halte es für völlig ausgeschlossen, daß die westlichen Alliierten sich von Stalin trennten, dagegen sei Stalin seiner Ansicht nach nicht an die West-Alliierten gebunden. Wenn man rechtzeitig mit einem klaren Plan, der ein eindeutiges Ja oder Nein zulasse, an ihn herantrete, so bestünde die größte Wahrscheinlichkeit, daß Stalin, wenn ihm der Plan konveniere, innerhalb 24 Stunden ja sagen werde . . ."

Wenn ich geglaubt hatte, daß Jakob Wallenberg durch diese Frage überrascht werden würde, so hatte ich mich getäuscht; oder er wußte sich derart meisterhaft zu beherrschen, daß keine Miene in seinem Gesicht etwas verriet, als er mir erwiderte: „Jawohl, Herr Hesse, das habe ich Ihnen gesagt. Ich habe meinen Worten aber nichts hinzuzufügen." Daraufhin sagte ich ihm: „Ich habe über unsere Unterhaltung, wie Sie verstehen werden, nach Berlin berichtet und bin also von Berlin beauftragt, Sie zu fragen, was diese Worte bedeuten?"

Jakob Wallenberg erwiderte jedoch: „Sie haben vollkommen richtig berichtet, ich habe meinen Worten aber nichts hinzuzufügen." Daraufhin machte ich noch einmal den Versuch, ihn zu irgendeiner Erläuterung zu bewegen, aber Wallenberg, der zwar aufstand und lebhaft auf und ab ging, schwieg beharrlich weiter und wiederholte nur noch einmal den genauen Wortlaut seiner Erklärung, wiederum mit seinem Bemerken, daß er Weiteres nicht sagen könne. „Es tut mir leid", fuhr er dann fort, „daß ich Ihnen nicht mehr sagen kann. Aber eine Frage: Lesen Sie schwedische Zeitungen?" Als ich das verneinte, fuhr er fort: „Schade, vielleicht würden Sie mich dann besser verstehen. Ich werde mich jederzeit freuen, Sie wiederzusehen, adieu!" Und damit war ich von ihm verabschiedet.

Der Leser wird begreifen, daß mir dieses merkwürdige Verhalten völlig rätselhaft erschien und daß ich daher sofort zu Thomsen und Danckworth fuhr, um ihnen über das Ergebnis der Unterredung zu berichten. Ich mußte mein Gespräch mehrmals wiederholen, bis Herrn Danckworth plötzlich einfiel, daß man eigentlich einmal nachsehen sollte, was in den schwedischen Zeitungen von heute morgen so Besonderes gestanden hätte. Und da fiel es uns wie Schuppen von den Augen, denn sämtliche schwedischen Zeitungen brachten auf der Titelseite eine große Photographie, die niemand anderen als Markus Wallenberg — also den Bruder Jakob Wallenbergs — zeigte, wie er Madame Kollontai, die Botschafterin Sowjet-Rußlands in Schweden, am Arm die Treppe des Sowjet-Botschafter-Palais' hinunterführte.

Also ein Angebot Stalins?

Es konnte nach allem kaum ein Zweifel bestehen, daß die Erklärung Wallenbergs nichts anderes als ein Wink war, daß die Sowjets bei ihrer Unzufriedenheit mit den Westmächten bereit waren, noch ein letztes Mal mit Hitler zu sprechen. Die Berichte der Agenten, die dies immer wieder in der einen oder anderen Form an uns herangetragen hatten, waren also offenbar doch wahr! Es bestand nicht der kleinste Zweifel darüber, daß Wallenberg sich jemals zu irgendeinem Manöver hergegeben haben würde, das nicht ernst gemeint war, da für das Bankhaus Wallenberg wohl doch zuviel auf dem Spiele stand.

Daher setzte ich mich sofort an die Maschine, um ein Telegramm an Ribbentrop zu verfassen, das ich dann gemeinsam mit Thomsen und Danckworth redigierte, um keinerlei Mißverständnisse aufkommen zu lassen.

Am Nachmittag fuhr ich im Taxi in die Nähe der mir angegebenen amerikanischen Adresse, die, wie ich feststellte, ziemlich weit

außerhalb Stockholms lag. Ich hatte mich vorher darüber informiert, wohin ich zu fahren hatte, und wußte, daß es ein Block war, der ausschließlich vom Personal der amerikanischen Gesandtschaft in Stockholm bewohnt wurde.

Auch hier ging ich gerade auf mein Ziel los. Ich wiederholte Olesen die gleichen Erklärungen, die Storch bereits von mir erhalten hatte, betonte, daß Ribbentrop und Himmler die Angelegenheit vollständig deckten, vermied es aber, den Namen Hitlers zu nennen, weil ich fürchtete, daß dies die Verhandlungen kompromittieren könnte. Olesen ging sofort voller Feuer auf das Thema ein. Er erklärte, daß er im besonderen Auftrage Roosevelts handle, wie außerordentlich diesem am Schicksal der von den Nationalsozialisten Verfolgten läge, und er beteuerte, ohne daß ich darum gebeten hatte, daß Amerika mir diese humanitären Dienste nicht vergessen würde. Ich erwiderte ihm, ich bedürfe keines Schutzes, es komme mir nur auf die Sache an, und ich bäte ihn, von meiner Person völlig abzusehen. Wenn es mir glücken sollte, die restlichen Juden und die politischen Gefangenen heil in die Hände der Alliierten zu geben, so wollte ich das für mein unglückliches Land, nicht aber für meine Person getan haben. Ich schilderte, was ich bisher für die englischen und amerikanischen Gefangenen erreicht hätte, und machte auf die Gefahr aufmerksam, daß in den letzten Wochen des Krieges sich Situationen ergeben könnten, in denen das Gräßlichste möglich werde.

Olesen hörte mir aufmerksam zu. Es war deutlich zu spüren, wie genau er jedes einzelne meiner Worte überlegte und wie außerordentlich wichtig ihm die zur Diskussion stehende Materie war. Er entgegnete, daß die Vereinigten Staaten bereit sein würden, ein Abkommen über die Rettung der Juden und über die Humanisierung des Krieges in dem von mir vorgeschlagenen Sinne zu schließen. Der Präsident sei sich durchaus klar darüber, daß derartige humanitäre Maßnahmen notwendig seien. Ob ich bereits konkrete Vorstellungen darüber hätte, wohin man die Juden austauschen sollte? Um wie viele handele es sich? Mit welchen Mitteln sollten sie transportiert werden? Wohin sollten sie gebracht werden? Nach Südfrankreich, nach Sizilien, nach Italien oder nach Dänemark? Ich erklärte ihm, das müsse im einzelnen ausgehandelt werden. Und Olesen fragte mich weiter, ob ich bereits einen Vertragsentwurf bei mir hätte. Ich mußte dies verneinen, versprach aber, einen solchen Vertragsentwurf oder eine schriftliche Aufzeichnung meiner Gedanken sobald als möglich zu übermitteln.

Olesen lehnte jedoch ab. Er müsse, so sagte er mir, über diese wichtige Angelegenheit Roosevelt persönlich berichten. Er werde

daher nach den Vereinigten Staaten fliegen, um sich weitere Weisungen von Roosevelt geben zu lassen. „Sie haben eine Frage berührt", so fuhr er fort, „die eines der schwierigsten Probleme darstellt. Wenn Sie die jüdische Frage anschneiden, so gehen Sie auf Glas. Sie ist das heikelste Problem nicht nur in Amerika selbst, sondern auch zwischen den Alliierten. Roosevelt, davon bin ich überzeugt, ist bereit, das Letzte zu tun, um die Juden zu retten, aber Sie dürfen nicht vergessen, daß wir mit unseren Alliierten in dieser Frage konform gehen und daß wir vor allen Dingen England fragen müssen." Auf meinen Einwand: „Sowjet-Rußland werden Sie also nicht fragen?" erwiderte er offen: „Nein! Sie müssen sich überhaupt davor hüten, daß etwas von unserem Gespräch den Sowjets bekannt wird. Die Sowjets haben überall ihre Spione, und sie werden alles tun, um ein derartiges Gespräch zu zerschlagen. Unsere Beziehungen sind zwar sehr gut, aber nicht so intim, wie viele Leute glauben."

Ich muß ein sehr verdutztes Gesicht gemacht haben, weil ich diese Bemerkung für ein so offenes Auf-den-Zahn-fühlen hielt, daß ich zunächst nicht wußte, ob ich das in dieser Richtung geführte Gespräch abbrechen oder weiterführen sollte. Aber Olesen enthob mich zu meinem Erstaunen jeder weiteren Überlegung. Er sagte direkt: „Ich begrüße Ihre Initiative auch noch aus einem anderen Grunde. Warum können wir, wenn wir über die Rettung der Juden verhandeln, nicht auch noch ein sehr viel größeres und wichtigeres Problem besprechen? Deutschland hat doch offensichtlich den Krieg verloren. Warum versuchen Sie nicht, Gespräche über eine Kapitulation mit uns zu führen?" Ich erwiderte ihm: „Sie haben in Casablanca die bedingungslose Kapitulation festgelegt, das ist etwas, was für Hitler unannehmbar ist. Sie haben darüber hinaus festgelegt, daß die Kapitulation gleichzeitig nach dem Westen und nach dem Osten erfolgen muß. Auch das ist für Hitler unannehmbar. Wenn wir Deutschland in die Hand des Westens geben könnten, wäre es vielleicht noch eine andere Sache." Olesen, der mich bei diesem Gespräch sehr ruhig und fest angesehen hatte, antwortete mir ohne ein Zeichen besonderer Erregung: „Warum denn nicht? Selbstverständlich müßte das Abkommen den Namen ‚bedingungslose Kapitulation' tragen, aber ich kann Ihnen versichern, daß Roosevelt bereit sein würde, über jeden einzelnen Punkt dieser Kapitulation zu verhandeln. Sie können versichert sein, daß Roosevelt, der vielleicht eine Zeitlang anders gedacht hat, sich der Gefahren bewußt ist, die aus dem Osten kommen. Wir sind in den Krieg gezogen, um die Tyrannei überall zu beseitigen, nicht nur in Deutschland!"

Ich nahm diese Erklärung, wie man verstehen wird, mit fassungslosem Staunen entgegen und hielt es für das klügste, ganz zu schweigen. Ich überlegte mir, was ich antworten sollte, und war mir sofort darüber klar, daß ich hier sehr vorsichtig sein mußte, deshalb entgegnete ich ihm: „Ich freue mich über Ihre Erklärung, Mr. Olesen, aber Sie werden verstehen, daß ich keine Ermächtigung habe, hierüber zu sprechen. Ich habe den Auftrag, über die Judenfrage mit Ihnen zu verhandeln und vorzufühlen, wie Sie über Kapitulationsverhandlungen denken würden. Zu mehr bin ich nicht ermächtigt, und angesichts der Wichtigkeit der Sache bitte ich daher um Ihre Erlaubnis, in Berlin nachzufragen, ob ich mit Ihnen über dieses Thema sprechen darf."

Olesen erhob sich und sagte abschließend: „Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich erst noch einmal mit dem Präsidenten sprechen muß. Ich hege aber keinen Zweifel, daß er unserem Gespräch zustimmen wird und wir dann das Nähere besprechen können. Warten Sie noch so lange in Stockholm, es ist vielleicht auch besser, wenn ich Ihnen einen konkreten amerikanischen Vorschlag mitgebe."

Daraufhin verabschiedete sich Olesen von mir in einer sehr freundlichen Weise mit der Erklärung, daß er hoffe, mir in 8 Tagen spätestens endgültig Bescheid zukommen lassen zu können. Ich eilte die wenigen Schritte die Treppe hinunter und war wieder im Freien. Ich bin dann den langen Weg bis in die Stadt zurück trotz des Schneewetters zu Fuß gelaufen, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen.

Über den „Erfolg" meiner Mission versuchte ich mir ein klares Bild zu machen. Ich hatte also feststellen wollen, ob es möglich wäre, einen Vertrag mit den Amerikanern über die Rettung der Juden zu schließen, um dies als Anknüpfungspunkt für weitere Gespräche zu benutzen, und weiter herauszufinden, ob es möglich wäre, eine einseitige Übergabe Deutschlands an die West-Alliierten herbeizuführen. Entsprach das Ergebnis diesen Aufträgen? Selbstverständlich hatte ich nicht in die Sache selbst einsteigen können, sondern mich auf Vorfühler beschränken müssen. Es schien mir aber klar zu sein, daß ich mit gutem Gewissen die gestellten Fragen beide mit „Ja" beantworten konnte.

Hier muß ich hinzufügen, daß dieses Glücken der ersten Fühler selbstverständlich nicht etwa bedeutete, daß ich sicher sein konnte, daß die deutschen Verhandlungen mit den westlichen Alliierten oder den Sowjets zu etwas Konkretem geführt haben würden. Was bei den sachlichen Besprechungen herausgekommen wäre, ist eine

Frage, die man wohl besser unbeantwortet läßt, da das heute niemand mehr sagen kann und zweifellos alle beteiligten Parteien, soweit sie am Leben geblieben sind, höchst verschiedene Meinungen über diesen Punkt haben dürften. Es war jedenfalls eine Chance, die gegeben war, den Krieg abzukürzen und ihn zweieinhalb Monate, bevor das dann tatsächlich der Fall war, zu Ende zu bringen.

Am gleichen Abend ging ich noch in die Gesandtschaft und übermittelte Ribbentrop ein Telegramm, in dem ich um die Erlaubnis bat, ihm nunmehr persönlich Bericht erstatten zu dürfen. Die Gesandtschaft erhielt dann auch am nächsten Tage ein Telegramm, in dem mitgeteilt wurde, daß Herr Danckworth sofort nach Berlin kommen solle, während es in mein Belieben gestellt wäre, ob ich in einigen Tagen unauffällig folgen wollte.

Etwas später besuchte mich, trotz allem anscheinend unbeobachtet, noch einmal Herr Storch. Er war in beträchtlicher Erregung. Über den Schellenberg-Kreis hatte er angeblich Mitteilungen bekommen, daß Himmler sich nicht an sein Versprechen, die Juden zu retten, halten wolle. Er behauptete zu wissen, daß neue Massenschlachtungen befohlen seien und daß auch das Lager in Bergen-Belsen nunmehr vernichtet werden sollte, um das letzte große Judenlager innerhalb Deutschlands zu beseitigen. Herr Storch war auf das höchste besorgt, daß ich abreisen wollte. Er fürchtete, daß die ganze Aktion verloren sei, da er auch von amerikanischer Seite zuverlässig gehört haben wollte, daß Eisenhower, der Oberkommandierende in Europa, sich eindeutig gegen eine einseitige Kapitulation ausgesprochen habe. Eisenhower, so erzählte mir Storch, habe Roosevelt erklärt, daß eine Übergabe Deutschlands an die West-Alliierten allein den sofortigen Krieg mit der Sowjet-Union bedeute. In diesem Falle wären die auf dem Kontinent befindlichen englischen und amerikanischen Truppen aber zu schwach, um den Sowjets entgegentreten zu können. Daher sei zu befürchten, daß durch eine einseitige Aktion Roosevelts ganz Europa in die Hände der Sowjets fallen würde. Ich bemühte mich, Herrn Storch zu beruhigen und ihm auseinanderzusetzen, daß ich die Sowjets für sehr viel schwächer hielte als die West-Alliierten und daß ich hoffte, daß beide Nachrichten falsch wären. Sehr viel später habe ich festgestellt, daß die Nachricht über das Wiederaufleben der Judenvernichtung in Deutschland tatsächlich völlig falsch war. Dagegen ist es wahrscheinlich, daß bei einem internen Gedankenaustausch zwischen dem amerikanischen Oberkommando und Roosevelt Eisenhower sich gegen die Annahme einer einseitigen

Kapitulation ausgesprochen hat, weil er tatsächlich der Meinung war, die Russen seien den in Europa befindlichen Streitkräften des Westens weit überlegen. Ob dies unsere Verhandlungen mit den Amerikanern tatsächlich endgültig zum Scheitern gebracht haben würde, muß aber dahingestellt bleiben. Die Wahrheit wird wohl nie ermittelt werden können. Immerhin machten mich die Mitteilungen Storchs überaus besorgt. Das Ganze zeigte mir, daß die Zeit mir zwischen den Fingern zerrann und daß, je länger gezögert wurde, die Aussichten für eine schnelle Beendigung des Krieges durch Verhandlungen in Schweden um so geringer wurden.

Eine verhängnisvolle Rolle bei den amerikanischen Erwägungen hat ganz zweifellos die Befürchtung gespielt, daß eine Kapitulation Deutschlands den sofortigen Bruch mit den Sowjets herbeiführen würde. Die Amerikaner sahen hierin einen teuflischen Schachzug Hitlerscher Strategie und glaubten, daß dieser die Absicht habe, sie in einen Krieg mit den Sowjets zu verwickeln, mit den Sowjets, die sie in völlig naiver Weise als ihre Freunde, als Demokraten, als voller guten Willens und ähnliches ansahen. Die verhängnisvolle Rolle, die Hopkins, aber auch Stettinius gespielt haben, ließen — wie wir heute wissen — Roosevelt daran zweifeln, was er tun sollte. Ich persönlich bin überzeugt, daß Roosevelt geschwankt hat, wie er sich entscheiden sollte.

Die bessere Einsicht dürfte wohl auf deutscher Seite gewesen sein, denn die Argumentation Eisenhowers enthielt einen klaren Denkfehler: Was würde denn nach der Kapitulation Deutschlands Hitler die Spaltung der Alliierten noch genützt haben? Denn daß die Kapitulation seine Beseitigung zum Ziele haben würde und daß er mit dieser Kapitulation, auch nur nach dem Westen hin, Selbstmord beging, darüber war er sich durchaus klar. Nein, die Kapitulation nach dem Westen hätte den West-Alliierten genützt und ihnen den Vorteil der Überlegenheit erbracht, die es ihnen ermöglicht hätte, einen vernünftigen Frieden zu diktieren. Nicht Hitler war von Haß gegen den Bolschewismus verblendet, sondern es waren ganz andere Persönlichkeiten, wie dies Wallenberg ganz richtig gesagt hatte; es waren Roosevelt und Churchill, die von ihrem Haß gegen Deutschland so verblendet waren, daß sie darüber ihren eigenen Vorteil nicht erkannten.

Der Flug nach Berlin, den Herr Danckworth und ich zwei Tage später, am 10. März 1945, antraten, verlief fast ereignislos. Er verzögerte sich nur um einen vollen Tag, da schwere Bombenangriffe auf Berlin den Einflug nach Deutschland für volle 24 Stunden sperrten. Wir nahmen in Berlin, wie das üblich war, wieder

im Hotel Adlon Wohnung, und am nächsten Tage, dem 13. März 1945, wurde ich gegen Mittag zu Ribbentrop gerufen.

Er empfing mich in einem verdunkelten Zimmer, im Bette liegend, eine Brille mit dunklen Gläsern vor den Augen, sprach mit völlig erstorbener, kaum flüsternder Stimme, kurz, machte den Eindruck eines sterbenden Mannes. „Sie brauchen mir nicht zu berichten", so sagte er, „ich weiß, daß alles vergeblich war. Auch alle anderen Herren haben mir gesagt, daß es keine Möglichkeit gibt, mit den West-Alliierten zu irgendwelchen Gesprächen zu kommen. Man will Deutschland eben ganz vernichten und lehnt daher auch jede Gelegenheit zum Verhandeln ab, die deutsches Menschenleben sparen könnte. Die Schweden schwimmen offenbar vollständig im Lager der West-Alliierten und wünschen ebenfalls unseren Tod."

Ich hatte zwar schon des öfteren erlebt, daß Ribbentrop in Gesprächen mit anderen durch ein Übertreiben nach der einen oder anderen Richtung hin den Versuch gemacht hatte, sich eine besonders günstige Ausgangsposition für ein Gespräch zu schaffen. Durch dieses jedenfalls mir gegenüber völlig unangebrachte Manöver war ich aber doch verblüfft. Von seinem Adjutanten wußte ich ja, wie brennend er sich für jede Zeile meiner Berichte interessiert hatte, und daß zumindest das Herbestellen von Herrn Danckworth doch nur heißen konnte, daß er die Absicht hatte, meine Berichte im einzelnen zu überprüfen und sich von einem lokalen Sachverständigen nähere Erläuterungen geben zu lassen. Deswegen erwiderte ich ihm auch ungerührt: „Ich glaube nicht, Herr Minister, wenn Sie meine Berichte richtig gelesen haben, daß dies die Schlußfolgerung ist, die Sie aus ihnen ziehen können. Ich habe darüber hinaus die Absicht, Ihnen einiges mündlich zu berichten, was ich aus bestimmten Gründen dem Papier nicht anvertrauen wollte."

Und nun begann ich ihm auseinanderzusetzen, was mir meine Gesprächspartner im einzelnen gesagt hatten, wobei sich Ribbentrop sozusagen von Stunde zu Stunde belebte. Als sich unser Gespräch schließlich dem Ende näherte, war er wieder voller Feuer und Energie und ging, wie das so häufig bei ihm der Fall war, in der Beurteilung der Möglichkeiten über die Gegebenheiten der Lage weit hinaus. Ich brauche kaum zu wiederholen, daß das Ergebnis meiner Besprechungen in Stockholm ohne Präjudizierung des Enderfolges doch ganz einfach das war, daß es technisch zwei Möglichkeiten gab, sowohl Gespräche nach dem Westen wie auch nach dem Osten zu eröffnen, eine Feststellung, bei der ich mich jedoch hütete, mich nach der einen oder anderen Seite festzulegen, weil dies die sofortige Folge gehabt haben würde, Ribbentrop zu ver-

anlassen, sich für das Gegenteil der vertretenen Anschauungen zu erwärmen. Er war besonders interessiert an den Möglichkeiten, mit den Amerikanern zu sprechen, und behauptete, er sei immer der Anschauung gewesen, daß Roosevelt sehr viel großherziger und großmütiger als Churchill wäre. Dann zeigte er vor allem an Jakob und Markus Wallenberg Interesse, wobei er nach Einzelheiten über die Tätigkeit des Bankhauses fragte, die ich nicht wissen konnte, so daß ich es für richtig hielt, auf Herrn Danckworth zu verweisen.

Spät in der Nacht erst entließ mich Ribbentrop wieder, wobei er mir für die Durchführung der Aktion sehr lebhaft dankte und mir versprach, in einigen Tagen wieder von sich hören zu lassen.

Am nächsten Tage wurde dann Herr Danckworth zu Ribbentrop bestellt, der die gewünschten Auskünfte gab und meine Darstellungen, soweit er dazu in der Lage war, bestätigte.

Drei volle Tage vergingen nun, bevor ich wieder zu Ribbentrop bestellt wurde. Wenn ich geglaubt hatte, nunmehr einen klaren Auftrag zur Fortführung der Besprechungen mit den Amerikanern zu erhalten, so hatte ich mich völlig getäuscht. Ich erhielt einen Auftrag, wie ich ihn mir überraschender und unerwarteter kaum vorstellen konnte. Dieser Szene entsinne ich mich noch wie heute.

Es war ein klarer Vormittag, die Sonne schien, Fliegerangriffe waren nicht zu erwarten, da schlechtestes Wetter in England herrschte, so daß man an diesem Vormittag relativ ruhig sein konnte. Das Zimmer war aufgeräumt, die Schäden der letzten Luftangriffe notdürftig repariert. Ribbentrop ging lebhaft im Zimmer auf und ab und erwartete mich sichtlich bereits voller Ungeduld. „Ich habe mir", so erklärte er mir, „Ihre Berichte und die Ergänzungen, die Sie inzwischen dazu gemacht haben, genauestens durch den Kopf gehen lassen und habe dann daraufhin zweimal mit dem Führer über das Ergebnis Ihrer Fühlungnahme gesprochen. Sie werden überrascht sein, aber wir sind — nun ja, Sie sind das gewiß gewöhnt, Sie haben das wohl nicht das erste Mal erlebt — zu einem anderen Ergebnis gekommen als Sie. Wir wollen Sie zu Madame Kollontai schicken, um mit den Russen Besprechungen aufzunehmen. Ich habe Ihre Instruktionen bereits ausgearbeitet, sie werden in wenigen Stunden fertig sein, ich schicke sie dann nochmals zum Führer hinüber. Das Flugzeug ist bereitgestellt, sie können entweder heute abend oder heute nacht noch nach Stockholm fliegen. Was sagen Sie dazu?"

Ich war so verblüfft, daß ich tatsächlich einige Minuten brauchte, ehe ich in der Lage war, irgendwie zusammenhängend auf diese Überraschung zu antworten. Die merkwürdigsten Gedanken schos-

sen mir durch den Kopf. Sollte ich mich weigern, diesen Auftrag auszuführen? Ich hatte noch nie mit Russen verhandelt. Sosehr ich mir auch zutraute, die östliche Mentalität zu kennen, zumal mein Vater Frau Kollontai von seiner dienstlichen Tätigkeit in Rußland her gekannt hatte, erschien mir das Ganze doch so grotesk, daß es mir einfach die Sprache verschlug. Ribbentrop, der offenbar eine freudige Zustimmung erwartet hatte, war sichtlich verärgert. Aber er begriff wohl, daß das Ganze für mich zu plötzlich kam. Daher sagte er ironisch: „Nun gut, wenn Sie wollen, dürfen Sie auch gleichzeitig mit Ihren geliebten Westlern verhandeln, nur darf es nicht offen geschehen. Vielleicht bringen Sie es fertig, zwei Eisen gleichzeitig im Feuer zu haben."

Ich habe ganz zweifellos auf diese Bemerkung Ribbentrops ein verblüfftes Gesicht gemacht, denn er sagte plötzlich sehr ärgerlich: „Nun ja, wenn Sie nicht wollen, ich kann ja schließlich auch andere schicken, die sich sämtliche Finger ablecken würden, einen derartigen Auftrag zu bekommen." Ich erwiderte ihm darauf endlich, daß ich den Auftrag für überaus schwierig hielte. Er dürfe es mir nicht verübeln, wenn ich mir zunächst einmal die Dinge durch den Kopf gehen lassen wollte, denn es sei doch vollkommen klar, daß ich erst einmal überlegen müßte, wie man denn einen derartigen Auftrag überhaupt durchführen könne. Den Auftrag erachtete ich für völlig undurchführbar, hielt es aber in diesem Augenblick für klüger, dies nicht zu sagen, und bat daher, mir das noch einmal einige Stunden überlegen zu dürfen. „Gut", sagte Ribbentrop, „sehen wir uns nach dem Mittagessen wieder, wir werden dann die Angelegenheit gemeinsam mit Herrn Gauß und Herrn Danckworth besprechen." Damit war ich entlassen und das Gespräch beendet.

Als ich wieder außerhalb des Zimmers und im Korridor war, blieb ich zunächst wie gelähmt stehen, weil ich unschlüssig war, mit wem ich mich über die mir gestellte Aufgabe besprechen sollte. Dieser Sorge wurde ich aber enthoben, da wenige Minuten später einer der Adjutanten Ribbentrops auf mich zukam, um mir mitzuteilen, daß Hewel mich sprechen wolle, ich möchte hinüber in die Reichskanzlei kommen. Daraufhin versuchte ich die Reichskanzlei zu erreichen, aber ein überflüssiger Luftalarm — es passierte nichts — machte dies unmöglich. Als der Alarm vorbei war, war der Zeitpunkt für die neue Besprechung mit Ribbentrop gekommen.

Botschafter Gauß, Danckworth, Hilger und Ribbentrop waren bereits in eine lebhafte Unterhaltung vertieft, als ich am Nachmittag Ribbentrops Arbeitszimmer von neuem betrat. In der

Hauptsache ging es um die Frage, wie man die Sowjets psychologisch beeindrucken könne, um den Erfolg eines Herantretens an sie möglichst sicher zu machen. Ribbentrop behandelte mich dabei ganz selbstverständlich als seinen designierten Unterhändler, ohne daß er mich noch einmal gefragt hätte, ob ich denn überhaupt den Auftrag tatsächlich übernehmen wolle. Er unterrichtete mich davon, daß er die für mich bestimmte Sprachregelung Hitler erneut unterbreitet habe und in wenigen Stunden Hitlers Entscheidung erwarte. Hewel werde anrufen, sobald er einen Bescheid habe. Es komme nur darauf an, mir noch die letzten Eindrücke zu vermitteln, damit ich ja alles richtig mache. Hierauf wandte ich ein, ob es nicht zweckmäßiger und besser wäre, an meiner Stelle einen guten Kenner der Russen, z. B. den Gesandten Schnurre, nach Stockholm zu schicken, was Ribbentrop jedoch brüsk damit ablehnte, daß er erklärte, Schnurre sei zwar gut für Wirtschaftsverhandlungen, aber von Politik und Psychologie verstünde er nichts. (Ein Urteil, das ich keineswegs teilte.) Außerdem sei es viel zu auffällig, wenn man Herrn Schnurre nach Stockholm schicke.

Er begann dann mir zu explizieren, was in der Sprachregelung stünde. Da ich meine erste Stockholmer Sprachregelung ja selbst mit ihm verfaßt hatte, war ich über das Ergebnis der hier von Ribbentrop und Gauß verfaßten Anweisung mehr als verblüfft. Es war tatsächlich fast genau dasselbe, was wir für ein Herantreten an die Westmächte verfaßt hatten, allerdings nunmehr mit umgekehrten Folgerungen und umgekehrten Vorzeichen: die ungeheure Überlegenheit des Westens, seine Gefahr für die Russen, wieder der gleiche Schluß, daß man Deutschland als Gleichgewicht brauche, um den Frieden zu sichern, die Affinität des nationalsozialistischen und des bolschewistischen Systems, die Freundschaftsgefühle für Stalin, kurz, es war alles genau wie in der ersten Sprachregelung, nur in das Gegenteil, in das Prorussische verkehrt, wobei zu ersehen war, daß Ribbentrop diese Sprachregelung geradezu mit Genuß verfaßt hatte. Er geriet in eine freudige Stimmung, erzählte, wie großartig ihn Stalin aufgenommen habe, was für phantastische Kerle die Russen seien, wie leicht man sich mit ihnen verständigen könne, wie gerade und ehrlich sie wären — so gar keine Heuchelei und Verlogenheit wie bei den Angelsachsen —, kurz und gut, das alles hätte ein Botschafter Sowjet-Rußlands sprechen können, der die Aufgabe hatte, einen Nationalsozialisten zu überzeugen, daß Stalin ein Heiliger und die Bolschewisten die reinen Engel seien.

Aber das Gespräch zog sich immer mehr in die Länge, ohne

daß eine Antwort kam. Um drei Uhr war ich in das Zimmer getreten, um acht Uhr abends war immer noch keine Antwort da. So war es schließlich ein Uhr morgens geworden, da ertönte das Telefon; tatsächlich, es war Hewel. Ribbentrop nahm ab und war innerhalb weniger Sekunden kreideweiß. Er sagte nur die Worte: „Bitte, wiederholen Sie noch einmal", und schließlich „danke schön", um dann den Hörer wieder auf die Gabel zu legen.

Zu mir gewandt sagte er gefaßt, aber mit sichtlicher Bewegung in der Stimme: „Meine Herren, der Führer hat jede weitere Besprechung mit dem Ausland verboten. Ich danke Ihnen, Sie können gehen."

Kopfschüttelnd, wobei wir nicht wußten, an wessen Verstand wir zweifeln sollten, verließen wir das Zimmer des Ministers. Wir waren todmüde, völlig ausgehungert und ich auch seelisch am Ende meiner Kräfte. Wir begaben uns ins Hotel zurück.

Kaum war ich dort angelangt, erhielt ich einen Anruf, ich möchte noch einmal zu Herrn v. Ribbentrop kommen. Ich eilte also wieder zurück und wurde auch gleich in sein Zimmer geführt, wo er mir mit den Worten entgegentrat: „Kein Wort, kein Wort, Herr Hesse, dürfen Sie jemals zu jemandem sagen über das, was sich heute hier abgespielt hat. Ich versichere Ihnen, es ist die tiefste Enttäuschung meines Lebens. Was für einen Sinn hat es noch, daß ich weiter Außenminister spiele! Seit 1941 hat man mir jedes Gespräch mit dem Ausland verboten, und jetzt, wo alles zu Ende ist, wo sich noch einmal eine unerwartete Chance bietet, dem deutschen Volk wenigstens das Letzte zu ersparen, wird es einfach abgelehnt. Ich werde mich an die Front melden, da ich zu nichts mehr nutze bin. Sie können nichts dafür, daß die Dinge so gekommen sind. Ich danke Ihnen nochmals. Aber vergessen Sie nicht: Schweigen gegenüber jedermann!"

Erst am nächsten Tage gelang es mir, Hewel zu treffen und von ihm zu hören, was sich tatsächlich abgespielt hatte.

Ribbentrop hatte in der Mittagsunterredung Hitler dazu bewegen können, den Versuch zu machen, einer Fühlungnahme mit den Sowjets zuzustimmen, und hatte ihm die Sprachregelung zum genauen Studium dagelassen. Erst gegen Abend war Hitler aber dazu gekommen, die Sprachregelung noch einmal in Ruhe zu lesen. Ob er inzwischen durch eine Spritze von Dr. Morell aufgeputscht war oder ob er sich aus anderen Gründen in einer energischeren Laune befand, sei dahingestellt. Nach der mir durch Hewel gemachten Schilderung zog sich Hitler mit der Sprachregelung in sein Zimmer zurück, las sie wieder und wieder und

legte zwischendurch auf seinem Grammophon Wagner-Platten auf. „Isoldes Liebestod" und den „Feuerzauber" aus der Walküre habe er sich in fast pausenloser Wiederholung vorgespielt. Dabei sei er mit den Händen auf dem Rücken in seinem Zimmer auf und ab gegangen und wie in tiefen Gedanken versunken gewesen. Das sei so stundenlang weiter gegangen, bis er schließlich die Blätter genommen, sie zerrissen und auf den Boden geworfen habe und dann ihn, Hewel, habe kommen lassen. „Ich verbitte mir jede weitere Fühlungnahme mit dem Feinde", habe er ihm gesagt. „Es hat alles keinen Sinn. Wer jetzt noch mit dem Feinde spricht, ist ein Verräter an der Idee. Wir fallen im Kampfe gegen den Bolschewismus, aber wir verhandeln nicht mit ihm! Sagen Sie Ribbentrop, daß ich jede weitere Besprechung im Ausland unterbunden zu sehen wünsche. Gute Nacht!"

Ribbentrop ließ mich am nächsten Tage wiederkommen, um nunmehr auf die ursprünglichen Gedankengänge zurückzukommen, wonach er und Himmler zusammen doch noch allein den Versuch machen wollten, ohne den Führer, über dessen Kopf hinweg, nach dem Westen zu verhandeln. Allerdings war er von äußerstem Mißtrauen gegen Himmler erfüllt, fürchtete, daß dieser ihn durch Schellenberg ersetzen und ausbooten würde, sobald das Ziel erreicht sei. Auch glaubte er, daß Himmler ihn mit Bernadotte „betrogen" habe, wie er das ausdrückte. Kurz, er hegte abgrundtiefes Mißtrauen gegen jedermann.

Trotz dieser Launen war es mir möglich, in diesen Tagen noch einmal eine Rettungsaktion durchzusetzen, zu der mich Allan Vought angeregt hatte. Vought hatte mich gebeten, dafür Sorge zu tragen, daß seine alten Freunde Léon Blum, Herriot und Vincent Auriol unter allen Umständen den Alliierten sicher übergeben würden. Eine Bitte, die ich Ribbentrop vortrug und die dieser sofort benutzte, um sich eine diesbezügliche Zusage von Himmler geben zu lassen. Es dauerte tatsächlich nur wenige Stunden, bis wir die Versicherung in der Hand hatten, daß diese und eine Reihe anderer Persönlichkeiten noch lebten und man dafür Sorge tragen würde, daß die prominenten Politiker des Auslands dem Sieger heil übergeben würden. Aber das war das Letzte, was ich erreichte, denn nun ereignete sich etwas, was meiner Karriere ein Ende machte.

Sei es nun, daß, wie ich allen Anlaß habe anzunehmen, ein Verräter aus der näheren Umgebung Ribbentrops über die Absichten, mit den Russen in Verbindung zu treten, den Westen informiert hat (Ribbentrop sandte tatsächlich den Gesandten Sch.

nach Schweden), oder sei es, daß die Tatsache, daß ich nicht verabredungsgemäß nach Stockholm zurückgekehrt war, die Vermutung im Feindlager hatte aufkommen lassen, daß ich nach einer anderen Seite spielte, kurz und gut, Arvid Fredborg enthüllte in der schwedischen Presse die Tatsache meiner Mission.

Als die ersten Nachrichten mit den Enthüllungen über meine Mission in Berlin eintrafen, war Ribbentrop wie vom Donner gerührt. Er ließ mich sofort kommen und hielt mir vor, daß ich unzuverlässigen Personen gegenüber geredet hätte und daß dadurch unsere Versuche an das Tageslicht gekommen wären. Ein Bericht der Gesandtschaft in Stockholm stellte fest, daß die Nachrichten von Arvid Fredborg, dem Schwiegersohn Allan Voughts, ausgegangen wären — eine Nachricht, die mir durchaus plausibel und richtig erschien, wenn dabei natürlich auch eines aufzuklären war: warum hatten Vought und Fredborg zehn Tage nach meiner Abreise geschwiegen, bevor sie die Nachrichten in die Welt setzten? Meiner Ansicht nach gab es hierfür nur eine Erklärung: Es lag eine offizielle Einwirkung von britischer Seite vor, die so lange hielt, als die Wahrscheinlichkeit meiner Rückkehr gegeben war. Erst nachdem man zuverlässig in Berlin erfahren hatte, daß ich nicht wiederkommen würde, gab man mich preis, um sicherzustellen, daß ich nicht etwa nach der russischen Seite hin würde verhandeln können.

Natürlich gibt es auch noch eine andere Erklärung, die mir aus Erlebnissen der Nachkriegszeit durchaus plausibel erscheint. Wenn man die Memoiren, die inzwischen erschienen sind, durchsieht, so ergibt sich daraus, daß interessanterweise in dem Dreieck England-Amerika-Sowjet-Rußland die beiden Großen, nämlich sowohl die Amerikaner wie auch die Russen, immer wieder bereit gewesen sind, Kapitulationsbestimmungen zu modulieren und doch eine Formel zu finden, die separate Verhandlungen mit Deutschland gestattet hätte. Diejenigen, die konsequent dagegen blieben, waren immer die Engländer. Churchill und Eden waren es, die auf der bedingungslosen Kapitulation bestanden (obwohl sie ursprünglich gegen diese Formel gesprochen hatten), weil sie sahen, daß dies das einzige war, was die alliierte Front völlig zusammenhielt. Und sie wünschten eben, diese Front bis zur völligen Vernichtung Deutschlands zusammenzuhalten. Deswegen hat man wohl auch in London, wie man mir später erzählte, die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, als die Amerikaner und die Russen sich mit mir in Verbindung setzten, und aus diesem Grunde bewußt durch eine Indiskretion in dem Augenblick, in dem sicher war, daß Eisenhower diesen Verhandlungen entgegenstand,

die Chance für alle weiteren Besprechungen zerstört. Es war also nicht eine „Indiskretion", sondern es handelte sich um einen bewußten politischen Akt, der zugleich die Antwort an Hitlers Adresse enthielt: „Mit dir verhandeln wir nicht!"

Während meiner Stockholmer Verhandlungen setzte sich auch eine andere deutsche Gruppe, geleitet von dem Botschafter Rahn und dem Obergruppenführer Wolff, mit den Amerikanern in Verbindung, um eine Kapitulation der Südarmee zu bewerkstelligen. Diese Verhandlungen brachten es mit sich, daß der Obergruppenführer Wolff am 16. März in der Schweiz sich mit einem Beauftragten des amerikanischen Geheimdienstleiters Allen-Dulles traf, mit dem er die Frage der Kapitulation der Südarmee, d. h. also der Armee Kesselring, erörterte. Zu diesen Verhandlungen hat sich Obergruppenführer Wolff meines Wissens die ausdrückliche Zustimmung Himmlers geben lassen. Der Botschafter Hewel ließ mir während meiner Anwesenheit in Berlin einen entsprechenden Bescheid zukommen, aus dem allerdings seinerzeit für mich nicht hervorging, ob Wolff persönlich in Berlin war oder lediglich telefonisch mit Hewel oder Himmler gesprochen hat. Angesichts des „Erfolges" meiner Stockholmer Mission, so berichtete mir Hewel weiter, habe Himmler einer Fortsetzung dieser Fühlungnahme mit den Amerikanern zugestimmt. Es ist bekannt, daß fast vier Wochen später, nämlich am 19. April, auf Grund dieser ersten Fühlungnahme tatsächlich die Kapitulation der Südarmee erfolgte. Dadurch verlor Hitler das Alpenreduit, seine letzte Zufluchtsstätte. Er wurde durch diese Kapitulation gezwungen, in Berlin seinem Leben selbst das Ende zu setzen.

Die Mitteilungen über meine Stockholmer Verhandlungen schlugen zweifellos in Moskau wie eine Bombe ein. Sie gaben Stalin zu seinem Telegramm an Roosevelt Anlaß, in dem er auf die schärfste Weise gegen diese Sonderverhandlungen protestierte.* Mir ist nicht genau bekannt, inwieweit erst dieses Stalinsche Telegramm Roosevelt über die Verhandlungen, welche in Europa — mit mir in Stockholm oder mit dem Obergruppenführer Wolff in der Schweiz — geführt worden waren, in Kenntnis gesetzt hat. Ich habe aber Grund anzunehmen, daß ich nicht belogen worden bin, wenn mir mitgeteilt wurde, daß Roosevelt bereit war, über

* Das Telegramm Stalins richtete sich offiziell nur gegen die mit Obergruppenführer Wolff gepflogenen Verhandlungen. Nach dem ganzen Tenor richtete es sich aber gegen Sonderverhandlungen überhaupt, die jedoch im einzelnen nicht zitiert werden. Ich halte es daher für möglich, daß vielleicht auch meine Verhandlungen in Stockholm mit diesem Telegramm gemeint waren, aber nicht genannt wurden, weil ja Stalin wegen des Fühlers der Kollontai auch kein ganz reines Gewissen hatte.

den von mir eröffneten Kanal zu verhandeln, der den Sowjets damals ganz zweifellos nicht bekannt gewesen sein kann.

Wenn ich mich in die Lage Roosevelts versetze, so kann ich aber sehr wohl verstehen, daß das, was mir Gilel Storch eingeschärft und was Ivar Olesen wiederholt hatte, richtig war: daß jedes Bekanntwerden deutsch-amerikanischer Verhandlungen bei den Sowjets Roosevelt zwingen würde, die Verhandlungen nicht nur zu dementieren, sondern auch abzubrechen. Nur der vollendete Abschluß einer Kapitulation Deutschlands nach der Westseite hin hätte es Roosevelt ermöglicht, diese Tatsache vor der Weltmeinung zu vertreten.

Hitler selbst nahm die Nachrichten, die ihm hierüber vorgelegt wurden, sehr ruhig auf. Er äußerte sich nur: „Ja, ich kann das verstehen, daß man sich bei so einem Geschäft die Finger verbrennt. Die Kanaillen meinen natürlich nicht den Hesse, sondern sie meinen mich, wenn sie derartig über ihn herziehen. Das zeigt nur, daß ich die Dinge richtig beurteilt habe und daß es für uns kein Verhandeln mit dem Feinde geben kann."

In um so größerer Wut befand sich Ribbentrop. Eine ganze Woche lang ließ er mich nun Abend für Abend kommen, um mich in stets sich steigernder Wut zu beschimpfen und andererseits den Versuch zu machen, mit mir doch noch einen Ausweg aus der Lage zu finden. Sein Redeschwall war dabei nicht mehr zusammenhängend. Eine stenographische Wiedergabe seiner Äußerungen würde ergeben haben, daß er nicht mehr klar zu denken vermochte und daß er nur noch emotionell reagierte. Ich erhob mich daher auf seine Mitteilung hin, daß ich entlassen sei und unter Hausarrest stehe, verneigte mich steif und warf die Tür hinter mir ins Schloß. Das war die letzte Unterredung, die ich mit Ribbentrop hatte.

Der diensttuende Adjutant des nächsten Tages teilte mir mit, daß ich die Angelegenheit mit dem Hausarrest nicht ernst zu nehmen brauche. Ribbentrop habe zwar tatsächlich meine Entlassung verfügt, und ich täte klug daran, mich in den nächsten Tagen nicht in der Wilhelmstraße blicken zu lassen. Im übrigen könnte ich mich aber frei bewegen. Der stellvertretende Personalchef des Auswärtigen Amtes, ein alter Freund von London her, Herr v. Marschall, bat mich, am nächsten Tage zu ihm zu kommen, und fragte mich, ob ich noch irgendwelche Wünsche in bezug auf meine Verabschiedung habe. Er wolle im übrigen versuchen, die Angelegenheit wieder ins reine zu bringen — wozu es jedoch nicht mehr kam.

Dagegen erhielt ich am Nachmittag einen sehr merkwürdigen

Besuch. Einer der Adjutanten Himmlers, dessen Name mir entfallen ist und den ich im übrigen vorher nicht gekannt hatte, erschien mit der entsprechenden Legitimation bei mir und erklärte mir, der Reichsführer wolle volle Aufklärung über meine Stockholmer Mission. Ob ich bereit sei, diese zu geben. Er werde im übrigen dafür sorgen, daß mir nichts geschähe. So eigentümlich mich diese Zusicherung berührte, so wenig war ich gewillt, nun einfach alles begraben sein zu lassen. Ich hielt es daher für richtig, alle gewünschten Informationen über die Stockholmer Besprechungen auf diesem Wege Himmler zugänglich zu machen. Sein Bote machte mir daraufhin einige Mitteilungen, die mich unter anderen Umständen überaus erstaunt haben würden. Er versicherte mir, daß Himmler das baldige Ableben Hitlers erwarte und daß er nur mit Rücksicht darauf, daß dieser wohl sehr bald an seinen Gehirnblutungen sterben werde, von einer Aktion zu seiner Beseitigung abgesehen habe. Im übrigen sei er seit Jahren davon überzeugt gewesen, daß Hitler nicht mehr voll Herr seiner Sinne gewesen wäre, nur habe ihn sein Treueschwur davon abgehalten, gegen ihn zu handeln. Schließlich könne Himmler nicht „den Führer" beseitigen, das ginge schon um des Grundsatzes der SS „Treue ist das Mark der Ehre" willen nicht. Daher habe er immer gehofft, daß Hitler eines Tages eines natürlichen Todes an seiner Krankheit sterben werde. Jetzt aber sei er entschlossen zu handeln, da es darauf ankomme, wenigstens die Substanz des deutschen Volkes zu erhalten.

Enthüllungen, die Jahre später gemacht worden sind, haben in der Tat ergeben, daß Himmler sich in diesen letzten Tagen mit dem Gedanken getragen hat, Hitler abzusetzen und selbst die Führung der Kapitulationsverhandlungen in die Hand zu nehmen. Sein zweites Gespräch mit dem Grafen Bernadotte diente ja wohl kaum einem anderen Zweck, als einen solchen Schritt durchzuführen oder vorzubereiten. In voller Verkennung der Lage hat er auch nach dem Tode Hitlers den Versuch gemacht, sich als dessen Nachfolger aufzuspielen und im Kabinett Dönitz mitzuwirken. Daß Hitler in seinem Testament ihn und Ribbentrop wegen ihrer „verräterischen" Verhandlungen mit dem Feinde abgesetzt hat, kann ich als bekannt voraussetzen. Der Zusammenhang, wie es hierzu gekommen ist, wird wohl durch meine Darstellung gegeben.

Ich hatte inzwischen, nachdem ich endgültig festgestellt hatte, daß ich aus dem Auswärtigen Amt ausscheiden mußte, den Versuch gemacht, in meinen alten Beruf als Journalist zurückzukehren, und hoffte, daß es mir möglich sein würde, entweder nach

Dänemark oder nach Schweden entsandt zu werden, da sich hierfür gewisse Möglichkeiten im Rahmen der Tätigkeit des DNB boten. Da ich sichergehen wollte, daß mir bei der Ausreise keine Schwierigkeiten gemacht würden, suchte ich Dr. Dietrich auf, um mir seine Genehmigung geben zu lassen.

So kam ich noch einmal in die Reichskanzlei.

Das Bild der Verwüstung, das die alte Reichskanzlei bot, war entsetzlich. Der Garten war mit Bombentrichtern übersät, die Bäume zersplittert und nur der Nußbaum, den noch Bismarck gepflanzt hatte, stand aufrecht, obwohl die eine Hälfte durch Bombensplitter abgeschlagen war. In der Halle des Gartens auf und ab gehend, setzte ich Dr. Dietrich auch die Ergebnisse meiner Stockholmer Mission auseinander.

Dietrich war sehr nachdenklich. „Ich glaube, daß Sie recht gehabt haben", sagte er und verabschiedete sich von mir mit der Bemerkung, daß er sehen wolle, was er für mich tun könne.

Als ich den Gebäudekomplex durch die Eingangshalle der Reichskanzlei wieder verlassen wollte, riefen die dortstehenden SS-Wachen plötzlich laut:

„Achtung, der Führer kommt!"

Und so sah ich zum letzten Male in meinem Leben Adolf Hitler durch die Räume der Reichskanzlei wanken. Am Stock, zitternd an Händen und Füßen, vornübergebeugt, mit aufgedunsenem Gesicht, hervorquellenden Augen und verwüsteten Zügen wankte der Führer vor mir durch den Saal wie ein Gespenst — ein unwirklicher, ein unvergeßlicher, tief erschütternder Anblick.

Diese Begegnung beeindruckte mich so tief, daß ich mich abends allein auf mein Zimmer zurückzog, um hier noch einmal über die Dinge und die weiteren Möglichkeiten nachzudenken. Aber das Telefon klingelte. Ich möchte sofort zu Ribbentrop kommen.

Als ich im Büro des Adjutanten erschien, machte mir dieser die Mitteilung, daß Ribbentrop den Befehl gegeben habe, daß ich mit einer weiteren Anzahl der Herren seines Stabes mich im Sonderzug noch heute abend nach Fuschl begeben solle, wo weitere Befehle auf mich warten würden. Es bestünde die Absicht, im Alpen-Reduit noch einmal einen Stab zusammenzustellen, der für den letzten Kampf zur Verfügung stehen solle. Es sei ihm gelungen, durchzusetzen, daß ich auch dabei sein dürfe. Ich solle mich sofort fertig machen.

In diesem Augenblick stürzte der Gesandte Schmidt-Presse in hellster Aufregung in das Zimmer. Er hatte eine große Nachricht: „Roosevelt ist tot! Wir haben die Nachricht soeben aufgefangen. Ribbentrop muß sofort informiert werden."

In der Tat betrat Ribbentrop wenige Minuten später das Zimmer und verlangte vom Apparat des Adjutanten aus die Reichskanzlei zu sprechen, da sein eigener Apparat von den letzten Luftangriffen her zerschlagen und sein Arbeitszimmer unbrauchbar geworden war. Ihm wurde daraufhin mitgeteilt, er möge sich sofort hinüberbegeben, da ihn der Führer erwarte.

In der Meldung über den Tod Roosevelts war zugleich die Mitteilung enthalten, daß Harry S. Truman nunmehr Präsident der Vereinigten Staaten war. Aber wer war Harry S. Truman? Niemand wußte es. Die Tatsache, daß er zum Vizepräsidenten gewählt worden sei, war bei uns überhaupt nicht beachtet worden, und keiner der Herren des Stabes wußte etwas über ihn. Mir allein von den Anwesenden war bekannt, daß Roosevelt Wallace als Kandidaten für die Vizepräsidentschaft ausgeschaltet hatte, weil ihm dieser eine zu selbständige Persönlichkeit war. Ich schloß daraus, daß Truman ein treuer Anhänger des Präsidenten sei und in die Fußtapfen der Rooseveltschen Politik treten werde. Ribbentrop, der so tat, als ob er mich nicht kenne und meine Worte nicht gehört hätte, nahm die Mitteilung jedoch mit sichtlichem Interesse entgegen und sagte: „Das hätte ich mir denken können!" Dann begab er sich in den sogenannten Führerbunker.

Bereits nach einer halben Stunde war er wieder zurück. „Der Führer", so erklärte er uns, „ist mit den Beinen nicht mehr auf der Erde. Er schwebt irgendwo im Himmel. Goebbels, diese Kanaille, hat ihm eingeredet, daß der Tod Roosevelts die große Wende sei, daß nunmehr, ähnlich wie bei Friedrich dem Großen der Tod der Kaiserin Elisabeth in seinen dunkelsten Stunden die große Wende des 7jährigen Krieges herbeigeführt habe, auch seine Sternenstunde gekommen sei. Was für ein Unsinn und was für ein Verbrechen! Wo soll denn noch bei uns eine Wende kommen?" Er verließ das Zimmer und ließ uns allein zurück.

Zwei schwere Bombenangriffe verhinderten unsere programmmäßige Abreise von Berlin. Erst lange nach Mitternacht brachte ein Sonderomnibus, der die ganze Zeit im Hofe des Ribbentropschen Palais gewartet hatte, uns nach Zossen hinaus, wo der Sonderzug auf uns wartete. Als ich den Zug gegen 4 Uhr morgens erreichte, war ich nur noch müde. Das Rollen der Räder und das Donnern der russischen Kanonen weckten mich am nächsten Morgen. Aber der Sonderzug rollte. Er rollte hinaus aus dem zum Untergang verurteilten Berlin, durch die Tschechoslowakei über Pilsen und Eisenstein nach Hallein, wo wir drei Tage später wie durch ein Wunder unbeschädigt ankamen, so daß die Amerikaner uns zehn Tage später in Fuschl gefangennehmen konnten.

ANMERKUNGEN

[1]) z. B. G. P. Gooch, „Recent Revelations of European Diplomacy", London 1927, bzw. die Erinnerungen des englischen Staatsmannes Lloyd George, einem der „Großen Vier" von Versailles.

[2]) Das sogenannte Peace-Ballot, eine von der Völkerbundsliga veranstaltete Befragung des englischen Volkes, die eine große Mehrheit für die Fortsetzung der bisherigen Völkerbundspolitik ergab.

[3]) Hier nur im Auszug zitiert. Für den vollen Text s. Churchills Memoiren, „The Second World War", Bd. 1, „The gathering Storm", Houghton Mifflin Comp., Boston 1948, Kapitel 12, Seite 207—210.

[4]) Bernhard Baruch, der bekannte amerikanische jüdische Bankier. Für sein Verhältnis zu Churchill s. insbesondere das Buch, das die Sekretärin Churchills veröffentlicht hat.

[5]) S. Churchill, a. a. O., Seite 222—224. Churchill bemerkte dazu: „Nachdem ich all dies gehört hatte, sagte ich sofort, ich sei sicher, daß die britische Regierung Deutschland eine freie Hand in Osteuropa nicht geben könne ... Großbritannien würde sich niemals soweit am Kontinent desinteressieren, daß Deutschland die Herrschaft über Mittel- und Osteuropa gewänne."

[6]) S. die Memoiren des Grafen Galeazzo Ciano, „Diario 1937—1938", Bologna 1948, in der deutschen Übersetzung Seite 20 und 29.

[7]) Siehe die Aktenpublikation über den Nürnberger Prozeß.

[8]) „Akten des Deutschen Auswärtigen Amtes", Serie D, Bd. 1, Dokument Nr. 31, Seite 45—56.

[9]) S. Aktenpublikation des Auswärtigen Amtes, Bd. 1, Seite 43—45, Dokument Nr. 29, insbesondere Punkt 2, Kritik deutscher Presse an Eden.

[10]) Hoßbach-Protokoll; s. Akten des AA, Bd. 3, S. 25, Dok. Nr. 19.

[11]) S. Churchills Memoiren, Seite 271—272.

[12]) Vgl. Bericht Papens in „Der Wahrheit eine Gasse", Paul List Verlag, München 1952, Seite 481 ff. Allan Bullock, „Hitler", Odhams Press Ltd., London 1952, auf Seite 399 heißt es: „Die Durchführung des Anschlusses, das ist wahr, war hastig improvisiert worden, um einer Lage zu begegnen, die Hitler nicht vorausgesehen hatte ..."

[13]) S. Henderson, „Failure of a Mission".

[14]) Siehe den Abdruck meines Berichtes in „Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik", Band 2, S. 318, Dokument Nr. 247.

[15]) Siehe den anders lautenden Bericht Herbert v. Dirksens in seinem Buche „Moskau, Tokio, London", W. Kohlhammer, Stuttgart, 1950, S. 215 ff.

[16]) Veröffentlicht als „Com. Paper des Britischen Parlaments", Com. 5847, 1938 (Correspondence resp. Czechoslovakia).

[17]) Vgl. den Bericht bei Allan Bullock, „Hitler", S. 422—425.

[18]) Bisher unveröffentlicht, nach einem Durchschlag vom Original, in meinem Besitz.

[19]) S. „Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik", Band 2, S. 792, Dokument Nr. 657.

[20]) Für den vollen Text siehe „Akten zur Deutschen Ausw. Politik", Band 4, S. 265, Dokument Nr. 251.

[21]) Siehe meine Bestellung an Dr. Rau; abgedruckt in „Akten zur Deutschen Ausw. Politik", Band 4, S. 272, Dokument Nr. 256.

[22]) Bisher unveröffentlicht; Auszug nach dem Durchschlag vom Original, in meinem Besitz.

[23]) Siehe Dr. Peter Kleist, „Zwischen Hitler und Stalin", Athenäum-Verlag 1950, S. 17 ff. Ähnlich berichtet Allan Bullock, „Hitler", S. 454, über die Bemühungen Ribbentrops in Warschau.

[24]) Siehe Dirksen, a. a. O., S. 241 ff.

[25]) Hier folgen wieder Auszüge aus unveröffentlichten Berichten, deren Originale sich noch in meinem Besitz befinden.

[26]) Die nachfolgende Darstellung beruht u. a. auch auf Dirksen, a. a. O., sowie „Documents and Materials Relating to the Eve of the Second World War", Vol. 2, Dirksen Papers; veröffentlicht vom Außenministerium der Sowjet-Union. Meine Darstellung beruht ferner auf Mitteilungen von Herrn Helmuth Wohlthat.

[27]) Bericht ist abgedruckt in den zitierten Dirksen Papers, Dokument Nr. 16, S. 79 ff.

[28]) Auszug aus dem bisher unveröffentlichten Original in meinem Besitz.

[29]) Über die deutsch-russischen Gespräche siehe Erwin Wicker, „Dramatische Tage in Hitlers Reich", Steingrüben-Verlag, Stuttgart, S. 260 ff., Kleist, a. a. O., S. 45 ff.

[30]) Ciano hält in seinem Tagebuch die Angelegenheit für gestellt.

[31]) Durchschlag nach dem Original in meinem Besitz, bisher unveröffentlicht.

[32]) Wie Anm. 57.

[33]) Siehe die entsprechenden vorhergehenden Zitate.

[34]) Erich Kordt, „Nicht aus den Akten", S. 330.

[35]) Otto Abetz, der spätere Botschafter Hitlers in Frankreich; siehe zur Beurteilung seiner Persönlichkeit auch sein Buch „Das ungelöste Problem".

[36]) Karl Jakob Burckhardt, früher Völkerbundskommissar in Danzig.

[37]) Siehe auch die Rede Hitlers vom 6. 10. 1939, in der er sagte: „Ich glaube aber auch heute, daß es eine wirkliche Befriedung in Europa und in der Welt nur geben kann, wenn sich Deutschland und England verständigen." Paul Schmidt, „Statist auf diplomatischer Bühne", Seite 642, schildert die Vorgänge als Augenzeuge.

[38]) Das Original ist bei einem Luftangriff auf Berlin im Jahre 1943 mit meinen sämtlichen Akten vernichtet worden.

[39]) S. Chester Wilmot, „Struggle for Europe", Collins 1952, und Allan Bullock, die beide eindrucksvoll nachweisen, welche Bedeutung das Entkommen der Engländer für die spätere Invasion hatte.

[40]) Eine ähnliche Darstellung gibt G. M. Gilbert, „Nuremberg Diary", London 1948.

[41]) Siehe die umfangreiche amerikanische Literatur, die über das Fallenlassen der Invasionspläne erschienen ist, insbesondere Chester Wilmot, a. a. O., und Allan Bullock, a. a. O.

[42]) S. Wilmot, a. a. O., Seite 42 ff.

[43]) Der bekannte Befehl Nr. 1 über die Geheimhaltungspflichten.

[44]) Vgl. den Eindruck, den Himmler auf den Grafen Folke Bernadotte und auf andere gemacht hat. Es ging ihnen ähnlich wie mir.

[45]) S. Paul Schmidt, a. a. O., Seite 516—526.

[46]) Vgl. die Erinnerungen von G. Mannerheim, Atlantis-Verlag, Zürich 1952; Seite 395 ff. wird eine Beurteilung des Winterkrieges in Rußland gegeben, die aufschlußreich ist. In der deutschen militärischen Literatur wird ebenfalls immer wieder auf die Eindrücke des Winterfeldzuges in Finnland auf Grund der militärischen deutschen Berichte hingewiesen.

[47]) S. hierfür auch das Werk Richard Wichterichs, „Benito Mussolini", Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 1952.

[48]) Ich versage es mir, an dieser Stelle die umfangreiche Literatur über die Entscheidung Hitlers, nicht nach Moskau zu marschieren, sondern nach Süden abzudrehen, zu zitieren. Die Angelegenheit wird eingehend bei Tippelskirch, „Geschichte des zweiten Weltkrieges", in Guderians Erinnerungen und den Büchern von Aßmann und Görlitz geschildert.

[49]) Auch Erich Kordt hat in „Nicht aus den Akten" ähnliche Beobachtungen gemacht.

[50]) Hierfür als interessante Parallele die Beschreibung bei Caulaincourt, „Napoleon", wie Napoleon die Berichte über den Winter in Rußland ablehnt.

[51]) S. hierfür die Vernehmung Ribbentrops im Nürnberger Prozeß, Seite 429, 430 und 431 im „Sitzungsprotokoll", Bd. 10, des Prozesses gegen die Hauptkriegsverbrecher.

[52]) Dies wird u. a. bestätigt in Thomas A. Bailey, „A Diplomatic History of the American People", Appleton-Century-Crofts, Inc., New York 1940, Seite 779 ff., insbesondere Seite 800 ff.

[53]) Generaloberst Wilhelm Heye, der zuletzt Chef der Heeresleitung war, war während des ganzen ersten Weltkrieges im Generalstabe Ludendorffs tätig, und zwar als Chef der Operationsabteilung.

[54]) Tippelskirch, „Geschichte des zweiten Weltkrieges", berichtet auf Seite 313 über das Versprechen Görings, die Armee aus der Luft zu versorgen.

[55]) Vgl. die interessante Studie von Harold Strauß, „The Division and Dismemberment of Germany from the Casablanca Conference to the Establishment of the East German Republic", Ambilly Coopérative „Les Presses de Savoie", 1952.

[56]) Vgl. Kleist, a. a. O., Seite 230 ff.

[57]) Vgl. die Darstellung von Kordt, „Nicht aus den Akten", die im übrigen durchaus zutreffend sein dürfte, Seite 240 ff., und insbesondere S. 245 ff., Fühlungnahme mit Halifax.

[58]) S. hierfür Kleist, a. a. O., Seite 199 ff., und das Werk von Dwinger, „Der große Verrat".

[59]) S. auch das Buch von Rothstein, eine amtliche sowjetische Darstellung der russischen Außenpolitik sowie der dort zitierten Presseäußerungen.

[60]) S. auch das Buch von Graf Folke Bernadotte, „The Curtain falls", Knopf, New York 1945.

[61]) Unveröffentlicht, nach dem Original in meinem Besitz.

[62]) Unveröffentlicht, der genaue Text ist leider nicht wieder aufzufinden gewesen.

Aus einem Bericht von Dr. Hesse an Ribbentrop. Unterstreichungen und Fragezeichen von Ribbentrop. Der Bericht ist auf der Führer-Schreibmaschine geschrieben, die besonders große Typen aufwies, damit Hitler sie ohne Brille lesen konnte.

4) Das grosse Bündnisangebot der Engländer, das ich selbst 6 Wochen vor Ausbruch des Krieges dem Herrn Reichsaussenminister nach Salzburg brachte, 3½ Milliarden Kredit, dauernde Koalition, aber Bindung Deutschlands an die Zustimmung der Engländer für jede aussenpolitische Aktion grösseren Stiles, bedeutete in den Augen der Engländer den letzten Schritt zur Versöhnung und den Versuch, den Führer zu bewegen, Kooperation, Völkerbund und Achtung der internationalen Verträge auf friedlichem Wege zu bringen. Die Ablehnung, die ich damals überbrachte, beantwortete Sir Horace Wilson

G e h e i m !

Mitteilung für Herrn Dr. H e s s e

Betrifft: Flugzettelabwurf über England

Auf die Notiz vom 4.Juli 1940 teile ich mit, daß die Vorbereitungen dahingehend getroffen sind, daß wir die für England bestimmten Flugblätter in jeder Menge drucken, verpacken und über England abwerfen lassen können. Wie Hauptmann Gregor in Ihrer Gegenwart mitteilte, bedarf es insbesondere für einen Großeinsatz der Luftwaffe jedoch einer ausdrücklichen Anordnung des Führers, da die Luftwaffe zurzeit in ihren Vorbereitungen für den Angriff auf England gestört werden würde und während eines im Gange befindlichen Angriffes den Abwurf nur sehr ungern übernehmen würde.
Ich bitte darum, diese Tatsache dem Herrn Reichsaussenminister gelegentlich eines diese Angelegenheit betreffenden Vortrages zu melden.

Berlin, den 8.Juli 1940

(Luther)

Boscombe 2310.

24, Penrith Road,
Boscombe,
Bournemouth.

13th January 1968

Dear Dr Hesse,

Thank you for your letter of good wishes for the New Year. I hope that the year will see progress for us all.

I willingly pay my tribute to the efforts which you made in 1938/39, whilst working as a journalist here, to bring about a good understanding between this country and Germany, so that war might be avoided and peace be preserved. The rulers of your country, however, were not to be diverted from their evil course and so war came, as nearly all the world knows to its cost. Your conscience can be clear, however, for you were in no way to blame for the failure of the efforts of those who, like yourself in your sphere, endeavoured to prevent the disaster.

Yours very truly,
Horace Wilson

"TILES"
Hayling Rise
Worthing
SUSSEX. ENGLAND.
July 18./46

Dear Mrs Hesse,

Your letter dated April 26 has taken a long time to reach England. It has been forwarded to me here because I am no longer in any official position having retired nearly 2 years ago. Anything that I can say is therefore purely in my personal capacity.

I am sorry that your husband is in difficulties. I do not know of course anything about his activities since the outbreak of war but in reply to your request I can honestly say that when I knew him in London before the war I believe that he was sincere in his many ~~efforts~~ efforts to promote better relations between our two countries & that he personally had no wish for the war to break out. Indeed I believe he tried hard to avert it.

Please accept for yourself & convey to the Children the good wishes of my wife & myself.

Yours Sincerely
Geo. F Steward

Übersetzung der beiden englischen Briefe

Boscombe 259

24, Penrith Road,
Boscombe, Bournemouth
13. Januar 1948.

Sehr geehrter Doktor Hesse!

Besten Dank für Ihren Glückwunschbrief zum Neuen Jahr. Ich hoffe, daß das Jahr Fortschritte für uns alle bringt.

Sehr gern zolle ich meinen Respekt den Anstrengungen, die Sie 1938/39 machten, in der Zeit, da Sie als Journalist hier arbeiteten, um ein gutes Einvernehmen zwischen diesem Lande und Deutschland herbeizuführen, damit der Krieg vermieden und der Friede bewahrt werden möchte.

Die Regierenden in Ihrem Lande ließen sich jedoch von ihrem bösen Kurs nicht abbringen, und so kam es zum Kriege, wie die Welt zu ihrem Schaden weiß.

Ihr Gewissen darf jedoch rein sein, denn Sie können in keiner Weise für den Fehlschlag derjenigen getadelt werden, die, wie Sie selbst in Ihrem Arbeitsgebiet, die Katastrophe zu verhindern suchten.

Ihr sehr ergebener
gez. Horace Wilson

„Tiles" Hayling Rise
Worthing Sussex, England
18. Juli 1946.

Sehr geehrte Frau Hesse!

Ihr Brief vom 26. April hat lange gebraucht, um nach England zu kommen. Er ist mir hierher nachgesandt worden, da ich jetzt keine amtliche Stellung mehr bekleide, nachdem ich vor etwa zwei Jahren außer Dienst gegangen bin. Ich kann daher alles, was ich sage, nur als Privatperson sagen.

Ich bedaure es, daß Ihr Mann Schwierigkeiten hat. Ich weiß natürlich nichts über das, was er getan hat seit dem Ausbruch des Krieges, aber in Beantwortung Ihrer Bitte kann ich aufrichtig sagen, daß in der Zeit, in der ich ihn in London vor dem Ausbruch des Krieges kannte, seine vielen Bemühungen, ein besseres Verhältnis zwischen den beiden Ländern zu fördern, aufrichtig waren und er persönlich nicht den Wunsch hatte, daß ein Krieg ausbrechen möge. Ich bin durchaus überzeugt, daß er sich jede Mühe gab, dies zu verhindern.

Ich freue mich, daß Sie und die Kinder wohlauf sind, und ich hoffe, daß Ihre Familie in Kürze wieder beisammen ist.

Bitte nehmen Sie für sich selbst und für Ihre Kinder die besten Wünsche meiner Frau und von mir entgegen

Ihr sehr ergebener
gez. Geo. F. Steward

Frau H. Hesse Kelheim H II/Niederbayern
Amerikan. Zone Deutschland

Abetz, Otto 225—227, 246—247, 256, 289—291, 292, 320, 322
Alexander, König von Jugoslawien 28
Allen-Dulles 427
Amery, Lord 167
Astachoff 193, 358
Attolico, Graf Bernardo 199
Auriol, Vincent 425

Baldwin, Stanley 36, 49, 51, 54, 57, 60, 61, 65, 81, 85—86
Barthou, Louis 25, 27—28
Baruch, Bernard 72, 90
Beck, Ludwig 31, 32, 240, 336, 337, 345, 353, 354, 355, 356, 362
Beck, Josef 159, 160
Bell 343
Benesch, Eduard 25, 110, 131, 138, 152
Berber, Friedrich 248, 251
Bernadotte, Graf Folke 345, 385—386, 425, 429
Berndt, Alfred Ingemar 29, 33—34, 208
Bevin, Ernest 39, 100, 212, 403, 411
Best 402—403
Biddle, Georg 160, 166
Bismarck 15, 16
Bismarck, Fürst Otto v., Botschaftsrat 39, 60, 65
Blomberg, Werner v. 31, 52, 336
Blum, Léon 89, 425
Boncour, Paul 25
Bonnet, George 131, 138
Bonhoeffer, Dietrich 343
Boris, König von Bulgarien 299, 358
Bormann, Martin 305, 366, 369, 370, 384
Böttiger 76, 78
Brauchitsch, Walter v. 102, 236, 298
Brücklmeier, Eduard 191—192, 199, 204, 217, 356, 361
Brüning, Heinrich 11, 20
Bullitt, William C. 167
Bülow, Bernhard Wilhelm v. 22, 23, 24, 26, 31, 32, 37, 38, 47, 52, 55, 69—70, 74, 108, 239
Burckhardt, Karl Jakob 275

Cadogan, Sir Alexander 136, 210
Canaris, Wilhelm 238, 240, 313, 343, 354
Chamberlain, Neville 36, 85, 86—88, 89, 91, 99, 100, 103, 110, 111—112, 113, 114, 115, 116, 118, 120, 121, 122, 130, 133, 134–137, 139, 140, 143, 145–147, 148, 149, 150, 156, 157, 161, 162, 165, 169, 171, 173, 174, 177—181, 186, 187, 194, 201, 212, 215, 222, 241, 338, 339, 389
Churchill, Winston 36, 39—40, 41, 58, 62, 66—68, 69, 70, 71, 80, 81, 88, 90, 91, 93, 100, 103, 112, 133, 167, 168, 174, 194, 212, 241—242, 244, 248, 262—263, 264, 287, 308, 315, 343, 367, 391, 405, 411, 419, 421, 426
Ciano, Graf Galeazzo 29, 80, 96, 145, 185, 191, 199, 214, 250, 283, 285, 286, 322
Cicero 374
Clive, Lord Sidney 147
Conwell-Evans 87, 116, 140—141, 302
Cooper, Duff 58, 85, 88, 91, 173
Coulondre 200
De Crinis 328
Curtius, Julius 20

Dahlerus, Birger 203, 210, 217, 218

Daladier, Edouard 22, 25, 58, 138, 147, 167, 214
Dandkworth 403—404, 406, 407, 413, 414, 418, 419, 420, 421, 422
Derby, Lord 58, 80, 91
Dietrich, Otto 141, 151, 153, 154, 200, 201, 430
Dirksen, Herbert v. 108, 121, 122, 125, 140, 161, 162, 163, 177, 178, 179, 181, 190, 218
Dixon, James 402, 407, 408
Dollfuß, Engelbert 29, 233
Dönitz, Karl 268, 429

Eden, Anthony 54, 56—57, 65, 80, 85, 86, 88, 89, 91, 99, 100, 136, 167, 168, 343, 426
Eduard VIII., Herzog von Windsor 44, 60—61, 62, 80—81
Eisenhower, Dwight 418, 419, 426

Flandin, Pierre 54, 56—57, 58, 62
Franco, Francisco 73, 88, 89, 273
François-Poncet, André 33, 131
Fredborg, Arvid 412, 426
Fritsch, Werner v. 52, 336
Fromm 347, 348, 355, 364, 365

Gamelin, Maurice 114, 133, 214
v. Gauß 183, 184, 186, 256, 422, 423
v. Geldern 399
Georg V., König von England 44, 53
Georg VI., König von England 85
Gisevius, Hans Berndt 334, 344, 346, 355, 356
Goebbels, Josef 33, 35, 78, 124, 151, 152, 153, 154, 176, 183, 202, 207, 220, 221, 233, 246—247, 252, 265, 266, 274, 279, 305, 318, 384, 431
Goerdeler, Carl Friedrich 240, 337, 345, 354, 355
Göring, Hermann 73, 105, 112, 124, 125, 168, 169, 202, 203, 217, 218, 259, 261, 264, 267, 268, 271, 284, 308, 309, 310, 373

Grandi, Graf Dino 80, 105, 143
Graßmann 404, 410, 412
Guderian, Heinz 243, 297, 298, 327

Habicht, Theo 30, 233—234
Haefften, Hans v. 346, 362
Haile Selassie, Kaiser von Abessinien 48
Halder, Franz 224, 236, 337—338, 339
Halifax, Lord 95, 100, 110, 111, 113, 118, 134, 147, 150, 161, 164, 165, 167, 174, 180, 248
Hamilton, Herzog von 275, 276
Hassel, Ulrich v. 337, 345, 354, 355, 357
Haushofer, Albrecht 21, 22, 26, 27, 64—65, 92, 115, 155, 158, 231, 235, 236, 274, 275, 337, 342
Haushofer, Karl 21
Helldorff, Graf Wolfheinrich 346
Henderson, Sir Neville 116, 117, 118, 120, 121, 134, 206, 217, 218, 219, 339
Henlein, Konrad 110
Herriot, Edouard 425
Heß, Rudolf 21, 27, 69, 202, 203, 274—277
Hewel, Walter 8, 17, 97, 98, 115, 124, 145, 158, 183, 185, 192, 193, 202, 204, 205, 208—209, 221, 222, 224, 225, 228—231, 236, 237, 238, 243, 252, 255, 256, 257, 258, 259, 261, 263, 266, 268, 273, 274, 280, 281, 282, 283, 297, 305, 319, 377, 399, 424, 425, 427
Heydrich, Reinhard 207, 384
Heye, Wilhelm 304
Hilger, Gustav 282, 359—360, 379, 422
Himmler, Heinrich 274, 275, 276 bis 277, 290, 305, 344—345, 365, 366, 384, 385, 386, 399, 400, 415, 418, 425, 427, 429
Hindenburg, Paul v. 336, 337

Hitler, Adolf 7, 8, 9, 10, 14—18, 19, 20—22, 23—24, 25—27, 28—30, 34, 41, 43, 52, 53, 54, 55—56, 60, 64, 66, 69, 71, 72, 73, 74, 75, 82—85, 87, 89, 92, 94, 96, 98, 101—103, 104—105, 110, 115, 117, 120, 123, 124–129, 130—132, 137, 139, 140, 146, 148, 149, 151, 154, 155, 158, 159, 160, 161, 162, 178, 183, 185—190, 191, 192—195, 198, 201, 204—207, 208—210, 217, 221, 222, 224, 227, 228—232, 234, 236, 237, 238–239, 242–247, 250—256, 258, 259, 260—268, 269, 270, 271—274, 277, 278 bis 281, 282, 283, 284, 285, 286, 287, 288—289, 290, 291, 292—293, 294—300, 302, 303, 305—311, 312, 313, 314, 317—319, 321, 322, 325—329, 331, 332—334, 336, 343, 346, 347—348, 349, 350—352, 358, 360, 363, 364, 365, 366, 367, 368—369, 375, 377, 382, 383, 387, 388, 397 bis 398, 399, 407, 416, 419, 424 bis 425, 427, 428, 429, 430, 431
Hoare, Sir Samuel 42, 43—44, 45—46, 49—50, 51, 85, 165, 401
Hoesch, Leopold v. 37, 38, 39, 40, 47, 50, 59, 60—61, 62, 63—64, 389
Hohenlohe, Prinzessin 125
Hopkins, Harry 419
Hore-Belisha 165, 174
Hoßbach-Protokoll 101—102, 109, 120
Hudson 169, 170, 190

Jones, Sir Roderick 38, 145, 200

Kaltenbrunner, Ernst 399, 408
Karl Eduard, Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha 44, 46
Keitel, Wilhelm 119, 120, 200, 208, 224, 247, 254, 298, 318
Kemsley, Lord 91, 200
Kennedy 101
Keppler, Wilhelm 23, 27, 55
Kesselring, Albert 427
Kleist, Peter 317, 401, 408
Knatchbull - Hugessen, Sir Hughe 379
Knickerbocker 101
Kollontai, Alexandra 414, 421, 422, 427
Kordt, Erich 96, 199, 208, 338
Kordt, Theo 108, 140, 141, 145, 147, 162, 163, 177, 178, 179, 181, 201, 203, 204, 210, 217, 218, 338, 356

Lamla 349, 350
Laval, Pierre 47, 51, 244, 321
Layton, Gilbert 14
Leeper, Rex 35—36, 43, 302
Lenin 395—396
v. Lersner 374, 379
Ley, Robert 35, 305
Liddell Hart 243
Lipsky 23
Litwinow, Maxim 138
Lloyd George, David 50, 57
Londonderry, Lord 80, 91
Lorraine, Sir Percy 214
Lothian, Lord 25, 57, 91
Luther 257, 258

MacDonald, Ramsay 36, 85
Mac Farlane 117, 119
Mahan 240
Malkin, Sir Hubert 407
Matsuoka 284—286, 287, 298
v. Moellhausen 400—401
Molotow, Wjatscheslaw 193, 253, 279
v. Moltke 159, 302
Morell 255, 324—329
Mount-Temple, Lord 80
Mussolini, Benito 28—29, 47, 49, 52, 73, 89, 102, 105, 143, 185, 191, 198, 199, 201, 204, 210, 214, 250, 283, 320, 322, 358, 365, 368

Neurath, Konstantin v. 17, 23, 24, 52, 55, 62, 64, 71, 75, 98, 99, 100, 102, 123

Norton, Sir Clifford John 260

Olesen, Ivar 409, 412—413, 415 bis 417, 428
Oshima 300, 301, 303, 319, 358, 359, 368—369

Papen, Franz v. 11, 374, 379
Paul, Prinzregent von Jugoslawien 281
Paulus, Friedrich 308, 310
Perth, Lord 145
Pétain, Henri 244, 321
Phipps, Sir Eric 26, 214
Pilsudsky, Josef 22
Popitz, Johannes 343, 344, 345, 354
Potemkin 193
Price, Ward 33
Pückler, Graf 151

Quisling, Vidkum 237—238

Raeder, Erich 261, 268, 269
Rahn 427
Rau, Hermann 141
v. Raumer 96
Rauschning, Hermann 92
Ribbentrop, Joachim v. 7, 8, 17, 26, 32—33, 41, 42—47, 62, 63, 69, 71, 75, 76—80, 81, 82—85, 91—92, 93—95, 96—99 100, 102, 103, 105, 106, 115, 117, 121, 123—129, 149, 153—155, 157, 158, 160, 182, 183, 184—190, 191, 192, 200, 201, 202, 203, 204 bis 207, 208—210, 217, 220, 221, 224, 227—229, 231—232, 233, 236, 246—247, 248—256, 262 bis 263, 273, 274—277, 279, 280, 281—282, 283, 284, 285, 286, 287, 288, 289—292, 295, 300, 301, 302, 303, 305, 306, 314 bis 317, 319, 322, 323, 333—334, 358, 359—361, 369—372, 373 bis 374, 375—377, 379, 381—384, 385—386, 387, 388, 392, 396, 397—398, 399, 400, 406—407, 415, 420—425, 426, 428, 429, 430, 431
Richatson-Hat 38, 59, 81, 203
Röhm, Ernst 336
Rommel, Erwin 274, 300, 354, 355, 364
v. Rönne 346, 351, 357
Roosevelt, Franklin Delano 72, 82, 91, 99, 100, 130, 159—160, 166, 171, 187, 212, 301—303, 315, 342, 367, 383, 387, 391, 405, 409, 413, 415, 416, 418, 419, 421, 427, 428, 431
Rothermere, Lord 80, 91
Runciman, Lord 130, 131, 137
Rundstedt, Gerd v. 261
Rydz-Smigly 172

Sandys, Ducan 70
Schellenberg 407, 408, 418, 425
Schleicher, Kurt v. 11
Schmidt, Paul 146, 199—200, 207, 217, 232
v. Schmieden 398, 399
Schnurre 423, 425
v. d. Schulenburg, Graf Fritz 346
v. d. Schulenburg, Graf Werner 193, 253, 282, 335, 345—346, 348, 349—350, 354, 355, 356, 357, 359—360, 361, 362, 364, 366, 368, 369, 371
Schuschnigg, Kurt v. 29, 102, 104
Seiß-Inquart, Artur 102
Simons, Sir John 27, 39, 165, 379, 381, 383
Simpson, Mrs. Wally 59, 61, 81
Sinclair, Sir Archibald 39, 50, 58
Speer, Albert 332
Stalin, Josef 9, 30, 66, 193—194, 200, 279, 285, 299, 311, 313, 348, 349—350, 356, 358, 360, 361, 362, 368, 369, 383, 388, 396, 406, 413, 414, 427
Schenck v. Stauffenberg, Graf Claus 346—347, 348, 349, 350, 354, 355, 356, 362—364, 366
Steed, Wickham 39
Storch, Gilel 401, 408—410, 411, 412—413, 418, 419, 428
Stettinius 419

Steward George 36, 70—71, 74, 80—81, 87, 99, 116, 121, 137, 143, 144, 148, 177, 201, 210, 211, 216, 302, 339
Strang, William 136
Stresemann, Gustav 20, 53
Stülpnagel, Otto v. 364
Stumpfegger 328
Swinton, Lord 59

Tabouis, Madame 51
Thomsen 403, 404, 406, 413, 414
Tiso, Josef 161
Todt, Fritz 284, 297
Trott zu Solz, Adam 342, 343, 347, 349, 355, 369, 401, 402
Truman, Harry 431

v. Ustinow 37

Vansittard, Sir Robert 38—39, 99, 136, 240, 260, 411
Vought, Allan, 403, 404, 410—412, 425, 426
Vuillemin 133

Wagner 348, 352, 355, 362, 363, 364
Waley, Sir Sigfried 74—75
Wallenberg, Jakob 401, 404—406, 411, 413—414, 419
Wallenberg, Markus 401, 404, 414
Waßner 41—42, 43, 58
Weizsäcker, Ernst v. 117, 123, 143, 155, 239—240, 241, 279—280, 337, 338, 398
Welles, Sumner 90, 303, 374
Wheeler-Bennett, John W. 24, 27—28
Wiedemann 125
Wilhelm II., Deutscher Kaiser 17
Wilson, Sir Horace 135—136, 137, 139, 140, 141—143, 144, 145, 148, 150, 156, 157, 169, 177 bis 181, 182, 190, 195—198, 201, 211—216, 224, 242, 302, 339, 389
Wlassow, Andrej 346, 347, 348
Woermann, Ernst 75, 79, 96
Wohlthat, Helmut 74, 168—171, 190, 196, 218
Wolff 427

York v. Wartenburg, Graf 346

Zwetkowitsch 281

FRANZ VON PAPEN

DER WAHRHEIT EINE GASSE

35. Tausend. 678 Seiten
mit 15 Bildtafeln. Ganzleinen DM 23.80

Der Autor hat sich mit seinen Memoiren unleugbar das Verdienst erworben, nicht nur mit gewissen Legenden aufzuräumen, sondern auch die Diskussion voranzutreiben und den ehrlichen Willen erkennen zu lassen, eigene Fehler und Irrtümer zu kennzeichnen. Das ist selten in der Hochflut der Erinnerungen dieser Tage, so daß es den Anschein hat, als ob Herr von Papen auf dem Wege ist, seinen so lange umstrittenen Ruf wieder zu festigen.

Dr. Walter Görlitz in der „Welt", Essen

Das Wertvollste an Papens Memoiren ist, daß er die Dinge so geschildert hat, wie er sie sah: daß er also subjektiv wirklich die Wahrheit gesagt hat. Es würde zu dem Bilde von Papens als eines Gentleman von europäisch-katholischer Haltung und bewiesenem persönlichem Mut nicht passen, wenn man ihm die Absicht in seinen Memoiren die Wahrheit zu sagen, bestritte. Entscheidende Vorgänge der Geschichte treten nach Kenntnis dieses Buches in eine neue, reinere Beleuchtung.

Prof. Friedrich Glum, München

PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN

JOSEPH BERNHART

DER VATIKAN ALS WELTMACHT

23. Tausend. 412 Seiten mit 8 Bildtafeln. Ganzleinen DM 12.80 Französische Ausgabe bei Payot, Paris. Italienische Ausgabe bei Bompiani, Mailand. Englische Ausgabe bei Longmans, London. Spanische Ausgabe bei Maristany, Barcelona. Holländische Ausgabe bei De Fontein, Utrecht.

Bernharts Werk scheint uns immer noch unerreicht in drei wesentlichen Punkten: der wissenschaftlichen Beherrschung des riesigen Stoffes, der eminent künstlerischen Gestaltungskraft, die Prägnanz mit Anschaulichkeit aufs glücklichste zu verbinden weiß, und schließlich einer bestimmten geistig-theologischen Grundhaltung, die den Blick für die übergeschichtlichen Kraftquellen des Papsttums keinen Augenblick verliert.

Basler Volksblatt

Ein Werk, das bereits vor über 20 Jahren zum erstenmal erschien, das aber verdienterweise in Neuauflage vorliegt. Wohl kaum ein anderes Buch vermittelt uns so anschaulich und umfassend ein getreuliches Bild von Geschichte, Bedeutung und vor allem auch vom organisatorischen Aufbau der vatikanischen Macht. Es bleibt bewundernswert, wie der Verfasser den äußerst umfangreichen Stoff beherrscht und in eine gültige Form gebracht hat.

Literatur-Anzeiger, Göttingen

PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN

ANDRÉ MAUROIS

AUF DEN FLÜGELN DER ZEIT

Erinnerungen

Aus dem Französischen von Wilh. Maria Lüsberg
336 Seiten. Ganzleinen DM 13.80

Wäre der Verfasser weniger bescheiden, so könnte man geneigt sein, sein Werk als allzu große Selbstbespiegelung zu bezeichnen. Vor Maurois verstummt eine solche Kritik. Es bleibt der ernste Versuch eines Mannes, der in dieser Welt so viel gesehen und erlebt hat, daß er aus seinem eigenen Erleben für uns alle Erkenntnisse zu gewinnen vermochte.

Klaus Eburg in der Frankfurter Neuen Presse

Die menschliche Reife seiner Erinnerungen zeigt sich gerade in Partien privaten Leids, etwa an Stellen, die dem Tode der von ihm sehr geliebten ersten Frau Janine gewidmet sind. Hier bekommt die Autobiographie Größe. Sie erschüttert. Überhaupt kann als Gewinn verzeichnet werden, wie sehr das Herz „auf den Flügeln der Zeit" mitgeht, wie leidenschaftlich es beteiligt ist.

Karl Krolow in der Hannoverschen Presse

PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN

TORE HAMSUN

KNUT HAMSUN
MEIN VATER

457 Seiten mit 31 Bildtafeln. Ganzleinen DM 14.80

Tore Hamsuns Buch über seinen großen Vater ist ein Werk, das als literarisches Ereignis gewertet werden kann. Die Schicksale dieses Lebens übertreffen jeden Roman, selbst die Phantasie eines Knut Hamsun verblaßt vor der Phantasie des Schicksals, das diesen großen Mann in Glanz und Tragik, in allen Höhen und Tiefen des Lebens umgab. Tore Hamsun ist ein ausgezeichneter Chronist, denn er deutet nicht, sondern er erzählt, lebendig, manchmal fast an den Stil seines Vaters gemahnend. Der Sohn hat sich ganz in das Schicksal seines Vaters eingelebt, den kleinsten Regungen nachgespürt, gestützt auf ein unendlich reiches Material. So entsteht nicht nur das Bild einer großen Epoche, sondern auch die tragisch umwitterte Gestalt eines großen Mannes mit dem Herzen eines Kindes und dem Herzen eines Löwen, der ein Charakter war, wie es wenige gab und gibt. Hamsum war vielleicht der letzte wirkliche Dichter des Abendlandes überhaupt. Die Biographie Tore Hamsuns sollte jeder lesen, der Hamsuns Werke liebt, ja, sie wird dazu beitragen, die Deutschen ihren Hamsun neu entdecken zu lassen, neu zu lieben: Ihn — der Deutschland über alles liebte und dessen tragischer Lebensausgang seine Wurzel in dieser Liebe hatte.

Der Europäische Kulturdienst, Salzburg

PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN

FRITZ HESSE

DAS SPIEL UM DEUTSCHLAND